Schlosser

Hellermann

Neuere Geschichte.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Neunter Theil.

(Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M. 1855.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet

von

G. L. Kriegk.

Siebenzehnter Band.

Frankfurt a/M. 1855.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Geschichte der neueren Zeit.

IV. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

XII. England und sein Verhältniß zum übrigen Europa von 1778 an bis 1784.

1. Innere Angelegenheiten England's und sein Seekrieg mit Frankreich und Spanien von 1778 bis 1781.

Während in Nordamerika der Ausgang des Krieges schon 1781 unwiderruflich entschieden ward, dauerten nicht nur die Unruhen in England fort, sondern die englische Nation hatte auch mit zwei europäischen Mächten einen Seekampf zu führen, dessen Verlauf weniger für Nordamerika, als für die Entwickelung der europäischen Verhältnisse wichtig war. Es brauchen daher auch die ferneren Ereignisse des Krieges, welchen die Nordamerikaner selbst, von Frankreich und Spanien unterstützt, mit England führten, nur ganz kurz angedeutet zu werden. Dagegen müssen wir unseren Blick auf die inneren Angelegenheiten England's richten, sowie auf die Versuche der Seestaaten des europäischen Festlandes, dem von England bisher ausgeübten Seerechte ein Ende zu machen.

In England ging das Ministerium North, ohne Rücksicht auf die feindselige Stimmung der Nation, seinen alten Weg ruhig fort. Es ließ sogar, mitten im Verlaufe eines kostspieligen Krieges, durch seine Anhänger im Parlament zweimal (1777 und 1778) die Civilliste bedeutend erhöhen. Vergebens kämpften Chatham, Fox, Burke und Andere gegen ein Ministerium, welches mit eiserner Consequenz verfuhr, und in seinem Anhange unter den großen Familien eine feste Stütze hatte. Erst als das an Sieg und Gewinn gewöhnte englische Volk im Kriege eine Demüthigung nach der anderen erlitt, ward es den dem Hofe feindlichen Männern möglich, nach und nach größeren

Einfluß zu erhalten und endlich das verhaßte Ministerium zu stürzen. Am erbittertsten ward der Kampf zwischen Ministerium und Opposition zu der Zeit, als Frankreich ein Bündniß mit Nordamerika schloß (Februar 1778), und dadurch mit England in Krieg gerieth. Lord Chatham besonders griff damals die Minister mit einer ganz schrankenlosen Heftigkeit an; er starb jedoch am 11. Mai 1778, nachdem er bereits längere Zeit durch Krankheit niedergebeugt gewesen war, und nur auf Krücken gestützt im Oberhause hatte erscheinen können. Als er am 7. April zum letzten Male dort auftrat, war seine Gesundheit schon so zerrüttet, daß er nur noch mit schwacher Stimme und mit unterbrochenem Zusammenhange der Gedanken sprechen konnte und, als er geendet hatte, wie todt auf seinen Sitz zurücksank.

Die Engländer eröffneten unterdessen den Krieg mit Frankreich zur See. Das erste Haupttreffen fand am 27. Juli 1778 bei Quessant Statt. Dieses Treffen hatte zwar, weil es unentschieden blieb, auf den Gang des Krieges keinen Einfluß; um so wichtiger war es aber für die innere Geschichte beider Staaten. In England machte man nämlich dem Könige und seinen verhaßten Ministern einen Vorwurf daraus, daß nicht, wie man gewohnt war, gleich im Beginne des Krieges Siege erfochten wurden; und als die Minister, um die Schuld von sich abzuwälzen, den commandirenden Admiral Keppel vor ein Kriegsgericht stellten, sprach dieses ihn auf die ehrenvollste Weise frei, wodurch dann die Stimmung gegen die Minister noch erbitterter und die Stellung derselben noch schwieriger wurde. In Frankreich ward das Treffen bei Quessant in gleicher Weise der Königin Marie Antoinette und dem später als Philipp Egalité berüchtigt gewordenen Herzoge von Orleans, welcher damals noch Herzog von Chartres hieß, verderblich. Der Letztere hatte als nomineller Commandant eines Geschwaders an jenem Treffen Theil genommen; er hatte sich aber, wie man wenigstens allgemein glaubte, so feige gezeigt, daß er den Seedienst wieder verlassen mußte. Diese öffentliche Kränkung des jungen Herzogs wurde dem Hasse der Königin zugeschrieben, die man unglücklicher Weise in alle Dinge einmischte. Auch bewirkte dieselbe allerdings, daß ihr Günstling, der Graf von Artois, die Würde eines Groß-Admirals von Frankreich erhielt, nach welcher der Herzog von Chartres gestrebt hatte.

In England war der Haß gegen das Ministerium so groß, daß trotz der Nachtheile, welche die französischen Flotten in Nordamerika, in Westindien und in Ostindien erlitten, die vorzüglichsten Admiräle sich weigerten, den Oberbefehl zu übernehmen, so lange Lord Sandwich das Seewesen leitete. Im Sommer 1779 erhielt England einen neuen Feind zur See. Es gelang nämlich damals den Franzosen, den spanischen König Karl III., trotz seines großen Widerwillens gegen die Nordamerikaner und ihre republikanischen Ideen, zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Die englische Seeherrschaft gerieth dadurch in eine größere Gefahr, als sie zu irgend einer anderen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts sich befand; denn die spanische Seemacht, die sich jetzt mit der französischen vereinigte, war durch Karl III. auf eine gleiche Stärke mit dieser gebracht worden, die englische aber war gerade damals in verschiedene Meere zerstreut. Die feindlichen Flotten bedrohten im Juni sogar England selbst mit einer Landung, und nur die Uneinigkeit der beiden Führer derselben bewahrte, als diese im August vor Plymouth erschienen, die Engländer vor der Zerstörung ihrer kostbaren Werften und Arsenale.

Im folgenden Jahre (1780) war das Schicksal den Engländern günstiger; dagegen hatten sie aber durch innere Unruhen zu leiden. Durch eine Parlaments-Acte war nämlich 1778 ein Theil der grausamen Strafverordnungen, die man unter Wilhelm III. über die Katholiken verhängt hatte, in England und Irland aufgehoben worden. Nachher wollte man diese Milderung eines fanatischen Gesetzes auch auf Schottland ausdehnen; hier erhob sich aber die Hefe des Puritanismus unter dem Rufe: „Kein Pabstthum (no popery)!" gegen dieselbe, und bald nachher breitete sich die Aufregung auch nach England aus. Ein verrückter Fanatiker, Sir George Gordon, trat an die Spitze der Bewegung, und hetzte die wüthende Masse der Blindgläubigen nicht nur gegen die Katholiken auf, sondern auch gegen das Parlament, dessen Mitglied er selbst war. Dadurch kam es dann in derselben Zeit, als ein amerikanischer Pirat, Paul Jones, die brittischen Küsten heimsuchte, zu weit ärgeren Gewaltthaten, als die der Jahre 1763 bis 1775 gewesen waren. Der Pöbel von London und viele tausend blindgläubige Schotten, welche in die Hauptstadt des Reiches gekommen waren, griffen, als das

Parlament sich ihrem Verlangen nicht fügte, auf Gordon's Aufforderung zu den Waffen. Sie zerstörten die katholische Kapelle zweier Gesandten und die Häuser der vornehmsten Katholiken, sowie derjenigen Protestanten, welche der Toleranz das Wort geredet hatten. Sie öffneten die Kerker der Hauptstadt, und viele hundert schwere Verbrecher verbreiteten sich sengend, brennend und plündernd durch die Stadt. Diese war bald in der Gewalt des wildesten Pöbels; sie brannte an sechsunddreißig Stellen, glich einer mit Sturm eroberten Festung, und war mit dem völligen Untergang ihres Wohlstandes bedroht. Ein Augenzeuge behauptet geradezu, daß sogar zu keiner Zeit der französischen Revolution die Stadt Paris eine ähnliche Mishandlung erlitten habe. Da das Parlament wegen des Zustandes der Hauptstadt dreizehn Tage lang seine Sitzungen hatte einstellen müssen, so proclamirte der König, gestützt auf ein Rechtsgutachten des Staatsanwaltes Wedderburne, das Martial-Gesetz, wobei er den Muth hatte, dies ohne die Mitunterschrift eines Ministers oder mit anderen Worten auf seine eigene Verantwortlichkeit hin zu thun. Ein furchtbares Blutbad war die Folge dieses Schrittes. Es wurden zwischen dem Volke und den Soldaten förmliche Schlachten geliefert, und mehr als tausend Menschen kamen dabei ums Leben. Als die wüthende Menge durch die Soldaten besiegt war, blieb der Anstifter des ganzen Unfuges, Gordon, unbestraft, während die von ihm irre geleiteten Fanatiker mit dem Leben büßen mußten. Ein Formfehler nämlich, der in der Anklage-Acte gemacht worden war, hatte bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des englischen Gerichtswesens die Folge, daß Gordon freigesprochen werden mußte

In diesem Unglücksjahre der Stadt London hatte das englische Ministerium, welches mit allen alten Admirälen gespannt war, das Glück, daß der tüchtigste englische Seemann, Rodney, den Oberbefehl über eine nach Westindien bestimmte Flotte übernahm. Diesem ward zugleich der Auftrag gegeben, Vorräthe und Verstärkungen in das mit einer Belagerung bedrohte Gibraltar zu bringen. Rodney ward auf seiner Fahrt vom Schicksale ganz besonders begünstigt. Zuerst traf es sich, daß eine vereinigte französische und spanische Flotte, welche in Brest lag, nicht segelfertig war und ihm also nicht folgen konnte. Dann stieß er durch Zufall auf eine bedeutende Anzahl spanischer Transportschiffe, und nahm diese weg. Hierauf hatte

er das Glück, daß die zwei spanischen Geschwader, welche vereinigt ihn hatten angreifen sollen, durch Unwetter von einander getrennt wurden, und daß er mit seiner an Zahl doppelt überlegenen Flotte beim Cap St. Vincent auf das eine derselben traf. In der Schlacht, welche dort geliefert ward, erlitten die Spanier troß ihres tapferen Kampfes eine solche Niederlage, daß alle ihre Schiffe bis auf vier genommen oder vernichtet wurden.

Nach diesem Siege fuhr Rodney zuerst nach Gibraltar, und führte dort den ihm ertheilten Auftrag vollständig aus. Dann segelte er nach den westindischen Gewässern. Dort traf er auch den französischen Admiral Guichen, noch ehe derselbe sich mit der erwarteten spanischen Flotte vereinigt hatte. Guichen wich zwar lange einem entscheidenden Kampfe aus; es gelang aber dem englischen Admiral zuletzt doch, ihn zu einem Treffen zu bringen. Dieses Treffen blieb freilich unentschieden, und Rodney klagte deshalb laut über das englische Ministerium, welches die See-Officiere nicht nach Verdienst und Tüchtigkeit, sondern mit Rücksicht auf ihre Partei-Ansicht, ihre Verwandtschaft und ihren Einfluß anstelle. Die Vereinigung der spanischen und französischen Flotte fand nachher zwar Statt; allein das Klima, schlechte Verpflegung und ansteckende Krankheiten machten es den Franzosen und Spaniern unmöglich, ihre eigentliche Absicht, die Eroberung von Jamaika, zu erreichen. Guichen kehrte deshalb im Juli nach Europa zurück. England war also im Jahre 1780 zur See unbesiegt geblieben. Dagegen hatte es aber an Geld und an Kauffahrtei-Schiffen einen sehr großen Verlust erlitten. Außerdem war im August eine starke englische Flotte, welche Kriegs-Material nach Ost- und Westindien bringen sollte, von dem spanischen Admiral Ludwig von Cordova weggenommen worden; und fast zu derselben Zeit hatten die Amerikaner vierzehn Schiffe einer nach Canada bestimmten Flotte gekapert. Alle diese Unglücksfälle wurden dem englischen Ministerium Schuld gegeben, obgleich sie hauptsächlich in einer ungünstigen Fügung der Umstände ihren Grund gehabt hatten.

2. Der Bund der bewaffneten Neutralität und der Seekrieg zwischen England, Frankreich, Holland und Spanien bis zum Jahre 1782.

Im Jahre 1780 erhielt der Krieg ganz unerwartet eine neue Wendung, weil die neutral gebliebenen Seestaaten sich mit einander zu einem Schritte verbanden, welcher England's Seeherrschaft ernstlich zu bedrohen schien. Es ward nämlich der Bund der sogenannten bewaffneten Neutralität geschlossen, durch welchen das Seerecht der Engländer oder mit anderen Worten die von ihnen zur See geübte Gewalt vernichtet werden sollte. Die Anregung zu diesem Bunde ging von Rußland aus. Kaiserin Katharina II. war zwar den Engländern gewogen, und unterhandelte sogar mit dem englischen Gesandten Harris, dem nachherigen Lord Malmsbury, über eine engere Verbindung zwischen England und Rußland; sie wurde aber durch ihren Minister des Auswärtigen, den Grafen Panin, dadurch getäuscht, daß dieser ihr jenen Bund als eine Sache darstellte, welche nicht nur für England vortheilhaft sei, sondern auch ihr selbst das Ansehen und den Ruhm verleihen werde, die Beschützerin der Schwachen zu sein. Katharina gab also ihre Einwilligung, und am 26. Februar 1780 wurden alle neutralen Seestaaten aufgefordert, im Bunde mit Rußland dem Grundsatz: „Frei Schiff, frei Gut!" als Seerecht geltend zu machen und die Krieg-führenden Mächte zur Anerkennung desselben zu zwingen. Nach diesem Grundsatze sollten die neutralen Schiffe nicht nur alle Waaren außer den wirklichen Kriegsbedürfnissen nach den im Kriege begriffenen Ländern führen dürfen, sondern es sollte auch ein Hafen nur dann als blokirt angesehen werden, wenn die Einfahrt in ihn durch Kriegsschiffe wirklich unmöglich gemacht sei. Frankreich und Spanien erkannten dieses von Rußland aufgestellte Recht der Neutralen sogleich an. England hätte dasselbe gern verworfen; es wäre aber dadurch auch noch mit Rußland in Krieg gerathen. Es half sich also auf eine andere Weise. Die englische Regierung erkannte nämlich zwar auch ihrerseits den russischen Neutralitäts-Bund an, und sah ruhig mit an, daß nach und nach alle neutralen Seemächte demselben beitraten; sie sorgte aber dafür, daß Holland von der Theilnahme an demselben abgehalten werde, weil nur dieser Staat

vermöge seiner vielen Schiffe und seiner großen Kapitalien im Stande gewesen wäre, ein solches Recht der Neutralen in Ausführung zu bringen, und weil die Holländer zugleich unter dem Schutze desselben den englichen Handel an sich reißen konnten. Auch gelang es den englischen Ministern in der That, durch ihre Kabalen Holland's Beitritt zum Neutralitäts=Bunde so lange zu verhindern, bis ein Vorwand zur Kriegserklärung gegen dasselbe gefunden worden war. Dieser Umstand ist es daher ganz allein, welcher dem Bunde der bewaffneten Neutralität eine Bedeutung verliehen hat; denn an und für sich selbst war und blieb derselbe, wie so mancher andere diplomatische Plan, nur eine vorübergehende Erscheinung. Wir müssen deshalb auch zunächst einen Blick auf den Zustand und die innere Geschichte der sieben Provinzen der vereinigten Niederlande werfen.

Die Statthalterschaft in dieser Föderativ=Republik führte damals dem Namen nach Wilhelm V. von Oranien, in Wirklichkeit aber der uns bereits bekannte Erzieher und Leiter desselben, Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig (s. Th. XVI., S. 250 und 429). Dieser hatte, als der junge Prinz 1766 volljährig geworden war, ihn zu seinem bloßen Werkzeuge gemacht oder vielmehr sich selbst geradezu an seine Stelle gesetzt. Er hatte nämlich den Prinzen bewogen, mit ihm einen Vertrag, die sogenannte Acte der Consultation, zu schließen, durch welche derselbe sich verpflichtete, in allen Staatsangelegenheiten dem Rathe seines früheren Vormundes zu folgen. Dieser ganz gesetzwidrige Vertrag wurde zwar geheim gehalten; man erkannte aber aus dem Verhältnisse, in welchem Prinz Wilhelm zu dem Herzoge auch fernerhin stand, das Vorhandensein eines solchen Vertrages. Dadurch ward also die Erbitterung gegen den Herzog, dessen ganze bisherige Leitung der Geschäfte Unwillen erregt hatte, gesteigert und der anti=oranischen oder, wie man sie in den Niederlanden nannte, der patriotischen Partei zu größerem Ansehen und Einflusse verholfen. Diese Partei, welche die Herrschergewalt dem Erbstatthalter zu entreißen und an die Generalstaaten, sowie an die Stände der einzelnen Provinzen zu bringen suchte, war für das Haus Oranien sehr gefährlich, weil nicht nur der Reichthum, sondern auch die Magistrats=Stellen fast überall in ihren Händen waren. Am mächtigsten war sie in der Pro=

vinz Holland, besonders in der Stadt Amsterdam, welche durch ihren Reichthum und durch den Umfang ihres Handels allen anderen Städten weit überlegen war, und nicht nur in den Provinzial-Ständen, sondern sogar in den Generalstaaten großen Einfluß hatte. Die oranische Partei bestand aus der holländischen Ritterschaft und aus denjenigen Provinzen, in welchen wie in Seeland und Geldern große Güter des Hauses Oranien lagen. Außerdem hing der gemeine Haufen fast überall dem Erbstatthalter an. Beide Parteien verfolgten — was für den Gang der allgemeinen Geschichte der wichtigste Punkt ist — eine ganz entgegengesetzte auswärtige Politik. Die Regierungs-Partei schloß sich enge an England an, weil sie in der mit dem Hause Oranien verwandten englischen Königsfamilie eine Stütze gegen die Patrioten suchte und fand; diese dagegen waren von jeher den Franzosen zugethan und zu einem Bunde mit ihnen, sowie mit den Nordamerikanern geneigt.

Das gegenseitige Mistrauen der beiden fast gleich mächtigen Parteien lähmte die Kraft der Regierung und machte, daß selbst die weisesten Absichten und Vorschläge derselben scheiterten. Man konnte über keine energische Maßregel einig werden, und ließ sogar die Land- und Seemacht in Verfall gerathen, weil der Statthalter an der Spitze des gesammten Kriegswesens stand, und jede Verstärkung des Heeres oder der Flotte seine Macht vermehrte. Zu diesem Übel kamen noch andere hinzu. Die Reichen und Großen des Landes hatten seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Einigkeit und Uneigennützigkeit, ohne welche kein Föderativ-Republik sich erhalten kann, ganz verloren. Sie hatten ferner durch ihren Krämergeist, durch ihre ewige Zwietracht und durch den kleinlichen Sinn, mit welchem die Politik geleitet wurde, die Republik der Niederlande verächtlich gemacht. Außerdem war eine feste, consequente und energische Regierung nicht nur wegen der angeborenen Langsamkeit und Bedachtsamkeit der Holländer unmöglich, sondern sie wurde auch durch die verwickelten Formen und Verhältnisse einer Föderativ-Republik erschwert, in welcher Städte wie Amsterdam und ganze Provinzen von den Generalstaaten oder der höchsten beschließenden Behörde bis zu dem Grade unabhängig waren, daß sie sogar Verträge mit fremden Staaten schließen durften, ohne den Generalstaaten auch nur eine Mittheilung davon zu machen. Endlich ward

der Partei-Haß und die Zwietracht noch dadurch verstärkt, daß der einst so blühende Handel Holland's und seine Seemacht größtentheils an England übergegangen waren; denn man schrieb dieses Unglück, welches eine Folge der veränderten politischen Umstände und Verhältnisse gewesen war, der Regierung zu. Sogar den Verfall der Land- und Seemacht gab man der statthalterischen Regierung Schuld, obgleich die Letztere demselben stets vorzubeugen gesucht hatte, und ihre Bemühungen nur an der Eifersucht und Kargheit der einzelnen Provinzen und der städtischen Magistrate gescheitert waren.

Unter diesen Umständen war es ganz natürlich, daß Holland in seinen politischen Verhältnissen immer mehr bedrängt und benachtheiligt ward. Die Engländer erlaubten sich den Holländern gegenüber sogar förmliche Willkürlichkeiten und Verletzungen vertragsmäßiger Rechte. Dies war schon im siebenjährigen Kriege geschehen, indem damals die englische Regierung jedes Jahr eine Anzahl holländischer Schiffe ganz ungerechter Weise für gute Prise erklärt hatte. Noch ärger waren die Engländer seit dem Beginne des nordamerikanischen Krieges gegen Holland verfahren. Im Frühling des Jahres 1780 erklärten sie sogar einen hundert Jahre früher (1674) geschlossenen Schifffahrts-Vertrag, welcher den Holländern im Kriege England's mit anderen Staaten gewisse Vorzugsrechte zusicherte, ganz einseitig für aufgehoben. Dadurch ward Holland der Vortheile seiner Neutralität beraubt, und sein Handel kam in Gefahr, gänzlich zerstört zu werden. Jetzt wäre es also nöthig gewesen, sich eiligst und mit allem Nachdruck zu rüsten oder so schnell als möglich dem von Rußland angetragenen Neutralitäts-Bunde beizutreten. Das Erstere gaben aber die Generalstaaten nicht zu, welche aus Krämergeist und weil sie ihr Vertrauen auf Frankreich setzten, die Vergrößerung des Landheeres ablehnten und in Betreff der Flotte blos eine Vermehrung um zweiunddreißig Schiffe bewilligten. Das Andere ward durch den Herzog Ludwig Ernst und durch die seit 1767 mit Wilhelm V. vermählte Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, eine Schwester Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, im Vertrauen und aus Rücksicht auf England so lange hinausgeschoben, bis es zu spät war. Doch war an dem Letzteren auch die Langsamkeit schuld, mit welcher in Holland alle Angelegenheiten betrieben wurden. Die Engländer erhielten dadurch Zeit und

Gelegenheit, an Holland den Krieg zu erklären. Den Anlaß dazu nahmen sie von den Umstande, daß sie durch die Papiere eines 1780 gekaperten nordamerikanischen Schiffes urkundliche Kenntniß von einem geheimen Handelsvertrage erhielten, welchen die Stadt Amsterdam 1778 mit Nordamerika geschlossen hatte. Die englische Kriegserklärung war vom 20. December 1780 datirt. Die Holländer hatten zwar schon am 20. November ihren Beitritt zum Neutralitäts-Bunde beschlossen; die Anzeige davon kam aber erst am 24. December nach Petersburg, und dies wurde von der den Engländern gewogenen Kaiserin Katharina benutzt, um zu erklären, daß Holland am letzten Tage nicht mehr neutral gewesen sei und deshalb in jenen Bund nicht aufgenommen werden könne.

In dem Seekriege, welchen England 1781 zugleich mit Frankreich, Spanien und Holland zu führen hatte, zeigte sich ein großer Gegensatz in dem Benehmen der Engländer und der Franzosen. Die Ersteren, immer nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht, verfuhren gleich Seeräubern gegen die Niederländer, welche bis dahin fast stets ihre treuesten Freunde gewesen waren; die Franzosen dagegen gaben den Niederländern, noch ehe sie durch einen Vertrag mit ihnen verbunden waren, auf uneigennützige und großmüthige Weise das ihnen Geraubte zurück, nachdem sie selbst es durch glücklichen Kampf den Engländern wieder entrissen hatten. Auf dieselbe edele und uneigennützige Weise benahmen die Franzosen sich gegen Nordamerika; sie vergossen, von dem unter ihnen herrschenden Enthusiasmus hingerissen, ihr Blut für fremde Freiheit, und stürzten sich um der Nordamerikaner willen in Schulden, ohne daß sie dabei für sich selbst irgend etwas ausbedangen. Dieses ganz entgegengesetzte Verfahren der beiden Haupt-Seemächte ist die interessanteste Seite des Seekrieges vom Jahre 1781.

Die Engländer nahmen, noch ehe sie ihre Kriegserklärung gegen Holland erlassen hatten, viele holländische Schiffe weg. Nachher verfuhren ihre Admiräle R o d n e y und V a u g h a n gegen die Holländer und sogar gegen ihre eigenen Landsleute mit der Brutalität und Raubgier, mit welcher im achtzehnten Jahrhundert die englischen Statthalter Clive und Warren Hastings in Ostindien und in neuester Zeit Bonaparte und seine Marschälle verfahren sind. Rodney und Vaughan besetzten im Februar 1781 die westindische Insel St.

Eustathius, die Hauptniederlage des holländisch-amerikanischen Handels, eroberten bei dieser Gelegenheit über dreihundert Schiffe der Feinde, und erlaubten sich, obgleich die Insel durch Capitulation in ihre Hände gekommen war, die härtesten und grausamsten Erpressungen. Ja, sie zogen damals sogar das Eigenthum englischer Kaufleute ein, lachten der Anklagen, welche Burke und Andere deshalb im Parlament gegen sie vorbrachten, und beantworteten die Beschwerden brittischer Beamten mit der höhnenden brutalen Sprache, deren sich Militär-Despoten stets bedienen. Nachher machten die Franzosen unter de Grasse und unter dem Marquis de Bouillé rühmliche Unternehmungen zur See; und als es dem Letzteren im November gelungen war, die Insel St. Eustathius den Engländern wieder zu entreißen, benahmen sich die Franzosen, zum Unterschiede von Rodney und Vaughan, nicht wie Räuber, sondern wie Ritter. Sie ließen den gefangenen englischen Officieren ihr Privat-Eigenthum, und verwandten die gemachte Beute zur Entschädigung der vorher durch Rodney und Vaughan beraubten Einwohner.

In diesem Jahre (1781) mußten die Holländer die Folgen ihrer Zwietracht empfinden und für die Engherzigkeit und Kargheit büßen, vermöge deren sie ihrem Statthalter die genügenden Mittel zur Kriegführung versagt hatten. Die holländischen Colonieen Surinam, Demerary und Essequebo mußten sich damals, weil Holland weder Kriegsschiffe, noch Truppen nach Westindien hatte schicken können, den Engländern ergeben. Sie wurden zwar im Anfange des folgenden Jahres durch die Franzosen wieder erobert; dagegen ward aber in Ostindien den Holländern eine Niederlassung nach der anderen entrissen, und sie verloren damals als eine von fremder Gunst abhängige Nation den letzten Rest ihres früheren Ansehens. Sogar nach der Ostsee konnten sie keinen Handel mehr treiben, weil ihre Häfen von den Engländern bewacht wurden. Auch um die Insel Ceylon und das Cap würden sie gekommen sein, wenn nicht der französische Admiral Süffrein Beide gerettet hätte. Durch alle diese Gefahren und Verluste ward die Erbitterung gegen den Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig gesteigert, dem man als einem Fremden die Schuld zuschob.

Im Jahre 1782 fochten zwar die Franzosen unter Bouillé anfangs glücklich im amerikanischen Inselmeere; bald nachher aber

erlangten die Engländer dort das Übergewicht wieder. In Europa kam es am 5. August zwischen der holländischen Flotte und einem englischen Kriegsgeschwader zu dem blutigsten Treffen, welches im ganzen Kriege geliefert ward. Dieses Treffen fand bei einer Sandbank der Nordsee, der sogenannten Doggersbank, Statt. Es blieb unentschieden und endigte damit, daß beide Flotten außer Stande gesetzt wurden, die See zu halten; die Holländer wurden aber dadurch, daß sie unbesiegt aus dem Kampfe gegangen waren, neu belebt und verherrlichten die Admiräle, welche in dieser Schlacht commandirt hatten, auf jede Weise. Dagegen beschwerten sich die holländischen Admiräle laut über die allerdings zweideutigen Verhaltungsbefehle, die ihnen von der erbstatthalterischen Regierung ertheilt worden waren. Dieselbe Unzufriedenheit äußerte Hyde Parker, welcher die englische Flotte in jener Schlacht befehligt hatte, gegen seine Regierung, obgleich auch er in England als Sieger gepriesen ward.

3. England und der nordamerikanische Krieg vom ersten Auftreten des jüngeren Pitt an bis zum Frieden von Versailles.

In England hatte der Gang, den der Krieg nahm, einen für Lord North sehr bedenklichen Eindruck gemacht. Dies zeigte sich sowohl in den letzten Sitzungen des im September 1780 entlassenen Parlaments, als auch namentlich in dem neuen Parlament, welches im Oktober desselben Jahres eröffnet wurde. In dem Letzteren war, trotz aller Bemühungen, welche Lord North und seine Collegen bei den Wahlen angewandt hatten, die Opposition stärker, als in dem vorhergegangenen. Zu der Opposition des neuen Parlaments gehörten zwei Männer, welche 1780 zum ersten Male auftraten, und für England wie für Europa überhaupt eine große politische Bedeutung erhielten. Diese Männer waren Sheridan und der dritte Sohn des Lord Chatham, William Pitt der Jüngere. Beide waren in Bezug auf Talent, Charakter und Richtung sehr verschieden von einander, und arbeiteten von Anfang an, obgleich Beide damals zur Opposition gehörten, auf ein ganz verschiedenes Ziel los. Auch hatten Beide im Laufe ihres Lebens ein ganz verschiedenes Schicksal. Sheridan, der auch als Dichter und Schriftsteller

großen Ruhm erlangte, zeichnete sich nur als witziger, feuriger und einnehmender Redner aus, war aber zum Staatsmann und Diplomaten nicht gemacht; er schlug in seiner politischen Laufbahn dieselbe Richtung ein, wie Fox, und blieb ihr wie dieser bis an seinen Tod getreu. Pitt dagegen war zum Diplomaten und Staatsmann geboren und erzogen; er richtete sein Verfahren immer nach den Umständen ein, hatte stets ein rein politisches Ziel vor Augen und ließ sich durch keine Rücksicht von demselben ablenken. Dabei verlor er nie die Ruhe, Besonnenheit, Würde und Mäßigung, und sprach, jeden Schmuck der Rede verschmähend, stets nur zum Verstande. Sheridan stürzte sich zuletzt durch wüstes Leben, namentlich durch seine Trinksucht, in Noth und Elend; Pitt dagegen starb im vollen Genusse der königlichen Macht, nach welcher er von Anfang an gestrebt, und die er 1784 erlangt hatte.

Der verschiedene Charakter beider Männer gab sich gleich bei ihrem ersten Auftreten zu erkennen. Beide schlossen sich an die Opposition an, deren Leiter damals Rockingham und Shelburne waren. Allein Sheridan gab sich förmlich in den Dienst derselben; Pitt dagegen gebrauchte von Anfang an die Opposition nur zu seinem eigenen Zwecke. Pitt schonte schon in seiner ersten Rede den von Fox mishandelten König und seinen Hof, weil er auf des Königs Namen seine eigene Herrschaft gründen wollte. Er richtete bereits damals seine Reden so ein, daß er später nicht, wie Burke, mit sich selbst in Widerspruch gerieth. Sheridan wählte zum Gegenstande seiner ersten Parlaments-Rede den mörderischen Gebrauch, den man beim Gordon'schen Tumult auf königlichen Befehl von den Truppen gemacht hatte, obgleich drei Monate früher Fox mit derselben Sache nur wenig Gehör gefunden hatte; er empfahl sich daher gleich anfangs nur als einen liberalen Redner, nicht aber als Staatsmann. Pitt dagegen wählte bei seinem ersten Auftreten nicht nur den rechten Augenblick, sondern auch den rechten Gegenstand; der Erfolg war daher auch bei ihm ein ganz anderer, als bei Sheridan. Pitt eröffnete nämlich seine Laufbahn im Parlament mit einer Rede, in welcher er den von Burke gemachten Vorschlag, der Vergeudung öffentlicher Gelder Einhalt zu thun und die Civilliste besser einzurichten, nur auf solche Weise vertheidigte und unterstützte, daß er später nicht gehindert war, gerade das Gegentheil

von dem, was er damals geredet hatte, zu thun. Jedermann war erstaunt, als ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren gleich in seiner ersten Rede mehr praktische und gediegene, als glänzende und blendende Fähigkeiten an den Tag legte; niemand ahnte aber, was sich jetzt aus seinen damaligen Reden herausfinden läßt, daß er, obgleich mit Fox eine und dieselbe Sache vertheidigend, doch die Person des Königs schonte, um später die Aristokratie der Reichen durch den Thron beschützen zu können.

An Pitt schloß sich schon im Herbst 1781 eine große Zahl von Parlaments-Gliedern an, welche zwar das Ministerium North stürzen, aber am Bestehenden nichts ändern wollten. Die vereinigte Opposition bestand damals aus zwei in Ansichten und Grundsätzen verschiedenen Theilen, nämlich aus dem Anhange Shelburne's, zu welchem auch Pitt und die frühere Partei seines Vaters gehörte, und aus den Anhängern Rockingham's, von denen Fox und Burke die berühmtesten waren. Beide Theile der Aristokratie waren zum Sturze des Ministeriums mit einander verbunden, und bekämpften dasselbe vom Herbst 1781 bis zum März 1782 auf jede Weise. Sie griffen es zuerst, mit schlauer Benutzung der in Amerika erlittenen Unfälle, in seinen einzelnen Mitgliedern an. Schon im Januar 1782 gelang es ihnen, den bisherigen Colonial-Minister Lord Germain zum Rücktritte zu nöthigen. Dieser wurde damals, ohne Rücksicht auf die Protestation vieler Pairs, unter dem Titel Viscount Sackville zum Pair erhoben (s. Th. XVI., S. 302 f.). Gegen den Leiter des Seewesens, Lord Sandwich, welcher ebenso verhaßt und ungeschickt war, als Lord Germain, scheiterten zwar die Angriffe der Opposition, weil dieser gleich dem Haupte des Ministeriums eine eiserne Stirn hatte; allein die geringe Stimmenmehrheit, mit welcher das Parlament die gegen ihn beantragte Anklage verworfen hatte, zeigte schon, daß immer mehr Mitglieder der untergehenden Sonne Lord North's den Rücken zukehrten. Sogar Lord North verlor schon acht Tage vor dem Beginne der sechsmonatlichen Parlaments-Ferien, während deren er sich noch hätte behaupten können, den Muth, und wagte nicht länger, dem Sturme Trotz zu bieten. Er reichte am 20. März seine Entlassung ein.

Jetzt sah sich König Georg III. genöthigt, seine Minister aus der ihm so sehr verhaßten Opposition zu wählen. Dies war für ihn doppelt schmerzlich, weil er von jeher die Sache des Ministeriums North zu einer persönlichen Angelegenheit gemacht hatte, und weil es dem größeren Theile der Opposition nicht um einen bloßen Minister-Wechsel, sondern um eine völlige Umgestaltung der seit dem Tode Georg's II. bestandenen Einrichtung der Regierung zu thun war. Es sollte nämlich der persönliche Einfluß des Königs und seiner Creaturen auf die Geschäfte ganz beseitigt und deshalb der König sogar genöthigt werden, die Männer von sich zu entfernen, welche seit langer Zeit seine gesellschaftliche Umgebung bildeten und ihm persönlich werth geworden waren. Diese Kränkung, sowie die Entziehung der Sinecuren, welche seine seitherigen Freunde besaßen, mußte Georg III. sich wirklich gefallen lassen, als er gezwungen war, aus den Mitgliedern der Opposition ein neues Ministerium zu bilden. Er durfte sich bei seiner Wahl nicht auf Shelburne und seine Anhänger beschränken, welche so wenig als möglich vom alten Wege abweichen wollten, sondern er mußte neben diesen auch Rockingham, Sheridan, Burke, Fox und andere ihm zum Theil tödtlich verhaßte Männer als Minister annehmen, weil Shelburne sich nicht mächtig genug fühlte, ohne dieselben das Ruder zu führen.

Die neuen Minister hatten seither im Parlament stets für die Anerkennung der Unabhängigkeit Nordamerika's gesprochen. Sie mußten also gleich anfangs dieser Ansicht gemäß Schritte zur Wiederherstellung des Friedens thun. Ihre Vorschläge wurden aber von den Feinden nicht angenommen, weil in den Niederlanden die patriotische Partei das Übergewicht erhalten hatte, und weil damals das Kriegsglück den Engländern nirgends gewogen war. Nur in Westindien, wo alle englischen Inseln bis auf drei verloren gegangen waren, verschaffte ein glänzender Sieg Rodney's den Engländern das Übergewicht wieder. Als nämlich dort die Hauptbesitzung der Engländer, Jamaika, mit einer Landung der Franzosen und Spanier bedroht ward, suchte Rodney um jeden Preis die Vereinigung der beiden feindlichen Flotten zu verhindern. Er lieferte dem französischen Admiral de Grasse zuerst bei der Insel Dominique ein Treffen, welches unentschieden blieb. Dann

zwang er ihn am 12. April unter Umständen, welche für die Feinde ungünstig waren, in dem Kanal zwischen Guadeloupe und Dominique zu einem zweiten Treffen. In diesem Treffen errang Rodney durch ein kühnes Manöver einen vollständigen Sieg. Er durchbrach nämlich mit allen seinen Schiffen die feindliche Linie, trennte diese dadurch in zwei Theile, und brachte den Feinden, obgleich sie den Kampf noch viele Stunden lang mit großer Ausdauer fortsetzten, eine solche Niederlage bei, daß sie acht Linienschiffe und siebentausend Mann Landungstruppen verloren, während die Engländer nur wenige Soldaten einbüßten. De Grasse selbst gerieth nach tapferer Gegenwehr in Gefangenschaft.

Rodney's Sieg war kaum als ein Ersatz für die Insel Minorca anzusehen, welche England zwei Monate früher verloren hatte. Der spanische König Karl III. hatte von Anfang an den Plan verfolgt, die Engländer wieder aus ihren beiden Besitzungen auf spanischem Boden, Minorca und Gibraltar, zu vertreiben, die sie am Anfange des Jahrhunderts erhalten hatten (s. Th. XVI., S. 18 f. und 30), und von denen die Erstere ihnen im siebenjährigen Kriege zwar wieder entrissen, im Frieden von Paris aber zurückgegeben worden war (s. Th. XVI., S. 285 f. und S. 317 f.). Die Festung Gibraltar hielt Karl schon seit 1779 in Verbindung mit den Franzosen enge eingeschlossen. Nach Minorca hatte er im Juli 1781 achttausend spanische Soldaten geschickt, welche dort unerwartet gelandet waren und die ganze Insel rasch erobert hatten. Nur ein kleines Fort behauptete sich durch die Tapferkeit seiner schwachen Besatzung und ihres Commandanten Murray noch gegen das starke, mit einer ungeheueren Menge von Geschützen versehene Belagerungsheer. Erst als Hunger und Krankheiten längeren Widerstand unmöglich machten, und der Feind eine ehrenvolle Capitulation anbot, räumte die tapfere Schaar den Platz (5. Febrnar 1782).

Die Wiedereroberung von Minorca belebte in König Karl die Hoffnung, den Engländern auch Gibraltar wieder entreißen zu können. Um diese Festung mit mehr Erfolg als bisher angreifen zu können, sollte sie zunächst durch die vereinigte französische, spanische und holländische Flotte nach der Seeseite hin vollständig abgesperrt werden. Allein der Erbstatthalter und die oranisch gesinnten Befehlshaber der Holländer vereitelten, weil sie den Engländern zuge-

than waren, die ganze Sache durch die Erklärung, daß es für dieses Jahr zu spät sei, große Kriegsschiffe auslaufen zu lassen. Dagegen kam ein anderer Plan zur Ausführung, welcher ebenso abenteuerlich war, als des Königs Xerxes Zug nach Griechenland, und für Spanien ebenso verderbliche Folgen hatte, als dieser für das persische Reich gehabt hatte. Karl III. ging nämlich auf einen vom französischen Ingenieur d'Arçon gemachten Vorschlag ein, und ließ, anstatt der zum Tragen vieler und schwerer Geschütze allzu schwachen Kanonenboote, sogenannte schwimmende Batterieen erbauen, d. h. starke und doch flache Schiffe, welche zusammen mit mehr als 300 schweren Geschützen versehen waren, und ein aus dickem Holzwerk bestehendes, durch feuchten Sand, nasse Felle und Lagen von Korkholz geschütztes Dach hatten. Diese mit ungeheueren Kosten erbauten und ausgerüsteten Fahrzeuge, deren Bedachung, wie man glaubte, für Kugeln undurchdringlich war, sollten ganz nahe an die Festungswerke gebracht werden und dieselben zerstören, während zu gleicher Zeit auf der Landseite nicht weniger als zweiundfünfzigtausend Mann das feindliche Bollwerk angriffen. Die ganze Sache beruhte jedoch auf einer bloßen theoretischen Berechnung, und erweckte deshalb von Anfang an bei erfahrenen, praktischen Kriegsmännern solches Mistrauen, daß unter Andern zwei tüchtige spanische Heerführer sich mit aller Entschiedenheit gegen das kolossale und äußerst kostspielige Unternehmen ausgesprochen hatten. Auch die englischen Officiere in Gibraltar, besonders der Commandant Lord Elliot, lachten über ein Beginnen, welches ihnen eine sichere Beute bereitete. Elliot setzte sein Hauptvertrauen auf die glühenden Kugeln. Er hatte schon mit seiner vortrefflich bedienten Artillerie kurz vorher in drei Tagen auch die ungeheueren neuen Werke zerstört, welche von den Feinden in der langen Zeit von neun Monaten auf dem Lande errichtet worden waren. Als am 13. September die schwimmenden Batterieen, zehn an der Zahl, sich dem Felsen von Gibraltar näherten, ließ Elliot glühende Kugeln auf sie schleudern, und nun zeigte sich sogleich, daß die scheinbar so gut ausgedachte Beschaffenheit der Dächer die Entzündung der ungeheueren Holzmassen nicht zu verhindern vermöge. In kurzer Zeit waren acht von den zehn Batterieen in Flammen aufgegangen, die beiden anderen fielen in die Gewalt der Engländer. Von der aus fünftausend Soldaten

bestehenden Bemannung kamen fünfzehnhundert auf elende Weise ums Leben, vierhundert wurden von den Engländern aus dem Wasser gezogen, den übrigen gelang es, sich zu retten. Gleichen Ruhm, wie Elliot, erntete der englische Admiral Howe, weil er eine Flotte von vierunddreißig Linienschiffen mit Munition und Verstärkungen glücklich nach Gibraltar brachte, obgleich er durch eine feindliche Flotte von vierundsechszig Fahrzeugen, unter denen zweiundvierzig Linienschiffe waren, hatte hindurchdringen müssen.

Als der kostspielige und abenteuerliche Angriff auf Gibraltar gemacht wurde, hatten die Friedensverhandlungen schon ihren Anfang genommen. Das von Shelburne und Rockingham gebildete Ministerium hatte gleich anfangs einen Unterhändler nach Paris geschickt, um sowohl mit den Franzosen, als mit Benjamin Franklin, dem der Kongreß noch Jay, John Adams und Laurens beigegeben hatte, zu unterhandeln. Auch hatten die englischen Minister die Anerkennung der Unabhängigkeit Nordamerika's im Voraus versprochen; ja, sie hatten sogar die bestimmte Erklärung gegeben, daß man, obgleich diese Anerkennung erst im Friedensvertrage selbst ausgesprochen werden könne, doch mit den Nordamerikanern als einem selbstständigen Volke unterhandeln wolle. Nichtsdestoweniger zogen sich die Verhandlungen in die Länge, weil das aus zwieträchtigen Elementen zusammengesetzte englische Ministerium von Anfang an unsicher und schwankend war, und weil der liberale Theil desselben zu geringen Einfluß auf den König und die Nation hatte. Im Juli 1782 löste sich in Folge des Todes von Rockingham das Ministerium auf, und nun wagte Shelburne, eine blos aus seinen eigenen Anhängern bestehende Regierung zu bilden, welche dann in Betreff der Friedensverhandlungen den Vortheil hatte, daß der König, um des Krieges entledigt zu werden und somit des Parlamentes weniger zu bedürfen, sich seinen Ministern gegenüber zu Allem bereit zeigte. Die eigentliche Hauptperson in dem neuen Ministerium war nicht Shelburne, sondern Pitt, welcher als Kanzler der Schatzkammer in dasselbe eintrat. Dieser hielt nicht allein die Sache der neuen Minister im Unterhause, also auf dem entscheidenden Kampfplatze, durch sein Talent aufrecht, sondern ihm war und blieb auch Lord Chatham's ganzer Anhang treu, weil er die Pfründen, die Sinecuren und alles Andere, was der

Aristokratie werth und theuer war, vertheidigte. Ihm zur Seite stand als Schatzmeister der Flotte der Schotte Dundas, der spätere Lord Melville, welcher seit 1781 Pitt's treuester Anhänger war und blieb.

Bei den Friedensverhandlungen gestanden die neuen Minister den Nordamerikanern, um sie nur schnell von ihren Bundesgenossen zu trennen, gleich anfangs alles Mögliche zu. Auch erreichten sie dadurch wirklich ihre Absicht. Franklin verlangte zwar, daß man dem mit Frankreich geschlossenen Vertrage treu bleibe, nach welchem Nordamerika und Frankreich nur in Gemeinschaft mit einander Friedens-Präliminarien abschließen durften; er wurde aber von Jay und Adams überstimmt, welche als ächte Nordamerikaner nur auf das, was Nutzen brachte, Rücksicht nahmen. Schon am 30. November 1782 wurde in Paris ein Präliminar-Vertrag zwischen England und Nordamerika geschlossen, ohne daß man vorher dem französischen Minister Vergennes, welchem Nordamerika Alles verdankte, auch nur eine Mittheilung darüber gemacht hatte. Die Amerikaner halfen sich bei dieser Gelegenheit mit einem rabulistischen Kniff, indem sie ihrem Präliminar-Vertrage den Namen Provisional-Artikel gaben, und zugleich in denselben die nichtssagende Bestimmung aufnahmen, daß die eigentliche Unterzeichnung erst beim Abschlusse der französischen und englischen Präliminarien erfolgen werde. Einen solchen Undank und Betrug hätten Männer wie Vergennes und Ludwig XVI. am allerwenigsten verdient; denn sie waren, was in höheren Sphären selten ist, ehrlich und rechtlich gesinnt. Dies bewiesen sie damals auch in ihrem Verhalten gegen Spanien. Sie hätten nämlich, wenn sie dem Vorgange der Nordamerikaner gemäß die Bundesgenossen ihrem Schicksale überlassen hätten, weit mehr erlangen können, als sie erlangten; sie thaten dies aber nicht, sondern opferten sogar ihren eigenen Vortheil auf, um den spanischen König Karl III. zufrieden zu stellen, welcher Gibraltar wieder erlangen wollte, und sich deshalb nur sehr schwer zum Frieden bewegen ließ. Am schlimmsten kam Holland hinweg, weil es ein Staat war, welcher weder als Freund geachtet, noch als Feind gefürchtet wurde. Wenn in Holland Einigkeit geherrscht hätte, wenn die sogenannten Patrioten wenigstens jetzt der Regierung ihres Erbstatthalters Vertrauen geschenkt hätten, so würden sie

durch diese von England, das ihnen schon längst die Erneuerung des Vertrages von 1674 (s. oben S. 15) angeboten hatte, weit bessere Bedingungen erlangt haben, als sie erlangten; sie waren aber von unverständigem, blindem Hasse gegen England und gegen ihre eigene Regierung erfüllt. Holland verlor daher eine für seinen Handel sehr wichtige Colonie auf der Küste Koromandel, mußte in seinen ostindischen Gewässern den Engländern freie Schifffahrt gewähren, und erlangte nicht die geringste Entschädigung für die großen Einbußen, die es während des Krieges an seinem Handel erlitten hatte. Dagegen erhielt Spanien den Besitz der beiden Florida's und der Insel Minorca. Den Franzosen ward ein Theil der Verluste zurückerstattet, die sie im Frieden von 1763 (s. Th. XVI., S. 317 f.) jenseit des Oceans erlitten hatten. Außerdem durften sie Dünkirchen wieder befestigen, und wurden, was für ihre Ehre der wichtigste Punkt war, der Aufsicht entledigt, welche England nach früheren Verträgen über diese Stadt führte. Übrigens erfolgte der förmliche Abschluß des Friedens am 3. September 1783 zu Versailles.

4. Innere Angelegenheiten England's zur Zeit des Coalitions-Ministeriums.

England hatte in dem nordamerikanisch-französischen Kriege zwei Vortheile erlangt. Es hatte die Seemacht von Frankreich, Spanien und Holland aufs neue geschwächt, und zugleich den Versuch der europäischen Seestaaten, durch die bewaffnete Neutralität der englischen Seeherrschaft einen Stoß zu geben, vereitelt. Nichtsdestoweniger war der Ausgang des Krieges eine Demüthigung, in welche der brittische Stolz sich nur sehr schwer fügte; denn der Frieden von Versailles war der ehrenvollste, welchen Frankreich seit hundert Jahren mit England, und umgekehrt der nachtheiligste, den dieses Reich mit jenem geschlossen hatte. Man erhob sich daher in England, schon als im Januar 1783 die Friedens-Präliminarien bekannt wurden, von allen Seiten her gegen den König. Sogar Lord North führte jetzt in der Opposition dieselbe Sprache, wie Fox; und es entstand zwischen diesen beiden Männern, welche früher in Hinsicht auf Ehre, Sittlichkeit und Recht einander die ärgsten Vorwürfe gemacht hatten, ein förmlicher Bund zum Sturze des Mini-

steriums Shelburne. Der Republikaner Fox und der von ihm sechszehn Jahre lang als Unterdrücker der Freiheit geschmähte Lord North, die sich jetzt öffentlich Freunde nannten, benutzten die Umstände, um sich, mit treuloser Verläugnung ihrer Grundsätze und ihrer Ehre, einem rechtlichen und treu gläubigen Könige als Minister aufzudringen. Sie verkündigten ihren Bund am 16. und 17. Februar 1783 im Parlament, und stellten sich von diesem Tage an öffentlich als die Nachfolger des Ministeriums Shelburne hin. Die Verwerfung der Friedens-Präliminarien verlangten sie nicht, weil diese bereits die Zustimmung des Oberhauses erhalten hatten; ebenso wenig beantragten sie eine Anklage der Minister. Sie begnügten sich vielmehr mit der bloßen Misbilligung des Geschehenen, weil sie keine andere Absicht hatten, als die Minister zu verdrängen und an die Stelle derselben zu treten. Shelburne gab am 22. Februar dem Drange der Umstände nach. Der König selbst aber, bei welchem Pitt noch fünf Wochen lang ausharrte, konnte sich lange nicht entschließen, das Schicksal des Reiches und den Genuß der Sinecuren und Pensionen in die Hände einer gewissenlosen Coalition zu legen. Erst als das Unterhaus wiederholt ein neues Ministerium gefordert hatte und die Staatsmaschine ins Stocken gerathen war, fügte er sich am 2. April in die harte Nothwendigkeit. Das sogenannte Coalitions-Ministerium, welches jetzt in den Besitz der Gewalt trat, hatte den Herzog von Portland zu seinem Haupte; Fox erhielt die auswärtigen, Lord North die inneren Angelegenheiten; Burke und Sheridan wurden zwar nicht in das eigentliche Kabinet aufgenommen, wohl aber mit einträglichen Stellen bedacht.

Das neue Ministerium hatte die Mehrheit des Parlaments für sich, weil dieses unter Lord North's Leitung gewählt worden war, und weil die vormaligen liberalen Mitglieder jetzt mit den absolutistischen im Bunde standen. Der König dagegen war und blieb der größte Feind seiner neuen Minister, und sehnte sich nach dem Augenblicke, wo er dieselben wieder verabschieden könne. Fox kam daher, um sich und seinen Verbündeten den Besitz der Gewalt zu sichern, auf den Gedanken, das Parlament und den König auf lange Zeit von der Oligarchie der gegenwärtigen Minister abhängig zu machen oder, wie Pitt als Haupt der Opposition im Parlament

dessen Streben bezeichnete, die bestehende Coalition von Liberalen und Absolutisten zu einer solchen Macht zu erheben, daß sie durch keine Veränderung der Umstände gestürzt oder auch nur in ihrem Ansehen geschwächt werden könne. Das Mittel, dessen Fox sich zu diesem Zwecke bediente, war so schlau gewählt, daß nicht nur der König nichts von dem eigentlichen Ziele des Planes merkte, und deshalb seine Zustimmung zu demselben gab, sondern daß sogar wenige Staatsmänner die Absicht der Minister erkannten. Fox versteckte nämlich seinen Plan, König, Parlament und Volk dem Fortbestehen einer schmählichen Coalition aufzuopfern, hinter den Vorschlag einer besseren Einrichtung der ostindischen Compagnie.

Die Actionnairs der ostindischen Compagnie, welche das Recht hatten, die Directoren des für ganz England und Schottland wichtigsten Handels nach Ostindien und China aus ihrer Mitte zu wählen, besaßen ein weit ausgedehntes Reich in Ostindien, welches durch die große Anzahl Schützlinge, die dort versorgt werden konnten, Tausende von Engländern von den Directoren abhängig machte. Schon der Umstand, daß eine kleine Zahl Engländer in Asien Könige, in Europa Unterthanen und Kaufleute waren, mußte für England verderbliche Folgen haben. Die ostindische Compagnie ward aber auch noch auf andere Weise der englischen Nation verderblich. Die Directoren in London leiteten nämlich die Verwaltung so schlecht, daß nicht nur ihre Beamten und Generale in Indien, um sich zu bereichern, unerhörte Frevelthaten begingen, sondern daß auch der Handel der Gesellschaft schlecht besorgt ward und diese mit einem Bankerott bedrohte, welcher den englischen Kredit würde vernichtet und unzählige Menschen ins Unglück gestürzt haben. Das Erstere erregte in England die Erbitterung des unverdorbenen Theiles der Nation, welcher sogar jetzt noch dort ansehnlicher ist, als in anderen wohlhabenden, aber zugleich auch entsittlichten Völkern Europa's. Das Zweite hatte schon mehrmals die Folge gehabt, daß das Parlament, um einem Bankerott vorzubeugen, der Compagnie mit Millionen hatte zu Hülfe kommen müssen, oder mit anderen Worten, daß man genöthigt gewesen war, das englische Volk mit seinem Gelde für die Sünden einer einzelnen Handelsgesellschaft büßen zu lassen. Die Nation hatte daher auch unstreitig ein Recht, sich in die Leitung der Finanzen jener Gesellschaft und in die Verwaltung

ihrer mit englischen Truppen eroberten Besitzungen einzumischen. Dies war 1773 geschehen. Lord North hatte damals als Haupt des Ministeriums eine Parlaments-Acte beschließen lassen, vermöge deren die Direction der ostindischen Compagnie und ihre Verwaltung in Ostindien anders eingerichtet und zugleich einer Oberaufsicht des Ministeriums unterworfen wurden, wodurch zugleich auch die Protection und Macht der Minister, namentlich ihr Einfluß auf die Parlaments-Wahlen ungemein vermehrt worden war. Damals war auch Lord Clive, welcher durch sein Feldherrn-Talent, sowie durch treulose, grausame und räuberische Unternehmungen im Dienste der Compagnie einen großen Theil von Indien erobert (s. Th. XVI., S. 308), und dabei sich selbst zum reichsten Manne der Welt gemacht hatte, im Parlament als Verbrecher angeklagt, aber auch freigesprochen worden. Unmittelbar darauf war Warren Hastings Generalgouverneur von Ostindien geworden, welcher auf gleiche Weise verfuhr, und deshalb später ebenfalls vom Parlament zur Verantwortung gezogen wurde.

Das Gesetz von 1773, sowie einige andere Verfügungen hatten sich nutzlos erwiesen. Im Jahre 1783 waren deshalb Regierung und Opposition darin einverstanden, daß die Leitung der ostindischen Compagnie und die Verwaltung ihres Reiches unter die Vormundschaft der englischen Regierung gebracht werden müßten. Dies war es, was Fox benutzte, um im November 1783 dem Parlament die sogenannte India-Bill vorzuschlagen, durch welche, unter dem Schein einer verbesserten Einrichtung der ostindischen Compagnie und der Regierung Ostindien's, Ministerium und Parlament vom Könige und vom Volke ganz unabhängig gemacht und bleibend unter den Einfluß der Coalition gestellt werden sollten. Nach dieser Bill würde nämlich die Compagnie einer Commission von sieben Mitgliedern übertragen worden sein; da diese aber vom Parlament, d. h. von dem Ministerium, unter dessen Einfluß das Parlament gewählt worden war, ernannt werden sollten, so würden nur unbedingte Anhänger der Minister in die Commission gekommen sein. Wirklich schlug auch Fox dem Parlament sieben Männer vor, welche insgesammt zu den Familien der damaligen Minister gehörten. Zwar sollte die ganze Einrichtung nach vier Jahren einer neuen Beschlußnahme durch das Parlament bedürfen; aber gerade dadurch würde

der eigentliche Zweck, welcher der Sache zu Grunde lag, nur um so sicherer erreicht worden sein. Den Actionnärs war nämlich das Schwert über den Nacken gehängt, weil die ganze Verfügung blos auf die kurze Zeit von vier Jahren gelten sollte; und außerdem ward der Coalition in dem nächsten Parlament, dessen Wahl ebenfalls in vier Jahren Statt finden mußte, die Majorität dadurch gesichert, daß Alle, die ein Interesse an der gemachten Einrichtung hatten, sich auf jede Weise bemühen mußten, ein mit dem bestehenden Ministerium übereinstimmendes Parlament zu Stande zu bringen.

Die India-Bill ward im Unterhause mit großer Eile dreimal verlesen und angenommen, so daß sie schon am 9. December an das Oberhaus gebracht werden konnte. Auch hier ging sie, trotz der heftigen Angriffe des Lord Temple, des Herzogs von Richmond und des Lord Thurlow, in der ersten und zweiten Lesung durch, und das Ministerium war seines Sieges schon gewiß, weil die dritte Lesung in der Regel eine bloße Form ist. Allein mittlerweile waren dem Könige die Augen geöffnet worden, und dieser that im letzten, entscheidenden Augenblicke einen verfassungswidrigen Schritt, durch welchen die ganze Sache zum Scheitern gebracht wurde. Er ließ durch ein von ihm unterzeichnetes Billet, das er an Lord Temple geschrieben hatte, seinen Freunden im Oberhause erklären, daß er jeden, der für die India-Bill stimme, als Feind betrachten werde. Dieser Schritt führte dann die Verwerfung der Bill herbei. Er rief aber zugleich die revolutionärsten Angriffe auf den König und auf die Pairs-Kammer hervor. Das Unterhaus erklärte das, was Lord Temple gethan hatte, für ein schweres Staatsverbrechen, und die Minister selbst hielten im Parlament Reden, welche an Schärfe des Tadels und an Grobheit der Ausdrücke sogar die Zeitungsartikel von Wilkes und die Junius-Briefe übertrafen. Fox nannte z. B. am 17. December die Anhänger des Königs im Oberhause Prätorianer eines Tiberius und Janitscharen, die auf ihres Sultans Befehl die ministerielle Bill strangulirt hätten. Nach solchen Angriffen war es allerdings unmöglich, daß die Minister länger in ihren Stellen blieben. Sie traten jedoch nicht freiwillig ab, sondern der König mußte ihnen, nachdem er einen ganzen Tag vergebens auf ihre Abdankung gewartet hatte, in der Nacht vom 18—19. December ihren Abschied ertheilen. Rathgeber des Königs waren

damals Pitt und Lord Temple. Diese erhielten auch die gemeinschaftliche Leitung der Geschäfte; da aber Pitt keinen Einfluß neben dem seinigen dulden wollte, so gelangte er schon in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre allein an die Spitze der Regierung.

Pitt nahm vor allen Dingen eine durchgreifende Veränderung bei den höchsten Stellen vor, löste aber nicht, wie jedermann erwartet hatte, das Parlament sogleich auf, sondern setzte mit großem politischen Tact den Kampf gegen dasselbe fort, bis durch Flugschriften und Zeitungen das Publikum hinreichend bearbeitet war, und das Parlament, durch die stets drohende Auflösung in Schrecken gehalten, nicht mehr wagen konnte, das Budget zu verwerfen. Das Parlament beschloß zwar schon am 22. December mit großer Stimmenmehrheit eine äußerst feindselige Adresse an den König; Pitt ließ aber eine ausweichende Antwort auf dieselbe ertheilen, und bot, auch als das Parlament immer heftiger ward, dem Sturme Trotz. Er wußte schon im Januar 1784 das Oberhaus auf seine Seite zu ziehen, was nicht schwer war, weil Pitt sich als Verfechter der Vorrechte und als Erhalter der guten alten Zeit zeigte. Zugleich fuhr er fort, das Volk bearbeiten zu lassen, indem er die von der Coalition vorgebrachte India-Bill als einen Eingriff in das Privat-Eigenthum und als eine Verletzung der Verfassung darstellen ließ. Bald liefen von allen Seiten her Adressen zu Gunsten des neuen Ministeriums ein, und schon Ende Januar sah sich das Unterhaus genöthigt, für einige Zeit den Schein anzunehmen, als wenn es durch Unterhandlungen über ein herzustellendes gemischtes Ministerium den Weg zur Versöhnung bahnen wolle. Im Anfange des folgenden Monats fühlte sich das Oberhaus, gestützt auf die öffentliche Meinung, mächtig genug, um einen Angriff auf das bisherige Verfahren des Unterhauses zu machen. Im März setzte zwar Fox im Unterhause noch einige Male Adressen durch, in welchen ganz bestimmt und mit heftigen Ausdrücken die Entlassung des Ministeriums verlangt wurde; allein der Anhang der Opposition war damals bereits so sehr zusammengeschwunden, daß die letzte dieser Adressen nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme durchging. Da auch die Gunst des Volkes sich damals von Fox abgewendet hatte, so konnte dieser nicht wagen, den Gang der Verwaltung länger zu hemmen. Das Budget wurde also am 9. März

vom Unterhause bewilligt. Pitt, der sich nicht übereilte, ließ das Parlament noch einige Wochen beisammen und löste es erst am 25. März auf.

Die Wahlen zum neuen Parlament fielen im Allgemeinen gegen die Coalition aus, und Pitt erhielt die Stimmenmehrheit, deren er bedurfte, um die 1763 begonnene demokratische Bewegung zu unterdrücken und zugleich die Aristokratie über den König zu erheben. Dabei kam ihm der offene Zwist zu Statten, in welchen Georg III. mit seinem Sohne, dem späteren König Georg IV., gerathen war. Da nämlich Fox und Sheridan sich des Prinzen annahmen und für ihn im Parlament auftraten, so wurde zwar einerseits Pitt's Aufgabe dadurch erschwert, daß er die persönliche Angelegenheit des Königs auch zur seinigen machen mußte; allein andererseits machte ihn derselbe Umstand auch dem Könige, wenn dieser nicht in die Hände seiner Feinde fallen wollte, unentbehrlich. Übrigens war eine neue India-Bill das Erste, was Pitt vom neugewählten Parlament beschließen ließ. Vermöge dieser Bill kam die Oberaufsicht über die ostindische Compagnie und ihr Reich für immer an eine Regierungsbehörde (Board of control), welche vom Könige ernannt wurde, und deren Wirksamkeit sich auf alle Angelegenheiten der Compagnie mit Ausnahme ihres Handels und ihres Eigenthums erstreckte. Außerdem wurde dem Könige noch die Ernennung des höchsten Befehlshabers in Ostindien, die Bestätigung aller dortigen Oberbeamten und das Recht, dieselben absetzen zu können, übertragen. Dadurch ward die vermehrte Protection und Macht, welche Fox durch seine Bill einem einzelnen Ministerium hatte verschaffen wollen, jedem nach der Ordnung bestellten Ministerium zugewandt. Nachher vollbrachte Pitt langsam und vorsichtig die aristokratische oder conservative Reaction. Er setzte an die Stelle der demokratischen Bewegung, welche in den letzten zwanzig Jahren England erschüttert hatte, eine andere, deren Ziel die Erhaltung aller alten Misbräuche, aller Sinecuren und Pfründen, aller Vorzugsrechte einzelner Familien war. Diese Bewegung wuchs seit 1784 in eben dem Grade, als auf dem Festlande alles Alte zu verschwinden drohte. Daher kam es denn auch, daß nachher die Republikaner Frankreich's und Pitt, sowie dieser und Bonaparte sich gleich der neuen und der alten Zeit entgegenstanden.

XIII. Vorspiele der französischen Revolution in Belgien, Holland und Frankreich.

1. Belgien.

Die Belgier hatten gleich den Holländern eine sehr verwickelte Staatsverfassung, welche seit dem fünfzehnten Jahrhundert nicht im geringsten geändert worden war, und deshalb den Bedürfnissen der Zeit durchaus nicht mehr entsprach. Es gab bei ihnen nicht nur eine Menge überlieferter Privilegien, Rechte und Herkömmlichkeiten, sondern jede Provinz, jede Landschaft und jede Stadt hatte auch ihre besonderen Rechte. Alle diese Rechte, welche zum Theil nicht einmal auf geschriebenen Urkunden beruhten, sondern bloße Gewohnheitsrechte waren, wurden von dem Herrscher bei seinem Regierungsantritte beschworen. Dieser verpflichtete sich dadurch, eine ganz nationale Regierung und Verwaltung zu führen, also die Stellen nur mit Eingeborenen zu besetzen, namentlich aber keinen Bürger willkürlich verhaften zu lassen und seinem gesetzlichen Richter zu entziehen. Von den Gerichten selbst hatten die drei höchsten, der Rath von Geldern, der von Brabant und der von Mecheln, nicht blos gleich den beiden deutschen Reichsgerichten eine ganz unabhängige Stellung, sondern sie besaßen auch verfassungsmäßig eine politische Gewalt, welche von den Parlamenten Frankreich's zwar in Anspruch genommen, aber von ihrer Regierung stets bestritten wurde. Die Verordnungen der belgischen Regierung waren nämlich nur dann gültig, wenn sie von jenen drei Tribunalen vorher geprüft und anerkannt worden waren. Was endlich die Vertretung des Volkes bei der Verwaltung und Gesetzgebung betrifft, so hatte jede einzelne Provinz ihre be=

sonderen Stände, welche aus der Geistlichkeit, dem Adel und den Städten gewählt wurden, und nicht blos die gesetzgebende Gewalt und das Recht der Steuerbewilligung besaßen, sondern zum Theil auch die Erhebung, Vertheilung und Verwendung der Steuern bestimmten, ja, vermittelst eines Ausschusses sogar an der Regierung Theil nahmen. Die Ständeversammlungen und die Gerichte hatten zwar ihre großen Vorrechte schon oft misbraucht; die Masse des Volkes war aber, wie in England, seit dem Mittelalter den privilegirten Klassen so ergeben, daß die ganze Nation stets bereit war, für ihre sogenannten Freiheiten Gut und Blut einzusetzen. Namentlich hatten die Belgier im sechszehnten Jahrhundert an dem Aufstande gegen Philipp II. Theil genommen, weil sie sich mit der Vernichtung ihrer alten Freiheiten und Rechte bedroht sahen; sobald aber diese von Philipp's II. Nachfolger anerkannt worden waren, hatten sie sich von den zugleich mit ihnen empörten holländischen Provinzen wieder getrennt, weil ihre katholische Religion unter der spanischen Herrschaft mehr gesichert war, als im Bunde mit ihren protestantischen Halbbrüdern.

Diese Verschmelzung des Kirchlichen und der Politik oder mit anderen Worten die unerschütterliche Anhänglichkeit an die alte Religion, an den überlieferten Aberglauben und an die herkömmlichen kirchlichen Festlichkeiten und Gebräuche war von jeher ein Haupt-Charakterzug des belgischen Volkes. Auf ihm beruhte auch der große Einfluß der Geistlichkeit und ihre unbedingte Gewalt über das ganz abergläubische und bigotte Volk. Doch stützte sich die Macht derselben auch darauf, daß der größte Theil des Grundbesitzes sich im Besitze der Kirche befand, und daß die vielen Abteien, Bisthümer und geistlichen Pfründen zur Versorgung der jüngeren Söhne des Adels dienten, daß also das Interesse des Klerus mit dem der weltlichen Aristokratie innig verbunden war. Die Zahl der Geistlichen war in Belgien größer, als in den meisten anderen Ländern. Es gab, abgesehen von den vielen Mönchen und Pfarrgeistlichen, nicht nur außer dem in Mecheln residirenden Erzbischof noch sieben andere Bischöfen, sondern auch nicht weniger als hundertundsieben Äbte, von welchen manche ein jährliches Einkommen von dreimalhunderttausend Gulden hatten. Der Einfluß des Klerus erstreckte sich sogar auf diejenige Klasse des Volkes, welche weder

zum Adel, noch zu dem bigotten großen Haufen gehörte, weil alle Schulen, sogar die Landes-Universität Löwen, unter der alleinigen Leitung der Geistlichkeit standen, und folglich diese auch allen Justiz- und Verwaltungsbeamten ihre Bildung und Richtung gab.

Die angeführten Umstände und Verhältnisse zeigen klar und deutlich, daß in Belgien die Sitten, die Einrichtungen, die Ansichten und das ganze Leben einen bestimmten nationalen Charakter hatten, daß dieses Land also, wie Ungarn, ein besonderer Staat des Beherrschers von Östreich war, niemals aber als eine östreichische Provinz angesehen und behandelt werden konnte. Es geht daraus zugleich auch hervor, daß es für die Einwohner eines solchen Landes leicht war, jedem Versuche, durch Polizei, Militär oder Beamtenherrschaft willkürliche Veränderungen vorzunehmen, Widerstand zu leisten, ohne deshalb gerade zur Rebellion zu schreiten. Sogar die oberste Leitung der Regierung verlieh den östreichischen Niederlanden das Aussehen eines selbstständigen Staates. Die allgemeine Regierung in Brüssel hatte nämlich zwar einen kaiserlichen Minister zu ihrem Präsidenten; aber es residirte dort auch ein Statthalter, gewöhnlich fürstlichen Ranges, welcher einen förmlichen Hof hielt, und von beglaubigten Gesandten fremder Staaten umgeben war. Unter Joseph II. war dessen Schwester, Christine, die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Teschen, Statthalterin.

Nach allen angegebenen Verhältnissen beging Joseph II. eine große Unvorsichtigkeit, als er seine wohlgemeinten Theorieen von Staatseinrichtung, Verwaltung, Justiz, Schul- und Kirchenwesen auch in Belgien rasch und gewaltsam auszuführen suchte. Er rief dadurch ganz unvermeidlicher Weise einen Aufstand hervor, und dieser war leicht bis zu einer förmlichen Revolution zu steigern, weil in Belgien Alles enge mit einander zusammenhing und sogar die Behörden selbst dem Kampfe gegen den Kaiser Festigkeit und Nachdruck verliehen. Joseph selbst beging aber außerdem noch den großen Fehler, daß er zu seinem Minister in Brüssel den unfähigen Fürsten von Stahremberg ernannte, welcher alle Geschäfte einem verschlagenen Geistlichen, Crumpipen, überließ und von diesem geleitet Verordnungen machte, die, ohne daß er selbst es merkte, den Reformen Joseph's Hindernisse in den Weg legten.

Joseph begann seine Reformen in Belgien mit den Religions-Angelegenheiten und dem Schulwesen, fand aber schon beim ersten Schritte Widerstand von Seiten der Geistlichen und Juristen. Diese verhinderten nämlich im November 1781, daß sein Toleranz-Edict (s. Th. XVI., S. 363) in Belgien bekannt gemacht wurde. Joseph ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern verordnete die Einziehung vieler Klöster, verbot die Appellation an den Pabst, entzog den Bischöfen die Entscheidung in Ehesachen, untersagte ihnen die Bekanntmachung von Hirtenbriefen, wenn diese nicht vorher durch die Regierung gebilligt worden waren, verminderte die Zahl der Processionen und Wallfahrten, und änderte die auf der Landes-Universität bestehenden Einrichtungen. Auch in dem Gerichtswesen nahm er sehr bedeutende Änderungen vor; mit diesen hielt er indessen wieder ein, sobald darüber Unruhen auszubrechen drohten. Um so hartnäckiger schritt er dagegen in geistlichen Dingen voran. Er nahm 1786 der Universität Löwen, welche ganz unter der Leitung des Erzbischofs von Mecheln, des Nuntius und der Ex-Jesuiten stand, ihr ausschließliches Privilegium der gelehrten Bildung, und errichtete neben ihr ein unter der Aufsicht des Staates stehendes General-Seminarium, in welchem alle künftigen Geistlichen und Mönche unterrichtet und vorbereitet werden sollten, und zwar durch deutsche, von der Regierung selbst angestellte Lehrer, welche die Dogmatik und das Kirchenrecht nicht im Sinne der römischen Curie und des Tridentiner Concils, sondern nach den Grundsätzen und Beschlüssen der früheren Concilien vortrugen. Die erbitterte Geistlichkeit sah sich dadurch in ihrer Herrschaft über die Gemüther des Volkes bedroht. Sie erhob deshalb ein arges Geschrei gegen die ganze Sache, stellte den Kaiser als einen Feind der Religion dar, und wiegelte die Schüler des General-Seminariums auf. Diese machten im December 1786 einen förmlichen Aufstand, und die Regierung, anstatt jugendliche Unbesonnenheit disciplinarisch zu bestrafen, ließ in ihrem Schrecken Soldaten aufmarschiren, welche auf die jungen Leute schossen. Dadurch erhielten die Letzteren das Ansehen von Märtyrern, und da unter ihnen Söhne der ersten Familien waren, so verbreitete sich eine große Erbitterung durch das ganze Land. Gleich nachher verfiel die Regierung, welche das Geschehene allzu hart bestraft hatte, in den

entgegengesetzten Fehler. Sie stellte das militärische Verfahren ein, nahm eine mit unverschämten Forderungen angefüllte Schrift der Studenten an, suchte durch Gründe und Ermahnungen auf diese zu wirken, und schenkte ihren Vorstellungen zum Theil Gehör, während die Studenten, um die Aufhebung des General-Seminars zu erzwingen, dasselbe verließen und gewissermaßen in den Bann thaten.

Alles dies erweckte in dem Kaiser den alten unglücklichen Argwohn, daß er keinem Menschen trauen könne. Er glaubte sich, was diesmal wirklich der Fall war, von seiner eigenen Landesregierung verrathen, und handelte daher ganz nach seinen persönlichen Ansichten. Er jagte den Nuntius fort, ließ den Erzbischof nach Östreich kommen, rief den trägen Stahremberg ab, und setzte einen wackeren Mann, den Grafen Belgioso, an seine Stelle. Er hatte aber die eigentliche Ursache des Übels so wenig erkannt, daß er den durchtriebenen Crumpipen nicht nur im Amte ließ, sondern ihn sogar später, als er zur Ausführung seiner Absichten einen kaiserlichen Rath errichtete, an die Spitze desselben stellte. Joseph blieb indessen nicht bei bloßen Personal-Veränderungen stehen; er nahm vielmehr, weil die alten aristokratischen und hierarchischen Einrichtungen mit seinen wohlthätigen Absichten und mit dem Zeitgeiste unvereinbar schienen, sogar zu einem Staatsstreiche seine Zuflucht. Er änderte im Januar 1787 durch bloße Verordnungen das ganze Gerichts- und Verwaltungswesen, und theilte, ohne alle Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse, das Land in Kreise. Dieser Schritt trieb, nachdem der große Haufen durch Pfaffen und Mönche schon längst aufgereizt worden war, auch noch den Adel, die Advokaten und Beamten, die sich in ihrem Schlendrian gestört oder ihrer bisherigen Vortheile beraubt sahen, zur Auflehnung. Im April kam es zu einer förmlichen Empörung. Als nämlich damals ein reicher Mann, der sich als Lieferant des Heeres große Betrügereien erlaubt hatte, zur Bestrafung nach Wien abgeführt werden sollte, nahm man dies zum Vorwande eines offenen Aufstandes. Die Bürger der Hauptstädte bewaffneten sich, und reichten bei den Ständen sehr heftige Beschwerdeschriften ein. Dadurch ließ sich die Landes-Regierung, welche ohnedies Joseph's Ansichten nicht theilte, so sehr einschüchtern, daß sie die Aufschiebung der befohlenen Ver-

änderungen in der Verwaltung und der Justiz decretirte. Diese Schwäche ermuthigte dann die Anstifter der Unruhen zu weiteren Schritten. Die Städte und Stände forderten die unbedingte Aufhebung der vom Kaiser erlassenen Verordnungen, und der Rath von Brabant, einer der drei höchsten Gerichtshöfe, erklärte alle Urtheilssprüche für nichtig, welche von den neuen Gerichten würden ertheilt werden. Zu gleicher Zeit ließ der Pöbel seine Wuth an denjenigen Männern aus, die als aufgeklärt verschrieen waren und des Kaisers Absichten gebilligt hatten. Die Regierung des größten Monarchen jener Zeit war schwach genug, sich von Pfaffen, Edelleuten und aufgehetzten Volkshaufen ein Zugeständniß abtrotzen zu lassen, zu welchem sie nicht einmal berechtigt war. Sie gewährte alle an sie gestellten Forderungen.

Der Kaiser war über das Benehmen seiner Regierung sehr unwillig, beschloß aber doch, vorerst noch mit Milde zu verfahren. Er sprach eine Amnestie aus, erlaubte, daß seine Verordnungen einstweilen suspendirt blieben, und entbot die Statthalterschaft sowie Deputirte von den Ständen aller Provinzen nach Wien, um sie, wie er meinte, durch Gründe zu gewinnen. Der Aufstand dauerte dessenungeachtet fort. Man verstand sich erst spät zur Absendung von Deputirten; man hinderte die Statthalterin eine Zeitlang an der Abreise; ja, die Stände von Brabant wollten sich sogar an Frankreich wenden, durch welches einst ihre Verfassung verbürgt worden war. Unter diesen Umständen fühlte sich der Kaiser zwar bewogen, ein Heer nach Belgien zu schicken; gleich nachher stand er aber wieder von allen Gewaltmaßregeln ab, und ließ nur ein einziges Regiment nach Belgien marschiren. Wahrscheinlich bewogen ihn Unruhen, welche in Holland ausgebrochen waren, oder auch der Türken-Krieg, den er gerade damals beginnen wollte, zur Nachgiebigkeit. Außerdem erkannte er offenbar, daß das Volk ganz und gar in der Gewalt der Pfaffen und des Adels sei, und daß es daher besser sei, sich einstweilen mit diesen privilegirten Klassen abzufinden, um günstigere Umstände abzuwarten. Genug, Joseph traf mit den belgischen Deputirten eine Übereinkunft, gemäß deren er einerseits die Wiederherstellung der alten Einrichtungen und Anstalten, mit Ausnahme der bereits eingezogenen Klöster, gestattete, und andererseits seine Verbesserungen vor der

Hand blos auf das kirchliche Unterrichtswesen beschränkte. Er entschied sich also des Friedens wegen zu halben Maßregeln; durch diese wurde aber nicht ein Frieden, sondern blos ein Waffenstillstand herbeigeführt, weil beide Theile unzufrieden und argwöhnisch blieben. Die Herzogin Christine kehrte hierauf nach Belgien zurück, jedoch ohne den Grafen Belgioso, dessen Stelle der Graf Trautmannsdorf erhielt. Als Befehlshaber der Truppen wurde der General d'Alton geschickt.

Es war ein Unglück, daß der Kaiser, um nicht Alles fallen zu lassen, von seinen neuen Einrichtungen nur das General-Seminarium aufrecht erhalten wollte, weil es für dogmatische und philosophische Belehrung in Belgien keinen Boden gab. Es war ein zweites Unglück, daß Joseph um dieser Anstalt willen wieder zur Gewalt seine Zuflucht nahm, anstatt sich vor allen Dingen das Zutrauen des Volkes zu erwerben. Schon ehe Trautmannsdorf und d'Alton in Belgien ankamen, hatten die Studenten zu Löwen Rohheiten gegen die deutschen Professoren begangen; die Geistlichkeit aber, besonders das Haupt derselben, der Erzbischof von Mecheln, hatte sich geweigert, diesem Unfuge Einhalt zu thun, weil jene Lehrer die gesetzgebende Gewalt in der Kirche nicht dem Pabste, sondern den Concilien zuerkannten. Wegen des General-Seminars wurden nachher mit der Universität Löwen und mit dem Klerus Unterhandlungen angeknüpft, welche zu nichts Anderem führten, als daß sie in Brüssel und anderen Städten Volksaufstände veranlaßten. Dies mußte die verderblichsten Folgen haben, weil die beiden Leiter der Civil-Verwaltung und des Kriegswesens, Trautmannsdorf und d'Alton, uneinig waren, und der Kaiser sich weder für die Ansicht des Einen, noch für die des Anderen entscheiden konnte. Trautmannsdorf wollte, um die Gemüther zu beruhigen, einen Mittelweg eingeschlagen haben; d'Alton dagegen war für strenge Durchführung der beschlossenen Maßregeln, und ließ deshalb auch auf die tobenden Volkshaufen feuern. Dazu kam noch, daß Crumpipen, jetzt Vice-Präsident des neu errichteten Staatsraths, den Pfaffen ergeben war und der Regierung stets Hindernisse bereitete. Übrigens war der eigentliche Leiter aller Volksbewegungen der Advokat van der Noot. Dieser hatte im August 1788 verhaftet werden sollen; er war aber entkommen und nach Holland geflohen,

wo er dann mit van Eupen und anderen Flüchtlingen einen förmlichen Revolutions-Ausschuß bildete, und durch Correspondenzen und Instructionen die Bewegungen der Belgier leitete.

Im Anfange des Jahres 1789 ließ sich der Kaiser durch eine Widersetzlichkeit der Stände von Brabant und Hennegau wieder auf den Weg einer gewaltsamen autokratischen Umgestaltung der Verfassung zurückdrängen. In den Versammlungen jener Stände hatten nämlich gegen das Ende des Jahres 1788 die bürgerlichen Deputirten, durch van der Noot und die Brüsseler geleitet, die Bewilligung der Hauptsteuern verweigert; und dies bewog dann im Januar 1789 den Kaiser zu der Erklärung, daß er für sich allein eine ganz neue Staatsordnung einführen werde. Er gab zwar, als in Folge davon die Stände sich fügsam zeigten, die Sache einstweilen wieder auf; schon im Mai aber verlangte er von den brabantischen Ständen eine Umänderung der Repräsentation des Bürgerstandes. Dadurch wurde dann nicht blos der Streit erneuert, sondern auch eine förmliche Revolution herbeigeführt. Der Kaiser wurde damals von seinen eigenen Stellvertretern und Beamten verrathen; denn Trautmannsdorf und Crumpipen, also die Regierung selbst, beförderten insgeheim die drohende Volksbewegung. Dies erklärte d'Alton in einem Schreiben vom 21. Mai dem Kaiser selbst in unumwundener Sprache; und auch einer der ersten damaligen Regierungsbeamten, von Berg, hat es, wiewohl mit milderen Worten, in seinen Memoiren bestätigt. „Trautmannsdorf, sagt von Berg, machte immer übertriebene Drohungen, welche zu vollziehen er durchaus keine Lust hatte, und die er, wenn er zuweilen dazu genöthigt war, dann nur halb ausführte. Er gebrauchte ferner die Truppen als Schreckmittel, wollte sie aber, wenn es nöthig war, nie anwenden, und machte dadurch nicht nur das Militär verhaßt oder auch lächerlich, sondern er demoralisirte es auch." Unter diesen Umständen kann es nicht befremden, daß die Plane van der Noot's und seiner Genossen gelangen und die des Kaisers scheiterten.

Als im Juni 1789 die Stände von Brabant die Vorschläge, welche Joseph wegen einer Veränderung in der Städte-Vertretung und im Steuerwesen hatte machen lassen, zurückwiesen, wurden sie am 18. Juni gewaltsam aufgelöst. Zugleich zeigte man ihnen im

Namen des Kaisers an, daß jetzt die im Januar verkündeten Umgestaltungen militärisch durchgesetzt werden würden. Dieser kühne Schritt ward in demselben Augenblicke gethan, als die Völker Europa's durch die französische National-Versammlung im äußersten Grade aufgeregt worden waren, und von Frankreich aus die Herstellung eines freieren, glücklicheren Zustandes der Menschheit erwarteten. Übrigens konnte der Weg der Gewalt, welchen der Kaiser im Juni 1789 einschlug, unmöglich zum gewünschten Ziele führen. Dies war schon aus dem Grunde nicht zu hoffen, weil die Geistlichkeit überall das ihr blind ergebene Volk aufreizte. Dazu kam aber noch, daß nicht nur das östreichische Heer in Belgien nur aus etwa zwanzigtausend Mann bestand, und bei der Eifersucht der anderen Mächte nicht verstärkt werden konnte, sondern daß auch das ganze Benehmen Trautmannsdorf's, sowie das Beispiel der Scenen, welche damals in Frankreich vorfielen, den Gegnern des Kaisers Muth machte. Bald brachen in verschiedenen Städten Unruhen und förmliche Empörungen aus, und Schaaren von Bauern oder Vagabunden übten im ganzen Lande Raub und Gewalt. Eine unmittelbare Rückwirkung der ausbrechenden französischen Revolution war auch die Entstehung einer besonderen Partei in Belgien, die man nach ihrem Stifter, dem Advokaten van der Vonck, die der Vonckisten nannte. Diese Partei huldigte den Grundsätzen eines Lameth und Lafayette; sie bekämpfte deshalb nicht blos die Autokratie des Kaisers, sondern sie trat auch, obgleich damit gerade in Belgien nicht durchzudringen war, gegen die hierarchischen und feudalistischen Ansichten und Einrichtungen auf. Sie setzte sich dessenungeachtet mit van der Noot in Verbindung, und auf ihr Betreiben sammelte sich jenseit der Grenze in Holland allerhand Gesindel, welches von einem früheren östreichischen Oberst, van der Mersch, so gut als möglich organisirt wurde.

Jetzt war auch für van der Noot, van Eupen und die übrigen Männer, welche in Holland einen Revolutions-Ausschuß gebildet hatten, die rechte Zeit zum Handeln gekommen, zumal da gerade damals Östreich in ein gespanntes Verhältniß mit Holland, England und Preußen gekommen war. Die holländische Regierung ertheilte den belgischen Flüchtlingen nicht nur Rath, sondern sie unterstützte auch van der Noot bei den Unterhandlungen, welche dieser mit

England und Preußen anzuknüpfen suchte. In England war Pitt der Jüngere zu klug, um sich mit den belgischen Revolutionärs einzulassen; in Berlin dagegen brachte der holländische Gesandte es dahin, daß van der Noot vom Minister Herzberg die mündliche Zusicherung erhielt, der König werde den Belgiern, wenn sie die Östreicher aus dem Lande getrieben hätten und sich durch ihre Stände, nicht durch einen Revolutions-Ausschuß an denselben wenden, wahrscheinlich Gehör geben. Jetzt galt es daher, mit den zwei- bis dreitausend Leuten, welche van der Mersch als eine Art revolutionärer Miliz eingeübt hatte, einen Einfall in Belgien zu machen. Dies geschah auch wirklich am 24. Oktober unter van der Mersch's Führung; die Sache würde aber bei der Feigheit und Ungebundenheit jener Schaaren einen schimpflichen Ausgang genommen haben, wenn nicht die östreichischen Truppen so schlecht geführt worden wären, daß sie blos durch die Schuld ihrer Führer am 27. Oktober eine Niederlage erlitten. Van der Mersch mußte zwar gleich darauf wieder zurückweichen; aber eine andere Colonne seiner Milizen drang in Gent ein, und gelangte durch neue Fehler, welche von den Östreichern begangen wurden, sowie durch Trautmannsdorf's zweideutiges Benehmen in den Besitz der Citadelle dieser Stadt. Die unmittelbare Folge davon war, daß am 23. November 1789 die Stände von Flandern sich für unabhängig erklärten und eine republikanische Verfassung einrichteten. Diesem Beispiele folgten bald auch die übrigen Provinzen. Sie konnten es um so leichter thun, weil die östreichischen Truppen bald ganz demoralisirt waren, und in immer größerer Zahl zu den Rebellen übergingen. Schon am 17. December zog van der Noot an der Spitze seines Revolutions-Ausschusses triumphirend in Brüssel ein, wo man bereits vier Tage früher die Unabhängigkeit Belgien's ausgerufen hatte. Am letzten Tage des Jahres 1789 waren alle Provinzen außer Luxemburg, welches der General Bender behauptete, von den östreichischen Truppen geräumt und zu einer selbstständigen Republik vereinigt. Die Einrichtung dieser neuen Republik kostete nicht viele Zeit und Mühe, da sie, auf Hierarchie und Feudalwesen beruhend, schon im Mittelalter fertig gewesen war und nöthigenfalls im Pabste einen höchsten Gesetzgeber hatte. Ein Deputirten-Kongreß, welcher alsbald in Brüssel gehalten wurde, sorgte

dafür, daß alle Männer, welche, wie van der Vonck und van der Mersch, den liberalen Ansichten der neueren Zeit huldigten, verfolgt und unschädlich gemacht wurden.

Joseph II. starb im Februar 1790, ehe er Anstalten zur Wiederunterwerfung der Belgier hatte machen können. Seinem Bruder und Nachfolger, Leopold II., ward diese aus verschiedenen Ursachen sehr erleichtert. Die Aristokratie Belgien's erkannte bald, daß sie sich bei der schwachen Regierung des östreichischen hohen Adels, welche von Joseph nicht geduldet worden war, von Leopold aber sogleich in allen Erbstaaten wiederhergestellt wurde, viel besser befinden werde, als unter der Herrschaft der Pfaffen, Advokaten und zünftigen Bürger. Überdies bebte sie wegen der Dinge, welche damals in Frankreich vorfielen, schon vor dem bloßen Namen Republik zurück. Sie verständigte sich daher schon im Sommer und Herbst 1790 insgeheim mit dem kaiserlichen Hofe.

Zwei andere Gründe, warum die neue Republik schon in diesem Jahre wieder unterging, waren die Politik England's, Holland's und Preußen's, welche der französischen Revolution wegen die Wiederherstellung der östreichischen Herrschaft in Belgien erheischte, und der beschränkte Verstand eines van der Noot und anderer Häupter der herrschenden Partei, die sich durch die fremden Diplomaten täuschen und so lange hinhalten ließen, bis Leopold alle zur Unterwerfung Belgien's nöthigen Anstalten hatte treffen können. Im Juli 1790 faßten Östreich, Preußen, Holland und England auf einem zu Reichenbach gehaltenen Kongresse den Beschluß, in Belgien den alten Zustand der Dinge wiederherzustellen. Nachher traten die Gesandten von England, Holland und Preußen im Haag zusammen, und schrieben unter dem Scheine einer Vermittelung eben solche Protokolle über Belgien, wie sie in unseren Tagen zu London über dasselbe Land und über Griechenland abgefaßt worden sind. Hätten van der Noot, van Eupen und ihre Genossen nur einige Einsicht gehabt, so würden sie, anstatt fremde Diplomaten für sich oder vielmehr über sich unterhandeln zu lassen, das schon im März 1790 gemachte Anerbieten der östreichischen Regierung, eine vollständige Amnestie zu gewähren und Alles wieder auf den alten Fuß zu setzen, angenommen und für sich allein mit dem neuen Kaiser abgeschlossen haben. Dazu waren sie aber zu beschränkt und zu eingebildet. Der

Haager Kongreß decretirte die Rückkehr Belgien's unter die östreichische Herrschaft, und bewog den Kaiser, den Belgiern eine Frist zur freiwilligen Unterwerfung zu setzen. Als diese Frist abgelaufen war, löste sich das elende Heer der Belgier, in welchem viele Officiere schon vorher unwillig den Abschied genommen hatten, von selbst auf. Die Östreicher konnten daher, als sie Ende November 1790 von Luxemburg aus in Belgien einrückten, das ganze Land ohne Schwertstreich besetzen. Van der Noot und die anderen Häupter der Republik ergriffen die Flucht. Der Erzbischof von Mecheln dagegen, welcher mit ihnen bis zuletzt einen und denselben Weg gegangen war, blieb im Lande, weil er ebenso, wie nachher der französische Bischof Talleyrand, die Fähigkeit besaß, je nach dem Wechsel der Ereignisse von einem Extrem zum anderen überzuspringen. Er leitete sogar am 12. December, dem Jahrestag der Vertreibung der Östreicher aus Brüssel, das feierliche Tedeum für die Unterdrückung eines Aufstandes, welcher von ihm selbst angeregt worden war. Übrigens vermehrte man durch die Vernichtung der belgischen Advokaten- und Pfaffen-Republik die Zahl der Freunde dessen, was damals in Frankreich geschah, und bereitete dadurch, ohne es zu ahnen, die schon zwei Jahre später erfolgte Eroberung Belgien's durch die Franzosen vor. Es flohen nämlich sehr viele unzufriedene Belgier nach Paris, und diese erleichterten 1792 den Franzosen die Eroberung ihres Vaterlandes. —

Unmittelbar nach der Wiederunterwerfung der Belgier wurden die kaiserlichen Truppen gebraucht, um in dem benachbarten Bisthum Lüttich, welches zum deutschen Reiche gehörte, einen Streit der Einwohner mit ihrem Bischofe zu Gunsten des Letzteren zu entscheiden. Diese Lüttticher Unruhen sind nicht sowohl ein Vorspiel, als vielmehr ein Ergebniß der beginnenden französischen Revolution, weil die Lütticher, nachdem sie lange bei dem ewig berathenden, nie beschließenden deutschen Reichstage und bei den in keiner Sache zu Ende kommenden deutschen Reichsgerichten Abhülfe gesucht hatten, ihre Zuflucht zu jenem Naturrechte nahmen, welches damals in Frankreich dem positiven Rechte entgegengestellt und gesetzlich anerkannt wurde. Die Vorfälle in Lüttich sind daher auch vornehmlich für die Kenntniß der deutschen Zustände wichtig. In Hinsicht auf die allgemeine Geschichte besteht ihre Hauptbedeutung darin, daß

auch in Lüttich viele Leute sich dem restaurirten Pfaffen-Regiment durch die Flucht entzogen, und daß diese freisinnigeren Lütticher in Paris ganz auf dieselbe Weise, wie die flüchtigen Belgier thätig waren. Wir begnügen uns aus Mangel an Raum mit dieser allgemeinen Bemerkung über die Lütticher Unruhen, und gehen zu den Bewegungen über, welche kurz vor der französischen Revolution in Holland ausbrachen.

2. Holland.

Die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande hatten sich durch ewige innere Zwiste sowohl in ihrem 1780 bis 1783 mit England geführten Kriege (s. oben S. 16 ff.), als auch in ihren Streitigkeiten mit Joseph II. (s. Th. XVI., S. 427—430), große Nachtheile zugezogen. Dadurch erhielt dann ihre Zwietracht neue Nahrung. Der ganze Streit drehte sich um die Frage, ob die Stände oder, wie man sie in den Niederlanden nannte, die Staaten der Gesammt-Republik und der einzelnen Provinzen die Rechte der oberen Herrschermacht durch sich selbst ausüben könnten, oder ob sie dieselben durch ihren Statthalter ausüben lassen müßten. Dieser Streit erhielt durch des damaligen Statthalters, Wilhelm's V., Gemahlin Friederike Sophie Wilhelmine, die Schwester Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, und durch seinen Freund und früheren Vormund Ludwig Ernst von Braunschweig (s. S. 13 f.) auch noch eine persönliche Seite, weil bei der Trägheit und Unbeholfenheit Wilhelm's die genannten beiden Personen statt seiner herrschten und England auf Kosten der Holländer begünstigten. Der Herzog von Braunschweig wurde zuletzt wegen des Ausganges, den der englische Krieg nahm, so sehr verdächtigt, daß er, als die Geschichte von der Acte der Consultation (s. S. 13) kund ward und man ihn wegen derselben des Verrathes anklagte, für gut hielt, die Niederlande zu verlassen (Oktober 1784).

Der Streit der beiden Parteien, der republikanischen oder patriotischen und der oranischen, berührte die Interessen des eigentlichen Volkes ebenso wenig, wie der Kampf der Whigs und Tories in England. Ja, die holländischen Republikaner oder Patrioten gaben sich nicht einmal, wie die Whigs in England, den Anschein, als wenn sie mit der Zeit fortschreiten wollten. Sie waren entschieden

aristokratisch und suchten alles Alte zu erhalten. Die oranische Partei dagegen war zeitgemäßen Reformen wenigstens nicht unbedingt abgeneigt. Eine Umgestaltung der Verfassung war aber besonders in der Einen Hinsicht durchaus nöthig, daß es einer größeren Zusammendrängung und Einheit der Regierung bedurfte, wenn dem Verfalle des einst so blühenden Handels und der Seemacht Einhalt gethan werden sollte. Gerade an diese Reform war jedoch nicht zu denken, weil sowohl die Generalstaaten oder die aus den Deputirten aller Provinzen bestehende Gesammtregierung, als auch die Staaten oder Stände jeder einzelnen Provinz mit Eifersucht auf ihrer souverainen Macht bestanden, und deshalb den Einfluß und die Gewalt des Statthalters zu beschränken suchten. In beiden Versammlungen herrschten eigentlich die Magistrate der Städte; denn von diesen, die sich selbst ergänzten, wurden die Mehrzahl der Mitglieder beider Versammlungen gewählt, und nur in einigen wenigen Provinzen war der Einfluß des Statthalters oder der Ritterschaft überwiegend. Außerdem waren nicht blos die Festungs-Commandanten den Bürgermeistern der Städte untergeordnet, sondern es konnte auch jede Stadt und jede Provinz eigene Truppen halten. Nur das gemeinschaftliche Heer der sieben Provinzen war dem General-Kapitain oder Statthalter allein untergeben.

Der Mittelpunkt der ganzen Republik war aus vielen Ursachen die Provinz Holland, nach welcher man daher auch diese selbst zu benennen pflegt; in Holland selbst aber hatte die Stadt Amsterdam, welche für die Niederlande ebenso bedeutend war, als London für England, die entscheidende Stimme. Wir lassen uns in das Labyrinth der Streitigkeiten und Zänkereien nicht ein, welche durch die Verfassung der Niederlande hervorgerufen wurden. Es genügt zu bemerken, daß die Staaten zuletzt dem Prinzen Wilhelm V. den Oberbefehl ihrer Truppen nahmen, daß dieser sich hierauf in Folge davon auf seine Güter zurückzog, und daß seine Gemahlin, Friederike Sophie Wilhelmine, ihren Bruder, den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, in die holländischen Angelegenheiten einmischte.

Diese Prinzessin leitete seit der Entfernung des Prinzen von Braunschweig Alles ganz allein, und hatte schon längst mit England Unterhandlungen angeknüpft, um die anti-oranische Partei zu ver-

nichten. Sie hatte früher auch ihren Oheim, Friedrich den Großen, zu bewegen gesucht, daß er auf gebieterische oder militärische Weise zu Gunsten ihres Gemahles einschreite. Friedrich war aber zu besonnen, um sich dazu herzugeben, obgleich er auch von seinem Minister Herzberg und von dem Oberbefehlshaber seines Heeres, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, darum bestürmt wurde. Von diesen beiden Männern glaubte nämlich der Eine Alles mit preußischen Bajonetten durchsetzen zu können; der Andere aber hielt sich seit dem siebenjährigen Kriege für einen der größten Generale (s. Thl. XVI, S. 303—305), und suchte, durch seinen Oheim Ludwig Ernst von Braunschweig angetrieben, sich in Holland neuen Kriegsruhm zu erwerben. Im August 1786 starb Friedrich, und ihm folgte sein Neffe, Friedrich Wilhelm II., nach. Bei diesem erreichte die Prinzessin von Oranien, seine Schwester, bald ihre Absicht. Der neue König war nämlich ein Werkzeug seiner Umgebung, und diese unterstützte die Bemühungen Herzberg's und Ferdinand's von Braunschweig, weil sie den Letzteren, dessen Einfluß ihr im Wege stand, von Berlin zu entfernen wünschte. Es würden daher sogleich preußische Truppen in Holland eingerückt sein, wenn man nicht wegen der französischen Regierung besorgt gewesen wäre.

Frankreich hatte sich kurz vorher enger an die holländischen Republikaner angeschlossen, und die Staatsklugheit schien der französischen Regierung um so mehr zu gebieten, eine Heeresabtheilung bereit zu halten, weil von dem neuen englischen Minister-Präsidenten, Pitt dem Jüngeren, derselbe Harris oder Lord Malmsbury, welcher zur Zeit des amerikanischen Krieges seine diplomatische Geschicklichkeit am Hofe der Kaiserin Katharina II. bewährt hatte (s. S. 12), im Jahre 1784 als Gesandter in den Haag geschickt worden war. Dieser Meister in diplomatischen Künsten, welcher in Verbindung mit der Prinzessin von Oranien die Angelegenheiten des Statthalters leitete, wußte nicht nur durch Geld und Kabalen die herrschende republikanische Partei zu untergraben und in Zwietracht zu bringen, sondern er wandte auch alle erdenklichen Mittel an, um die Preußen zu einem bewaffneten Einschreiten zu bewegen. Das Letztere gelang ihm freilich nicht sogleich, weil Friedrich Wilhelm II., der durch Ausschweifungen seine Natur schon frühe geschwächt hatte, keines kräftigen Entschlusses fähig war und sich, so-

lange Vergennes die auswärtigen Angelegenheiten Frankreich's leitete, vor einem Kriege scheute. Es geschah daher im Jahre 1786 nichts weiter, als daß Friedrich Wilhelm an der Grenze von Geldern Truppen zusammenziehen ließ, und daß er den Grafen von Görz nach Holland schickte, um in Gemeinschaft mit den Franzosen eine Vermittelung zwischen den Staaten und ihrem Statthalter zu Stande zu bringen. Diese Vermittelung, mit der es schwerlich ernst gemeint war, führte zu nichts. Dagegen war es von entscheidender Wichtigkeit, daß im Februar des folgenden Jahres (1787) Vergennes starb, und daß nach seinem Tode das französische Ministerium von der damals einberufenen Notabeln-Versammlung zu sehr in Anspruch genommen ward, um den holländischen Angelegenheiten die gehörige Rücksicht schenken zu können.

In den ersten Monaten des Jahres 1787 wurden die Parteien in den sieben Provinzen kühner und hitziger. Am 9. Mai kam es in der Provinz Utrecht sogar zu einem Gefechte zwischen Soldaten und Bürgern. Am 26. Mai erließ der Statthalter sogar eine Art von Kriegs-Manifest, in welchem er gegen die Staaten von Holland eine sehr drohende Sprache führte. Unmittelbar nachher trat die Prinzessin eine unter den bestehenden Verhältnissen sehr auffallende Reise von Nymwegen nach dem Haag an. Sie hatte in dieser Stadt, welche noch dazu der Sitz der feindlichen Staaten von Holland war, keine Geschäfte, und mußte, um dahin zu gelangen, durch Gegenden reisen, welche von den erbitterten Feinden ihres Gemahles militärisch besetzt waren. Man behauptet daher nicht mit Unrecht, die Prinzessin habe entweder durch ihre Erscheinung im Haag den Pöbel zum Aufstande reizen oder durch eine persönliche Beleidigung, deren sie dort oder unterwegs gewärtig sein mußte, ihren Bruder, den preußischen König, zu einem Rachekriege zwingen wollen. Zwischen Schoonhoven und Gouda ward sie am 28. Juni von einem Bauern oder Krämer, der bei der Miliz die Rolle eines Officiers spielte, angehalten und auf tölpelhafte Weise behandelt. Andere herbeikommende Officiere, welche mehr Lebensart hatten, entschuldigten zwar dieses Benehmen mit aller möglichen Höflichkeit, ließen aber die Prinzessin ebenfalls nicht weiter reisen, sondern hielten sie so lange zurück, bis bei den Staaten von Holland weitere Ordres eingeholt waren. Diese blieben

so lange aus, daß die Prinzessin, nachdem sie zwei Tage gewartet hatte, sich wieder auf die Rückreise begab. Der König von Preußen forderte wirklich Genugthuung für seine Schwester. Die Staaten von Holland, welche auf französische Hülfe rechneten, halfen sich, bis diese ihnen zukomme, damit, daß sie auf die sehr heftigen Noten des preußischen Kabinets ausweichende Antworten ertheilten. In Frankreich stand jedoch damals der Erzbischof von Sens, Lomenie de Brienne, welcher für kühne Unternehmungen keinen Sinn hatte, an der Spitze des Ministeriums, und dieser schützte den traurigen Zustand der Finanzen, sowie die drohende Stellung England's und die Unmöglichkeit einen Seekrieg zu führen vor. Im September rückte daher ein preußisches Heer von zweiundzwanzigtausend Mann in drei Colonnen, deren stärkste vom Herzog Ferdinand von Braunschweig angeführt ward, in die Provinz Holland ein, während zugleich der Statthalter mit seinen Truppen sich in Marsch setzte.

Die Holländer, gegen welche sich ohnedies schon vorher die Generalstaaten entschieden feindlich ausgesprochen hatten, wurden nicht nur von den Franzosen, sondern auch von allen übrigen Provinzen außer Gröningen und Ober-Yssel im Stiche gelassen. Die Preußen hatten daher eine leichte Aufgabe, zumal da das Gesindel, welches der von Holland angeworbene Rheingraf von Salm unter dem Namen eines Armee-Corps aufgestellt hatte, auf eine fast komische Weise auseinander lief. Schon innerhalb eines einzigen Monats waren die Holländer dem Prinzen von Oranien wieder unterworfen. Die Häupter der patriotischen Partei, sowie viele Demokraten ergriffen sogleich die Flucht. Die übrigen Gegner des Statthalters wurden aus ihren Ämtern verdrängt und durch Anhänger des Hauses Oranien ersetzt; und der Prinz erhielt nicht nur den Oberbefehl über alle niederländischen Truppen wieder, sondern es wurde ihm auch ein größerer Einfluß auf die Wahl der Stadt-Magistrate gewährt, als er früher gehabt hatte. Die Preußen, von welchen nur sechstausend Mann auf sechs Monate zurückblieben, betrugen sich musterhaft. Sie mußten oft dem oranisch gesinnten Pöbel Einhalt thun, welcher die Demokraten und Patrioten raubend und mordend verfolgte. Die Flüchtlinge begaben sich nach

Frankreich, und bereiteten dort ebenso, wie die entflohenen Belgier und Lütticher, eine neue Revolution vor.

Der ganze Vortheil der Katastrophe wurde den Engländern zu Theil. Diese hatten nämlich durch die Geschicklichkeit ihres Diplomaten Harris bewirkt, daß vermittelst preußischer Bajonette die französische Partei in den Niederlanden vernichtet und dieser Staat wieder innig mit England verbunden ward. Das Letztere geschah durch einen Defensiv-Vertrag, welcher im April 1788 zwischen Holland, Preußen und England geschlossen wurde. In Frankreich ward die unterlassene Beschützung der Holländer für die Regierung verderblich; denn da man auf die bloßen Drohungen der Engländer hin Holland den preußischen Truppen preisgegeben hatte, so fühlte sich die Nation in ihrem Ehrgefühle und ihrem militärischen Stolze sehr empfindlich verletzt, und dies ward dann von der Opposition benutzt, um den Übergang zur Revolution zu erleichtern. Preußen ward durch die unzeitige Großmuth seines Königs in sehr bedeutende Kosten gestürzt, ohne daß die reichen Holländer zur Wiedererstattung derselben gezwungen wurden, obgleich gerade damals die preußischen Finanzen durch die Verschwendungen des neuen Königs in Zerrüttung geriethen. Ein noch größeres Übel war für Preußen der Umstand, daß die leichte Besiegung der Holländer nicht nur den Herzog Ferdinand von Braunschweig in der thörichten Einbildung von seinen Feldherrn-Talenten bestärkte, sondern auch in den adeligen Officieren des preußischen Heeres das militärische Selbstgefühl zu sehr steigerte und ihre stolze Verachtung der Bürger vermehrte, was dem Herzoge und dem preußischen Heere 1792 die Schmach in der Champagne, sowie 1806 die Schande bei Jena zuzog.

König Friedrich Wilhelm II., über welchen hier am Schlusse noch eine kurze Bemerkung folgen soll, war wie Ludwig XV. schon in seinen jungen Jahren durch Erziehung und Verführung sittlich verdorben, und sank sogar noch früher, als dieser, tief herab. Er war wie Ludwig eine durchaus sinnliche Natur, und hatte mit diesem schlechtesten aller französischen Könige auch noch zwei andere Charakterzüge gemein. Er suchte nämlich bei seinen fleischlichen Sünden im blinden Glauben und in der sogenannten Kirchlichkeit Beruhigung und Trost, und gerieth ganz in die Gewalt seiner Mätressen und ihrer Verwandten. Das Erstere ward von den Frömmlern,

zu welchen seine Ministern Wöllner und Bischofswerder gehörten, benutzt, um den Rationalismus in der Theologie auszurotten und die alte Kirchenlehre mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Von ihnen angetrieben erließ Friedrich Wilhelm im Juli 1788 ein Religions-Edict, durch welches jede Abweichung von der überlieferten Glaubenslehre sowohl auf der Kanzel, als auf dem Katheder bei Strafe der Absetzung verboten wurde. Dieser Angriff auf die herrschende Geistesrichtung war und blieb um so mehr ganz erfolglos, weil damals sogar in den höheren Klassen noch die Unkirchlichkeit Mode war. Was Friedrich Wilhelm's Mätressen betrifft, so scheint es uns mit dem Zwecke einer ernsten Geschichtschreibung unvereinbar, der sogenannten geheimen Hofgeschichten Erwähnung zu thun. Zur Bezeichnung der damaligen Berliner Zustände genügt die Bemerkung, daß die Frau des Kämmerers Rietz als Gräfin von Lichtenau in Berlin die Rolle der Pompadour spielte, daß der preußische Hofadel in gleichem Grade, wie der französische, mit stolzer Verachtung gegen alles Bürgerliche erfüllt war, und daß dafür 1792 und 1806 das preußische Volk im Kampfe mit den Franzosen schwer büßen mußte.

3. Frankreich.

In Frankreich war, nachdem Türgot und Malesherbes das Ministerium hatten verlassen müssen (s. Th. XVI, S. 420), die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen von Vergennes gekommen. Dieser gewandte und erfahrene Staatsmann hatte gleich anfangs den Entschluß gefaßt, den Abfall der Nordamerikaner von England zu benutzen, um von diesem Staate durch einen Krieg dasjenige wieder zu gewinnen, was im siebenjährigen Kriege verloren worden war. Einen Krieg konnte man aber, bei dem ganz zerrütteten Zustande der Finanzen, nicht führen, wenn nicht entweder durch radikale Reformen das Steuerwesen umgestaltet, oder auf irgend eine Weise wenigstens der Kredit so weit hergestellt wurde, daß man sich durch neue Anleihen helfen konnte. Das Erstere hatte Türgot vergebens versucht; zu dem Zweiten fand sich ein Pariser Bankier, Necker, bereitwillig. Dieser glaubte, wenn er die Leitung der Finanzen übernehme, das Vertrauen wiederherstellen und somit Anleihen zu Stande bringen zu können, weil

er sich als Bankier und als staatsökonomischer Schriftsteller den Ruf eines rechtlichen, erfahrenen, gewandten und klugen Kaufmannes erworben hatte. Er erhielt 1777 die Leitung der Finanz-Geschäfte, ohne dafür eine Besoldung zu beziehen; da er aber Protestant und Bürgerlicher war, so ertheilte man ihm nicht den für jenes Amt gebräuchlichen Titel eines General-Controleurs der Finanzen, sondern den bescheidenen Titel eines Finanz-Directors.

Necker war zu Genf geboren, und hatte sich in Paris durch kluge und glückliche Speculationen großes Vermögen und einen bedeutenden Kredit erworben. Er hatte außerdem durch Schriften im Finanz-Fache, besonders durch seinen Angriff auf Türgot's Handels-System (s. Th. XVI, S. 417 f.), das größte Aufsehen gemacht. Sein inneres Wesen und seine Manier hatten alle die Eigenschaften, welche man den in Genf gebildeten Männern oder jetzt den sogenannten Doctrinärs vorzuwerfen pflegt: er besaß eine ganz außerordentliche Meinung von sich selbst, war auf sein Wissen und seine Theorieen ebenso stolz, wie Andere auf ihre Geburt, und hatte jene systematischen und moralisch-pedantischen Formen, welche mit den am französischen Hofe herrschenden Manieren den größten Contrast bildeten, und besonders der Königin unangenehm waren. Nichtsdestoweniger hat sich Necker, den seine Tochter, die Frau von Staël, auf lächerliche Weise vergötterte, als Staatsmann große Verdienste erworben. Er hat namentlich nach seinem ersten Eintritt in das Ministerium alles das, was man bei den damaligen Umständen nur erwarten konnte, geleistet und, ohne neue Steuern auszuschreiben, die für den Krieg mit England erforderlichen Summen herbeigeschafft. Das Letztere bewirkte er durch ein Anleihe-System, welches von ihm leichter als von jedem Anderen durchgeführt werden konnte, weil er nicht nur als Bankier die geschäftliche Seite dieser Sache vollkommen verstand, sondern auch vermöge des Zutrauens zu seiner Person dem Kredit des Staates aufzuhelfen vermochte. Durch das von ihm angewandte Mittel konnten jedoch die Grundübel, an welchen die Finanzen des Staates litten, nicht ausgerottet werden; dieses Mittel that vielmehr nur der Wirkung jener Übel für einige Zeit Einhalt, machte sie selbst aber nur noch größer. Außerdem glaubte Necker noch durch eine strenge Sparsamkeit, die er dem Hofe dringend empfahl, den Staat aus einer ungeheueren Verle-

genheit herausziehen zu können. Gerade dies zeigt aber, wie wenig er zum Minister eines großen Reiches gemacht war, weil durch Mittel, welche nur für einen kleinen Staat oder für eine große Privat-Haushaltung paßten, einer ganzen Nation nicht auf die Dauer zu helfen war. Übrigens ward die bald nachher ausbrechende Revolution nicht, wie man mitunter gemeint hat, durch den Zustand der Finanzen herbeigeführt. Sie hatte einen viel tiefer liegenden Grund; denn sie war die reife Geburt einer seit Ludwig's XIV. Tode mit einer gänzlichen Umgestaltung schwangeren Zeit.

Necker hätte sich schon wegen seines persönlichen Charakters und Wesens an einem Hofe, wie der französische war, nicht lange behaupten können. Er war seiner ganzen Manier nach und wegen seiner Eitelkeit der Königin und den Hofleuten von Anfang an zuwider, machte sich den Letzteren auch noch durch seine sittlichen Grundsätze und durch sein Leben verhaßt, und war wegen seines Protestantismus und seiner Selbstüberschätzung sogar dem Könige unangenehm. Zu diesen Misständen, die seine Stellung unhaltbar machten, kam aber außerdem noch hinzu, daß alle seine Pläne und Vorschläge nicht nur der Kritik der Königin, der Prinzen und der ganzen Umgebung Beider unterlagen, sondern daß auch die Durchführung derselben ganz von dem alten Mentor des Königs, Maurepas (s. Th. XVI., S. 412 f.), abhing, weil Necker selbst als bloßer Finanz-Director den Sitzungen des Ministeriums nicht beiwohnen durfte, und deshalb Alles durch Maurepas vortragen lassen mußte. Als daher Necker im Januar 1781 einen Schritt that, welcher in den Augen der Hofleute eine unerhörte Neuerung war und ihm selbst ein zu großes Ansehen in der Nation zu verschaffen schien, ruhte man nicht, bis er aus seiner Stellung vertrieben war. Dieser Schritt war die Herausgabe eines Compte-rendu betitelten Buches, in welchem Necker dem Publikum den ganzen Zustand der Finanzen offen darlegte. Necker wollte, was ihm auch gelang, durch diese Maßregel die Anlehen erleichtern, zugleich aber auch wohl auf seine Verwaltung ein glänzendes Licht werfen. Als er bald nach der Erscheinung jenes Buches einen Sitz im Ministerium verlangte, nahm der Hof seinen Protestantismus zum Vorwande, um die Zurückweisung seines Verlangens zu bewirken und ihn dadurch zur freiwilligen Abdankung zu treiben. Necker's Entlassung, welche im

Mai 1781 erfolgte, hatte zwei wichtige Folgen. Es zeigte sich erstens jetzt wieder, wie bei Türgot's Entlassung, daß der König aus Mangel an fester Kraft und sicherer Ansicht hin und her schwanke, und sich gegen bessere Überzeugung durch seine Umgebung bestimmen lasse, daß man also ihn und den Hof nur durch den kräftigsten Widerstand zum Guten zwingen könne. Zweitens erhielt Neckar wegen des Hasses, mit welchem der Hof ihn verfolgte, sowie wegen seiner Uneigennützigkeit, wegen seines Eiferns gegen monarchische Verschwendung und wegen der von ihm gemachten Forderung der Öffentlichkeit in Staatssachen ein unverdient großes Ansehen in den Augen des Volkes. Dadurch ward er über sich selbst getäuscht. Er hielt sich nämlich fortan für einen großen Staatsmann, obgleich dazu bei den verdorbenen Sitten und künstlichen Verhältnissen unserer Zeiten ganz andere Eigenschaften gehörten, als die eines ehrlichen und verständigen Mannes oder eines geschickten und erfahrenen Bankiers. Necker traute sich daher später noch einmal die Fähigkeit zu, das Schiff des Staates zu steuern, mußte aber dasselbe, weil ihm die wahre politische Einsicht und die Gewandtheit mangelten, mitten im Sturme seinem Schicksale überlassen.

Die zwei Finanz-Minister, welche nach einander Necker's Stelle einnahmen, Joly de Fleury und d'Ormesson (1781—1783), konnten sich nur kurze Zeit behaupten, weil keiner von Beiden den Finanz-Geschäften eines Reiches gewachsen war, dessen Ausgaben jedes Jahr die Einnahmen um fünfzig Millionen überstiegen. Ihnen folgte 1783 ein genialer Verschwender, welcher bei der Verwaltung seines eigenen verschuldeten Vermögens gelernt hatte, wie man sich für den Augenblick helfen könne. Dieser Mann war Calonne. Er hatte sich früher durch seine Intriguen bei Gelegenheit von La Chalotais Sache (s. Th. XVI., S. 405 f.) ebenso sehr beim Hofe beliebt, als den Parlamenten verhaßt gemacht. Schon dies erschwerte ihm von vorn herein seine Stellung, weil er ja zu jeder finanziellen Unternehmung der Parlamente bedurfte. Außerdem besaß er nur solche Eigenschaften, welche unter anderen Verhältnissen ihn vielleicht zu einem bewunderten Minister und Diplomaten gemacht haben würden, in jener ernsten Zeit aber nicht blos ungenügend, sondern sogar geradezu verderblich waren. Calonne war auf die glänzendste Weise mit leichten Gaben und sophistischen Talenten ausgestattet;

er war ein unübertrefflicher Meister der Rede, wußte mit großer Geschicklichkeit Alles für seine Zwecke zu benutzen, und verstand es, jede Sache rasch und mit Leichtigkeit zu betreiben. Er hatte sich sogar, wie Türgot, in höheren Ämtern Geschäfts-Erfahrung erworben und als publicistischer Schriftsteller einen Namen gemacht. Allein er gehörte seiner Gesinnung und Ansicht nach dem Geiste der alten Zeit an, und bildete als ein Mann aus der Schule Aiguillon's und der Roués den grellsten Gegensatz gegen Türgot und Necker.

Dieser Mann ergriff, ohne sich um die Zukunft zu kümmern oder irgend ein Gebot der Sittlichkeit zu berücksichtigen, jedes Mittel zur Herbeischaffung der nöthigen Gelder. Er machte unter den lästigsten Bedingungen Anlehen, forderte das erst später Fällige früher ein, täuschte die Welt durch die stete Versicherung einer baldigen Tilgung der Staatsschuld und durch pünktliche Zahlung der Zinsen, und wußte durch allerlei andere Kunstgriffe die Einnahmen um hundert Millionen zu erhöhen. Zu gleicher Zeit vermehrte er die Ausgaben immer mehr, weil ihm die Bedürfnisse des Hofes mehr als alles Andere am Herzen lagen, und weil er der Theorie huldigte, daß Glanz und Verschwendung zum Wesen der Monarchie gehören, und daß durch den Luxus der Höfe Industrie und Kunst gefördert würden. Er bezahlte den Brüdern des Königs ihre Schulden, welche Millionen betrugen und immer wieder aufs neue gemacht wurden; er kaufte zu den vielen königlichen Lustschlössern noch Rambouillet und St. Cloud an; er schaffte das Geld zu glänzenden Bauten und zu den Hoffesten herbei, welche damals häufiger, glänzender und verschwenderischer als je zuvor waren; er gewährte der Königin zwanzig Millionen, um die Günstlinge derselben zu bereichern, und dergleichen mehr. Alles dies brachte den leichtsinnigen Finanz-Minister nach vier Jahren dahin, daß er durch Einberufung der seit 1626 nicht versammelten Notabeln ein äußerst gefährliches Mittel ergreifen mußte, um neuen Erpressungen den Schein der Rechtmäßigkeit zu verleihen.

In die Zeit von Calonne's Verwaltung der Finanzen fällt der unter dem Namen der Halsbandgeschichte berühmt gewordene Scandal. Wir gedenken seiner nur ganz kurz, weil er historisch keine andere Wichtigkeit hat, als daß aus Anlaß desselben die Königin sich noch mehr verhaßt machte, und daß der König unvorsichtig genug

war, durch die Art, wie er diese Angelegenheit behandelte, sich einen Theil der vornehmen Familien und Geistlichen gerade in dem Augenblicke zu entfremden, in welchem er der Notabeln-Versammlung wegen ihrer Gunst am meisten bedurfte. Ein Prinz Rohan, also ein Mann aus einer der ersten Familien des Reiches, welcher Kardinal, Groß-Almosenier von Frankreich, Bischof von Straßburg und als solcher deutscher Reichsfürst war, hatte die Königin, wie es heißt, durch beißenden Spott, den er in Briefen an die berüchtigte Maitresse Ludwig's XV., die dü Barry, über ihre Mutter Maria Theresia ausgeschüttet hatte, gekränkt und zu seiner erbittertsten Feindin gemacht. Er konnte jedoch ohne die Hofgunst nicht leben, und ließ sich, um dieselbe wieder zu erlangen, von Gaunern und Buhldirnen auf eine fast unglaubliche Weise hinter das Licht führen. Er hatte früher in Straßburg den italiänischen Gauner Balsamo kennen gelernt, welcher unter dem Namen Graf Cagliostro ganz Europa durch Wunderthaten, Goldmacherei und andere Gaukeleien zu betrügen wußte (s. Th. XVI., S. 353). Dieser erneuerte 1785 in Paris die Bekanntschaft des Kardinals, und benutzte die Dummheit und Eitelkeit desselben, um sich eine bedeutende Summe Geld zu verschaffen. Er brachte nämlich den Kardinal mit einer Abenteuerin von geringer Herkunft zusammen, die sich seit ihrer Verheirathung mit einem abgedankten Officier Gräfin La Motte Valois nannte; und diese bot sich dem Kardinal zur Vermittlerin bei der Königin an, mit welcher sie in genauer Verbindung zu stehen behauptete. Rohan ließ sich von ihr täuschen, schrieb an die Königin Briefe, welche die La Motte zü besorgen übernahm, erhielt angeblich Antworten auf dieselben, und kam sogar einst, ohne den Betrug zu merken, in der Dämmerungszeit mit einer Dirne zusammen, welche für die Königin ausgegeben wurde. Zuletzt ging er in die Schlinge, die man ihm vermittelst aller dieser Betrügereien gelegt hatte. Man überreichte ihm nämlich eines Tages wieder einen angeblichen Brief der Königin, in welchem es hieß: diese wünsche ein Halsband zu besitzen, das von zwei Hof-Juwelieren für eine Million sechsmalhunderttausend Livres feilgeboten werde; sie wolle aber nicht öffentlich Käuferin sein, sie bitte daher den Kardinal, dasselbe in ihrem Auftrage zu kaufen, und werde es durch seine Vermittelung in Terminen bezahlen. Sogar ein mit der Königin Namen unterzeichneter Kauf-

Contract, der den Juwelieren übergeben werden sollte, ward dem Kardinal eingehändigt. Dieser erhielt hierauf das Halsband und überlieferte es der La Motte, welche dann die Edelsteine durch ihren Mann einzeln in England verkaufen ließ. Als die Zahlung ausblieb, wandten sich die Juweliere unmittelbar an die Königin. Diese gerieth ganz außer sich. Auch der König wurde aufs höchste erbittert. Er ließ den Kardinal in vollem Ornat verhaften und ihm den Proceß machen. Auch Caglistro, die La Motte und andere Mitschuldige wurden in Haft genommen; allein da Rohan's Vicar dessen ganze Correspondenz mit der La Motte sogleich vernichtet hatte, so konnte durch die Untersuchung nicht mit Sicherheit festgestellt werden, ob die Königin oder der Kardinal die Gaunerin zum Diebstahle veranlaßt habe. Dies wurde nachher von den vielen Feinden der Königin benutzt, um einen Schatten auf sie zu werfen und boshafte Pasquille gegen sie zu verbreiten. Das Pariser Parlament, welches den Proceß zu führen hatte, sprach im August 1786 den Kardinal von aller Schuld frei, verwies Cagliostro des Landes, verurtheilte die La Motte zu Staupbesen, Brandmarkung und lebenslänglichem Gefängnisse, und richtete aus Haß gegen den Hof seinen ganzen Spruch so ein, daß ein stiller Verdacht gegen die Königin blieb. Der König aber entsetzte den Kardinal seiner Stelle als Groß-Almosenier und verbannte ihn aus Paris. Dies war ein thörichter Act der Rache; denn man vermehrte dadurch nur die Erbitterung der meisten Glieder des hohen Adels, welche schon längst über die Königin wegen ihrer Bevorzugung der Polignacs und anderer Günstlinge unwillig waren, sowie wegen der leidenschaftlichen Art, mit der man gegen den Kardinal verfuhr, sich selbst gekränkt fühlten.

Als Calonne alle seine Auskunftsmittel verbraucht hatte, bewog er den König, die sogenannten Notabeln einzuberufen, oder mit anderen Worten eine aus Prinzen, Pairs, höheren Geistlichen, Parlaments-Mitgliedern, Deputirten der Provinzial-Stände und den aristokratischen Bürgermeistern der Städte bestehende Versammlung zu halten, welche keine gesetzgebende Gewalt hatte und, da ihre Mitglieder alle Vortheile des Gemeinwesens unter sich theilten, natürlich jeder Verbesserung abgeneigt war. Es ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob Calonne dabei die Absicht hatte, durch die Auto-

rität der gesammten Aristokratie dasjenige durchzusetzen, was auf andere Weise nicht mehr zu erreichen war, oder ob er nur ein neues Gaukelspiel aufführen wollte. Die Notabeln selbst sahen schon vor ihrem Zusammentritte die Sache so an, als wenn der Finanz-Minister nur den Liberalen spielen und den Haß der Zurückweisung jeder Reform auf die zwei privilegirten Stände werfen wolle. Ihre Einberufung konnte daher auch keine andere Wirkung haben, als daß die Nation veranlaßt wurde, die seit 1614 nicht mehr gehaltene Versammlung der Reichsstände (Etats-généraux) zu fordern. Am 22. Februar 1787 wurde die Notabeln-Versammlung eröffnet. Calonne machte ihr, wie wenn er in Necker's Art als Reformator auftreten wollte, Vorschläge zu Verbesserungen im Staatswesen, welche auf Kosten der privilegirten Stände vorgenommen werden sollten. Er beging dabei die große Unbesonnenheit, daß er in der Eröffnungsrede Necker's Verwaltung durch eine förmliche Lüge angriff. Dieser säumte nicht, ihm zu anworten und durch die Art und Weise, wie er Calonne's Lüge und Sophistik enthüllte, Öl ins Feuer zu gießen. Necker hatte schon 1784, als Calonne wegen einer seiner Maßregeln mit dem Parlament in den heftigsten Streit gerathen war, eine Schrift gegen das Finanz-System desselben herausgegeben. Seine Schrift wurde zwar sogleich verboten; er hatte aber, weil er die Unterdrückung des Buches voraussah, noch eine zweite Ausgabe in der Schweiz drucken lassen, welche dann gerade wegen des erlassenen Verbotes um so mehr verbreitet und gelesen wurde. Im Jahre 1787 ließ der schwache König sich noch einmal als Werkzeug seines Finanz-Ministers gebrauchen. Er verbannte nämlich Necker wegen der Antwort auf Calonne's Angriff aus Paris. Dadurch wurde Necker zum Märtyrer und zu einer Art von Orakel gemacht; denn man suchte ihn jetzt, um seine Meinung zu vernehmen, in der Provinz ebenso begierig auf, wie man vorher zu seinem verbotenen Buche gegriffen hatte.

Als Calonne sah, daß die Notabeln-Versammlung auf seine Anträge nicht eingehen und sogar ihn selbst zu verdrängen suche, ließ er, um sich zu halten und in den Augen der Nation zu heben, seine Vorschläge und die gegen dieselben gerichteten Beschlüsse der Versammlung dem Publikum mittheilen, obgleich bis dahin alle Verhandlungen der Notabeln geheim gehalten worden waren. Dies

bewog dann auch die Notabeln, ihre Verhandlungen drucken zu lassen. Sie verließen damit die Bahn der alten monarchischen und aristokratischen Zeit, und sprachen sich für den Weg der Revolution aus; denn sie erkannten durch einen solchen Schritt das Recht der öffentlichen Meinung an, sowie die Nothwendigkeit, den Schein eines streng aristokratischen und conservativen Sinnes von sich abzuwenden. Sie ließen sich außerdem aus Rache bewegen, eine förmliche Anklage gegen Calonne's Finanz-Verwaltung zur Sprache zu bringen. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß sehr bedeutende Männer unter den Notabeln die Nothwendigkeit durchgreifender Änderungen, ja sogar die Unvermeidlichkeit einer Revolution erkannten. Lafayette sprach dies in den Reden, die er als Mitglied der Notabeln-Versammlung hielt, ganz offen und entschieden aus. Der König benahm sich auch damals seinem Charakter gemäß: er blieb lange Zeit ungewiß, was er thun solle, bis er sich endlich am 9. April ganz plötzlich bewegen ließ, seinen Finanz-Minister zu entlassen. Calonne fand, als bald nachher das Pariser Parlament einen Proceß gegen ihn einleitete, für gut, in England Sicherheit zu suchen. Sein System wurde vom Könige beibehalten, aber so verstümmelt, daß jetzt erst jedermann recht unzufrieden ward, vorzüglich Necker's Freunde und die Parlamente.

Calonne's Nachfolger war der Erzbischof von Sens, Lomenie de Brienne. Diesem wurde, da er als Kardinal den übrigen Ministern im Range voranstand, bei seiner Ernennung zugleich die Würde eines Principal-Ministers ertheilt. Brienne gehörte zu jener bekannten Klasse von Staatsmännern, welche viel von Freiheit redet und die Miene des Philosophen oder Philanthropen annimmt, dabei aber jede Art von Despotismus übt und die Ihrigen auf Kosten des gemeinen Besten bedenkt. Er schloß am 25. Mai die Notabeln-Versammlung mit einer Phrasen-reichen Rede, in welcher allerlei unbestimmte Vortheile rühmend vorgebracht, aber nur sechs unmittelbar zu erlassende Gesetze verkündigt wurden. Diese Gesetze betrafen den schon von Necker gemachten Versuch, zum Behufe der gleichen Vertheilung der Abgaben Provinzial-Versammlungen oder Landräthe einzurichten, sowie die Errichtung eines königlichen Kammer-Collegiums, die Abschaffung einiger drückenden Nebensteuern, aller Binnenzölle und der Frohnden, und endlich die Ausgabe von

sechs Millionen neuer Leibrenten. Da die Letzteren nur für kurze Zeit ausreichten, und da beim Verfalle des öffentlichen Kredits Anlehen allzu schwierig waren, so mußte Brienne auf eine neue Steuer bedacht sein. Er verordnete eine Stempel-Taxe, die sich auf alle Klassen erstreckte, und eine mit dem Namen Subvention bezeichnete Art von Grundsteuer, welche vorzugsweise den Adel traf. Dies verwickelte aber den neuen Finanz-Minister in einen heftigen Streit mit dem Parlament, welches die Verordnung über beide Auflagen nicht registriren wollte, und damals in der Hitze des Kampfes sogar die ihm selbst gefährlich werdende Erklärung gab, daß nur die Reichsstände (Etats-généraux) das Recht hätten, neue Auflagen zu gewähren (Juli 1787). Schon damals entstanden in Paris bedenkliche Volksbewegungen, indem diejenigen Parlaments-Mitglieder, welche Anhänger des Ministeriums waren, mit Hohn und Spott, die Gegner desselben aber mit Jubel empfangen wurden. Es heißt sogar, daß der Herzog von Orleans, welcher wegen seines wüsten Treibens und Wesens von der Königin gehaßt wurde, und durch die Beerbung seines Schwiegervaters, des Herzogs von Penthièvres, der reichste Mann in Europa geworden war, Geld zur Aufhetzung des Pöbels hergegeben habe.

Brienne und der König nahmen zwar dem Parlament gegenüber zu dem oft gebrauchten Mittel der Kissen-Sitzungen (s. Th. XVI., S. 401 f.) ihre Zuflucht; die Stimmung der ganzen Nation war aber schon so bedenklich geworden, daß sogar auch das Parlament, das doch aus Mitgliedern der privilegirten Klassen zusammengesetzt war, sich im höchsten Grade revolutionär benahm. Das Parlament erklärte nicht nur die durch jenes Mittel erzwungene Registrirung der Verordnungen für null und nichtig, und forderte noch einmal auf die bestimmteste Weise die Einberufung der Reichsstände, sondern einzelne Mitglieder desselben erlaubten sich sogar, unter dem Jubel der die Versammlung umgebenden Volksmasse, die ärgsten Schmähungen gegen das Ministerium und den Hof. Als der Widerstand des Parlaments immer hartnäckiger wurde, glaubten die Minister sich durch eine Verbannung des Parlaments helfen zu können, weil sie darauf rechneten, daß die Parlaments-Räthe zu sehr an das Pariser Leben gewöhnt seien, um sich nicht durch Nachgiebigkeit die Rückkehr zu erkaufen. Am 14. August wurden die

einzelnen Parlaments-Räthe durch Garde-Officiere nach Troyes gebracht. Nun erklärten sich aber alle Untergerichte zu Gunsten des Parlaments, die obere Justiz stand stille, und die Stadt Paris nahm ein so revolutionäres Ansehen an, daß die Königin schon damals nicht mehr durch die Stadt zu fahren wagte. Die Minister hatten sich jedoch in ihrer Erwartung nicht getäuscht. Im September schlossen die älteren Parlaments-Räthe mit dem Hofe eine Übereinkunft, in Folge deren das Parlament am 21. September nach Paris zurückkehrte. Es wurde dort vom Volke mit unbeschreiblichem Jubel als Sieger empfangen. Dieses wußte nämlich nicht, daß in der abgeschlossenen Übereinkunft, deren Hauptinhalt selbst vor den jüngeren Parlaments-Räthen geheim gehalten wurde, das Wohl der Nation dem Vortheile des Prinzipal-Ministers aufgeopfert worden sei. Andererseits sah sich freilich auch das Ministerium bald getäuscht, weil die jüngeren Parlaments-Räthe alles das, was insgeheim ausgemacht worden war, wieder vereitelten.

Man war übereingekommen, daß das Parlament seine Einwilligung zu einem successiven Anlehen von vierhundertundvierzig Millionen Livres gewähren solle. Um dies durchzusetzen, wurde am 19. November 1787 ganz unerwartet eine sogenannte königliche Sitzung gehalten, in welcher zwar zum Unterschiede von einer Kissen-Sitzung jedes Mitglied sprechen durfte, durch die Anwesenheit des Königs aber eine freie Berathung und Abstimmung unmöglich gemacht war. Die Sitzung ward von dem Justiz-Minister Lamoignon mit einer sophistisch freundlichen Rede eröffnet. In dieser wurden, um die Genehmigung des Anlehens durchzusetzen, zwei Vorschläge gemacht, welche von der liberalen Partei schon längst nachdrücklich verlangt worden waren. Erstens sollten nämlich nach Abfluß der vier für das Anlehen bestimmten Jahre die Reichsstände einberufen werden; und zweitens sollte in Frankreich fortan religiöse Toleranz herrschen, und in Folge davon nicht nur alle Strafgesetze gegen die Protestanten des Reiches abgeschafft, sondern auch die nach Aufhebung des Edicts von Nantes emigrirten Reformirten zurückberufen werden. Diese beiden liberalen Verkündigungen konnten, da die eine alle Privilegirten, die andere alle Fanatiker und Jansenisten erbitterte, nur die Wirkung haben, daß der eine Theil der Nation beleidigt und der andere nicht befriedigt wurde. Auch waren Beide

nicht ehrlich gemeint. Dies zeigte sich sogleich, indem Lamoignon in derselben Sitzung jene Theorie von einem unbedingten göttlichen Rechte des Königs aussprach, welche 1766 unter Ludwig XV. aufgestellt und damals von allen Seiten bestritten worden war (s. Th. XVI., S. 407). Anlaß dazu gab ihm die angefangene laute Abstimmung der Parlaments-Räthe, die er vermittelst jenes königlichen Rechtes in eine geheime umwandelte, damit die Zahl der Bejahenden nach Belieben geändert und doch der Parlaments-Beschluß nicht mit dem Zusatz „auf ausdrücklichen königlichen Befehl", sondern als ein freier Beschluß ins Protokoll eingetragen werden konnte. Bei dieser Gelegenheit ließ sich der in grenzenlose Sinnlichkeit versunkene, durch Feigheit und schmutzige Habgier ausgezeichnete Herzog von Orleans, welcher später als Philipp Egalité berüchtigt worden ist, von dem egoistischen Theile der liberalen Partei gebrauchen, um als Haupt der nächsten Nebenlinie des Herrscherhauses den Gegnern desselben zur Stütze zu dienen. Er richtete im Widerspruch mit der Etikette, nach welcher in Anwesenheit des Königs niemand ohne dessen Aufforderung reden durfte, an denselben die Frage, ob dies eine Kissen-Sitzung sei. Der König, anstatt ihm Schweigen zu gebieten, antwortete: „Nein, es ist eine königliche Sitzung". Hierauf verlangte der Herzog, welcher dadurch noch dreister gemacht worden war, daß im Protokoll die Worte „auf ausdrücklichen königlichen Befehl" hinzugesetzt würden. Der König ertheilte eine nichtssagende Antwort, und gerieth, weil er der Geistesgegenwart ermangelte, durch die in der Versammlung entstandene Bewegung in solche Verlegenheit, daß er sich entfernte, ohne vorher die Aufhebung der Sitzung befohlen zu haben. Diese dauerte also fort und endigte damit, daß nach äußerst heftigen Reden sogar die älteren Räthe ihre Stimme zurücknahmen, und daß zu Protokoll erklärt wurde, die vorher gefaßten Beschlüsse seien ungesetzlich, und das Parlament leiste keine Bürgschaft für das vom Minister beabsichtigte Anlehen.

Der König ging hierauf, seinem schwachen Charakter gemäß, von dem einen Äußersten zum anderen über. Er strich den so eben erwähnten Theil des Protokolles aus, verbannte den Herzog von Orleans auf eines seiner Schlösser, und ließ zwei der heftigsten Parlaments-Redner, Fréteau und Sabatier, verhaften. Das Parlament nahm sich jedoch aufs nachdrücklichste seiner Mitglieder

an. Es erklärte dem Könige, daß, wenn der Herzog strafwürdig sei, alle Parlaments-Räthe dies gleichfalls wären. Außerdem forderte es ihn auf, das Gedächtniß eines Verfahrens auszulöschen, welches zur Zerstörung der Gesetze, zur Herabwürdigung der Gerichte und zum Triumph der Feinde Frankreich's führen werde. Zu gleicher Zeit nahmen nicht nur andere Parlamente des Reiches, sondern auch die Provinzial-Stände eine drohende Miene an, und in der Bretagne kam es sogar zu offener Auflehnung. Der König suchte sich in seiner Verlegenheit aufs neue durch eine liberale Maßregel zu helfen; er versprach im December 1787 die Berufung der Reichsstände innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren. Dadurch ließ sich jedoch das Pariser Parlament nicht abhalten, auf dem betretenen Wege weiter voran zu schreiten. Es erklärte im Januar 1788 die königlichen Haftbriefe (s. Th. XVI., S. 402 f.) und andere während der letzten hundert Jahre ergriffenen Maßregeln für verfassungswidrig, und forderte mit trotzigen Worten die Freilassung seiner zwei verhafteten Mitglieder. Jetzt ließ sich der König durch Lamoignon und andere Männer auf das 1770 von Maupeou ausgedachte Project eines Staatsstreiches (s. Th. XVI., S. 409 f.) zurückführen, vermittelst dessen das Institut der Parlamente durch eine neue willkürlich gemachte Gerichts-Organisation ersetzt werden sollte. Während aber dieses Project insgeheim ausgearbeitet wurde, bewogen dieselben Leute, die es angegeben hatten, den schwankenden König zu einem Act der Nachgiebigkeit. Es wurden nämlich am 17. April die verhafteten Parlaments-Räthe freigelassen und dem Herzoge von Orleans die Rückkehr nach Paris gestattet. Dieser Act war jedoch mit einem anderen verbunden, durch welchen jede künftige Willkür gerechtfertigt werden konnte. Der König erklärte sich nämlich öffentlich für die Quelle aller Macht und jedes Gesetzes, sowie die Gerichte und Stände nur für ausführende oder rathgebende Werkzeuge seines Willens.

Dieser königlichen Erklärung setzte das Parlament alsbald das merkwürdigste Actenstück entgegen, welches jemals von ihm ausgegangen ist. Es überreichte nämlich dem Könige am 4. Mai eine Vorstellung von ähnlichem Inhalte und gleichem Tone, wie einst in England die berühmte Petition of right gewesen war (s. Th. XV., S. 27 ff.). Auch ward durch jene Parlaments-Erklärung ebenso,

wie seiner Zeit durch das erwähnte englische Actenstück, aller Welt kund gemacht, daß es mit dem autokratischen Regierungs-System vorbei sei, daß eine förmliche Revolution nicht allein bevorstehe, sondern gewissermaßen schon wirklich ausgebrochen sei. Diese Erklärung enthält nämlich nicht etwa blos eine Abwehr des Vorwurfes, daß das Parlament eine Aristokratie der Gerichte an die Stelle der Monarchie setzen wolle. Sie spricht vielmehr in Betreff der bereits kund gewordenen Maßregel, durch welche demnächst alle Parlamente aufgehoben werden sollten, geradezu aus, daß mit der gewaltsamen Beseitigung der Gerichte auch die Nation selbst aufhöre, frei zu sein. Ja, es wird in der Erklärung nicht nur von unveräußerlichen Rechten des Volkes und von einer verfassungsmäßigen Beschränkung der königlichen Gewalt gesprochen, sondern auch eine Theorie aufgestellt, welche mit dem, was nachher die Reichsstände forderten, vollkommen übereinstimmt. Ebenso bedeutete schon der Ton, in welchem dies Alles ausgesprochen und die Minister angegriffen wurden, die beginnende Revolution. Gleichzeitig mit der Überreichung dieser Remonstration an den König faßte das Parlament einen jener Beschlüsse, welche stets die Vorboten nahe bevorstehender Stürme waren. Es erklärte sich für permanent, und verpflichtete durch einen förmlichen Eid alle seine Mitglieder zur Nichtbefolgung der gegen das Fortbestehen der Parlamente gerichteten königlichen Verordnungen, welche damals bereits gedruckt waren und vier Tage nachher auch verkündigt wurden. Mit diesen Verordnungen begann daher nach unserem Dafürhalten die Revolution von 1789 auf dieselbe Weise, wie durch die Juli-Ordonnanzen von 1830 der zufällige Anlaß zu der neuen französischen Revolution gegeben ward, obgleich in beiden Fällen die Ursachen längst vorhanden waren.

Die Minister waren zu weit vorgeschritten, um zurückgehen zu können. Sie schickten noch in der Nacht nach dem Tage, an welchem das Parlament jene äußersten Schritte gethan hatte, einige Bataillons Grenadiere ab, um zwei der heftigsten Parlamentes-Räthe, d'Epresmenil und Goislard de Monsabert, zu verhaften. Diese Truppen drangen in den Sitzungssaal ein und blieben fünf Stunden lang dort, bis endlich die genannten beiden Räthe, welche ihnen nicht persönlich bekannt waren, hervortraten und sich ins Gefängniß führen ließen. Drei Tage später (8. Mai) wurden dem Parlament

in einer Kissen-Sitzung die erwähnten Ordonnanzen bekannt gemacht. Durch diese Ordonnanzen ward das Institut der Parlamente als politischer Körperschaften vernichtet. Sie enthielten nämlich die Verfügung, daß fortan über Abgaben, Freiheiten und Rechte der Bürger nicht mehr die Parlamente entscheiden sollten, sondern eine sogenannte Cour plenière, welche aus dem Könige, den Prinzen, den Pairs, vier Bischöfen, sechs Generalen, den Präsidenten des Pariser Parlaments, einer Anzahl von Staatsräthen und nur einem Deputirten aus jeder Provinz bestehe. Durch dieselben Ordonnanzen ward außerdem nicht nur das Ansehen der Parlamente als der höchsten Gerichtshöfe des Reiches geschwächt, sondern es wurden auch — was der wichtigste Eingriff in die Rechte aller Franzosen war — die Gerichte von der Regierung abhängig gemacht. Dies geschah durch die Einsetzung der grands baillages oder Provincial-Obergerichte und durch die Verringerung der Zahl der Parlaments-Räthe.

Der ganze Gewaltstreich diente blos dazu, die Nation immer mehr in die Bahn der Revolution hineinzudrängen. Alle Parlamente protestirten gegen die ihnen angethane Gewalt; die Gerichte thaten dasselbe und beharrten, selbst als der König ihre Aussprüche cassirte, auf ihrem Widerstande; überall brachen Tumulte und Aufstände aus; ein Theil der Truppen sprach sich unverholen gegen die Minister aus; es bildeten sich politische Vereine; und Paris ward mit Flugschriften überschwemmt, in welchen schon das Wort Revolution vorkam. Außerdem schlossen sich nicht nur Männer aus den ersten Familien des Reiches an den Bürgerstand an und trieben denselben zu offenem Widerstande, sondern es wurde auch schon damals von bedeutenden Personen insgeheim Geld hergegeben, um durch die Volksmasse die schwache Regierung in Schrecken setzen zu lassen. Sogar jenes Heer von Bettlern, Vagabunden und Galeerensklaven, welches nachher bei den Mordscenen in Paris die Hauptrolle spielte, strömte schon damals nach Paris, ohne daß man wußte, wodurch diese Wanderungen veranlaßt wurden. Am heftigsten war der Widerstand in der Dauphiné und in der Bretagne. In der ersteren Provinz, wo schon früher Adel und Klerus den mittelalterlichen Vorurtheilen entsagt und sich mit dem dritten Stande in eine einzige Kammer vereinigt hatten, nahmen die Stände das Parlament von

Grenoble in Schutz, und Bürger und Bauern trieben die Soldaten zurück, durch welche dasselbe zum Gehorsam gezwungen werden sollte. In der Bretagne war der Bürgerstand, welcher Rousseau's und Franklin's Grundsätze angenommen hatte, schon längst mit dem Adel in Streit; und dieser Streit gab 1788 die zufällige Veranlassung zur Bildung politischer Klubbs, die sich nachher über ganz Frankreich ausbreiteten, anfangs aber nur den unschuldigen Namen Lese-Kabinets führten. Der bretonische Adel selbst nahm sich ebenso nachdrücklich, wie das Volk, seines Parlamentes an. Dreihundert Edelleute erklärten zu Rennes jeden für ehrlos, der eine Stelle in dem neuen Gerichte annehmen werde. Die Soldaten wurden, als man sie gegen das Parlament der Bretagne beorderte, vom Volke beschimpft, und die Befehlshaber wagten nicht, diese Beleidigung zu rächen; ja, man mußte sogar sämmtliche Officiere eines Regiments entlassen und ein anderes Regiment ganz auflösen.

Durch alle diese Erscheinungen ward die Regierung schon im Juli 1788 so sehr erschreckt, daß sie beschloß, die betretene Bahn der Gewalt wieder zu verlassen und sich von den Parlamenten und Provincial-Ständen, mit denen sie durchaus nicht fertig werden konnte, an die Reichsstände zu wenden. Am 8. August erschien eine Kabinets-Ordre, durch welche die Einberufung der Reichsstände auf den 1. Mai 1789 verkündigt, sowie die Einsetzung der Cour plenière und der neuen Obergerichte (grands baillages) auf unbestimmte Zeit verschoben wurde. Schon vierzehn Tage später wurde Brienne, sowie im September der ebenso sehr verhaßte Lamoignon entlassen. An des Ersteren Stelle ward Necker in das Ministerium berufen; denn der Streit mit den Parlamenten hatte die Staatseinkünfte so sehr geschmälert, daß die Zahlungen theils in Papier gemacht, theils ganz eingestellt werden mußten, und daß man sich nur durch die Ernennung eines liberalen Finanz-Ministers helfen zu können glaubte. Brienne wurde damals, obgleich der Haß des Volkes gegen ihn so groß war, daß er sich nach Italien flüchten mußte, auf Betreiben der Königin zum Kardinal ernannt. Die Königin beging außerdem noch die Unvorsichtigkeit, an ihn zwei schmeichelhafte Briefe zu schreiben, welche im folgenden Jahre gedruckt wurden und alle Welt in der Überzeugung bestärkten, daß

Marie Antoinette ihren Gemahl ganz gegen die öffentliche Meinung einzunehmen suche, und daß deshalb dem Letzteren nie werde zu trauen sein. Brienne fiel übrigens nachher, was für seinen Charakter bezeichnend ist, als Mitglied der constituirenden Versammlung vom Pabste ab, wofür er dann mit dem Verlust der Kardinals-Würde bestraft wurde.

Unmittelbar nach der Verabschiedung Brienne's und Lamoignon's trieben angesehene Leute, unter welchen auch der Herzog von Orleans gewesen sein soll, den Pöbel zur Plünderung und Niederbrennung der Häuser beider Minister, sowie zu anderen Gewaltthaten und Freveln, weil sie überzeugt waren, daß Necker nur dann durchdringen werde, wenn man den Hof und die Königin durch fortwährende Unruhen in Schrecken halte. Die bei dieser Gelegenheit vorgekommenen Tödtungen und Verwundungen von Bürgern wurden benutzt, um auch den verhaßten Kriegs-Minister, einen Bruder des verabschiedeten Finanz-Ministers, von seinem Posten zu vertreiben und die Zwietracht zwischen Volk und König immer größer zu machen. Das Pariser Parlament erhob eine Anklage gegen die Behörden, welche bei den Statt gehabten Unruhen auf das Volk hatten schießen lassen.

Gleich nachher erließ dasselbe Parlament dem Hofe zu Gefallen eine Verordnung gegen die Zusammenrottungen auf Plätzen und Straßen. Es that zugleich damals einen Schritt, durch welchen seine Popularität und sein bisheriger Einfluß auf die Nation für immer vernichtet wurden. Als nämlich Necker im September durch ein königliches Edict verkündigen ließ, daß die Reichsstände schon am 1. Januar 1789 zusammentreten sollten, wollte er dem Bürgerstande noch einmal so viel Deputirten, als jedem der beiden anderen Stände zugestanden haben, womit zugleich klar und deutlich ausgesprochen war, daß die Abgeordneten aller drei Stände in eine einzige Versammlung vereinigt werden sollten. Das Parlament registrirte aber jenes Edict nur mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß die Reichsstände sich in der bei ihrer letzten Zusammenkunft (1614) gebrauchten Form, d. h. als drei Kammern mit je einer Stimme und mit gleicher Zahl von Deputirten, versammeln müßten. Durch diesen Vorbehalt des Parlaments war Necker's Absicht vereitelt, vermittelst der Reichsstände das aus dem Mittelalter stammende

System der Abgaben und ihrer Vertheilung umzuschaffen. Necker suchte also für seinen vom Parlament verworfenen Plan eine andere Autorität. Diese glaubte er mit einer Verblendung, die sich nur bei einem ganz doctrinären Manne begreifen läßt, in der Notabeln-Versammlung finden zu können. Er berief also dieselben Notabeln, welche ein Jahr früher von Calonne berufen worden waren, auf den 6. November, und zwar ausdrücklich blos zu dem Zwecke, ein Gutachten über die Einrichtung der zu versammelnden Reichsstände zu geben. Die Notabeln sprachen sich, wie vorauszusehen gewesen war, gegen Necker's Vorschlag aus.

Jetzt hatten also Parlament und Notabeln oder mit anderen Worten diejenigen Klassen der Nation, welche bisher allein eine Bedeutung im Staate gehabt hatten, öffentlich ausgesprochen, daß sie mit allen Staatsrechts-Lehrern, mit allen Schriftstellern von Talent in Widerspruch seien; denn diese verlangten und bewiesen insgesammt, daß nach dem Vorgange der Stände der Dauphiné die drei Stände des Reiches in Einen Körper vereinigt werden und nach Köpfen abstimmen müßten, daß also die beiden ersten Stände zusammen keinen größeren Einfluß haben dürften, als der dritte. Übrigens waren die Schriften über die Reichsstände von der Regierung selbst hervorgerufen worden. Schon Brienne hatte nämlich alle Provincial-Verwaltungen, alle Magistrate, alle Akademieen und alle wissenschaftlichen Männer im Namen des Königs aufgefordert, ihre Ansichten über die Reichsstände bekannt zu machen. Die in Folge davon erschienenen Schriften hatten fast insgesammt eine Umgestaltung der Verfassung und die Aufhebung aller der Vortheile, deren einzelne Klassen genossen, als Zeitbedürfniß und als einziges Rettungsmittel des mit dem Untergange bedrohten Staates gefordert. Dadurch wurden eben jene Klassen so sehr erschreckt, daß nicht nur fünf Prinzen gegen jede Reform im Voraus protestirten, sondern daß auch einer von ihnen, der Prinz Conty, alle politische Schriftstellerei verboten haben wollte. Die Prinzen drangen freilich bei der Notabeln-Versammlung nicht durch; allein diese, welche bis zum 12. December beisammen blieb, stimmte dessenungeachtet gegen Necker's Ansicht. Bei dieser Gelegenheit machte das Parlament, wiewohl zu spät, den Versuch, die verlorene Volksgunst wiederzugewinnen. Es erklärte nämlich, daß die Ent-

scheidung über die Zahl der Deputirten des dritten Standes dem Ministerium überlassen bleiben solle. Die einzige Wirkung, welche dieser Ausspruch des Parlaments hatte, bestand darin, daß Necker am 27. December den Schritt that, den er gleich anfangs hätte thun sollen. An diesem Tage ward nämlich die Zusammenberufung und Einrichtung der Reichsräthe vermittelst eines Kabinets-Befehls angeordnet. Nach demselben sollten die Reichsstände, deren Zusammenkunft auf den 1. Mai 1789 festgesetzt ward, aus ebenso vielen Deputirten des dritten Standes bestehen, als die der beiden anderen Ständen zusammen betrügen. Unglücklicher Weise wurde, wie es scheint durch den Einfluß der Königin, die Hauptfrage, ob die drei Stände in drei Kammern geschieden oder in eine einzige Versammlung vereinigt werden sollten, den Reichsständen selbst zur Entscheidung überlassen: wodurch dann die Regierung selbst, ohne Rücksicht auf die den beiden ersten Ständen feindselige öffentliche Stimmung, den Kampf derselben mit dem dritten Stande hervorrief.

Wir übergehen die Unruhen und Bewegungen, welche mit der Erwählung der Deputirten verbunden waren, und besonders in der Bretagne ein sehr bedenkliches Aussehen hatten. Dagegen heben wir drei für den weiteren Gang der Dinge folgenreiche Fehler hervor, welche von der Regierung bei Gelegenheit der Wahlen begangen wurden. Diese kümmerte sich erstens wenig um den Ausfall der Wahlen, während ihre Gegner überall großen Einfluß auf dieselben ausübten. Sie bestand zweitens nicht darauf, daß die Wähler sich nach Ernennung der Deputirten wieder trennten, ohne noch irgend ein anderes Geschäft vorzunehmen. Dies hatte besonders in Paris die nachtheiligsten Folgen, weil die damaligen Wähler aus den angesehensten Männern bestanden, und nicht nur das Vertrauen ihrer Mitbürger besaßen, sondern auch die herrschenden überspannten Begriffe von ihren Bürgerrechten hatten. Der dritte Fehler der Regierung bestand darin, daß sie die Reichsversammlung nicht in eine von dem aufgeregten und leicht noch mehr aufzureizenden Paris weit entfernte Stadt, sondern nach Versailles berief, wo am 5. Mai 1789 die Sitzungen derselben eröffnet wurden.

XIV. Andeutungen über Beschaffenheit und Gang der englischen, französischen und deutschen Literatur und Bildung von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an bis zur französischen Revolution.

1. Englische Literatur und Bildung.

1. Veränderungen im allgemeinen Ton des Lebens und der Bildung.

Es kommt bei den Betrachtungen über die Literatur, welche dieses Werk enthält, weder auf den ästhetischen Charakter der betreffenden Schriften, noch auf irgend eine andere rein wissenschaftliche Seite des Literarischen an, sondern nur auf die nachweisbare Wechselwirkung zwischen dem Leben und der Bildung, namentlich auf die Veränderungen, welche in den Ansichten, Formen und Lebensverhältnissen einer Nation eingetreten sind. Von dieser Seite her bietet die englische Literatur der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur zwei Hauptpunkte dar, welche ins Auge gefaßt werden müssen. Der eine besteht in dem Einflusse der französischen Bildung auf die Literatur der Engländer. Durch diesen Einfluß schwand in England ebenso, wie in Frankreich und Deutschland, das Nationale und Klassische aus der Literatur, und machte einer conventionellen und allgemeinen Bildung Platz, oder mit anderen Worten, es ward eine flache, farblose, rhetorische und schwankende Bildung des großen Publikums an die Stelle der rein nationalen und klassischen einer kleinen Zahl von Gebildeten gesetzt. Der zweite Hauptpunkt ist die interessante Erscheinung, daß dieselben Ideen von poli-

tischer Freiheit, welche in Frankreich eine völlige Umgestaltung der Dinge herbeiführten, auch in England mit dem größten Nachdrucke geltend gemacht wurden, ohne jedoch in den bestehenden Verhältnissen und den ererbten Vorurtheilen eine Änderung herbeizuführen.

Der verflachende Einfluß der französischen Literatur auf die englische zeigt sich schon in den früher (Th. XVI, S. 131 f.) erwähnten Schriften Chesterfield's, Fielding's und Richardson's. Auch gewahrt man in den Romanen des Letzteren ebenso, wie in denen von Smollet und Goldsmith, bereits den Übergang zum Sentimentalen. Nicht weniger entsprach dem Geiste einer Zeit, welche das Derbe, Kräftige und Natürliche nicht mehr ertragen konnte, sondern der Empfindsamkeit, der Rhetorik und der allgemeinen Begriffe bedurfte, die trübselige religiöse Schwärmerei in Young's Nachtgedanken. Eine andere Art von Sentimentalität, der aus einer Mischung von Witz und Empfindsamkeit bestehende Humorismus, wurde von Sterne erfunden. Die beiden Hauptwerke dieses Schriftstellers, der Tristram Shandy und die empfindsame Reise, gehören schon ganz der Richtung an, welche damals von den europäischen Völkern überhaupt in der Literatur eingeschlagen wurde; denn es zeigt sich in ihnen, besonders im letzteren, der Übergang zu dem oben erwähnten farblosen Charakter der Allgemeinheit, den die Literatur der Engländer, Franzosen und Deutschen in neuester Zeit angenommen hat. Aus dem Beifalle, welchen Sterne's Schriften in England gefunden haben, läßt sich auch auf eine veränderte Ansicht von der Kirche zurückschließen, weil ungeachtet des Geschreies, welches alle Stock-Engländer gegen die Vermischung der Sittenpredigt und Empfindsamkeit mit Witz und Schlüpfrigkeit erhoben, Sterne sich doch in der Gunst des Publikums erhielt. Nichtsdestoweniger zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, mit welch starken Wurzeln das Aristokratische und die gewohnten Formen der Kirchlichkeit in das Leben und Wesen der Engländer eingewachsen sind; denn so tief, wie in Deutschland und Frankreich, vermochte das Sentimentale in England bei weitem nicht einzudringen. In den beiden zuerst genannten Ländern wurde daher auch Sterne's empfindsame Reise viel freudiger begrüßt, als in England. Sie paßte in Deutschland vortrefflich zu dem Charakter der sogenannten empfindsamen Zeit, der die Werther's, die Siegwarte und ähnliche

Schriften angehören; in Frankreich war ihr durch das aufkommende weinerliche Drama und durch die Rousseau'schen Romane der Weg gebahnt worden. —

Als in England die Literatur immer mehr in den Charakter, der auf bloße Unterhaltung und Geselligkeit gerichteten europäischen Bildung überging, mußten dort ebenso, wie in Frankreich (s. Th. XVI., S. 146 ff.), auch die Damen und die Salons einen überwiegenden Einfluß auf die Schriftstellerei und ihre Beurtheilung erhalten. In der That wurden in London ebenso, wie in Paris, gewisse Damen und gewisse von ihnen geleitete Kreise entscheidend für Ton, Bildung und schriftstellerischen Ruhm. Durch den Einfluß dieser Damen erhielt dann die sonst so ernste und rein nationale englische Literatur allmälig jenen Charakter der flachen und gedehnten Klarheit, der verständigen, nie anstrengenden Mittelmäßigkeit, der im Malen und Schildern unermüdlichen Rhetorik, welcher als Geist der sogenannten Welt-Literatur noch immer fortdauert, und in den unter den Engländern bisher nur Lord Byron wieder einige Genialität brachte. Bemerkenswerth ist dabei die Erscheinung, daß auch in London, wie in Paris, der Hof wenig oder gar keinen Einfluß auf Ton und Bildung hatte. Dies ist in England doppelt auffallend, weil bekanntlich dort der Hof von jeher ein weit größeres Ansehen hat, als in irgend einem anderen Lande. Übrigens standen die literarischen Frauen-Salons in England sehr tief unter den geistreichen Kreisen (Bureaux d'ésprit), welche in Paris den Ton angaben. England und Frankreich hatten sich aber in Hinsicht auf Literatur und Bildung bereits so sehr genähert, daß die literarischen Salons in London und Paris gegenseitig ihre Mitglieder verherrlichten. Garrick und Gibbon z. B. wurden in Paris ebenso geehrt, wie Raynal und andere Franzosen in London.

Die Zeit, in welcher die englischen literarischen Salons ihre Hauptbedeutung hatten, umfaßt die Jahre 1770 bis 1785. Doch spielten bereits früher Damen und Salons-Bildung eine Rolle in England. Schon vor dem siebenjährigen Kriege waren die Gesellschaften, welche Lady Wortley Montague in Twickenham hielt, fast ebenso berühmt, wie die der dü Deffant und anderer Pariser Frauen. In dem Salon dieser Dame, die sich durch ihre Bemühungen um die Einführung der Blattern-Impfung und durch ihre Reise-

briefe einen europäischen Ruhm erworben hat, erschienen namentlich Addison, Steele, Pope, Young und andere Nachahmer des elegant-rhetorischen Wesens der französischen Literatur. Eine andere Dame desselben Namens, Elisabeth Montague, hielt in den Jahren 1772 bis 1785 zu London Gesellschaften, welche dort ebenso, wie die der Tencin, der Geoffrin, der dü Deffant und anderer Damen in Paris, den Ton angaben und die Notabilitäten der Literatur vereinigten. Diese Frau besaß schon den anmaßenden dictatorischen Ton, welcher ebenso den meisten gelehrten Damen England's, wie den englischen Touristen eigen ist. Sie trat auch als Schriftstellerin auf, und erhielt dadurch einen so großen Ruhm, daß sowohl Voltaire in Frankreich als Johnson in England es der Mühe werth fanden, eine ihrer Schriften zu widerlegen.

Die genannten beiden Damen hielten noch nach alt-englischer Weise ganz streng auf das Hofmäßige in Ton, Manier und Anzug. In einer anderen Gesellschaft dagegen, die sich bei der Frau Vesey versammelte, war die Unterhaltung freier, und die Mitglieder zogen sich dadurch, daß sie der steifen Hoftracht und dem glänzenden Putze entsagten, den Vorwurf gelehrter Nachlässigkeit zu. Dies hat dann den Anlaß zur Entstehung des Spottnamens Blaustrümpfe gegeben, welcher seitdem zur Bezeichnung gelehrter Frauen gebräuchlich geblieben ist. Im Salon der Frau Vesey spielte der Kritiker Johnson die Rolle eines literarischen Dictators und Propheten. Dieser Mann war der vollkommenste Repräsentant der blos verständigen, correcten, grammatischen Dichtkunst, welche durch ihn an die Stelle der aus reiner Begeisterung hervorgegangenen einfachen, natürlichen Poesie gesetzt wurde. Er war außerdem als eine durchaus derbe und Allem, was nicht englisch ist, unzugängliche Natur das wahrhafte Ebenbild und Ideal des ächten John Bull. Er ward deshalb in England ebenso vergöttert, wie Voltaire in Frankreich, und die Urtheile, welche er in den Salons über Literatur gab, wurden wie Orakelsprüche angesehen. Ganz besonders feindselig zeigte er sich gegen alle diejenigen, welche nicht gleich ihm das Wort König und Kirche zu ihrem Wahlspruche gemacht hatten und nicht jedem Fortschritte entgegentraten. In seinen Verdammungsurtheilen ist die ganze Barschheit und der Übermuth eines einseitigen Stock-Engländers ausgesprochen: Schimpfwörter wie Dummkopf, Schurke und

Hund sind bei ihm etwas Alltägliches. Die Dictatur, welche Johnson im Salon der Vesey übte, und die Bewunderung, die man ihm zollte, lassen uns auf den dort herrschenden Ton zurückschließen und zugleich die Grundansichten erkennen, von welchen dieser Kreis beseelt war.

Dasselbe, was vom Salon der Frau Vesey gesagt worden ist, gilt auch von der Gesellschaft, welche die Frau Thrale schon früher, als die Lady Montague, in ihrem Hause zu versammeln begonnen hatte; denn auch in diesem Kreise herrschte Johnson. Berühmt und von Fremden aufgesucht ward der Salon der Frau Thrale besonders aus dem Grunde, weil man dort den berühmtesten Schauspieler des Jahrhunderts, der zugleich der größte Kenner des Shakespeare war, Garrick, antraf. In diesem Kreise erschien auch Pulteny oder der nachherige Graf von Bath, welcher zur Zeit der Walpoles den Hof mit giftigen Satyren angegriffen hatte, später aber, als er zu hohen Würden erhoben worden war, denselben Hof ganz vortrefflich fand. Auch glänzten dort mehrere Damen, welche zum Theil als Schriftstellerinnen auftraten, und von denen besonders die als Hofdame der Gemahlin Georg's III. bekannt gewordene Miß Burney hervorzuheben ist.

Alle diese Kreise standen tief unter den gleichzeitigen Gesellschaften, welche in Paris den Ton angaben und für ganz Europa eine Bedeutung hatten. Man wird sich daher auch nicht wundern, daß in ihnen ein Horace Walpole (s. Th. XVI., S. 149) als Sonne glänzte, und daß die auf affectirter Genialität beruhenden Briefe und Einfälle desselben schon damals von den Engländern als ein geistreiches Werk gepriesen wurden.

2. Die Geschichtschreiber Robertson, Hume und Gibbon.

Auch in der Geschichtschreibung erkennt man die Veränderung, welche durch französischen Einfluß in der englischen Literatur herbeigeführt ward. Doch gehören von den drei großen englischen Geschichtschreibern jener Zeit, Robertson, Hume und Gibbon, nur di beiden Letzteren der französischen Richtung an. Robertson da gegen ist seinen Ansichten, seiner Manier und seinen blos äußeren praktischen Zwecken nach stets das, was er war, ein ächter Schotte geblieben; und sein Verdienst besteht, in so fern von den Fort-

schritten der Zeit die Rede ist, mehr darin, daß er dem Geiste des Neuen den Weg bahnte, als daß er diesen Geist selbst besessen und verbreitet habe. Wir brauchen deshalb auch bei seinen Werken, von denen die Geschichte Karl's V. als historisches Lesebuch das nützlichste ist, nicht zu verweilen, zumal da Robertson's Ansichten wie sein Styl nicht selbstständige Schöpfungen des Genie's, sondern das Ergebniß der Berechnung und des Fleißes kluger Mittelmäßigkeit sind.

Eine ganz andere Auffassung des menschlichen Wesens und eine ganz andere Darstellungsweise zeigt sich bei Robertson's Landsmann Hume. Dieser war zum tiefen Denker, zum scharfen, skeptischen Kritiker geboren. Er wurde außerdem schon früh aus dem stillen, einförmigen Leben seiner Heimath herausgerissen und mitten in die großen Bewegungen, welche damals den Staat und die Literatur erschütterten, hineingeschleudert, während Robertson sein Vaterland nie verlassen hat. Hume war von Hause aus Philosoph; er kam daher nicht, wie Robertson, von der Theologie, von anerzogenen Lebensansichten oder von den Bedürfnissen des äußeren Lebens und ebenso wenig vom Studium der Quellen oder fremder Schriften zur Geschichte. Ihn beseelte vielmehr das ernste Streben, die Wahrheit zu erforschen. Er hat deshalb alle philosophischen Systeme durchwandert, alle hergebrachten Meinungen gründlich geprüft, nicht die Schule, sondern das Leben studirt, und sich auf diesem Wege eine feste, selbstständige Ansicht erworben. Auch war ihm die Geschichte nicht Zweck, sondern Mittel. Er bediente sich ihrer, um seine auf wirklicher Erforschung des menschlichen Wesens beruhende Ansicht von Staat und Regierung historisch zu begründen und unter die Gebildeten zu bringen. Bei dieser seiner Art, die Geschichte zu behandeln, steht er aber ebenso hoch über den Sophisten unserer Tage, welche ein bestimmtes System oder die Politik einer Partei in die Geschichte hineintragen, als über den bloßen Quellen-Forschern, welche nicht ein Bild des Lebens und seiner Bewegungen zu geben, sondern blos einzelne Notizen zu liefern vermögen. Auch hat Hume nicht, wie Voltaire, seiner Art von Philosophie die Geschichte selbst aufgeopfert. Wenn er daher auch im Gebrauche der Quellen oft flüchtig ist, so hat er doch als gründlicher Denker wenigstens diejenigen Thatsachen, die ihm bekannt waren, so geordnet, daß sie eine

Vorstellung von dem inneren Zusammenhange göttlicher und menschlicher Dinge geben.

Sein Verhältniß zu den Franzosen ist ganz verschieden von der Stellung Gibbon's zu denselben, weil der Letztere keine eigene Philosophie hatte, sondern die der Pariser annahm, Hume aber, obgleich auch er in Paris mit den Encyklopädisten und Akademikern enge befreundet worden war, ganz seiner eigenen Ansicht folgte. Hume schrieb außerdem nicht, wie Gibbon, um sich einen Namen zu machen, sondern aus Begeisterung für die Wiedergeburt der Menschheit. Er reihte sich den Männern an, welche damals die aus dem Mittelalter stammenden Vorurtheile und Misbräuche zu vernichten suchten, und war eifrig bemüht, die gegen jede hierarchische und mechanische Religion gerichteten neuen Ansichten zu verbreiten. Allein er setzte weder mit Voltaire Frivolität und verfeinerte Sinnlichkeit, noch mit Rousseau unhaltbare Sentimentalität an die Stelle des Veralteten. Hume wußte und lehrte, daß ein Gott in uns sei und sich in unserem Geiste wie in der Welt offenbare, wenn auch nicht gerade auf die Weise, wie die Orthodoxen es lehrten. In politischer Hinsicht endlich war und blieb Hume conservativ und streng monarchisch gesinnt. Er wurde daher auch von den Anhängern des bestehenden Kirchenthums nicht so arg verketzert, als Gibbon, dessen Rationalismus und versteckter Hohn diese in Wuth versetzten.

Gibbon stimmt mit Hume nur darin überein, daß beide Männer in den Geschmack und die Richtung der Franzosen eingegangen waren, und nächst Voltaire zuerst es wagten, die Geschichte des Mittelalters mit dem Lichte des neueren Lebens zu beleuchten. Allein Hume ging erst von der englischen Bildung, die er sich ganz angeeignet hatte, zur französischen über; Gibbon dagegen nahm schon in seiner Jugend eine rein französische Richtung an, und blieb in seinem ganzen Wesen stets mehr Franzose als Engländer. Gibbon kam nämlich schon im sechszehnten Jahre nach Lausanne, wo er fünf Jahre verweilte und die Pariser Bildung, wenn auch mit einer protestantischen Färbung, erhielt. Er strebte ferner von frühe an nicht nach dem Segen der Erkenntniß, nach stillem inneren Leben, sondern nach Ehre und Ruhm. Er nahm es daher auch von Anfang an mit den heiligsten Angelegenheiten und Empfindungen so leicht, daß er schon in seinen Jünglingsjahren zweimal nach einander

die Religion wechselte, und aus kaltem Egoismus ein Liebes=Verhältniß mit einem höchst achtbaren, aber unbemittelten Mädchen abbrach. Während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Lausanne gab er als neunzehnjähriger Jüngling sich die größte Mühe, gelehrte Bekanntschaften zu machen, damit er so schnell als möglich berühmt werde. Ebenso arbeitete er, als er nach England zurückgekehrt war und sich von dort nach Frankreich begeben wollte, ein Buch aus, welches nicht nur in französischer Sprache geschrieben, sondern auch seinem Inhalte nach blos für französische Leser berechnet war, nur damit er bei den Pariser Schriftstellern leichter Eingang erhalte. Dies gelang ihm auch vollkommen; es hätte aber dazu keiner besonderen Schritte bedurft, weil Gibbon seinem ganzen Wesen nach zu den Franzosen gehörte.

Französisch war auch die Anlage, Ausführung und Manier seines berühmten Werkes, der Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Reiches. Gibbon hatte, wie unser Johannes v. Müller, nur das eine Ziel, ein berühmter und großer Mann zu werden. Um seinen Zweck zu erreichen, mußte er sich ebenso zur Rhetorik und Sophistik wenden, wie ruhmbegierige Eroberer zu treuloser Politik. Er schrieb daher auch sein berühmtes Werk, welches 1776 herausgegeben ward, weder für die kleine Zahl der wahrhaft Gebildeten, noch für das von ihm verachtete Volk, sondern nur für die Salons=Welt, und richtete Ansicht, Urtheil und Form ganz nach der in vornehmen Kreisen herrschenden, alles Mittelalterliche hassenden und verhöhnenden Stimmung ein. Er erreichte seine Absicht vollständig, da er ein Mann von Geist war, und durch Fleiß, große Belesenheit, berechnende Klugheit und Meisterschaft der Rede dasjenige zu ergänzen vermochte, was ihm an Kraft des Gedankens und an ächter Begeisterung abging. Jene Eigenschaften Gibbon's, besonders seine ausgezeichnete Kunst der Darstellung und die Geschicklichkeit, mit der er fremde Forschungen zu benutzen verstand, haben ihn in den Augen der Welt groß und berühmt gemacht. Was seinen Styl betrifft, so hat Gibbon es besser als irgend ein anderer Engländer verstanden, die französische Behandlungsart und Ausdrucksweise in englische Formen zu bringen. Er wird deshalb auch, obgleich sein Vortrag und seine Sprache nicht im eigentlichen Sinne englisch sind, ebenso mit Recht zu den klassischen Schriftstel=

lern England's gezählt, wie Wieland trotz seiner Gallicismen zu denen der deutschen Nation.

Wir haben es hier weder mit einer allseitigen Prüfung der schriftstellerischen Werke, noch mit einer sogenannten objectiven Beurtheilung derselben zu thun, sondern es handelt sich immer nur darum, die Beziehung der Schriften zum Charakter ihrer Zeit anzudeuten, wobei dann weder auf anderweitige Vorzüge oder Verdienste derselben, noch auf das bestehende Urtheil der Welt Rücksicht genommen werden kann. Wir müssen deshalb an Gibbon auch noch von einer anderen Seite her den Unterschied zwischen Wahrheit und Schein klar machen. Dieser Geschichtschreiber zeigt sich nämlich im Leben und Handeln als einen jener doctrinären Sophisten, welche das Volk durch vorgebliche Begeisterung für Freiheit und Recht täuschen und besonders in der neuesten Zeit so zahlreich sind. Gibbon war wegen der Häßlichkeit seiner äußeren Gestalt, wegen seines völligen Mangels an praktischen Talenten und wegen seiner Unbeholfenheit im mündlichen Vortrage nicht für das handelnde Leben geschaffen. Er mischte sich nichtsdestoweniger in dieses ein, und opferte dabei die Überzeugung dem Glanze auf. Während er nämlich in seinem historischen Werke für Licht, Freiheit und Recht gegen Trug, Despotismus und Aberglauben eiferte, ließ er sich, gerade als der erste Band desselben erschien, von Lord North eine Parlaments-Stelle geben, um als blindes Werkzeug für die aller Freiheit feindseligen Zwecke desselben zu stimmen. Zum Lohn dafür erhielt er ein Amt, in welchem er für vieles Geld nichts zu arbeiten brauchte. Er selbst entschuldigt in seinen Denkwürdigkeiten dieses Verfahren auf eine unwürdige Weise. Heut' zu Tage könnte man leider das Beispiel vieler Gelehrten, welche Ähnliches gethan haben, zu seiner Entschuldigung anführen.

3. Staatsredner und politische Schriftsteller zur Zeit des nordamerikanischen Krieges.

Weit mehr, als auf die oben angeführten Schriftsteller, war die Aufmerksamkeit der Welt auf die Männer gerichtet, welche durch Rede oder Schrift unmittelbar in das politische Leben eingriffen. Diese Männer kämpften mit demselben Nachdrucke und demselben heftigen Tone für politische Freiheit, mit welchem man damals in

Frankreich eine völlige Umgestaltung der Dinge herbeizuführen suchte. Ja, sie waren sogar in ihren Angriffen auf König und Ministerium nicht gemäßigter, als nachher in der französischen Revolution Marat gewesen ist, und besaßen nicht weniger Talent, Kenntnisse und Ansehen beim Volke, als Mirabeau, Barnave und Andere. Dessenungeachtet hatte die stürmische Periode, welche von 1763 bis 1783 England erschütterte, einen ganz anderen Ausgang, als die in Frankreich entstandene Bewegung der Geister. Die Ursache davon ist nicht, wie man damals allgemein glaubte, im Charakter der englischen Verfassung zu suchen, sondern vielmehr in dem Umstande, daß in England Sitten, Gewohnheiten und Rechte und mit ihnen die zwischen den Ständen bestehenden Schranken seit uralter Zeit unerschütterlich feststehen.

Wir gedenken der Männer, von welchen hier die Rede ist, nur ganz kurz, weil ihr Charakter und ihre Wirksamkeit schon in der Darstellung der politischen Geschichte anschaulich gemacht worden sind. Zuerst ist der Journalist John Wilkes zu nennen, ein an sich unbedeutender Mann, dem aber Verfolgungen und Zeitumstände ebenso, wie in Frankreich dem berüchtigten Marat, eine vorübergehende Bedeutung und einen Platz in der Geschichte verschafft haben (s. Th. XVI., S. 463—465 und 470—475). Er hatte sich zuerst in einen Klubb von lüderlichen Leuten des ersten Ranges gedrängt, die sich, gleich dem Regenten von Frankreich und seiner Umgebung (s. Th. XVI., S. 74), die schändlichsten Unsittlichkeiten erlaubten. Als er mit diesen Leuten zerfallen war, ward er ein Demagog, und trat als politisches Werkzeug in den Dienst einer anderen Partei, die von seiner sarkastisch-revolutionären, zur Aufregung des Pöbels vortrefflich geeigneten Schreibart den besten Nutzen zog. Sein Talent als Zeitungsschreiber bestand wesentlich darin, daß er die Stimmung des Augenblickes geschickt zu benutzen wußte. Seine Bedeutung war, wie dies bei Demagogen von gewöhnlichem Schlage der Fall zu sein pflegt, eine ephemere. An sittliche Grundsätze oder an ein festes politisches Princip war bei ihm nicht zu denken. Auch ging er zuletzt wieder von den Republikanern zur Partei des Königs über, und eiferte seit 1784 für diesen als ein loyal gesinnter Mann.

Ein äußerst einseitiger politischer Schriftsteller, wie Wilkes, aber ein Mann von weit größerem Talente war der Verfasser der Briefe des pseudonymen Junius, die zuerst in einer Zeitung einzeln erschienen (s. Th. XVI., S. 471 ff.) Der Verfasser dieser Briefe, wer er auch immer gewesen sein mag, ist ganz besonders dadurch eine merkwürdige Erscheinung, daß er in dem von oben bis unten durchaus aristokratischen England das demokratische Element der Verfassung geltend zu machen suchte. Seine Bedeutung beruht jedoch weniger auf dem Inhalte seiner Briefe und auf ihrem reellen Werthe, als vielmehr auf der Sprache und dem Tone derselben. Diese Briefe zeichnen sich nämlich durch eine so seltene Kraft, Schärfe, Kürze und Reinheit der Sprache aus, daß sie noch jetzt als ein Muster des ächt englischen Styles angesehen und benutzt werden. Was ihren äußerst bitteren, schneidenden, persönlichen, und sogar ungerechten Ton betrifft, so nehmen sie in Hinsicht auf diesen und auf seine Wirkung ebenso, wie die mit ihnen zu vergleichenden Briefe Rousseau's vom Berge, einen Platz in der Geschichte ein. In Betreff ihres Inhaltes dürfte am meisten zu tadeln sein, daß derselbe Mann, welcher mit der größten Rücksichtslosigkeit allen aristokratischen Vorurtheilen Hohn spricht, doch diese nämlichen Vorurtheile gegen die Nordamerikaner in Schutz nimmt, und deshalb Lord Chatham wegen seines Kampfes für die Sache der Letzteren aufs feindlichste angreift.

Fast ebenso heftig, wie der Verfasser der erwähnten Briefe, war Edmund Burke; dagegen gehört aber sein Styl einer ganz entgegengesetzten Gattung an, und er selbst erscheint in seiner politischen Laufbahn als eine unwahre, egoistische, nur nach äußeren Dingen strebende Natur. Wir haben bereits früher (Th. XVI., S. 482 ff.) das Wesen von Burke's Beredsamkeit und Schreibart angedeutet und zugleich gezeigt, wie er in seiner Laufbahn als Staatsmann von dem einen Extrem auf das andere überging. Wir fügen als Beleg des dort Gesagten nur noch hinzu, daß er in einer der Reden, in welchen er früher die demokratischen Ideen verfocht, sogar so weit ging, den Regierungen jede Unzufriedenheit des Volkes schuld zu geben und in der Sprache der Girondisten die große Masse geradezu zur Empörung aufzufordern. Nichtsdestoweniger läßt sich aus seinen damals gehaltenen Reden zugleich nachweisen, daß er

trotz seiner republikanischen Heftigkeit diejenigen Männer der Aristokratie zu schonen oder wohl auch zu preisen weiß, welche wie Rockingham ihm seine Laufbahn bereitet und sein Haus ökonomisch bestellt hatten. Mit derselben Heftigkeit und mit demselben Pathos einer deklamatorischen Beredsamkeit, mit welcher Burke früher die Ideen der Freiheit und des Fortschrittes verfochten hatte, ja, mit noch größerer Wuth trat er von 1789 an gegen diese Ideeen auf. In Betreff des Charakters seiner Beredsamkeit ist es bezeichnend, daß er, um Eindruck zu machen, nicht blos Gelehrsamkeit, Floskeln, Bilder, poetischen Pathos und einstudirte Gesticulationen anwandte, sondern daß er auch einst in einer Parlaments-Rede, welche gegen die Jakobiner gerichtet war, zu demselben Zwecke sogar einen mitgebrachten Dolch hervorzog.

Zwei andere Staatsredner, welche in Charakter, Gesinnung und Art der Beredsamkeit wahre Gegensätze Burke's waren, Fox und Sheridan, brauchen hier nur ganz kurz erwähnt zu werden, da ihrer, besonders des Ersteren, früher (Th. XVI., S. 482 f. u. Th. XVII., S. 26—30) ausführlich gedacht worden ist. Nur bei Fox müssen wir mit einigen wenigen Worten verweilen, weil er der entschiedenste Republikaner unter den englischen Staatsmännern gewesen ist, und weil man vom ersten Augenblicke seiner politischen Laufbahn an recht deutlich erkennen kann, wie sich natürliche Beredsamkeit und ein nach dem Muster der Alten gebildeter einfacher, kräftiger, reiner und verständiger Styl zu eitelm Bombast, poetischer Prosa und gelehrtem Wissenskram verhalten. Fox stützte sich auf angeborenes Talent, auf eine gediegene Bildung, auf wahre und feste Überzeugung und Ansicht; er redete in englischer Sprache ebenso, wie unser Lessing in der deutschen, ohne eine Spur von Nachahmung oder Schule, rief gleich diesem mit wenigen Worten viele Gedanken hervor, und erregte bei seinen Zuhörern nicht passives Staunen und augenblickliches Ergötzen, sondern er erwirkte Belehrung, Überzeugung und Nachdenken. Auch Fox stürmte mit hinreißender Gewalt auf die Verdorbenheit der englischen Aristokratie los, und zeigte sich schon in seiner ersten Parlaments-Rede ganz so, wie nachher in der französischen National-Versammlung Mirabeau, mit dem er überhaupt in jeder Hinsicht zu vergleichen ist. Er sprach bereits damals nicht blos gegen die Minister, sondern auch gegen den König selbst, ward

nachher immer heftiger und revolutionärer, und brach, ohne sich eine Hinterthür offen zu lassen, vollständig mit dem monarchischen System. Sein Republikanismus ging so weit, daß er sogar in seinem Anzuge Franklin's Einfachheit, sowie später den jakobinischen Cynismus affectirte. Auch ward er beschuldigt, beim Gordon'schen Aufstande (s. S. 9 f.) dieselbe Rolle gespielt zu haben, welche im Oktober 1789 Mirabeau nach der Behauptung seiner Feinde in Versailles spielte.

Den Staatsmännern und Rednern, welche zur Zeit des ausbrechenden Streites zwischen England und Nordamerika die Welt durch ihr Talent in Bewegung brachten, reihen wir den Nordamerikaner Benjamin Franklin an, der sich als Staatsmann und Diplomat nicht blos um die neue amerikanische Republik die größten Verdienste erworben, sondern auch für die europäische Geschichte dadurch eine außerordentliche Bedeutung erhalten hat, daß er auf eine ganz besondere Weise die politischen Ideeen der neueren Zeit verbreiten half. Über Franklin's Lebensgang und über seine politische Thätigkeit in England, Frankreich und Nordamerika ist bereits früher (Th. XVI., S. 467—493) das Wesentliche angegeben worden. In Betreff seines Charakters muß man den Umstand ins Auge fassen, daß Franklin's Leben eine Schule der Demokratie war, und zwar die beste, die es gibt, weil er, in Armuth geboren, zuerst seine äußere Existenz durch eigene Thätigkeit begründen und sich selbst beherrschen lernte, ehe er als Staatsverbesserer auftrat. Er ist aus diesem Grunde auch von der Eitelkeit und anderen gewöhnlichen Fehlern der Demokraten frei geblieben. Zum Staatsmann und Diplomaten war Franklin geboren; er besaß aber nicht blos praktischen Sinn, Tact und kalt berechnende Klugheit, sondern auch regen Eifer für das Wohl der Menschheit, sowie eine milde, verständige Religiösität, und ließ sich von Grundsätzen der Moral und Rechtlichkeit leiten. Vermittelst einer ganz ungewöhnlichen Gewandtheit, Schlauheit und Mäßigung hat er nicht nur seine Landsleute auf dem Wege zur Selbstständigkeit vortrefflich geleitet, sondern auch ihrer Sache in Europa Freunde und Bundesgenossen zu verschaffen und zugleich dort das erwachende neue Leben zu fördern gewußt. Er hatte auch einen Haupt-Antheil an der Abfassung jener Manifeste und Erklärungen, in welchen die Nordamerikaner nicht, wie die erste franzö-

sische National-Versammlung in ihrer berühmten Declaration der Menschenrechte, die Rechte des Bürgers als bloße Theorieen und als unbedingte, ohne Beweis wahre Sätze aufstellten, sondern auch aus dem alten angelsächsischen Volksrechte herleiteten, also auf praktische und positive Weise begründeten (s. Th. XVI., S. 479 und 487 f.). Diese Erkärungen machten in Europa einen außerordentlichen Eindruck, und haben dadurch für den politischen Geist der neuesten Zeit die größte Bedeutung erhalten; denn die in einfachen, bescheidenen Worten ausgesprochenen Sätze derselben begriffen das Evangelium des neuen Staatslebens in sich, nach welchem man von jener Zeit an in Europa zu ringen begann.

Von Franklin's Schriften gehören die physikalischen nicht dem Leben, sondern der Wissenschaft an. Alle übrigen dagegen haben, wie Franklin's ganze praktische Thätigkeit, eine unmittelbare Wirkung auf die Menschheit gehabt. Diese Arbeiten Franklin's sind sowohl ihrem Zwecke, als der Form und dem Inhalte nach wirkliche Volksschriften. Auch war ihr Verfasser als ein durchaus praktischer, verständiger, kluger, an geregelte Thätigkeit gewöhnter und ganz dem Brauchbaren zugewendeter Mann zum Schriftsteller für das Volk geboren. Er lehrte in seinen Volksschriften ebenso, wie durch sein Leben, daß für den Bürgersmann strenge Ordnung und Rechtlichkeit das einzige sichere Mittel sind, um zur Unabhängigkeit im Leben und zur Hoffnung der Seligkeit nach dem Tode gelangen zu können, daß vermittelst jener Eigenschaften, auch ohne Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung, der Arme reich, der Niedere vornehm werden kann. Diese Schriften, der Almanach des armen Richard, die Sprüchwörter des alten Heinrich u. A., hatten also den Zweck, Moral, Ordnung, Thätigkeit zu erwecken und zu verbreiten. Doch kommt ihr Verfasser, weil er das reelle Leben niemals aus den Augen verlor und dem angestammten Charakter seiner Landsleute getreu blieb, immer auch auf jene Spar- und Erwerbs-Weisheit zurück, die dem geldgierigen Nordamerikaner die wichtigste aller Lehren ist.

Als Volksschriftsteller bildet Franklin für uns den Übergang zu zwei Männern, welche als Apostel des Radikalismus in Amerika und in England eine mächtige Wirkung gehabt haben. Diese Männer waren **Price** und **Thomas Payne**. Über den Charakter und

die Wirksamkeit derselben werden einige wenige Worte als Andeutung hinreichen. Sie waren Beide geborene Engländer, wurden aber vom schlauen Franklin, der sie als brauchbare Verbündete seiner Landsleute erkannte, eingeladen, nach Nordamerika zu gehen. Nur Payne folgte dieser Einladung. Er erwarb sich in Nordamerika als republikanischer Schriftsteller großes Ansehen und ein bedeutendes Vermögen. Price gelangte dagegen in England als Geistlicher, Gelehrter und Schriftsteller zu großer Achtung und lebte dort in den besten Umständen. Beide Männer verfolgten, obgleich sie ihrer Gemüthsbeschaffenheit nach einander fast geradezu entgegengesetzt waren, mit gleich großem Eifer ein und dasselbe Ziel, und wurden dadurch für England die eigentliche Quelle des Radikalismus. Sie begannen ihre schriftstellerische Laufbahn zu gleicher Zeit mit Burke und neben demselben, blieben aber ihren demokratischen Grundsätzen stets getreu, und wurden dafür später von Burke mit wahrer Wuth angegriffen. Payne trat, als er einst vom nordamerikanischen Kongreß mit einer Unterhandlung in Paris beauftragt worden war, auch mit den französischen Republikanern in Verbindung, und ward zur Zeit der französischen Revolution sogar in den Convent gewählt.

Beide Männer richteten während des nordamerikanischen Krieges ihre Angriffe auf die englische Verfassung selbst, und bewiesen mit Gründen der Vernunft und der Erfahrung, daß das positive Recht der Engländer sammt der auf dasselbe gegründeten Hierarchie und Aristokratie dem Natur- und Menschenrechte widerstreite. Sie machten ferner die Gefühle der Menschlichkeit und die Forderungen der National-Ehre sowohl gegen die Absichten geltend, welche die Minister mit Amerika hatten, als auch gegen die Gräuelthaten, durch die ein Clive und andere Männer in Ostindien sich selbst bereicherten und eine rein merkantile Größe England's schufen (s. S. 29). Payne insbesondere schrieb schon vor der Zeit der französischen Revolution eine Schrift, welche den Titel „Gesunder Menschenverstand (Commonsense)“ führte, und in der er mit demselben Erfolge, wie neuerdings der Verfasser der Worte eines Gläubigen, das alte Testament und das Christenthum für seine revolutionären Zwecke benutzte. Diese Schrift war nämlich sehr klug auf die Bibelgläubigkeit der Engländer und auf ihren Haß gegen das Pabstthum berechnet; sie stellte die Monarchie als eine Art Papismus dar, als eine unter

Gottes Zorn und unter dem Fluche seines Propheten Samuel Statt gefundene Ausartung der göttlichen Religion und Demokratie des israelitischen Volkes.

2. Französische Literatur und Bildung.

1. Diderot, Marmontel, Raynal und Büffon.

Es ist bereits früher (Th. XVI., S. 414 ff.) erwähnt worden, daß im letzten Jahrzehnt Ludwig's XV. und in der ersten Zeit Ludwig's XVI. einige politische Schriftsteller bei den Franzosen die Hoffnung erweckten, es werde vermittelst der Durchführung eines bestimmten staatswirthschaftlichen Systems möglich sein, die materiellen Übel, an denen die Völker litten, zu beseitigen und einen stets wachsenden Wohlstand, wie ihn die Engländer besaßen, zu schaffen. Diese sogenannten Physiokraten oder Ökonomisten hatten zwar eine Reform des Bestehenden im Auge, und waren besonders den Privilegien, dem Corporations-Wesen und den feudalistischen Vorrechten feind; sie stimmten aber deshalb doch nicht mit den religiösen und politischen Ansichten von Voltaire's Schule überein, obgleich auch sie der Staatsgewalt gegenüber eine schwierige Stellung hatten. Bei dem schwankenden Zustande einer Regierung, welcher der Boden immer mehr unter den Füßen schwand, wurde das Schreiben über Finanz- und Verwaltungsmaßregeln, wie über Staat und Kirche bald verboten, bald wieder erlaubt. Gleichwohl begünstigte Ludwig XV. im Allgemeinen die Ökonomisten, und sein Nachfolger nahm sogar (1774) einen jener Physiokraten, Türgot, ins Ministerium. Dieser machte dann in Verbindung mit seinem Freunde Malesherbes den Versuch, das neue staatswirthschaftliche System von oben herab einzuführen und dadurch einer gewaltsamen Revolution vorzubeugen. Der Versuch scheiterte bekanntlich an den Todfeinden alles Neuen, dem Klerus, den Parlamenten und dem Hofe.

Da wir der neu erfundenen Wissenschaft der Staats-Ökonomie und der beiden neben einander aufkommenden Systeme derselben bereits im vorhergehenden Bande erwähnt haben, so bleibt uns hier nur noch übrig, einige andere Erscheinungen der Literatur zu beleuchten, welche den letzten Jahrzehnten vor der Revolution angehören. Wir meinen Diderot's Romane, die gleich ihnen ganz

sophistischen Schriften Marmontel's und Raynal's, die vorzugsweise stylistische und rhetorische, aber dem Geiste der Zeit entsprechende Behandlung der Naturwissenschaft durch Büffon und endlich die in Betreff der neuen demokratischen Richtung Europa's so wichtigen Briefe Rousseau's vom Berge. Leider kann auch bei allen diesen Erscheinungen Charakter, Bedeutung und Einfluß derselben nicht durch eine specielle Beleuchtung der Form und des Inhaltes einzelner Schriften nachgewiesen werden, weil der Umfang des vorliegenden Werkes nur Andeutungen und einzelne Bemerkungen zuläßt.

Die Romane Diderot's sind zunächst in der einen Hinsicht wichtig, daß sie uns den Ton und Geschmack zu erkennen geben, welcher zu jener Zeit in den höchsten Kreisen Europa's herrschte. Für diese Kreise allein waren nämlich Diderot's Werke, wie alle Schriften der damaligen Rhetoren und Sophisten Frankreich's, geschrieben, und nur von ihnen, nicht vom Volke wurden sie gelesen und bewundert. Von Paris aus wurden damals die Höfe und Salons von ganz Europa ebenso mit Schriften versorgt, wie aus den Pariser Putzmacher-Läden die Kleidungen aller vornehmen Damen hervorgingen. Dies war bis zu dem Grade der Fall, daß Katharina II. und der gothaische Hof sogar einen eigenen Agenten, den zum Baron erhobenen Grimm, in Paris hielten, um jede neue literarische Waare, welche dort für die vornehme Welt verfertigt wurde, sogleich zugesandt zu erhalten. Die Huldigung, welche die höheren und höchsten Stände Europa's den alles Alte verspottenden Schriftstellern Frankreich's darbrachten, die Bedeutung, die sie auf französische Rhetorik und Eleganz legten, die Schriften selbst, welche von ihnen bewundert wurden, waren in der herrschenden Mode und in der ganzen Richtung der Zeit begründet. Sie hatten also an und für sich selbst keinen größeren Werth und keinen tieferen Grund, als der Eifer, mit welchem jetzt dieselben Kreise eine zu ganz entgegengesetzten Zwecken dienende Rhetorik hegen und pflegen.

Diderot's Romane enthalten zum Theil so arge Schlüpfrigkeiten, daß ein hoher Grad von sittlicher Verdorbenheit dazu gehört, um nicht vor ihnen zurückzuschaudern. Wir übergehen jedoch diese Klasse von Diderot's Schriften ganz, und bleiben nur bei dem Roman stehen, welcher „die Nonne (La Religieuse)" betitelt ist. Dieser Roman enthält eine in die Form von Geständnissen einer Nonne

eingekleidete Darstellung der Verderblichkeit der Nonnenklöster. Er gibt ein auf Lebenserfahrungen beruhendes Gemälde von dem schreienden Misbrauche, welchen der kirchliche Despotismus mit seiner Gewalt trieb, um durch Aberglauben, durch mechanischen Gottesdienst und durch tyrannische Behandlung die geistige Freiheit und Selbstständigkeit der Individuen zu vernichten. Mit historischer Treue und Wahrheit, mit ergreifender Lebendigkeit und in einem Style, welcher, wenigstens im ersten Theile, von der bei Diderot gewohnten Frivolität und Nachlässigkeit frei ist, wird das Klosterwesen jener Zeit auf eine solche Weise geschildert, daß jeder Leser von Gefühl einen Zustand des Staates und der Kirche verabscheuen mußte, welcher Dinge, wie die dort erzählten, möglich machte. In dieser Wirkung des Romans liegt daher auch seine historische Bedeutung. Es muß aber leider noch eine andere Seite des Buches hervorgehoben werden, welche für den Ton und Geschmack der damaligen vornehmen Welt bezeichnend ist. Im zweiten Theile jenes Romans fällt nämlich Diderot in seinen frivolen Ton zurück, und schildert schmuzzige Scenen des Klosterlebens mit einer Ausführlichkeit, einer anziehenden Darstellung und einer absichtlichen Aufreizung der Sinnlichkeit, deren sogar ein Juvenal und Petronius (s. Th. IV., S. 220 f. und 344 ff.) sich schämen würden.

Das Letztere ist gerade bei einem Manne, wie Diderot war, sehr auffallend. Dieser hatte nämlich an dem losen Leben und den Genüssen der höheren Kreise, in welche er, der Sohn eines Handwerkers, aufgenommen worden war, keine Freude. Er empfand sogar einen ernsten Unwillen gegen die in denselben herrschende Heuchelei, und zog sich schon lange vor seinem Tode aus ihnen in das einfache häusliche Leben zurück. Früher hatte er mit der obscönen Art der Unterhaltung, an welcher er damals Theil nahm, die Bewunderung jener Strenge und gesuchten Kürze der Rede verbunden, die den stoischen Geschichtschreibern und Rhetoren der römischen Kaiserzeit eigen war (s. Th. IV., S. 334 ff.): eine Verschmelzung von Gegensätzen, welche auch bei dem römischen Satyriker Persius (s. Th. IV., S. 346 ff.) und bei Diderot's Zeitgenossen d'Alembert vorkam. Zum Schlusse wollen wir noch ganz kurz anführen, daß die heftigste Äußerung Diderot's über das bestehende Regierungs-System eine erst nach seinem Tode gedruckte Dithyrambe

war, in welcher er Anarchie jeder Art predigt, und mit bacchantischer Wuth, ja fast mit förmlicher Raserei über Königthum und Geistlichkeit herfällt.

Auf eine ganz andere Weise, als Diderot, Holbach und die übrigen Apostel des Unglaubens und der Freiheit, bekämpfte Marmontel das bestehende hierarchische und monarchische System. Dieser Schriftsteller war von dem Streben ausgegangen, als Belletrist und Dichter berühmt zu werden. Er hatte deshalb einem Voltaire gehuldigt und sich, was die nothwendige Folge davon war, an die polemische und negative Richtung der Zeit angeschlossen. Dabei hatte er sich aber als kluger Sophist wohl gehütet, es mit der vornehmen Welt zu verderben; im Gegentheil, er hatte, obgleich er zu den sogenannten Philosophen gehörte, einen Ludwig XV. besungen und sich bei einem Herzog von Aiguillon und einer Pompadour in Gunst zu setzen gewußt. Die Befähigung für eine solche Rolle im Leben hatte er sich schon früh erworben; denn er verdankte, wie Voltaire, Diderot, Raynal und Andere, seine Jugendbildung jenen Jesuiten-Schulen, welche auf bloße Übung des Gedächtnisses und auf Abrichtung des Geistes zu rhetorischer Fertigkeit und dialektischer Gewandtheit eingerichtet waren, und gerade dadurch eine Anzahl von Jünglingen, welche zum Dienste der Kirche dressirt werden sollten, zu rüstigen Kämpfern gegen dieselbe bildeten. Marmontel hatte in diesen Schulen gelernt, mehr auf die Form und den Ausdruck, als auf die Sache und das Wesen zu achten; er war also zum Rhetor und Sophisten erzogen worden. Da er nun zugleich den Hofton zu treffen wußte und die Fähigkeit besaß, sich innerhalb eines engen Ideeen-Kreises leicht zu bewegen, so erreichte er trotz seiner nur mäßigen Geistesgaben seine Absicht, ein berühmter Mann zu werden, sehr bald.

Einflußreich sind von allen Schriften Marmontel's nur seine Erzählungen gewesen. Diese haben aus einem und demselben Grunde zugleich Beifall gefunden und schädlich gewirkt. Marmontel hat nämlich erstens nicht, wie seine akademischen Gefährten, die Tugend verhöhnt oder auch das Laster mit ihrem Gewande geschmückt; aber er hat sie leicht und angenehm gemacht, er hat Weichheit des Gefühles und sinnliche Erregungen, wie z. B. den unbehaglichen Anblick der Leidenden, als die Quelle dessen hingestellt,

was vor Gott und vor dem Gewissen recht und gut ist. Er hat zweitens, gleich unserem Wieland, die Langweiligkeit sentimentaler Empfindungen, rührender Stimmungen und tugendhafter Handlungen dadurch unterhaltend zu machen gesucht, daß er Schilderungen von Unsittlichkeiten untermischte. Er wirkte durch dieses Streben verderblicher auf Moral und herrschende Lebensansicht, als Diderot durch seine Romane. Der Letztere erregte nämlich bei den besseren und reineren Seelen Widerwillen und Abscheu. Marmontel dagegen verlockte durch die schlüpfrige Sittlichkeit, die er vor die Augen des Lesers führte, die Unschuldigen, und setzte einen religiösen Jesuitismus an die Stelle der Religion.

In zwei größeren Werken, dem Belisar und den Inkas, hat Marmontel dasselbe System auf den Staat und dessen Verhältnisse angewandt. In dem Ersteren benutzte er die bekannte Sage von der Ungerechtigkeit des Kaisers Justinian gegen Belisar (s. Th. V., S. 10.), um politische Lehren und Rathschläge, welche gegen die herrschende Staats- und Kirchen-Polizei gerichtet waren, in das große Publikum zu bringen. In der zweiten Schrift dienten ihm die von den Eroberern Peru's begangenen Gräuelthaten, um die militärische Gewaltregierung und den religiösen Fanatismus auf eine zugleich rührende und schaudererregende Weise darzustellen. Beide Schriften übten keine Wirkung auf die Zeit aus; dazu waren sie sowohl philosophisch als historisch zu unbedeutend, und entsprachen ihrer Form und ihrem Ton nach zu wenig dem damals in Frankreich herrschenden Geschmacke. Nichtsdestoweniger fanden sie vorübergehend eine glänzende Aufnahme im Publikum, weil jeder Angriff auf das Alte willkommen war, und weil man zum Ersatze für Fenelon's Telemach, welcher nach und nach aus der Mode kam, anderer, dem Zeitgeiste mehr entsprechenden Tugend-Romane bedurfte. Auch wirkte dabei die Aufnahme mit, welche beide Schriften an den fremden Höfen fanden. Die ganz unbestimmte Politik, die in ihnen enthalten war, fand besonders am russischen, schwedischen und östreichischen Hofe lauten Beifall. Die Kaiserin Katharina II. übersetzte sogar einen Abschnitt des Belisar über Toleranz, und ließ ihn, was heut' zu Tage gar nicht geduldet werden würde, in Rußland verbreiten. Selbst Maria Theresia ließ, trotz der Gegenbemühungen des Erzbischofs von Wien, den Belisar in Östreich

nachdrucken. Der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig war über Marmontel so entzückt, daß er denselben einst seiner Gemahlin mit den Worten vorstellte: „Dies ist der Verfasser des Belisar und der moralischen Erzählungen, nach dessen Bekanntschaft Sie Sich so sehr gesehnt haben!" Nur Friedrich II. durchschaute die Tendenz jener Romane und den Geist ihres Verfassers. In Frankreich hatte zwar die Sorbonne den Druck des Belisar anfangs nicht gestattet; die herrschende Stimmung war aber so mächtig und die Regierung selbst durch den Ton der Zeit so sehr in Schwanken gebracht worden, daß der Herzog von Aiguillon Marmontel gerade in demselben Augenblicke zum Historiographen ernannte.

Für uns sind Marmontel's Schriften besonders in Beziehung auf den Geist und Geschmack der deutschen Fürsten jener Zeit merkwürdig. Diese waren ganz und allein von der Rhetorik und oberflächlichen Eleganz der französischen Bildung durchdrungen. Sie brachten daher den revolutionären Pariser Sophisten zu derselben Zeit ihre Huldigung dar, als Klopstock sich genöthigt sah, nach Dänemark zu wandern, als Schiller kaum eine dürftige Existenz fand, als Voß im Lande Hadeln schulmeistern mußte, als Lessing, welcher niemals wie Marmontel dem Laster die Gestalt der Tugend verliehen hat, wegen philosophischer und historischer Zweifel verfolgt wurde.

Zugleich mit Marmontel ward noch ein anderer Schriftsteller, dessen Werke ebenfalls keinen inneren Gehalt hatten, eine historische Person. Wir meinen den früheren Geistlichen und Jesuiten Raynal, eines der Hauptmitglieder der Holbachischen Gesellschaft (s. Th. XVI., S. 167). Er hatte dieselbe Jugendbildung erhalten, wie Diderot, Marmontel und Andere, und wandte gleich diesen die auf solche Weise erworbene Rhetorik und Dialektik zur Befriedigung seiner Eitelkeit und zur Bekämpfung alles Alten in Kirche und Staat an. Sein Hauptwerk war die im Jahre 1770 erschienene Geschichte der europäischen Handels-Colonieen in beiden Indien. Dieses Buch ward von ihm ohne vorhergegangene Studien, ohne einen leitenden Grundgedanken und mit Behauptungen, die zum Theil einander widersprachen, niedergeschrieben; denn es war dem eiteln Manne nur darum zu thun, ein historisch-politisches Werk in der Manier der sogenannten Ökonomisten abzufassen, weil Schriften dieser Art

damals in die Mode kamen. Er wurde dabei von Diderot unterstützt, welcher als wirklicher Enthusiast für jeden arbeitete, der seine dreisten Lehren zu verantworten bereit war. Diderot dictirte dem eiteln Verfasser Dinge in die Feder, die er selbst nicht zu veröffentlichen wagte. Dies ward dann Ursache, daß Raynal's seichtes Werk das größte Aufsehen machte.

Die gute Aufnahme des Buches, welches sogar von einem Türgot empfohlen ward, hatte für Raynal den Vortheil, daß er mit vielen bedeutenden Leuten in Verbindung kam, und von allen Ecken und Enden her statistische, commercielle und andere Notizen erhielt, vermittelst deren er 1781 der zweiten Ausgabe einen reelleren Werth verleihen konnte. Durch diese zweite Ausgabe ward das Buch ein für Frankreich sehr nützliches Werk; denn es verbreitete dort, wo man bisher in geographischen, staatswissenschaftlichen und statistischen Dingen ganz unwissend gewesen war, brauchbare Kenntnisse, welche dem französischen Publikum nur im Gewande rhetorischer Phrasen beigebracht werden konnten. Diese Wirkung erstreckte sich, da alles von Paris Ausgehende vorzugsweise geschätzt wurde, sogar auch auf andere Länder. Selbst Friedrich der Große schenkte dem Buche und seinem Verfasser die größte Aufmerksamkeit, während er den fleißigen, gründlichen und zuverlässigen, aber freilich auch langweilig gelehrten Statistiker Büsching, der zu seinen eigenen Beamten gehörte, misachtete und zurückstieß. Übrigens richtete Raynal die zweite Ausgabe im Geiste und Ton der Demokratie ein, weil diese damals in Paris Mode geworden war. Die Sorbonne verdammte deshalb das Buch, und das Pariser Parlament ließ nicht nur dasselbe durch Henkers Hand verbrennen, sondern es befahl auch die Verhaftung des Verfassers. Gerade dadurch aber ward dem Buche und seinem Verfasser ein noch größeres Ansehen verschafft. Raynal entfloh damals aus Frankreich, wohin er erst 1788 wieder zurückkehrte. Er, Marmontel und Andere öffneten nachher selbst der Welt die Augen über die Hohlheit und Leerheit ihres Treibens; denn sie bekannten in ihren alten Tagen öffentlich, daß sie nie gewußt hätten, wohin sie mit ihrer Philosophie eigentlich wollten, und wohin diese führen werde. Marmontel ward sogar ganz vollständig ein reuiger Sünder, und pries als Greis dieselben Einrichtungen in

Kirche und Staat, die er als Mann in seinen Hauptwerken so sehr getadelt hatte. —

So wenig wir das Verdienst, das sich Büffon durch seine Naturbeschreibung um Wissenschaft und Menschenbildung erworben hat, verkennen oder ihn mit Rhetoren und Sophisten in Eine Klasse setzen, so finden wir doch, daß er ebenso, wie diese, die herrschende Richtung der Geister fördern half. Er huldigte dem Geiste der Zeit, obgleich er von Natur vornehm, hofmännisch und conservativ gesinnt war, und sich deshalb auch aus dem Kreise von Holbach, Helvetius und Grimm zurückzog, sobald das Treiben dieser Männer nicht mehr aristokratisch und ausschließend war, sondern bis zum Volke hinunter zu dringen und so das Hergebrachte zu bedrohen schien. Büffon's historische Bedeutung besteht darin, daß er vermittelst eines rhetorischen Werkes über Naturgeschichte ebenso die Theologie aus dem Gebiete der Naturwissenschaften verdrängte, wie Montesquieu die politischen Wissenschaften den einseitigen Lehren des kanonischen und römischen Rechtes entzogen hatte. So mächtig war also der Ton der Salons und der Geist der Zeit, daß selbst ein Mann, welcher vornehm, behutsam und jeder Politik wie jeder Anfeindung der Religion und Kirche abgeneigt war, im Aufklären und im Eifern gegen die Vorurtheile des Mittelalters mit einem Rousseau, einem d'Alembert und ähnlichen Schriftstellern zusammentraf!

Neben dieser Bedeutung, welche Büffon's Schriften für die allgemeine geistige Entwickelung hatten, muß auch die rein stylistische Seite seiner Schriften hervorgehoben werden. Büffon's Werke sind nämlich dadurch höchst merkwürdig, daß sie in Betreff ihrer äußeren Form das Ergebniß des sorgfältigsten Künstelns und Drechslens und dabei doch ernst, schön und klar sind. Büffon ist von Condorcet mit Recht in die zweite der beiden Klassen gestellt worden, in welche dieser die französischen Schriftsteller nach dem Charakter ihres Styles eingetheilt hat. Condorcet sagt nämlich, die Schriftsteller hätten ihren Styl entweder, wie Boileau, Racine, Fenelon, Massillon und Voltaire, auf die Überzeugung und den Verstand der Leser berechnet, oder, wie Corneille, Bossuet, Montesquieu, Rousseau und Büffon, auf Überredung, also auf Bestechung des Gefühles und auf Fortreißen des Verstandes ohne eigentliche Überzeugung. Büffon hat, wie unser Friedrich Heinrich Jacobi, seinen Styl förmlich fabricirt

oder zusammengekünstelt. Er arbeitete nämlich alle seine Schriften so aus, daß er keine Seite eher niederschrieb, als bis er umherwandelnd erwogen hatte, wie jede Periode derselben am besten gestellt und abgerundet werden könne.

2. Rousseau's Briefe vom Berge.

Wir müssen noch einmal auf Rousseau (s. Th. XVI., S. 150—162 und 172—174) zurückkommen, weil eine seiner heftigen demokratischen Schriften, die Briefe vom Berge, ihrer Tendenz nach ganz der letzten Zeit vor der Revolution angehören. Diese Schrift, welche wir mit den heftigsten Angriffen auf die englische Verfassung und Regierung zur Zeit der amerikanischen Revolution in Eine Linie stellen, war gegen die in Genf herrschende Oligarchie gerichtet. Sie trägt die im Contrat social theoretisch und philosophisch behandelte und folglich nicht jedem gebildeten Leser verständliche Lehre über die Demokratie auf eine solche Weise vor, daß sie für jeden gewöhnlichen Bürger, wenn er nur von Jugend auf an den öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen hat, faßlich ist. Dieser Umstand verschaffte ihr eine so große Wirkung, daß man geradezu sagen kann, durch die Briefe vom Berge sei das alte politische System ebenso furchtbar im Herzen von Europa erschüttert worden, als dies zu gleicher Zeit durch die liberalen Redner und Schriftsteller unter Georg III. in England und durch Franklin, Price, Payne und Andere in Nordamerika geschah.

Die Entstehung dieser Schrift hängt mit Rousseau's berühmtem Buche „Emil oder über Erziehung" zusammen. Der Genfer kleine Rath hatte, aus Gefälligkeit gegen die französische Regierung, den Emil durch Henkers Hand verbrennen und gegen dessen Verfasser, welchem damals Friedrich der Große im Fürstenthum Neufchatel ein Asyl gewährte, einen Haftbefehl ausfertigen lassen. Dadurch fühlte sich Rousseau bewogen, sein Genfer Bürgerrecht aufzugeben (Mai 1763). Dieser Schritt Rousseau's rief in Genf Unruhen hervor, theils weil das Verfahren gegen Rousseau nicht verfassungsmäßig gewesen war, theils weil die Bürgerschaft auf einen solchen Mann stolz war und ihn nicht wie einen Verbrecher behandelt haben wollte. Es ist nicht möglich, hier die sehr verwickelte Einrichtung der Republik Genf zu beschreiben, was doch nöthig sein würde, wenn der Charakter der

damaligen Unruhen in Genf und der nähere Zusammenhang derselben mit den Briefen vom Berge vollständig klar gemacht werden sollten. Wir müssen uns daher auf die kurze Bemerkung beschränken, daß einer der Genfer Aristokraten, der General-Fiscal Tronchin, durch ein meisterhaft geschriebenes Buch, das er „Briefe vom Lande" betitelte, der Sache der Demokratie in Genf einen heftigen Schlag versetzte, und daß Rousseau durch Deputirte des großen Rathes um eine Widerlegung desselben angegangen wurde. Rousseau folgte der Aufforderung seiner Mitbürger, und schrieb unter dem Titel „Briefe vom Berge" neun Briefe als Antwort auf jenes Buch. Diese wurden insgeheim in Holland gedruckt und dann ganz unerwartet in die Welt geschleudert.

Auch der Inhalt und die Form der Briefe vom Berge können hier nur ganz kurz und allgemein angedeutet werden. Das Ganze ist von Rousseau selbst in zwei Bücher eingetheilt worden, von welchen das erste sechs, das zweite drei Briefe enthält. Der Inhalt des ersten Buches dreht sich um das Verfahren der Genfer gegen Rousseau und in Folge davon um die Fragen über kirchliche Polizei, Staats-Religion, Geist des Christenthums, Wesen des Protestantismus und andere kirchenrechtliche oder auch theologische Punkte; denn die vom Genfer Magistrat über Rousseau und seinen Emil verhängte Maßregel war eigentlich nur ein Bannfluch gegen das in diesem Buche enthaltene rationalistische Glaubensbekenntniß eines savoyischen Pfarr-Vicars (s. Th. XVI., S. 161). Im zweiten Buche oder in den drei letzten Briefen befaßt sich Rousseau mit der politischen Seite der Sache, und nimmt von den Genfer Angelegenheiten Anlaß, um die in seinem Contrat social aufgestellte Theorie der Demokratie klarer zu entwickeln und gegen die Angriffe der Aristokraten zu vertheidigen. Mit anderen Worten, in dem ersten Buche kämpft Rousseau neben einem Lessing für die Freiheit des Forschens und Prüfens in religiösen Dingen, also gegen die Kirchen-Polizei des Mittelalters und gegen die Consistorial-Theologie des orthodoxen Protestantismus; in dem zweiten dagegen kämpft er neben einem Franklin, Fox, Price und Thomas Payne für eine neue Ordnung im Staate. Er hat es in beiden Büchern zwar stets mit seiner eigenen Angelegenheit und mit dem Wesen und Treiben der kleinen Genfer Republik zu thun; er versteht aber wie Lessing die ungemein schwere Kunst,

auch dasjenige, was an und für sich und von einem höheren Standpunkte aus klein, trocken und unwichtig erscheint, auf eine für den Leser interessante und belehrende Weise zu behandeln. Die kurze Inhalts-Anzeige einer Stelle des ersten Buches, so wie des ganzen zweiten Buches mag im Allgemeinen zeigen, wie Rousseau die Sache auffaßt und behandelt.

Im zweiten Briefe kommt Rousseau auf die Frage, ob es als ein Verbrechen anzusehen sei, wenn der Bürger eines reformirten Staates an irgend ein Dogma seiner Kirche nicht glaube. Er weist bei dieser Gelegenheit aus dem Wesen der Reformation nach, daß es jedem Reformirten, wenn er nur das Evangelium als göttliche Botschaft anerkenne, gestattet sein müsse, den Inhalt desselben nach seiner eigenen Einsicht aufzufassen und zu deuten. Er erklärt daher auch geradezu, daß er, wenn man ihn in Glaubenssachen zur Unterwerfung unter irgend eine fremde Entscheidung zwingen dürfe, lieber zur katholischen Kirche übergehen werde, und daß jeder wahrhafte und consequente Mann dasselbe thun werde. Dies führt ihn auf den neuen Papismus, welcher im sechszehnten Jahrhundert bei den Protestanten entstanden war, sowie auf das lächerliche Streben, einen von Theologen aufgestellten Lehrbegriff vermittelst der Staats-Polizei aufrecht zu erhalten, wodurch die Reformation selbst in ihren Grundlagen untergraben werde. Er spricht bei dieser Gelegenheit die größte Achtung vor Calvin aus, obgleich derselbe als Mensch und, was noch schlimmer sei, als Theolog große Schwächen gehabt habe. Auch zeigt sich Rousseau von wirklichem Eifer für die reine Lehre Christi erfüllt, legt ein tiefes Eindringen in das Wesen der christlichen Religion, die ihm eine Religion des Herzens ist, an den Tag, und entwickelt einen gemäßigten Rationalismus, welcher schon alles dasjenige enthält, was zehn Jahre später Lessing und zwanzig Jahre nachher alle deutschen Theologen lehrten, was aber jetzt von diesen wieder als Ketzerei verdammt und verfolgt wird.

In dem zweiten Buche oder den Briefen über das neue Staatsrecht und politische System gibt Rousseau freilich große Blößen, wie sie bei einem jeden vorkommen werden, welcher ohne gründliches Studium der Geschichte und ohne Kenntniß der Menschen, wie sie wirklich sind und ewig bleiben werden, Verfassungs-Theorieen ausgrübelt. Allein gerade diese Einseitigkeit hat den Briefen Rousseau's

bei denen, die sich durch das bloße Gefühl leiten und zum Fanatismus hinreißen lassen, eine größere Bedeutung verschafft, als die Darstellung der nackten Wirklichkeit gethan haben würde. Rousseau drängt den Inhalt seines Gesellschaftsvertrages in wenige Sätze zusammen, und zwar nicht für die Schule oder für die gebildete Welt, sondern für das Volk. Zu diesem Zwecke benutzt er den Zwist der Stände in Genf, sowie seine eigene Verurtheilung und ähnliche Ungerechtigkeiten gegen andere Bürger gerade so, wie der Verfasser der Junius-Briefe von den Tagesbegebenheiten Anlaß nimmt, um seine Idee vom Wesen des Staates und von den Rechten der Nation geltend zu machen. Er zeigt den Genfern, daß es in der Natur jeder Art von Gewalt liege, sich auf Kosten der Freiheit und des Rechtes zu vergrößern, und daß deshalb jede Freiheit ohne Bürgschaft und Macht eine Täuschung sei. An diesen schwer zu widerlegenden Satz knüpft er einen anderen an, welcher beweist, daß er die große Masse des Volkes entweder nicht kannte oder seiner Theorie zu Liebe nicht kennen wollte. Er sagt nämlich, mit dem Stande des gehorchenden Volkes sei Gerechtigkeit nothwendig verbunden, dem Stande der Gebietenden aber sei die Neigung zu Gewaltthätigkeit und Tyrannei von Natur anklebend. Dieser Satz führt ihn dann, ohne daß er es weiß oder will, über die Grenze erlaubter Bewegungen im Staate hinaus auf den revolutionären Weg demagogischer Volksschmeichelei. Und doch haben sonderbarer Weise die Briefe vom Berge den am Alten hängenden Theil der europäischen Bevölkerung weniger in Unruhe versetzt und erbittert, als der Emil oder das Glaubensbekenntniß des savoyischen Pfarrverwesers.

3. Deutsche Literatur und Bildung.

1. Beginnende Einwirkung des neuen Geistes der Zeit auf die Theologie und auf die höheren Lehranstalten und erste Versuche, denselben für das Leben der Deutschen fruchtbringend zu machen.

Als die deutsche Literatur durch Lessing's Literatur-Briefe, deren weiter unten näher gedacht werden soll, eine entschiedene und bleibende Richtung erhielt (s. Th. XVI., S. 195 f.), hatte der Geist der Zeit schon angefangen, eine Wirkung auf die rein gelehrten Kreise und ihre Lehranstalten zu äußern, welche bisher dem neu

erwachten Leben unzugänglich gewesen waren. Zu gleicher Zeit und unmittelbar nachher breitete sich die Bewegung, die anfangs blos auf die schöne Literatur beschränkt geblieben war, auch noch nach einer anderen Seite hin weiter aus, indem einige Männer sie durch besondere Schriften mit dem Leben selbst in Beziehung zu bringen suchten.

In Deutschland hatten bisher wegen der Enge des ganzen Lebens, wegen des Mangels eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes und einer Ton-angebenden Hauptstadt, wegen der Beschaffenheit der deutschen Volks-Literatur und wegen der in allen öffentlichen Geschäften herrschenden Pedanterie die Universitäten eine größere Bedeutung gehabt, als in irgend einem anderen Lande. Jeder, der nicht zu den französisch gewordenen höchsten Kreisen gehörte, holte die Nahrung für sein geistiges Leben auf der Universität, und betrachtete das, was er dort in sich aufgenommen hatte, als den Leitstern seines ganzen künftigen Denkens und Handelns. Die deutschen Universitäten standen aber zu der Nation und dem Leben in keiner anderen Beziehung, als daß sie die jungen Leute für die Ämter des Staates und der Kirche vorbereiteten oder vielmehr abrichteten. Sogar die philosophischen Vorlesungen, welche damals von jedem Studenten gehört wurden, standen im Dienste der Brodwissenschaften. Auf dasjenige, was man National-Literatur nennt, sahen die Universitäts-Professoren ebenso, wie auf jede rein-menschliche Bildung, mit der größten Verachtung herab.

Diese Beschaffenheit des höheren Unterrichtswesens mußte eines Theiles manchem einzelnen Professor einen Einfluß verleihen, wie er heut' zu Tage nirgends mehr vorkommt. Anderes Theiles bewirkte sie aber auch, daß einige tüchtige Männer sich bemühten, neben der bestehenden zünftigen und knechtischen Thätigkeit der Gelehrten, welche dem Brode oder dem bloßen Wissen diente, eine freie, auf innerem Interesse beruhende Beschäftigung mit der Wissenschaft ins Leben zu rufen. Zu diesen Männern gehörten besonders Spalding und Reimarus, der Eine Prediger in Berlin, der Andere Professor am Gymnasium zu Hamburg. Beide traten um die Mitte des Jahrhunderts in populären Schriften sowohl gegen die stroherne Dogmatik, welche durch die Consistorien in Kirchen und Schulen aufrecht erhalten wurde, als auch gegen die Heuchelei, in

die der Pietismus ausgeartet war, auf und suchten die Religion der Protestanten wieder zu einer Sache des Herzens zu machen und mit dem Verstande auszusöhnen. Dies that Reimarus, ein in den Schriften des Alterthums, in den Naturwissenschaften und in der Philosophie gründlich bewanderter Gelehrter, besonders durch seine Schrift: „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion." Spalding wirkte theils durch Übersetzungen gemäßigter englischen Schriften, theils durch seine gedruckten Predigten, theils und namentlich durch sein 1748 erschienenes, nachher sehr oft wieder aufgelegtes Buch über die Bestimmung des Menschen, welches zugleich durch Reinheit und Kraft der Sprache viel zur Verbesserung der deutschen Schreibart beitrug. Dieses Buch weckte den Zorn der Zeloten, besonders des heftigsten und eifrigsten unter ihnen, des Hamburger Haupt-Pastors Götze, eines Mannes, der mit wahrer Wuth sich gegen jede freie Regung erhob, zuletzt sogar einen Lessing anzugreifen wagte, und durch die unvergleichliche Satyre und Ironie, mit welcher Lessing ihn niederschmetterte, einen unsterblichen Namen in der Geschichte unserer Literatur erlangt hat.

Neben Spalding und Reimarus waren zwei dem Beamtenstande angehörende Männer bemüht, dem neuen Geiste auch in ihren Kreisen Eingang zu verschaffen. Diese beiden Geschäftsmänner waren Justus Möser und F. K. von Moser. Der Erstere hat sich auf eine ganz eigenthümliche Weise um die fortschreitende deutsche Bildung verdient gemacht. Er war nämlich zwar den bestehenden Verhältnissen von Herzen zugethan, erkannte aber die Nothwendigkeit ihrer Auflösung, und beförderte diese daher. Er that dies jedoch mit großer Vorsicht und Schonung, weil er glaubte, daß das Neue nur dann, wenn es dem Hergebrachten langsam untergeschoben werde, national und dauerhaft werden könne. Er schrieb für diejenigen Kreise, denen er selbst angehörte, suchte zwischen ihnen und dem eigentlichen Volke zu vermitteln, und zeigte der Beamtenwelt, wie man auf das Volk, anstatt es immer nur durch Befehle zu regieren, moralisch einwirken solle und könne. Man darf übrigens weder hohen Flug der Gedanken, noch glühenden Eifer, noch auch eine rücksichtslos freie Sprache bei einem Manne erwarten, der seiner Natur nach nur für das Praktische geschaffen und allem Idealen abgeneigt war, sein ganzes Leben in Westphalen zubrachte, und nicht

blos mit prosaischen Amtsgeschäften überhäuft, sondern auch zum täglichen Verkehr mit stolzen, feudalistisch gesinnten Herren des geistlichen und weltlichen Standes gezwungen war. Für diese Leute war der von Möser gewählte humoristische Ton vortrefflich geeignet, um ihnen im Gewande des Scherzes und mit zierlichen Worten die zum Fortschreiten der Nation nöthige Belehrung beizubringen, ohne daß sie darüber erschracken.

Eine Andeutung über einige von Möser's Schriften wird zeigen, auf welche Weise und nach welcher Seite hin Möser wirkte. In einer seiner früheren Schriften, Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen, tritt Möser sowohl gegen die bornirte Aufklärung in der Literatur, als auch gegen die pietistischen Feinde des Theaters auf, indem er die volksmäßige Form und Art des Witzes in Schutz nimmt, welche Gottsched und seine Nachfolger ganz von der Bühne zu verdrängen gesucht hatten. Eine andere Schrift war gegen Rousseau's Glaubensbekenntniß eines savoyischen Pfarrverwesers (s. Th. XVI., S. 161) gerichtet. Sie sollte die Nothwendigkeit einer positiven und geoffenbarten Religion für das eigentliche Volk nachweisen, und bildet als das Werk eines erfahrenen Beobachters und Menschenkenners einen schroffen Gegensatz gegen das blos Wünschenswerthe und Ideale, welches Rousseau ganz allein im Auge hatte. Gleichzeitig mit dieser Schrift (1765) erschien Möser's Einleitung in die Osnabrückische Geschichte, in welcher Bolingbroke's, Voltaire's und Hume's Grundsätze angewandt wurden. Möser hat in diesem Werke nicht aus Chroniken und schriftlichen Urkunden, sondern aus den in Westphalen erhaltenen alten Sitten, Gesetzen und Einrichtungen einen historischen Stoff zusammengebracht, und denselben so bearbeitet, daß nicht sowohl die eigentliche Geschichte selbst, als vielmehr der Grund und Zusammenhang jener Einrichtungen, Sitten und Verhältnisse erforscht worden ist. Noch wichtiger sind die kleinen Aufsätze, welche Möser 1766—1782 in einem Lokal-Blatte abdrucken ließ, und nachher unter dem Titel „Patriotische Phantasieen" zusammen herausgab. Ihr Werth für die fortschreitende Entwickelung der Nation besteht darin, daß durch die Art, wie in ihnen ein erfahrener, praktischer Mann ganz specielle und lokale Angelegenheiten behandelt hat, der Sinn für Verhandlungen über öffentliche Verhältnisse geweckt wurde.

F. K. von Moser, welcher kaiserlicher Reichs-Hofrath, sowie Minister an mehreren kleinen Höfen war, übertrifft in Rücksicht der Freimüthigkeit und Kühnheit seiner Schriften alle höheren Beamten Deutschland's bis auf unsere Tage. Dagegen gehört er in Betreff seines Styles und Tones, sowie in Hinsicht auf den Geist und die Form seiner Religiosität ganz und gar der alten Zeit an. Moser wagte es, in seinem 1759 erschienenen Buche: „Der Herr und der Diener" das Treiben der Fürsten und ihrer Höfe, den Egoismus und Kastengeist der Stände, den Knechtssinn der Juristen und Beamten anzugreifen und in den Seelen seiner Landsleute, welche seit Luther's und Hutten's Zeit zu Sklavensinn und Lohndienst herabgedrückt worden waren, aufs neue Vaterlandsliebe zu wecken. Daß dieses Buch, trotz seiner geschmacklosen, altväterischen Form und Sprache, in ganz Deutschland das größte Aufsehen erregte, und daß der Verfasser, ungeachtet seiner behutsamen Verhüllung der Thatsachen, dafür sehr angefeindet wurde, beweist, wie traurig es damals mit der Erziehung und Bildung auf Schulen und mit der politischen Schriftstellerei aussah. Von Moser's übrigen Schriften hat nur sein patriotisches Archiv Bedeutung gehabt; dieses gehört aber der journalistischen Literatur an, von welcher erst in einem späteren Paragraphen die Rede sein wird.

Wir wenden uns zu den beiden gleichzeitigen Theologen Michaelis und Semler, die sich zur späteren Aufklärung in der Religion ungefähr ebenso verhalten, wie Möser und Moser zu der politischen. Beide blieben gleich diesen Männern behutsam beim Alten, und erhoben sich, wie Moser, als bloße Schriftsteller nicht über die Mittelmäßigkeit; gleichwohl haben sie ein neues Licht in das Dunkel der jüdischen und christlichen Geschichte, der Bibel-Erklärung und der Dogmatik getragen. Um dies verstehen und würdigen zu können, ist es nöthig, sich den damaligen Zustand der protestantischen Theologie und des höheren Unterrichtswesens überhaupt klar zu machen.

Nach Luther's und Calvin's Zeit hatte man bekanntlich die protestantische Theologie an bestimmte Dogmen festzuknüpfen und dadurch von der fortschreitenden Entwickelung des Geistes ganz unabhängig zu machen gesucht. In der reformirten Kirche war dies durch die Beschlüsse der Dordrechter Synode und durch die neun-

unddreißig Artikel der anglikanischen Kirche geschehen (s. Th. XIII., S. 137 und Th. XV., S. 276 f.), in der lutherischen Kirche durch die symbolischen Bücher (s. Th. XIII., S. 306 u. 310). Dieser Glaubenszwang hatte jedoch bewirkt, daß in England die freier Denkenden aus der Staatskirche ausschieden, und daß man sich in Deutschland durch eine Ausflucht zu helfen suchte, vermittelst deren die symbolischen Bücher nur in so fern als bindende Norm anerkannt wurden, als sie mit der nach eines Jeden Einsicht zu deutenden Schrift übereinstimmten. Dadurch war in Deutschland die protestantische Theologie von den unter einander verschiedenen Ansichten der Universitäts-Professoren abhängig gemacht worden. Diese hatten bereits im siebenzehnten Jahrhundert eine neue Art von Scholastik angewandt, oder mit anderen Worten sie hatten Spitzfindigkeiten und systematische Grübeleien an die Stelle der reinen Bibel-Lehre gesetzt, welche von Luther für die alleinige Glaubens-Norm erklärt worden war. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kam durch die Schüler des Hallischen Philosophen Christian Wolf eine neue Art von wissenschaftlicher Behandlung der Theologie auf. Wolf hatte nämlich aus dem, was von dem geistreichen und scharfsinnigen Leibnitz gelegentlich vorgetragen worden war, ein Schul-System gemacht, zugleich aber auch eine neue Methode des Philosophirens ausgedacht, welche von ihm die mathematische genannt wurde. Vermöge dieser Methode sollten Dinge, die sich glauben und empfinden oder auch als Vernunft-Vorstellung und Idee auffassen, niemals aber gleich einem sinnlichen Begriffe oder Bilde faßlich und anschaulich machen lassen, ganz ebenso, wie mathematische Gegenstände, begriffen, bewiesen und eingetheilt werden. Sie ward durch Wolf's Anbeter auf alle Fächer des Wissens angewandt, und verwirrte die deutschen Köpfe im höchsten Grade, zumal da man den Hauptwerth nicht auf die von Wolf erstrebte Gründlichkeit legte, sondern auf die von ihm erfundene Terminologie und auf die Anmaßung, alles Wissen in die Begriffe seines Systems einzupressen. Auch in der Theologie brachten Wolf's Schüler, besonders Jakob Siegmund Baumgarten, der Bruder des früher (Th. XVI., S. 189 f.) erwähnten Erfinders der schulmäßigen Ästhetik, die sogenannte mathematische Methode zur Herrschaft. Sie riefen dadurch eine ganz wunderliche Erscheinung hervor. In kurzer Zeit wimmel-

ten nämlich nicht nur die Vorträge und Lehrbücher der theologischen Professoren von lauter Axiomen, Definitionen, Divisionen, Distinctionen, Demonstrationen u. s. w., sondern sogar die Pfarrer verfaßten ihre Predigten nach der mathematischen Methode, und machten dieselben dadurch zu trockenen, für Geist und Gemüth gänzlich unfruchtbaren Abhandlungen.

Diese Verirrung stand allzusehr mit dem Wesen aller Religion im Widerspruch, als daß sie langen Bestand haben konnte. Auch war bereits die Zeit gekommen, wo einerseits die Universitäten ihr Privilegium, dem Geiste Gesetze zu geben, verlieren sollten, und andererseits Theologen wie Spalding auf den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen hinarbeiteten, oder wie Mosheim und Jerusalem die alte Dogmatik wenigstens in ein elegantes Gewand zu kleiden suchten, oder auch wie Ernesti für die Bibel eine verständliche und kritische Worterklärung verlangten. Noch weit mehr, als alles dies, wirkte auf die protestantische Theologie der Umstand reformirend ein, daß damals die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum von einem ganz neuen Geiste durchdrungen ward, und daß in Folge davon eine Generation heranwuchs, welche zum Studium der Alten, also zum wirklichen Forschen und Denken und zu einem besseren Geschmack in Poesie und Kunst geleitet worden war. Dieser in den klassischen Studien eingetretene Umschwung war aber nicht allein für die Reform der Theologie förderlich, sondern er übte auch in einem weit höheren Grade, als bei irgend einer anderen Nation der neuesten Zeit, einen regenerirenden Einfluß auf die Literatur und Bildung aus. Wir müssen deshalb auch hier zunächst der in Deutschland eingetretenen Umgestaltung der klassischen Studien und des höheren Schulwesens gedenken, durch welche insbesondere Göttingen für die deutsche Bildung eine ähnliche Bedeutung erhalten hat, wie nachher Weimar und Jena.

Der angedeutete Umschwung ging, seinem ersten Ursprunge nach, von der Kritik und Theorie des Schönen aus. Diese waren von einem Gottsched, einem Ramler, einem Sulzer, einem Baumgarten und Anderen (s. Th. XVI., S. 181 und 189 ff.) in die dürren Regeln der Franzosen oder in die Demonstrationen der Wolfischen Philosophie eingezwängt worden. Sie waren und blieben deshalb ein Hemmniß für den Fortschritt in Poesie und Kunst, bis Lessing und Winckelmann, jener in der redenden, dieser in der bildenden

Kunst die Nation auf einen neuen Weg leiteten. Beide Männer schöpften ihre Theorie des Schönen unmittelbar aus den Schriften und Kunstwerken des griechischen Volkes, welches mit den Völkern des germanischen Stammes ganz gleich organisirt war und deshalb für diese die einzige Quelle des ächten Geschmackes ist. Beide, und zwar zuerst Winckelmann, wirkten dadurch zugleich auch auf die Umgestaltung des Unterrichtes in den höheren Schulen reformirend ein. Doch war diese Wirkung nur eine mittelbare. Die wirkliche Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens ward erst dadurch zu Stande gebracht, daß der Philolog Heyne zu Göttingen nicht nur in seinen archäologischen Vorlesungen Winckelmann's geniale Kunstbetrachtung popularisirte, sondern auch in seinen Erklärungen alter Schriften vorzugsweise für das Verständniß derselben und für die Auffassung ihrer einzelnen Schönheiten Sorge trug, während man bisher die jungen Leute fast nur auf grammatische Kenntnisse und auf die Fertigkeit im Latein-Schreiben hingewiesen hatte. Heyne ist auf diese Weise einer der Reformatoren der deutschen Bildung geworden. Aus seinem Seminarium gingen ganze Schaaren von Gymnasial-Lehrern hervor, welche das Licht des achtzehnten Jahrhunderts in die höheren Schulen trugen. Sogar für die Vervollkommnung der deutschen Sprache ward die neue Art, das Studium der Alten zu betreiben, förderlich. Man suchte nämlich die Formen der alten Sprachen in der Muttersprache wiederzugeben. Dadurch ward freilich unserer Sprache Gewalt angethan; diese wurde aber doch zugleich auch mehr ausgebildet, und das Publikum erhielt eine reinere und tiefere Kenntniß des Alterthums, als durch die ganz geschmacklosen Travestirungen alter Schriftsteller, mit denen man vorher hatte fürlieb nehmen müssen, oder durch die modernisirten Wieland'schen Übersetzungen, welche den antiken Charakter größtentheils verwischten. In dieser Hinsicht hat sich besonders Voß ein großes Verdienst erworben. Durch seine Übersetzung wurden Homer's Ilias und Odyssee gewissermaßen deutsche Gedichte und ein Bildungsbuch für die deutsche Jugend. Sie wirkte auf unsere Sprache, Verskunst und Denkungsart in ähnlicher Weise ein, wie die Luther'sche Bibel-Übersetzung, weil Vossens Sinn dem Homerischen ebenso nahe verwandt war, wie Luther's Geist dem der Propheten und Apostel.

Heyne trug freilich auch durch die breite und oft triviale Art, wie er die Schriften des Alterthums erklärte, nicht wenig zur Verbreitung der Flachheit und Seichtigkeit bei. Dieser nachtheiligen Wirkung arbeitete aber der größte deutsche Philolog der neueren Zeit, F. A. Wolf in Halle, dadurch entgegen, daß er vermittelst einer streng grammatischen und kritischen Prüfung den Ernst, die Kraft und die Gründlichkeit in das Studium der Alten zurückführte.

Semler's und Michaelis Wirksamkeit, zu welcher wir wieder zurückkehren, bildet einen so merkwürdigen Übergang von der alten orthodoxen Theologie zu der neuen Behandlungsart der Religionswissenschaft, daß wir des Bildungsganges und der Thätigkeit beider Männer näher gedenken müssen. Beide hatten ihre wissenschaftliche Bildung in Halle empfangen, und waren von dem dort herrschenden pietistischen Wesen und Treiben so sehr umstrickt worden, daß sie in Folge davon zwar einen unbesiegbaren Widerwillen gegen den Druck der frommen Zucht und der dogmatischen Beengung faßten, aber in ihrem ganzen Leben nie wieder frei athmen konnten. Beide wurden nachher, obgleich sie der alten Theologie nie ganz den Rücken zuwandten, Reformatoren in der Theologie, und machten zuerst von den deutschen Theologen die Hohlheit des orthodoxen Systems kund. Doch haben Beide nur den Weg für die kühneren Reformen der sogenannten Rationalisten gebahnt, zu denen sie selbst nicht gehörten. Sie waren übrigens in Hinsicht auf Charakter, Gesinnung und Art der Wirksamkeit sehr verschieden von einander. Michaelis strebte nach Ruhm und nach weltlichen Vortheilen; Semler suchte offen und ehrlich nichts als die Wahrheit. Der Erstere war breit und populär, und machte auf Universalität des Wissens und des Wirkens Anspruch; der Zweite dagegen war ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch mit rastlosem Fleiße tiefer zu dringen strebte, nie das rein wissenschaftliche Ziel aus den Augen verlor, und nur für die gelehrten Theologen schrieb. Semler war dabei eine so redliche Natur, daß er keine seiner Forschungen und Entdeckungen unterdrückte oder zurückhielt, auch wenn sein frommes Gemüth vor ihr als etwas Sündlichem zurückbebte.

Semler stand zu dem von England und Frankreich ausgegangenen neuen Geiste in keiner unmittelbaren Beziehung; Michaelis dagegen war durch diesen Geist auf den von ihm eingeschlagenen

Weg geführt worden, und suchte die biblische Lehre mit demselben in Verbindung zu bringen. Michaelis befaßte sich deshalb auch mit den politischen und ökonomischen Wissenschaften und mit den Studien der Naturforscher, und wagte zuerst in den Büchern Mosis etwas Anderes als Messianische Weissagungen und Vorbilder des neuen Testamentes zu finden. Er sah, ganz gegen den Geist der Urzeit und des Orients, die Mosaische Gesetzgebung als ein weise ausgedachtes politisches System an, und machte Moses zum Montesquieu der Juden. Auch Semler kam bei seinem stillen, gründlichen Forschen dahin, daß er, um seine innige Überzeugung von einer steten außerordentlichen Wirkung des göttlichen Geistes zu wahren, sich mit der Ansicht half, Gott habe Vieles nur für eine bestimmte Zeit angeordnet. Dieser Ansicht gemäß erklärte er das alte Testament unbedenklich für ein jüdisches Religions-Buch, welches weder aus dem christlichen neuen Testament erklärt, noch als christliche Urkunde gebraucht werden dürfe. In Bezug auf das Christenthum selbst kam er zu dem historisch richtigen Resultat, daß dieses niemals eine feste Form der Lehre und der Kirchenzucht gehabt habe, daß aber dessenungeachtet sein Wesen, das sich nicht in Dogmen, sondern in einem christlichen Leben zu erkennen gebe, immer dieses geblieben sei. Michaelis hat das Ziel seines Strebens, Ruhm und Ehre, erreicht. Sogar d'Alembert, welcher von ihm und seinen Arbeiten wohl nur durch Andere Kunde erhielt, zollte ihm Anerkennung. Er forderte ihn nicht nur auf, Mitarbeiter an der Encyklopädie zu werden, sondern er empfahl ihn auch dem König Friedrich dem Großen; Michaelis fand jedoch nicht für rathsam, Göttingen mit Berlin zu vertauschen. Semler's Loos war in Hinsicht auf äußeres Ansehen ein anderes. Zwar erkannten die achtbarsten theologischen Gelehrten, sogar in der katholischen Kirche, seinen Fleiß, seinen Ernst und seine Verdienste an; er wurde aber dessenungeachtet nicht blos wie Michaelis von den Anhängern des Alten verwünscht, sondern er zog sich auch noch den Haß der Freunde des Neuen zu. Das Letztere geschah, als er erbittert darüber, daß Bahrdt und Andere mit Christus und den Aposteln wie mit vorsätzlichen Betrügern umgingen, dem Forschen und Prüfen Schranken gesetzt haben wollte.

2. Die Literatur-Briefe und die allgemeine deutsche Bibliothek. Nicolai und die beiden Jacobi.

Im Jahre 1759 erneuerten Lessing und seine Freunde den Versuch, ein kritisches Tribunal zu errichten und vermittelst desselben sich eine Art von Dictatur zu verschaffen, um dem Schlechten und Mittelmäßigen in der National-Literatur Schranken zu setzen und dagegen dem Guten und Gediegenen zur Herrschaft zu verhelfen. Dieser Versuch ward durch die Literatur-Briefe gemacht, welche in den Jahren 1759—1765 zu Berlin erschienen. Die Haupt-Mitarbeiter an denselben waren Nicolai und Mendelssohn. Lessing selbst zog sich bald zurück. Die Kritiken waren auf ganz ungewohnte Weise witzig, scharf, schneidend und mitunter sogar bitter, so daß sich ein lautes Geschrei gegen die Literatur-Briefe erhob; ihr Urtheil war aber gerecht, und übte einen wohlthätigen Einfluß auf die Literatur aus. Es wurden nämlich dem deutschen Publikum die Irrwege gezeigt, auf die man gerathen war. Es wurden die Blößen und Mängel von Schriftstellern aufgedeckt, welche unverdienter Weise als Dichter oder Philosophen bewundert worden waren. Die Literatur-Briefe suchten ferner das deutsche Volk von der rhetorischen Poesie der Franzosen zu dem Ernste der Engländer, sowie zur Originalität zu leiten, machten zuerst in Deutschland Shakespeare als wahrhaft großen Dichter bekannt, und halfen dadurch die deutsche Poesie wenigstens vom Platten befreien. Sie führten befähigte Schriftsteller, welche irre gegangen waren, auf die rechte Bahn zurück. Sie bewiesen endlich sowohl durch die Art ihrer Kritik, als auch durch Form und Sprache derselben, daß es einen Weg gebe, welcher zwischen dem steifen, schwerfälligen Styl der Schulgelehrten, der platten Prosa Gottsched's und seiner Schüler und dem frommen Gewinsel der Nachahmer von Klopstock's Poesie hindurchführe.

Die Kritiken der Literatur-Briefe wirkten besonders dadurch ungemein wohlthätig, daß ihre Verfasser mit feinem Tact jede Art von Genialität zu fördern wußten, und das wahre Verdienst vom scheinbaren unterscheiden lehrten. Durch diese Briefe wurden die meisten bedeutenden Schriftsteller jener Zeit in Deutschland erst recht bekannt. Die Kritik der Literatur-Briefe trieb einen Wieland von frömmelnder

Empfindsamkeit und von dramatischen Arbeiten, für die sein Geist nicht geschaffen war, zu derjenigen Art von Schriftstellerei, in der er ein Liebling der Nation wurde. Durch diese Briefe wurde Hamann, trotz der großen Feindseligkeit, mit der er dieselben angegriffen hatte, der Nation als ein origineller und geistreicher Schriftsteller empfohlen, und zugleich die Wichtigkeit solcher Männer für das Fortschreiten der Literatur nachgewiesen, dabei aber auch das Wunderliche und Bizarre in Hamann's Manier und Sprache bedauert. Durch die Literatur-Briefe wurde zuerst die Aufmerksamkeit der Nation auf Winckelmann gelenkt, als einen Mann von ungewöhnlichem Talent, welcher die Deutschen auch in Betreff der Kunst und ihrer Beurtheilung auf die rechte Bahn zu lenken vermöge. Diese Briefe bewirkten endlich, daß Kant schon gleich bei seinem ersten Auftreten als einer der Wenigen begrüßt wurde, welche neue und große Gedanken in einer kräftigen und würdigen Sprache vorzutragen im Stande wären.

Die mächtige Wirkung der Literatur-Briefe und besonders der große Absatz, den sie fanden, brachten den speculativen Nicolai auf den Gedanken, die Bewegung der Geister in Deutschland ebenso, wie dies von den Encyklopädisten in Frankreich gethan worden war (s. Th. XVI., S. 166), zu einer großartigen Unternehmung zu benutzen, durch welche die neue Aufklärung über alle Fächer des Wissens ausgebreitet werden sollte. Er gründete in dieser Absicht die allgemeine deutsche Bibliothek. Da er für dieselbe die aufgeklärtesten und gelehrtesten Männer Deutschland's zu gewinnen wußte, so wirkte, trotz seiner eigenen rein kaufmännischen Tendenz, auch dieses neue Journal in der ersten Zeit fördernd auf die deutsche Literatur ein. Namentlich ward durch dasselbe die Monarchie der Professoren gewisser Universitäten erschüttert. Unter den Professoren dieser Art war besonders Klotz in Halle berühmt, ein Mann, der sich durch sein wüstes Leben, durch den burschikosen Ton seiner Vorträge und durch seine schriftstellerische Renomisterei den Beifall der rohen Studenten-Welt erworben hatte, und durch unzählige Recensionen, in denen er jeden guten Kopf und jeden ächt wissenschaftlichen Mann aufs gröbste schimpfte, sich und seinen Creaturen zu Ruhm und Ansehen verhalf. Dieser Götze der Hallischen Studenten, welcher von Anfang an als Gegner des

Nicolai'schen Tribunals aufgetreten war, wurde nachher durch Lessing und Herder vernichtet, die ihm nicht blos an Geist, Geschmack und Kenntnissen, sondern auch an Derbheit und Witz überlegen waren.

Auch Nicolai selbst erfreute sich seines erkünstelten Ansehens als Kritiker nicht lange; denn er wurde ebenfalls bald entlarvt und in seiner Blöße dargestellt. Er war ein einseitiger Autodidakt und Halbwisser, der nur für das Flache, Reelle und Nützliche Sinn hatte, und seiner eiteln, nüchternen und prosaischen Natur nach weder von Schwärmerei und Enthusiasmus, noch von einer tiefer eindringenden Philosophie etwas wissen wollte. Dabei war er so anmaßend, daß er den Zeitgeist und das Publikum leiten zu können glaubte, und sich erkühnte, über Philosophie, über Theologie, über Poesie, kurz über alles Mögliche ohne eigentliches Verständniß abzusprechen und zu entscheiden. Er ging in seiner beschränkten Ansicht so weit, daß er als Redacteur der allgemeinen deutschen Bibliothek nicht nur an allen eingeschickten Kritiken willkürlich Änderungen machte, sondern sogar den Recensenten durch eine Art Vorschrift, die er ihnen zusandte, angab, wie die Kritiken ausfallen sollten. Von seinen Schriften hat nur eine, der Roman Sebaldus Nothanker, eine Bedeutung, und zwar auch nicht wegen ihres inneren Werthes oder wegen ihrer Manier und Sprache, sondern blos weil dieses Buch eine dem Geiste der neuen Zeit dienende Satyre auf die orthodoxen Zeloten und Gleißner war. Auch diese Satyre trug jedoch das Gepräge der ihrem Verfasser eigenthümlichen Beschränktheit an sich, vermöge deren Nicolai jede Sache nur von der äußeren Seite her zu betrachten im Stande war, und Alles, was nicht handgreiflich und nützlich war, auf die platteste Weise verfolgte.

Da eines der besten Stücke im Sebaldus Nothanker die Schilderung der beiden Brüder Jacobi ist, so möchte hier die passendste Stelle zu einer kurzen Bemerkung über dieselben sein. Friedrich Heinrich und Johann Georg Jacobi waren mit ihrem Wesen nie aus dem Familien- und Lebenskreise, dem sie ursprünglich angehörten, herausgetreten. Sie hatten daher auch alle die Charakterzüge, welche Menschen solcher Art zu haben pflegen: sie waren süßlich, vornehmthuend, auf sich selbst und die lieben Verwandten eingebildet, zugleich aber auch sanft, freundlich, gutmüthig und in ihrer Selbstbewunderung harmlos. Diese Züge, um die sich auch

Nicolai's Schilderung der Jacobi dreht, spiegeln sich in allen Werken der beiden Brüder ab. Der Ältere, Johann Georg, war ein Petrarchisch singender, tändelnder Dichter, welcher ebenso vortrefflich zum Sänger für zarte Damen und süße Herren paßte, wie der jüngere Bruder, Friedrich Heinrich, mit seiner gekünstelten Prosa und der ihm eigenen Art von Philosophie für eben dieselben Kreise gemacht war. Der Letztere besaß in der That philosophische Kraft und Anlage; er verschwendete sie aber an ein Publikum, welches der ächten Philosophie ganz unzugänglich ist, und hinterließ daher auch kein Werk, das ihm eine bedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur sicherte. Wenn er dessenungeachtet während seines Lebens keine unbedeutende Rolle in derselben spielte, so ist dies theils aus seinem eleganten philosophischen Dilettantismus, theils aus dem Charakter seiner Schreibart zu erklären. Der Styl war bei ihm, wie bei Büffon (s. oben S. 92 f.), die Hauptsache. Jacobi arbeitete wie dieser alles das, was er schrieb, in Hinsicht auf Form und Sprache mit ganz außerordentlichem Fleiße aus, und erreichte dadurch auch den beabsichtigten Zweck, weil es zu allen Zeiten viele Menschen gibt, die sich an der bloßen schönen Form ergötzen. Was seine Betrachtungsweise angeht, so war sie ein Mittelding zwischen Philosophie und Dichtung. Diese Halbheit und die mit ihr verbundene Eingebildetheit Jacobi's erklärt sich leicht aus seiner Lebensgeschichte. Er war ursprünglich halb Kaufmann, halb Gelehrter, halb durch deutsche Lectüre, halb durch einen französischen Gelehrten und durch Genfer Bekanntschaften gebildet. Von Haus aus gutmüthig und freundlich, war er zufällig sehr reich geworden, und lebte dann gastfrei auf seinem Gute Pempelfort, umgeben von Schwestern, Bekannten und Clienten, die ihn als ein wunderbares Wesen betrachteten und vergötterten. Er kam also auf ganz natürliche Weise zu einer hohen Meinung von sich selbst, und gewöhnte sich, im Verkehr des Lebens wie in Büchern orakelnd aufzutreten, erlangte aber auch in keiner Sache eine bestimmte Eigenthümlichkeit, und entfremdete sich der Natur, an deren Stelle bei ihm die Kunst getreten war.

3. Herder, Wieland und Lessing in ihrer ersten Zeit.

Den Kritiken der Literatur-Briefe und der allgemeinen deutschen Bibliothek stellte sich Herder kühn entgegen. Dieser Mann, welcher ohne alle Verbindung mit Anderen als Kritiker auftrat, besaß gerade die Eigenschaften, welche man bisher bei deutschen Schriftstellern am meisten vermißt hatte. Er hatte mehr Einbildungskraft als praktischen Verstand, mehr Mannichfaltigkeit als Gründlichkeit der Kenntnisse, mehr Feuer als gediegene Kraft; er verrieth daher als Prosaist immer den Dichter, und verband durch die Phantasie, was der Verstand zu trennen pflegt. Herder war durch seine angeborene Natur, durch seinen Bildungsgang und durch die Art, wie durch die Vielseitigkeit seiner Studien schon früh auf einen eigenthümlichen Weg geleitet worden, den er nachher nie wieder verließ. Er hatte außerdem die Kühnheit, schon in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre als Kunstrichter aufzutreten und der Nation zu sagen, auf welche Weise ihre Literatur sich emporbringen lasse. Dies that er in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur, von welchen 1767 die erste und zweite Sammlung erschien.

Durch die Regeln, welche Herder in diesem Buche vortrug, würde die deutsche Nation wohl ebenso wenig vorangebracht worden sein, als durch viele andere Theorieen; allein Herder's originelle Behandlungsweise und Sprache, sowie der von ihm angestimmte feine, edele und leichte Ton und das Treffende in seinen Urtheilen machten beim deutschen Volke, welches an platte Breite, an gelehrten Ernst und an faselnde Geschwätzigkeit gewöhnt war, einen überraschenden Eindruck. Wohlthätig wirkten Herder's Fragmente besonders dadurch, daß die in ihnen enthaltenen Kritiken vorzugsweise gegen Leute wie Nicolai und Klotz gerichtet waren. Dagegen hatten sie aber auch von Anfang an eine nachtheilige Wirkung. Herder hat nämlich, obgleich er als Mann von Geist und Urtheil und als Prosaist alle seine Zeitgenossen außer Lessing übertraf, der deutschen Bildung dadurch Schaden gebracht, daß er schon damals die Sprache eines geistreichen Sehers und Gesetzgebers führte, und sich in originellen Ansichten uud Vergleichungen gefiel, oder mit anderen Worten daß er jenen orakelnden Ton anstimmte, den nachher auch Fichte

und die Brüder Schlegel, sowie in unseren Tagen alle jungen Politiker, Philosophen und Literatoren angenommen haben. —

Nicht durch Kritiken und Theorieen, sondern durch poetische Erzeugnisse von ganz eigenthümlicher Art hat Wieland sich um die deutsche Literatur und Bildung verdient gemacht. Er war es nämlich, welcher in demjenigen Theile der Nation, der bisher ganz und gar der französischen Bildung angehört hatte, Interesse und Theilnahme an der deutschen Literatur erweckte. Dieser Theil des Publikums mußte zum Lesen deutscher Bücher gebracht und dadurch mit den anderen Klassen wieder geistig verbunden werden, wenn Deutschland eine wirkliche National-Literatur erhalten sollte. Es mußte außerdem dem größeren Publikum der Zugang zu den Resultaten der neuen französischen Philosophie eröffnet werden. Beides konnte nur dadurch geschehen, daß die Deutschen anstatt der bisherigen trockenen und geschmacklosen Lehrbücher Schriften erhielten, welche auf angenehme und verständliche Weise eine den gebildeten Klassen entsprechende Weltansicht lehrten, und daß für diejenigen Klassen, welche bisher nur französische Bücher gelesen hatten, eine leichte, gefällige Art von Poesie geschaffen wurde, welche Erheiterung und Unterhaltung gewährte und ohne Anstrengung gelesen werden konnte.

Dies Alles ist durch Wieland's Schriften bewirkt und erreicht worden. Auch war Wieland von allen unseren Schriftstellern und Dichtern der einzige, welcher die zu einer solchen Wirksamkeit erforderlichen Eigenschaften besaß. Wieland hatte keine Genialität, keinen erfindenden, schöpferischen Geist; aber er war ein Mann von Talent, besaß große Gewandtheit und einen feinen Tact, wußte sich den Bedürfnissen seiner Leser anzupassen, und hatte schon früh Gelegenheit erhalten, mit den Producten der neuen Zeit, sowie mit dem Geschmack der sogenannten feinen Welt vertraut zu werden. Er traf daher den für diese Klasse von Lesern allein geeigneten Ton, und schrieb Bücher, welche leicht, witzig, unterhaltend und mitunter auch empfindsam waren, wie die Gesellschaft, für die sie bestimmt waren. Wieland hat dadurch zugleich sehr viel zur Ausbildung unserer Sprache beigetragen. Diese wurde damals durch die gleichzeitige, aber ganz verschiedene Prosa Wieland's, Lessing's und Herder's dem bisherigen langweiligen und geschmacklosen Pedantismus entzogen, und erhielt drei ganz neue Arten des Aus-

druckes und Styls. Lessing schrieb in einer edeln, kräftigen und zugleich gedrängten und streng logischen Sprache für solche Leser, welche an ernste Belehrung und an folgerichtige Beweisführung gewöhnt waren. Herder mit seiner zwar ebenfalls edeln, aber weicheren und an Bildern, Wendungen und Überraschungen reichen Sprache war für bewegliche, abspringende Leser gemacht, welche weniger Belehrung als anregende Unterhaltung suchten. Wieland's Sprache endlich war zwar nicht rein und erinnerte stets an französische Muster, sie war aber leicht, lieblich, klar und lebendig.

Wieland begann seine Laufbahn mit frömmelnden und schwärmenden Gedichten, sah aber als ein auf Erwerb bedachter praktischer Mann bald ein, daß er auf diesem Wege sein Glück nicht machen werde; er kehrte daher wieder um und wandte sich dem Ziele zu, welches wir kurz vorher bezeichnet haben. Zu bedauern ist nur, daß er nicht blos die neue französische und italiänische, sondern auch die alte griechische Bildung für das von ihm gewählte Publikum zuzurichten suchte, weil dadurch seine Sprache noch mehr an Reinheit und Gleichartigkeit einbüßte. Dies that er besonders in dem Roman Agathon, welcher Wieland's eigene innere, durchaus deutsche Geschichte in griechischem Gewande enthält. Wieland hat im Agathon Schwärmerei und modische Zärtlichkeit bekämpft; das Buch ist aber nicht wegen dieses Umstandes für die deutsche Literatur bedeutend geworden, sondern dadurch, daß es das größere Publikum auf die angenehmste Weise mit dem Resultat der neuen französischen Lebens-Philosophie bekannt machte, und so die französischen Bücher aus dem deutschen Leben verdrängen half. Dies ist der Hauptpunkt. Nicolai und seine Mitarbeiter haben sich daher auch, als sie den Maßstab ihrer langweiligen Moral an den Agathon anlegten, in hohem Grade lächerlich gemacht, zumal da die Ton-angebende Klasse des deutschen Volkes die Franzosen nur deshalb ehrte und vorzog, weil sie durch ihre eigenen Landsleute mit Moral-Predigten verfolgt wurde. Übrigens ist die im Agathon entwickelte Philosophie nichts Anderes, als die in griechisches Gewand eingekleidete Lehre des Helvetius, deren Wesen und Ziel man aus diesem Roman besser und leichter kennen lernen kann, als aus des Helvetius Werken selbst.

In den gleichzeitigen Gedichten Wieland's, besonders in den 1765 erschienenen komischen Erzählungen, ward den Deutschen zuerst eine

den Franzosen nachgebildete Art von leichter und leichtfertiger Poesie gegeben, welche ganz unerwartet das seraphische Träumen und zärtliche Girren christlicher Sänger störte. Durch diese komischen Erzählungen, welche übrigens mitunter platt, gemein und schlüpfrig sind, ward Wieland ein Liebling der Nation. Unter den übrigen Schriften aus seiner früheren Zeit ist besonders der Musarion hervorzuheben, nicht nur weil in diesem Roman Sprache und Ton etwas reiner sind, sondern namentlich auch weil in ihm auf ungemein liebliche Weise ein Glück geschildert und empfohlen wird, welches zwischen dem blos sinnlichen Genusse und der dem Leben selbst feindlichen mystischen Schwärmerei die Mitte hält.

Wie sehr sich zu der Zeit, als Wieland die genannten Werke schrieb, Sprache und Bildung bereits geändert hatten, zeigt ein kleines Buch des Herrn von Thümmel, welcher weder Universitäts-Gelehrter, noch wie Wieland Schriftsteller von Profession war. Wir meinen die idyllische Erzählung Wilhelmine. Dieses Buch, auf dessen Inhalt, Sprache und Ton hier nicht näher eingegangen werden kann, ist zugleich durch den Umstand historisch merkwürdig, daß es ebenso, wie Vossens Luise und Göthe's Hermann und Dorothea, eine treffliche Schilderung des geselligen Zustandes der deutschen Bürger- und Beamtenklasse enthält, und zwar aus einer Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welcher noch nicht, wie in der von Göthe und Voß gewählten Zeit, der Bürger sich endlich einmal fühlte, sondern wo Adel und Hofleute noch in alter Weise glänzten, Pfarrer und Beamte krochen und der Bauer duldete. —

Wir wenden uns zu Lessing, welcher in der Zeit, von der hier die Rede ist, durch unübertreffliche Meisterwerke der Redekunst und Poesie, so wie durch eine noch nie da gewesene und vielleicht nie wiederkommende Art von Kritik die neue deutsche Bildung vollendete und befestigte. In diesem Manne vereinigten sich nicht nur alle zu einem Reformator des geistigen Lebens der Deutschen erforderlichen Talente, sondern er war auch, was selten damit vereinigt ist, durch Charakter und Gesinnung zu einer solchen Aufgabe befähigt. Lessing war von einem reinen Eifer für Wahrheit durchdrungen. Er blieb deshalb stets von Pedanterie und Eitelkeit, den Grundübeln der deutschen gelehrten Welt, ganz frei. Er würdigte seine Seele nie zur Anwendung jener Mittel herab, durch welche eitele

und kleinliche Menschen sich Ruhm und Geltung zu verschaffen suchen: er machte nie Partei, schmeichelte nie der Macht oder dem Reichthum, strebte nie nach dem Nimbus der Vornehmheit oder nach der Herrschaft in gelehrten Kreisen. Er gehörte ferner zu den äußerst seltenen Gelehrten, welche, wenn sie großen Ruhm erlangt haben, sich nicht überschätzen und nicht aus ihrer natürlichen Bahn heraustreten. Er erkannte z. B. selbst, daß er mehr Urtheil und Geschmack, als dichterische Anlage besitze, und trat deshalb, nur um die von ihm gegebenen Regeln durch Beispiele zu schärfen, als Dichter auf, beschränkte sich aber dabei auf solche Gattungen der Poesie, welche keinen genialen Flug, keine hohe Begeisterung erfordern. Er hatte endlich seinen Geist nicht an den Werken deutscher Pedanterie und Büchergelehrsamkeit oder französischer Rhetorik und Einseitigkeit gebildet und genährt, sondern an der reinen Quelle ächt menschlicher Bildung, an den Schriften des klassischen Alterthums.

In Betreff der mächtigen Einwirkung Lessing's auf die Bildung und Literatur der Deutschen ist zuerst der Einfluß hervorzuheben, den dieser große Mann durch die bloße Form und Sprache seiner Schriften ausgeübt hat. Lessing hat zuerst und bis jetzt allein unter den Deutschen unsere Sprache so zu gebrauchen gewußt, daß er streng logisch, gründlich, belehrend und doch auch unterhaltend, lebhaft, witzig und schön schrieb. Er besaß sogar die schwere Kunst, rein philosophische und gelehrte Gegenstände so zu behandeln, daß jeder Gebildete ihn nicht nur verstehen konnte, sondern auch durch die Art der Darstellung sich angezogen fühlte. Und doch stieg Lessing, um dies zu erreichen, niemals zu Spielereien und Witzeleien herab, oder suchte durch Schilderungen, überraschende Wendungen und andere Künsteleien die Phantasie zu erregen. Dabei zeichnete er sich vor vielen Anderen, welche nach ihm die deutsche Sprache aus den Schriften des Alterthums bereicherten und verbesserten, dadurch aus, daß er zwar nach dem Muster der Griechen immer einfach, gedrungen, ruhig und besonnen schrieb, nie aber unserer Sprache Gewalt anthat.

Das Werk, mit welchem Lessing seine reformirende Thätigkeit begann, war die im Jahre 1766 herausgegebene Schrift „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie." Diese Schrift zeigte den Deutschen klar und deutlich, daß die von ihnen als Dichtkunst angesehene poetische Malerei und Versmacherei nur Rhetorik,

nicht Poesie sei. Während daher zu derselben Zeit durch Winckelmann's Schriften die antike Kunst in ganz Europa eine andere Beurtheilung erhielt, als sie bisher gehabt hatte, änderte Lessing's Laokoon die in Deutschland herrschende Schul-Theorie vom Schönen in der Poesie.

Ein Jahr später erwarb sich Lessing durch sein Drama Minna von Barnhelm ein unsterbliches Verdienst um die Erweckung der deutschen Nation zur Selbstachtung und zu einem nationalen Leben. Dieses Drama enthält nämlich nur deutsche Geschichten, deutsche Sitten und Gefühle. Seine Färbung hat es von dem nationalen Sinne erhalten, welcher durch den siebenjährigen Krieg endlich einmal wieder erweckt worden war; denn das Stück dreht sich nicht nur um diesen Krieg, welchen ganz Deutschland als einen deutschen Heldenkampf gegen fremde Übermacht und gegen den Geist der Finsterniß betrachtete, sondern Lessing gab ihm auch noch eine besondere nationale Seite, indem er durch die Vorführung eines als Karrikatur behandelten Franzosen dem Unwillen des deutschen Volkes über jene Ausländer Luft machte, welche damals an allen Höfen, in allen vornehmen Gesellschaften ihren Vortheil auf Kosten der Nation suchten und fanden. Endlich erweckte das Stück auch noch ein besonderes Interesse neben dem allgemeinen, weil die Hauptperson einer jener wackeren preußischen Krieger war, welche nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens überall eine Unterkunft suchten, und an deren Schicksal man allgemein Antheil nahm.

In Betreff des Theaters überhaupt hatte Lessing anfangs den Gedanken, die Schaubühne zu einer Bildungsanstalt für das Leben und für eine freiere Ansicht unserer engen Verhältnisse zu machen. Dazu würde jedoch die Zustimmung der Regierungen nöthig gewesen sein, und diese war weder zu hoffen noch zu erlangen. Lessing steckte sich daher ein anderes Ziel. Er suchte nämlich das, was er vermittelst des Theaters für das politische Leben der Nation nicht leisten konnte, auf dem Wege der Kritik für die deutsche Literatur zu leisten. Er war 1767 als Theaterdichter nach Hamburg berufen worden, wo damals die Ackermannische Gesellschaft, Eckhof und Andere das vorzüglichste deutsche Theater geschaffen hatten. In dieser Stellung schrieb er, um die erwähnte Absicht zu erreichen, seine Hamburgische Dramaturgie, eine Zeitschrift, welche von Anfang an kein gewöhnliches Tagblatt, sondern ein von ernsten, wissenschaftlichen

8*

und nationalen Zwecken ausgegangenes Unternehmen war, und daher noch immer zu den klassischen Werken unserer Literatur gehört. Sie hat auf den Geschmack und zugleich auf Leben, Sitten und Ansichten des Kernes unserer Nation den größten Einfluß gehabt. Lessing vertrieb nämlich durch diese Zeitschrift nicht nur den letzten Überrest der Gottsched'schen Plattheit, und zeigte seinen Landsleuten den Unterschied zwischen Rhetorik und Poesie, zwischen Künstelei und wirklicher Kunst, sondern er setzte auch der dramatischen Dichtkunst der Franzosen die der Griechen, Spanier und Engländer, sowie ihrer Theorie die des Aristoteles entgegen, und bewirkte durch eine feine, unwidersprechliche Kritik, daß gleich nachher die Deutschen dem für unübertrefflich gehaltenen Voltaire und der seither allein anerkannten französischen Manier den Rücken zuwandten, und dagegen in Shakespeare's Werken das Muster für ihre dramatische Poesie suchten. Um dies Alles näher nachzuweisen, müßten wir, was hier nicht möglich ist, dem Gange von Lessing's Kritiken in der Dramaturgie folgen.

Wir übergehen Lessing's Trauerspiel Emilia Galotti, welches 1771 erschien und blos in der Absicht geschrieben war, der Nation zu zeigen, daß eine deutsche Tragödie nicht durchaus unmöglich sei, wenn man auch nicht die Höhe der griechischen zu erreichen vermöge. Dagegen wenden wir uns einer anderen Wirksamkeit Lessing's zu, welche in ihrem Erfolge ebenfalls von der größten Bedeutung war. Lessing gerieth nämlich wegen seines Laokoon mit dem bekannten Halle'schen Professor Klotz (s. S. 107 f.) in Streit, und schrieb gegen ihn im Jahre 1768 seine antiquarischen Briefe. Durch diese Schrift ward unsere Literatur mit einem Meisterwerke der sogenannten Invective oder der gegen bestimmte Individuen gerichteten Ironie und Satyre bereichert, einem Werke, welches den Meisterwerken aller Zeiten und Völker in jener Gattung, den Philippiken des Demosthenes, den Catilinarischen Reden Cicero's, den Streitschriften Luther's, den polemischen Manifesten Hutten's, den Junius-Briefen und dem Briefe Rousseau's an den Erzbischof von Paris, zur Seite gestellt werden kann. Klotz hatte sich zuerst Mühe gegeben, Lessing durch Lob in seine Kameradschaft zu ziehen. Als ihm dies nicht gelungen war, hatte er den großen Mann anzugreifen gewagt. Lessing schrieb gegen ihn und seine Spießgesellen die antiquarischen Briefe, durch welche die ganze Kameradschaft um all ihr Ansehen gebracht wurde.

Diese Wirkung der antiquarischen Briefe ist jedoch weder die einzige, noch die wichtigste gewesen. Lessing hat nämlich die Bekämpfung einer elenden Sippschaft benutzt, um zugleich über einzelne Theile der alten Kunst ein neues Licht zu verbreiten und ein nie wieder erreichtes Muster der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände für alle einigermaßen Gebildete zu liefern. Dieselbe unvergleichliche Kunst Lessing's, jeden auch noch so abgelegenen oder trockenen Gegenstand der Wissenschaft auf eine sogar für Ungelehrte interessante Weise zu behandeln, zeigt sich in der 1770 erschienenen Abhandlung über den Scholastiker Berengar von Tours, deren bereits früher (Th. VI., S. 150 f.) gedacht worden ist. —

Gegen Lessing's Laokoon war 1769 auch Herder mit einer besonderen Schrift aufgetreten, die er kritische Wälder betitelte. Diese Streitschrift hat für unseren rein historischen Zweck nicht wegen der Kunstansicht, welche Herder gegen Lessing geltend zu machen suchte, Bedeutung, sondern weil sich an ihrer Sprache und Form die Erweiterung und das Fortschreiten der deutschen Bildung nachweisen läßt. Herder und Lessing suchten das gebildete Publikum über Philosophie der Kunst zu belehren, und thaten dies auf eine dem Ton und Styl nach ganz verschiedene Weise. Lessing blieb bei aller Lebhaftigkeit und allem Witze stets ruhig, logisch und gedrängt. Herder dagegen hatte den sogenannten blühenden Styl, und verließ als Schriftsteller schon früh den Weg der Natur und der Besonnenheit, um eine andere Bahn zu betreten, auf welcher nachher Johannes von Müller und noch mehr Jean Paul ihm gefolgt sind. Er opferte nämlich das Einfache, Natürliche und Verständige dem Streben nach Überschwenglichkeit auf, und schuf durch Verschönerung eine den Alten unbekannte Manier, welche bald Räthselhaftes, bald Bombast suchte. Doch verlor er dabei weder wie Johannes von Müller das Wesen der deutschen Sprache und den Zweck der Beredsamkeit ganz aus den Augen, noch ward bei ihm wie bei Jean Paul die Begeisterung zur Trunkenheit. Übrigens richtete Herder in den kritischen Wäldern seine Angriffe auch gegen Klotz, und half ebenso, wie Lessing, das Ansehen desselben vernichten. Auch in diesem Kampfe zeigte er sich als einen Mann, welcher weder in Betreff der Sprache und Darstellungsweise, noch in Rücksicht auf gründliche Kenntniß des Alterthums Lessing's Höhe erreichte. —

Durch Lessing's Kritik war die deutsche Nation entschieden auf die Bahn der neuen Geistesrichtung gebracht worden. Dies zeigt sich am deutlichsten darin, daß selbst ein Mann wie Klopstock, welcher mehr als irgend ein anderer Dichter geehrt und sogar förmlich vergöttert worden war, zuletzt sein Ansehen und seinen Einfluß verlor. Klopstock hatte, als er in den Jahren 1769—1773 den letzten Theil seiner Messiade und die meisten seiner Oden bekannt machte, den Gipfel des Ruhmes erreicht. Sein Ansehen war bis dahin so groß gewesen, daß sowohl Lessing, als Herder, obgleich beide Männer in Sachen des Geschmackes und des Urtheiles über alle ihre Zeitgenossen hervorragten, sich genöthigt gesehen hatten, sehr vorsichtig in Bezug auf einen Dichter aufzutreten, den man ohne alles Bedenken einem Tasso, einem Virgil und sogar einem Homer an die Seite stellte. Lessing hätte gern schon in den Literatur-Briefen den frommen Klopstock ebenso durch eine scharfe Kritik von Thränen, Wehmuth, Engeln, Andacht und Dogmatik zur epischen Wahrheit, zur Lebensfreude und zu rüstiger Thätigkeit zurückgerufen, wie er durch seinen bitteren Tadel den empfindsam und frömmelnd gewordenen Wieland wieder auf die seiner Natur angemessene Bahn hingelenkt hatte. Er hatte dies jedoch damals nicht wagen dürfen, und daher seinen Tadel der Messiade auf die bloße Form des Gedichtes beschränken müssen. Herder hatte sich zwar in den Fragmenten zur deutschen Literatur auf eine genaue Kritik der Messiade eingelassen; er hatte dies aber in einer bescheidenen Form gethan und jenem Werke Vorzüge zugestanden, die man jetzt schwerlich anerkennen wird. Nichtsdestoweniger war allgemein über die Härte seines Urtheiles geklagt worden.

Sowohl der Ton, welchen Klopstock anstimmte, als auch die ihm eigenthümliche Art von Frömmigkeit und idealer Begeisterung konnten keine nachhaltige Wirkung auf die Zeit haben, weil sie dem fortschreitenden Geiste derselben widerstritten. In Bezug auf Form, Versbau und Sprache dagegen ist nicht zu läugnen, daß Klopstock sich um die Ausbildung unserer Sprache und um den gelehrten Theil der Nation unsterbliche Verdienste erworben hat. Auch die dramatischen Poesieen, in denen er sich von 1757 an versuchte, gehörten nicht dem frischen neuen Leben, sondern der alten Kirchen- und Schulzeit an. Klopstock dramatisirte alt-testamentliche Geschichten;

die Welt wollte aber damals auf der Bühne andere Helden sehen, als diejenigen, welche von der Kanzel herab gepriesen zu werden pflegten. Ebenso wenig konnte Klopstock ein Interesse für das Ur-Germanenthum erregen, welches er in anderen Dramen zu verherrlichen suchte. Die Tapferkeit der geworbenen und zum Theil verkauften deutschen Soldaten war zu jener Zeit ebenso weit vom Heldenthum, wie von der Freiheit entfernt; und das Volk nahm sehr wenig Antheil daran, daß, wie man ihm sagte, Hermann vor zweitausend Jahren die Römer einmal geschlagen habe. Klopstock's Zeit forderte eine dem neuen Leben verwandte Poesie und eine Geschichte, welche wirkliche Lehrerin des Lebens sein konnte.

4. Andeutungen über die Umgestaltung der deutschen Philosophie.

Die mächtige Bewegung, welche in die deutsche National-Literatur gekommen war, mußte, wenn ein neues Leben entstehen sollte, durchaus auch der Herrschaft der Universitäts-Professoren ein Ende machen und die nur der Schule angehörenden philosophischen Systeme derselben vernichten. Die gebildete Welt bedurfte einer Philosophie, welche nicht, wie die herrschenden Katheder-Philosophieen, in unverständliche Ausdrücke gefaßt war und nicht, dem Leben entfremdet, bloße Systeme, Grübeleien, Definitionen und gelehrte Pedantereien enthielt. Ja, sogar für das wissenschaftliche Leben war, wenn es nicht im Schul-Pedantismus völlig ersterben sollte, die Herstellung einer ganz neuen Art von speculativer und systematischer Philosophie nöthig. Das letztere Bedürfniß ward zuerst durch Kant klar erkannt und vollständig befriedigt. Die von der Zeit geforderte Popular-Philosophie aber war schon vorher durch Reimarus, Lessing, Herder, Mendelssohn und Andere geschaffen worden. Diese neue Philosophie war jedoch keine eigentliche Wissenschaft, sondern blos ein geistreiches Erwägen, Prüfen, Vergleichen und Eintheilen der Literatur und ihrer Gegenstände, durch welches zuletzt jedes ernste Streben in leeres Geschwätz aufgelöst zu werden drohte. Sie bildete also nur den Übergang von der alten abgelebten Schul-Philosophie zu der durch Kant bewirkten Revolution des wissenschaftlichen Lebens. Diese Übergangszeit war die Zeit eines Kampfes, welcher Deutsch-

land aus den Fesseln seiner Schul-Pedanten befreite und dadurch, daß er das Leben weckte und die Kräfte übte, der allgemeinen deutschen Literatur ungemein förderlich ward.

Die Schul-Philosophie, welche beim Beginne dieser Periode auf den Universitäten blühte, war die Wolfische (s. S. 101 f.). Doch hatten sich damals schon zwei berühmte Professoren, Darjes in Frankfurt an der Oder und Crusius in Leipzig, von Wolf unabhängig gemacht, und der Letztere hatte sogar ein dem Wolfischen feindliches System aufgestellt. Diese beiden Männer konnten indessen, so berühmt und besucht auch ihre Vorträge waren, dem Zeitbedürfnisse ebenso wenig Genüge leisten, als vorher Wolf. Auch erstreckte sich ihre Wirksamkeit nicht über den Kreis des Universitäts-Lebens hinaus. Ebenso wenig vermochte Feder, welcher von 1768 an in Göttingen lehrte und eine Art von eklektischer oder vielmehr dilettantischer Philosophie geltend machte, das Ansehen und den Einfluß der Philosophie wiederherzustellen, obgleich er bereits fühlte, daß die Deutschen ihr Heil nicht länger in Systemen und Grübeleien suchen wollten, und daß bei der großen Bedeutung der Poesie und der klassischen Studien die Philosophie, wie er sich ausdrückte, dem Zeitgeiste Zugeständnisse machen müsse. Die Schul-Philosophie befand sich also während der Jahre 1760—1780 im Zustande eines völligen Verfalles. Um so größer war dagegen das Ansehen und der Einfluß dessen, was damals statt ihrer nicht vom Katheder herab, in trockenen Compendien und in einer nur dem Gelehrten verständlichen Terminologie, sondern in lesbaren, mit Geschmack geschriebenen Büchern, ja zum Theil sogar in der leichten Form von Romanen und Briefen für Damen dargeboten wurde. Solche Bücher waren die viel gelesenen Schriften eines Lessing, Herder, Mendelssohn, Wieland, F. H. Jacobi, J. G. Schlosser und Anderer. In ihnen waren zwar keine philosophischen Systeme aufgestellt; ihre Verfasser wurden aber darum nicht weniger als Philosophen anerkannt.

Die Philosophie war also von den Pedanten an die Belletristen gekommen. Dadurch gewannen einerseits Poesie, Kunst, Literatur und Sprache des deutschen Volkes ungemein viel; andererseits gerieth aber die Philosophie als Wissenschaft in Gefahr ganz unterzugehen. Es mußte daher ein Weg gefunden werden, welcher vom

schönen Gerede und vom philosophischen Dilettantismus zum tieferen Denken und zu einer neuen und wahren philosophischen Bildung hin leitete. Die französischen Philosophen oder auch das, was Wieland von ihnen entlehnt und in ein griechisches Gewand eingehüllt hatte, konnten hierzu unmöglich dienen. Ebenso wenig bot der rohe, derbe, ganz im Praktischen wurzelnde Rationalismus, mit welchem ein Nicolai und seine Mitarbeiter damals die Religion wie die Literatur und Kunst mishandelten, einen solchen Weg dar. Wohl aber waren Herder, F. J. Jacobi, Schlosser und besonders Lessing und Hamann im Stande, diesen Übergang zu vermitteln und der nachher durch Kant bewirkten Herstellung einer neuen wahrhaft wissenschaftlichen Schul-Philosophie den Weg zu bereiten.

Das Bedürfniß zur Regeneration der wissenschaftlichen Philosophie ward zuerst in den fernen Ländern der Ostsee-Küste empfunden. Dort war es besonders Hamann, welcher für die Befriedigung desselben wirkte, und nicht blos durch Schriften, sondern namentlich auch durch seine Privat-Briefe auf die erste Verbreitung der Kantischen Philosophie einen sehr bedeutenden Einfluß ausübte. Dieser durch Originalität des Wesens und durch Selbstständigkeit des Urtheiles ausgezeichnete Mann wandte sich zwar in einer Zeit, welche das geradezu Entgegengesetzte forderte und bedurfte, dem Mysticismus und einer ganz wunderlichen, unklaren und verworrenen Schreibart zu; er besaß aber ein großes kritisches und satyrisches Talent, und erhielt durch seine Verbindung mit den geistreichsten Schriftstellern einen sehr bedeutenden Einfluß. Da er nämlich ebenso wohl das Mangelhafte einer Verstandes-Religion, als das Ungenügende einer bloßen Reflexions-Philosophie erkannte und Besseres andeutete, so stand er nicht blos bei den Schwärmern und Mystikern, sondern auch bei den verständigen Männern in sehr großem Ansehen. Überdies hatten die Briefe, die er mit allen diesen Männern wechselte, und welche zum Unterschied von seinen Büchern in klarer und einfacher Sprache geschrieben waren, eine ganz außerordentliche Wirkung. Sie waren es, durch welche der Kantischen Philosophie schneller Eingang verschafft wurde, als dies durch gedruckte Schriften hätte geschehen können.

Der Reformator der ganzen philosophischen Wissenschaft, Emanuel Kant zu Königsberg, hatte das Bedürfniß einer wissenschaft-

lichen Revolution ebenso viele Jahre vorausempfunden, als Rousseau und Montesquieu das einer Staatsumwälzung des französischen Reiches. Dies gab er schon in seinen ersten Schriften zu erkennen. Er sprach es aber vorzugsweise in den Vorlesungen aus, die er an der abgelegensten deutschen Universität hielt. Er war daher auch in seiner Heimath von einem Herder, einem Hamann und Anderen längst als ein großer Mann anerkannt, ehe man ihm in Deutschland Aufmerksamkeit schenkte. Sogar als er schon Jahrzehnte lang durch Vorlesungen und Schriften seine Meisterschaft im Wissen und Denken kund gegeben hatte, und endlich 1781 die berühmte Kritik der reinen Vernunft herausgab, durch welche die Revolution der deutschen Wissenschaft und Literatur herbeigeführt wurde, dauerte es noch mehrere Jahre, bis die Kantische Philosophie sich allgemein verbreitete und so ihre mächtige Wirkung äußerte. Dies würde sogar damals noch nicht geschehen sein, wenn nicht zwei zufällige Umstände dabei mitgewirkt hätten. Der eine bestand darin, daß Reinhold (s. Th. XVI., S. 327), welcher 1783 nach Weimar kam und die Kantische Lehre als eine Lösung der Hauptaufgabe aller Philosophie, als eine Art von Evangelium erkannt hatte, von 1787 an als Professor zu Jena durch seine Vorlesungen und durch eine Anzahl Schriften ganz Deutschland für dieselbe in Aufregung brachte. Der zweite Umstand war der große Einfluß, welchen damals noch literarische Zeitschriften in Deutschland hatten. Zwei Journale nämlich, deren Urtheile als Orakelsprüche galten, die Berliner allgemeine deutsche Bibliothek und die kurz zuvor neu gegründete Jenaische Literatur-Zeitung, verkündigten der gelehrten Welt die Kantische Philosophie als ein ganz neues Licht. Außerdem ward diese auch noch in dem von Wieland, dem Schwiegervater Reinhold's, redigirten deutschen Merkur, welcher für die Salons bestimmt war und ein sehr großes Publikum hatte, der Lesewelt empfohlen.

Es kann hier nicht die Rede davon sein, einen Begriff von Kant's Lehre zu geben, da es sich um eine Philosophie handelt, deren Verständniß eine streng wissenschaftliche Durchbildung voraussetzt. Auch bedarf es zu unseren Zwecken nur einer Andeutung über den außerordentlichen Einfluß, welchen die Kantische Philosophie auf den Entwickelungsgang der deutschen Bildung ausgeübt hat. In dieser Hin-

sicht genügt die kurze Bemerkung, daß die durch Kant bewirkte Revolution unserer ganzen Literatur sich nicht etwa auf eine Reform der herrschenden Lehrbegriffe und Systeme beschränkte, sondern daß sie vielmehr in einer völligen Umgestaltung der Denkweise selbst, in einer strengen Prüfung und Sichtung der hergebrachten Ausdrücke, Begriffe und Methoden, in einer Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens selbst und in einer sorgfältigen Bestimmung der ihr gesetzten Grenzen bestand.

Kant's Schriften machten, sobald sie das Interesse der ganzen gebildeten Welt erregt hatten, einen Eindruck und ein Aufsehen, wie kein anderes Buch des vorigen Jahrhunderts. Seine Philosophie wurde bald auf allen Universitäten herrschend; sie rief zahllose Zeitschriften hervor, und Fähige wie Unfähige zogen in den Kampf für eine Angelegenheit, welche nur von Wenigen beurtheilt werden konnte, obgleich das Resultat Alle anging. Auch die vorzüglichsten unter den sogenannten Rationalisten der theologischen Welt begrüßten mit Freuden eine Philosophie, welche den Menschen selbstständig machte, und den Glauben an die Fähigkeit des Menschen, sich über die Realität zu erheben, nicht mehr auf eine bloße Theorie der Offenbarung gründete. Auf die schöne Literatur übte Kant, welcher schon 1764 in seiner Schrift über das Gefühl des Schönen und Erhabenen den Grundstein zu einer neuen Ästhetik gelegt hatte, durch seine 1790 erschienene Kritik der Urtheilskraft den bedeutendsten Einfluß aus. Selbst die damaligen Koryphäen der deutschen Poesie, Göthe und Schiller, huldigten, auch ohne Kantianer zu werden, der neuen Ansicht über das Schöne, und folgten den von Kant ausgesprochenen Grundsätzen.

5. Lavater, Basedow und die Reformen in Erziehung und Unterricht.

Die Revolution, welche im vorigen Jahrhundert die deutsche Literatur und Bildung ganz umgestaltete, wurde dadurch rascher ihrem Ziele entgegengeführt, daß Deutschland in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen Mittelpunkt für sein geistiges Leben erhielt. Die beiden Städte **Jena** und **Weimar** nämlich wurden, weil in der einen die Ton-angebenden Theologen und Philosophen, in der anderen die ersten Dichter und Prosaisten sich zusammen fanden, für

Deutschland's Literatur und Wissenschaft auf einige Zeit ganz dasselbe, was London und Paris für England und Frankreich sind. In Jena wurde die protestantische Theologie auf eine der fortgeschrittenen Cultur entsprechende Weise umgestaltet. Dort und in Weimar ward zu gleicher Zeit, vermittelst der Kantischen Philosophie, der ganzen deutschen Literatur ein von allen Nationen Europa's bewunderter geistiger Gehalt und Schwung verliehen.

Dieser Vollendung der literarischen Revolution Deutschland's gingen einige unter sich sehr verschiedene Bewegungen voraus, deren deshalb hier zunächst gedacht werden muß. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit zuerst dem Verhalten der mystischen Partei zu, deren Haupt und Wortführer damals Lavater war. Es wird sich dabei zeigen, daß selbst ein so strenggläubiger Mann wie Lavater in den Geist der Zeit miteinstimmte, wiewohl freilich nur auf seine Weise. Lavater war und blieb stets ein schwärmerischer Anhänger jener ängstlichen Art von Religiosität, welche jede äußere Form der Glaubensübung zur Seligkeit nöthig erachtet, und jedes Mittel zur Erregung einer künstlichen Andacht ergreift. Er hatte einen wahren Köhlerglauben, und ließ sich von jedem frommen Schwärmer oder Gauner, von einem Gaßner, einem Mesmer, einem St. Martin (s. Th. XVI., S. 353), einem Jung-Stilling, hinreißen. Nichtsdestoweniger war er zugleich ein Schüler und Apostel von Rousseau's Freiheitslehre, ein aufrichtiger Freund der von diesem gepredigten naturgemäßen Bildung und weder ein Ketzerverfolger, noch ein Heuchler und Symbol-Gläubiger, sondern ein wirklich frommer und zugleich toleranter Mann, welcher die herrschende Consistorial-, Katheder- und Katechismus-Theologie haßte.

Lavater, der 1741 in Zürich geboren war und später daselbst als Prediger wirkte, hatte als junger Mann einige Zeit in Berlin gelebt, war dort mit dem neuen geistigen Leben in Norddeutschland und mit den Trägern desselben bekannt geworden, und hatte sich durch seine Talente, seine Bildung und seinen Charakter in ganz Deutschland ein gewisses Ansehen erworben. Er vermehrte nachher (1767) diesen Ruf durch seine vielgesungenen Schweizer-Lieder und (1768) durch eine erbauliche Schrift, welche er „Aussichten in die Ewigkeit" betitelte. Mit der Letzteren übernahm er schon im siebenundzwanzigsten Lebensjahre die Rolle eines Apostels und Herolds

der religiösen Schwärmerei. Im Jahre 1769 übersetzte er eine Schrift des Genfers Bonnet, in welcher die Naturforschung zur Begründung der orthodoxen Lehre gebraucht worden war. In der Vorrede zu dieser Übersetzung forderte Lavater den ihm von Berlin her befreundeten Juden Moses Mendelssohn auf, entweder Bonnet's Beweisführung zu widerlegen oder zum Christenthum überzutreten. Dadurch rief Lavater einen Streit hervor, welcher das größte Aufsehen erregte.

Mendelssohn hatte schon 1755 durch eine in Verbindung mit Lessing ausgearbeitete Schrift (s. Th. XVI., S. 195), sowie nachher durch andere Arbeiten großen Ruhm erworben. Er hatte namentlich die Philosophie nicht blos aus der Schule ins Leben zurückzuführen gesucht und sie zugleich in eine würdige und verständliche Sprache zu bringen gewußt, sondern auch viel dazu beigetragen, daß in Deutschland die französische Philosophie einem tieferen Denken und besseren Theorieen Platz gemacht hatte. Alle Parteien achteten ihn als einen Forscher, welcher ebenso ehrlich und gründlich, als bescheiden und fleißig war. Nur die Orthodoxen haßten ihn und machten ihn als Juden verdächtig. Ihnen war besonders seine klassische Schrift „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" anstößig, weil dieselbe im Grunde eine Vertheidigung der natürlichen Religion war, und durch ihre edele, reine Sprache, sowie durch ihren milden, von allen polemischen Angriffen freien Ton großen Eindruck gemacht hatte. Mendelssohn's Phädon war daher auch der eigentliche Gegenstand des Streites, welchen Lavater als Vertheidiger der Unentbehrlichkeit des christlichen Offenbarungsglaubens durch die erwähnte Aufforderung erregte. Mendelssohn antwortete dem frommen Eiferer behutsam und freundlich, machte auf das Lächerliche einer solchen Zumuthung aufmerksam, und benutzte die Gelegenheit, um dem Publikum zu beweisen, daß man mit der veralteten theologischen Dialektik, wie sie von Bonnet angewandt worden sei, ebenso gut den göttlichen Ursprung des Buddhaismus oder des Islam, wie den des Christenthums unwiderleglich demonstriren könne. Lavater nahm hierauf zwar, weil er erkannte, daß er intolerant gewesen sei, seine Aufforderung wieder zurück; er wurde aber fortan von den Mystikern, von den Schwärmern und Wortgläubigen, welche ihre Orthodoxie immer mehr bedroht sahen, als Oberhaupt und

Patriarch anerkannt. In und außer Deutschland betrachtete man ihn als eine der festesten Stützen der alten Religion, und rief ihn um Orakelsprüche an. Dies machte ihn zu einer Hauptperson in der so ungemein lebhaften geistigen Bewegung jener Zeit. Er selbst schritt auf der betretenen Bahn immer weiter voran. Im Jahre 1772 gab er sogar, obgleich kaum erst dreißig Jahre alt, ein Tagebuch seiner selbst heraus, in welchem er eine Anweisung zur künstlichen Andacht ertheilte, und eine bis ans klösterliche Treiben streifende Art von Religions-Übung lehrte, zugleich aber doch auch freisinnige, dem Geiste der Zeit entsprechende Ansichten vortrug.

Diese doppelte Seite von Lavater's Wesen und der unbegrenzte Einfluß, den er gleich einem Heiligen auf alle zarten Gemüther ausübte, trugen auch sehr viel dazu bei, daß die ganz revolutionären Ideen Basedow's über Erziehung und Unterricht fast überall Eingang fanden; denn Lavater war einer der Ersten, die sich zu Gunsten der wunderlichen Plane dieses Mannes erklärten. Basedow, dessen Treiben eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dieser außerordentlichen Zeit ist, war ein in seiner Erziehung ganz vernachlässigter, dabei äußerlich schmutziger, dem Trunke ergebener und streitsüchtiger Mann, der sich früher abwechselnd als Bedienter, Studirender und Hauslehrer umhergetrieben hatte. Er hatte auch nicht einmal eine Ahnung von dem erlangt, was eigentlich Menschenbildung und Größe des menschlichen Geistes sei, war also zum Reformator der Jugendbildung ebenso wenig geeignet, als Rousseau zum Reformator des Staates und der Kirche. Nichtsdestoweniger gelang es ihm durch sein Talent, seine Dreistigkeit und seinen rastlosen Eifer, in Deutschland eine gänzliche Veränderung des Unterrichtes und der Erziehung herbeizuführen, während der als Denker und Schriftsteller ihm weit überlegene Rousseau dies weder in seiner Vaterstadt, noch in Frankreich durchzusetzen vermochte. Basedow ist daher zugleich mit Rousseau, Mirabeau, Marat, Danton und Anderen ein glänzender Beweis für den Erfahrungssatz, daß radikale Reformen durch moralische Werkzeuge nicht ausgeführt werden können, sondern daß dazu entweder Männer von frevelhaftem Unternehmungsgeist wie Danton oder Leute von unbegrenzter Kühnheit wie Basedow nöthig sind.

Basedow fand, als er öffentlich auftrat, den deutschen Schulunterricht in demselben Zustande, in welchem Mirabeau 1789 die französische Monarchie fand; die häusliche Erziehung war sogar noch elender. Er suchte zuerst den Universitäts-Unterricht zu verbessern, fühlte sich jedoch bald einem solchen Geschäfte nicht gewachsen, und wandte sich daher ganz allein der Verbesserung der niederen und mittleren Schulen und der Privat-Erziehung zu. Von 1763 an überschwemmte er Deutschland Jahre lang mit Schriften über Religion und Religions-Unterricht, in denen er sich mit ungebundener Freimüthigkeit gegen das orthodoxe System aussprach. Er wurde dafür von rechtgläubigen Pfarrern, Consistorien und Regierungsbehörden verfolgt, erhielt aber gerade wegen dieser Verfolgungen das Ansehen eines Märtyrers und einen großen Anhang.

Um das Jahr 1767 kam er auf den Gedanken, ein großes Werk zu verfassen, durch welches das gesammte Schul- und Erziehungswesen auf ganz neue Grundlagen gebaut werden sollte. Er gab 1768 eine Ankündigung dieses sogenannten Elementar-Werkes heraus, die man als ein förmliches Manifest über die bevorstehende Rettung der Menschheit durch eine neue Art von Erziehung und Unterricht ansehen muß. Basedow forderte in derselben die ganze Welt zur Deckung der Kosten auf, welche die von ihm als eine Angelegenheit der Menschheit dargestellte Herausgabe seines großen Werkes erheische. Dieses Manifest hatte einen Erfolg, welcher nur dann zu begreifen ist, wenn man bedenkt, daß damals jener ideale Sinn und jener große und allgemeine Enthusiasmus für Menschenbildung herrschte, dem wir unsere ganze neuere Literatur verdanken. Der erste Erfolg von Basedow's Aufforderung waren Anfragen und Briefe von edeln Männern und Frauen aller Stände. Dies ward dann die Veranlassung, daß Basedow, anstatt die Briefe einzeln zu beantworten, ein Journal drucken ließ, in welchem er den Plan seiner geistigen Wunderkur weiter entwickelte. Die Subscription auf das Elementar-Werk hatte einen raschen Fortgang, zumal da Basedow in seinem aufrichtigen, von Eigennutz ganz freien Enthusiasmus sogar die Rolle eines Musterreiters und Marktschreiers nicht verschmähte. Fürsten und Minister, die angesehensten Gelehrten in Deutschland, Dänemark und der Schweiz, die Akademieen von Berlin und Petersburg billigten und empfahlen das Elementar-Werk.

Die Sache gelang vollständig, so sehr auch ihr Urheber von den Rechtgläubigen verketzert wurde. Schon im Mai 1771 war eine Summe von 15,000 Thalern beisammen, zu welcher die Kaiserin Katharina II. allein 1000 Thaler beigetragen hatte.

Als Vorläufer und Probe des Elementar-Werkes machte Basedow 1769 und 1770 drei kleine, mit schönen Kupfertafeln ausgestattete Bücher bekannt, welche alle drei schon durch ihre Titel die bevorstehende Revolution der Erziehung ankündigten. Diese Schriften boten den Eltern die erfreuliche Aussicht dar, daß ihre Kinder ohne Arbeit und Anstrengungen tugendhaft und weise werden würden; denn nach Basedow's Verheißung sollte Alles spielend gelehrt werden. Sie wurden daher von dem deutschen Publikum, welches damals in einer ganz idealen Richtung befangen war, und sich noch dazu des quälenden, in Hinsicht auf wirkliche Bildung unfruchtbaren Unterrichtes der lateinischen Schulen erinnerte, mit dem größten Beifall aufgenommen. Vergebens erhoben sich einige Männer, wie z. B. Schlözer, gegen das windige Treiben, und suchten den Deutschen zu beweisen, daß von Basedow und seinen Bilderbüchern nimmermehr eine wahre und tüchtige Jugendbildung zu erwarten sei. Sie predigten tauben Ohren. Die Unvereinbarkeit des Lebens neuerer Zeit mit der alten Art der Erziehung und des Unterrichtes verschaffte einem Manne, welcher weder wissenschaftliche, noch häusliche und gesellige Bildung besaß, die Macht eines Gesetzgebers oder Dictators im Gebiete des Erziehungswesens. Sogar Männer von gediegener Bildung wurden durch das allgemein herrschende Gefühl der Nothwendigkeit einer Reform der veralteten Zustände angetrieben, sich der Sache Basedow's mit Wärme anzunehmen. Zu diesen Männern zählen wir nicht etwa blos den schwärmerischen Lavater, sondern auch dessen Landsmann Iselin, einen von ächter Menschenliebe beseelten Schriftsteller, der als Publicist großes Ansehen hatte, und namentlich den edeln J. G. Schlosser, welcher von Project-Macherei sehr weit entfernt war. Man erwartete damals das Heil der Menschheit mit ebenso großer Sicherheit von einer empfindsamen Erziehung, wie man dasselbe jetzt von den materiellen Fortschritten erwartet.

Im Jahre 1774 erschien endlich das Elementar-Werk; Basedow hatte aber, da bei ihm ein Plan den anderen hervorrief, damals bereits ein neues Project entworfen. Er wollte nämlich eine große

philanthropische Schule gründen, in welcher nicht blos die Jugend nach der neuen Methode unterrichtet und erzogen, sondern auch Lehrer für dieselbe gebildet und zugleich eine Bücher=Fabrik für die Erziehungs=Reform angelegt werden sollten. Zur Gründung einer solchen Anstalt stellte der menschenfreundliche Fürst von Dessau den Reformator mit einer Besoldung an, die in jener Zeit für einen Gelehrten außerordentlich hoch war, während zugleich die dänische Regierung, in deren Diensten Basedow bisher gestanden hatte, ihm seinen Gehalt fortbezahlte. Die neue Lehranstalt, oder, wie Basedow sie nannte, das Philanthropium, wurde im December 1774 zu Dessau eröffnet. Der Titel des Programmes, mit welchem Basedow sie angekündigt hatte, zeigt besser, als jede Auseinandersetzung, den Geist ihres Stifters und den Charakter des herrschenden Enthusiasmus, auf welchen Basedow seine nichtigen Schöpfungen gründete. Er lautet: „Das in Dessau errichtete Philanthropium, eine Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche. Ein Fideicommiß des Publikums zur Vervollkommnung des Erziehungswesens aller Orten nach dem Plane des Elementar=Werkes. Den Erforschern und Thätern des Guten unter Fürsten, menschenfreundlichen Gesellschaften und Privat=Personen empfohlen von Basedow". Da die Anstalt anfangs nicht recht gedeihen wollte, so hatte Basedow die Frechheit, öffentlich die Drohung auszusprechen, daß er seine Hand von der Menschheit abziehen werde, wenn man ihm nicht bis Ostern 1776 zehntausend Dukaten für das Philanthropium zahle.

Die Geschichte des Philanthropiums zu Dessau, mit welchem bald ein Ordensbund junger Lehrer als Propaganda für das neue Schul=System verbunden ward, muß hier ebenso übergangen werden, wie die Zwistigkeiten Basedow's mit seinen Collegen, den später so berühmt gewordenen Pädagogen Campe und Salzmann, den beiden wackeren Gelehrten Simon und Schweighäuser u. A. Auch eines anderen Philanthropiums welches, schon vor dem Dessauischen der Graf von Salis errichtet hatte, kann nur im Vorbeigehen gedacht werden. Diese zu Marschlinz in Graubündten errichtete Lehranstalt ist besonders darum zu erwähnen, weil der berüchtigte, damals schon als Ketzer verfolgte Bahrdt Director derselben ward, und als solcher von dem frommen Lavater eingeführt wurde, der

also um des Fortschreitens der Menschheit willen seine religiösen Vorurtheile bei Seite setzte. Wir bleiben bei dem Hauptergebnisse dieser ganzen sonderbaren Bewegung stehen. Die deutsche Welt legte damals, durch Rousseau's Schriften und durch Basedow's Marktschreiereien in Begeisterung gesetzt, einen Theil der alten Pedanterie ab, und entsagte namentlich der bisherigen Erziehungs-Methode. Statt daß man nach dieser in der Jugend vor Allem die Sinnlichkeit, welche als eine Folge von Adam's Sündenfall angesehen wurde, gewaltsam zu tödten gesucht hatte, fing man jetzt an, mehr der Natur als der Zucht zu vertrauen. Man suchte außerdem nur das, was unmittelbar Frucht brachte, in die Seele des Kindes zu pflanzen, und nur das, was unmittelbar einleuchtend war, seinem Geiste vorzuführen. Ernst, Strenge, wirkliche Entwickelung des Geistes, Gründlichkeit, Gewöhnung an Arbeit und Thätigkeit wurden also von der Jugend fern gehalten. Diese neue Art von Erziehung und Unterricht war freilich ebenso einseitig und verkehrt, wie die alte; allein sie bereitete doch wenigstens die völlige Umgestaltung vor, welche in unserem Jahrhundert das Schulwesen erlitten hat. Außerdem gewann bei dieser pädagogischen Revolution der Bürger und Bauer, also derjenige Theil des Volkes, welcher bei Revolutionen gewöhnlich der Betrogene ist, ebenso viel, als die höheren Klassen und der Gelehrtenstand an gründlicher wissenschaftlicher Bildung verloren; denn es entstanden überall deutsche Schulen, in welchen die Realien gelehrt und Bürger, wie sie das Leben unserer Zeit fordert, gebildet wurden. Auch dem weiblichen Geschlechte kam der durch Rousseau und Basedow angeregte Geist des Reformirens zu Statten; denn statt daß man bisher die weibliche Jugend in Hinsicht auf Bildung ganz vernachlässigt hatte, wurde sie jetzt aus dem Mägdestande, zu dem sie verdammt gewesen war, erlöst. Sogar der Untergang von Basedow's Lehranstalt, welcher schon nach dem Ablauf des ersten Jahrzehnts Statt fand, hatte die wichtigsten Folgen. Er ward nämlich für die deutsche Erziehung dasselbe, was die Sprachen-Verwirrung beim Thurmbau zu Babel für die erste Cultur von Asien gewesen sein soll. Die Lehrer von Dessau zerstreuten sich in alle Gegenden von Deutschland, errichteten Erziehungsanstalten, und brachten jeder auf seine Weise Basedow's Ideen in Anwendung. Von den unzähligen Erziehungsanstalten, welche damals gleich

Fabriken errichtet wurden, waren die Campe'sche bei Hamburg und die noch jetzt bestehende Salzmannische in Schnepfenthal bei Gotha die berühmtesten.

Basedow hatte durch sein Streben, das Erziehungswesen zu reformiren, die ganze deutsche Welt in Aufregung gebracht. Diese Bewegung dauerte, auch nachdem seine Idee die Probe schlecht bestanden hatte, noch eine Zeitlang fort, und es entstand eine ganz neue Art von Literatur, die pädagogische. Unzählige Schriften wurden über Erziehung und Unterricht geschrieben, und noch größer war die Zahl der Kinderschriften, mit welchen seit Basedow's Zeit die deutsche Welt unausgesetzt überfluthet worden ist. Unter den vielen Männern, welche damals für die Verbesserung von Erziehung und Unterricht thätig waren, haben zwei sich durch wahrhafte Verdienste einen ehrenvollen Platz erworben. Diese waren der badische Beamte und nachherige Frankfurter Stadt-Syndikus J. G. Schlosser und der Erbherr von Rekahn, von Rochow. Der Erstere arbeitete, obgleich er Platoniker war, allen utopischen Träumereien der Phantasten entgegen, und stellte in einer 1771 erschienenen Sittenlehre für das Landvolk ein Muster auf, wie man, ohne zu revolutioniren, dem Volke helfen könne. Diese im Geiste Türgot's und der Ökonomisten (s. Th. XVI., S. 414 ff.) geschriebene Schrift gehört zu den vortrefflichsten Volksbüchern unserer Nation. Rochow suchte durch Schriften, welche für die Kinder der Landleute bestimmt waren, nützliche Kenntnisse und Wohlstand zu verbreiten. Er erwarb sich außerdem noch dadurch ein großes Verdienst, daß er auf seinen Gütern die ersten Musterschulen für Landschullehrer errichtete.

Über die neu aufkommende Literatur der Kinderschriften bedarf es, da die ersten Erzeugnisse derselben einem Jeden aus seiner Jugendzeit bekannt sind, nur einer kurzen andeutenden Bemerkung. Die berühmtesten Verfertiger solcher Schriften waren Campe und Salzmann, zwei Männer, welche zugleich als Lehrer der Erziehungskunst eine Bedeutung für das deutsche Leben und seine Geschichte gehabt haben. In letzterer Beziehung haben Beide einerseits dazu beigetragen, daß der alten pedantischen und pietistischen Erziehungsart ein Ende gemacht wurde; andererseits haben sie aber auch der Oberflächlichkeit und Anmaßung den Weg bereitet und den Sinn für wahre Poesie und für gediegene Bildung abgeschwächt.

Dasselbe gilt von ihren Jugendschriften, sowie von der Kinder-Literatur jener Zeit überhaupt. Dieser ganzen Literatur lag ein Hauptstreben zu Grunde, welches lange fortgedauert und auf den Geist der Nation nachtheilig eingewirkt hat. Man leitete nämlich den jugendlichen Geist immer nur auf dasjenige hin, was handgreiflich und im engen Kreise des individuellen Lebens unmittelbar brauchbar war. Dem inneren Leben dagegen ward entweder blos eine kalte, langweilige, erschlaffende Moral dargeboten, oder man suchte jene gutmüthigen, auf den häuslichen Kreis beschränkten Empfindungen zu erwecken, welche der damaligen Generation ebenso für Tugenden galten, wie der vorhergegangenen Beten, Singen und regelmäßiger Kirchenbesuch für Religion gegolten hatten. Wenn daher auch diese Kinderschriften das Verdienst gehabt haben, daß sie anstatt des unpraktischen Wissens der früheren Zeit eine lebendige Erkenntniß erweckten, so haben sie doch zugleich den jugendlichen Geist in die Fesseln des starren Begriffslebens und der materiellen Interessen geschlagen und aus Schule und Haus die biblischen Geschichten verdrängt, welche wenigstens den poetischen Sinn angeregt und religiösen Schwung verliehen hatten.

Über alle diese Schriften ragt an innerem Gehalt ein im Jahre 1781 erschienenes Buch hervor, welches nicht sowohl für Kinder, als vielmehr für das Volk geschrieben war. Dieses Buch ist Pestalozzi's Lienhard und Gertrud. In demselben hat Pestalozzi, ohne zu idealisiren, aber mit einer etwas sentimentalen Färbung, wie sie jener Zeit entsprach, auf meisterhafte Weise eine schweizerische Dorfgemeinde nach allen in ihr vorkommenden Abstufungen der Gesinnung und Denkart gezeichnet. Auch die einem anderen Lebenskreise angehörenden Einwohner des Dorfes, der Pfarrer und der Gutsherr, sind treu nach dem Leben geschildert. Was den Styl betrifft, so hatte Pestalozzi zwar den Volkston ganz in seiner Gewalt; er mußte sich aber in Hinsicht auf Richtigkeit und Reinheit der Sprache fremder Hülfe bedienen. Dies that dem Wesen des Buches anfangs keinen Eintrag; bei den späteren Auflagen aber half jemand, welcher den eigentlichen Charakter dieses aus inniger Theilnahme am Schicksale der ärmsten Volksklassen hervorgegangenen Werkes veränderte. Die Erzählung wurde dadurch ins Breite gezogen und

das Buch zugleich zu einer Vorrathskammer der verschiedenartigsten Belehrungen gemacht, was ihm seinen Hauptvorzug, rasche Handlung und kurze Moral, raubte.

6. Bahrdt's Speculationen auf den Zeitgeist.

Auch die großartige Revolution im geistigen Leben der Deutschen wurde von der Gewinnsucht zu ihren schmutzigen Zwecken ausgebeutet. Schon manche von den kurz zuvor erwähnten Jugendschriften waren eine Frucht der Speculation gewesen, welche Schriftsteller und Buchhändler auf die veränderte Erziehung und Lebensansicht gründeten. Am ärgsten jedoch ward das erwachte Bedürfniß neuer Ansichten und neuer Lebensformen von Bahrdt für selbstsüchtige Zwecke benutzt. Das Leben und Treiben dieses gesinnungslosen, in gemeine Unsittlichkeit versunkenen, nur von Geldgier und Genußsucht geleiteten Mannes kann uns aufs anschaulichste zeigen, wie sehr damals die Welt sich sehnte, dem Geistesdrucke endlich zu entgehen und freier zu athmen. Bahrdt war nichts weniger als wissenschaftlich durchgebildet; aber er wußte sich das Ansehen großer Gelehrsamkeit zu geben. Er hatte nie die Absicht, die Wahrheit aufzufinden und den Irrthum zu zerstören; aber er wußte sich des zur Mode gewordenen Unglaubens auf eine gewandte Weise zu bedienen, um unter der Maske eines freigesinnten, für die Menschheit begeisterten Mannes einträgliche Speculationen auf den Zeitgeist zu machen. Diese gelangen ihm insgesammt, weil er bis zur Unverschämtheit dreist war, und nicht nur populär, sondern auch moralisch und sogar empfindsam zu schreiben verstand. Er fing sein schmutziges Geschäft schon in Erfurt an, wo er bereits im achtundzwanzigsten Lebensjahre (1768) Professor der Philosophie geworden war. Da die Schriften, welche er dort herausgab, sich noch innerhalb der Schranken der Sittlichkeit hielten, so erkannte selbst der gute Semler den Wolf in Schafskleidern nicht, und empfahl ihn zu einer theologischen Professur in Gießen (1772). Hier schrieb Bahrdt die verschiedenartigsten theologischen Bücher, trat immer dreister gegen die protestantische Kirchenlehre auf, und gab endlich seine berüchtigte Übersetzung des neuen Testamentes heraus. In dieser Übersetzung oder vielmehr Travestirung vertilgte er jeden Hauch des Orients, verwischte jede nationale Färbung, erstickte jede religiöse Empfindung,

verbannte alle im kirchlichen Lehrbegriffe hergebrachten, durch eine mysteriöse Beziehung dem Gemüthe theuer gewordenen Ausdrücke und Wendungen, und ersetzte sie durch eine aus lauter modernen Wörtern bestehende kalte, nackte, breit gedrückte, geschmacklose Prosa. Diese freche Profanation dessen, was aller Welt bisher heilig gewesen war, rief einen furchtbaren Sturm gegen Bahrdt hervor. Er wurde alsbald von seinem Amte suspendirt, und würde damals von allen Freunden religiöser Aufklärung aufgegeben worden sein, wenn nicht die Zeloten, unter denen sich natürlich auch der bekannte Pastor Götze befand, auf eine gar zu arge Weise gegen ihn getobt hätten. Wie stark übrigens der Haß gegen den Druck pedantischer Rechtgläubigkeit und der Eifer für die Verbreitung einer verständigen Religions-Ansicht war, kann man aus dem Umstande ermessen, daß Bahrdt's Bibelübersetzung, obgleich er sich in ihr sogar gegen den gesunden Verstand versündigt hatte, in neun Jahren dreimal neu aufgelegt ward.

Bahrdt erhielt, gerade als man ihn in Gießen förmlich absetzen wollte, einen Ruf als Director des Philanthropiums zu Marschlinz. Hier spielte er dann Basedow's Rolle, ohne von dessen wahrhaftiger Begeisterung auch nur einen Funken zu besitzen. Schon nach einem Jahre (1776) ward er vom Grafen Leiningen als General-Superintendent nach Dürkheim berufen, um in dem nahe bei dieser Stadt gelegenen Heidesheim ein Philanthropium zu gründen. Er zeigte sich auch dort, wie überall, als einen nur von schmutziger Gewinn- und Genußsucht geleiteten Mann. Nichtsdestoweniger ward er stets als Mann von Talent und als Märtyrer der Aufklärung gepriesen, weil er in den Ton des Zeitgeistes einstimmte, und weil die Partei der Altgläubigen ihn auf eine ganz unverständige und noch dazu ungerechte Weise verfolgte. Im Jahre 1779 wurde Bahrdt auf Betreiben dieser Partei vom Reichs-Hofrath der Irreligiosität für schuldig erklärt, seines Amtes entsetzt und sogar bei Strafe der Verbannung zum Widerrufe verurtheilt. Dieser Urtheilsspruch war ohne förmlichen Proceß, und ohne daß man vorher des Beklagten Landesherr und das Corpus Evangelicorum befragt hatte, erlassen worden. Es war also eine Verletzung des Rechtes der Protestanten und ein gefahrdrohender Angriff auf den freien Gebrauch der Vernunft; und Bahrdt's Sache ward in Folge davon eine Reichsange-

legenheit, sowie eine Lebensfrage für alle Verständigen und Freigesinnten. Der Verfolgte wandte sich an die zwei berühmtesten Vertheidiger unbefangener Bibel-Forschung, den Probst Teller in Berlin und den Professor Semler in Halle. Der Erstere nahm sich der in Bahrdt's Person verfolgten Sache der Freiheit an, und bewirkte bei der preußischen Regierung, daß Bahrdt mit Geld unterstützt und in Halle als Privat-Docent der Philosophie zugelassen wurde. Semler dagegen, welcher schon damals von der Zeit-Philosophie Gefahr für das Wesen des Christenthums besorgte, eiferte gegen Bahrdt's Zulassung in Halle, und klagte ihn öffentlich als einen Feind des Glaubens an.

Semler, der jetzt als Obscurant verschrieen wurde, hatte sich bei seinem Auftreten gegen Bahrdt besonders durch zwei lokale Rücksichten leiten lassen. Er fürchtete nämlich erstens für die Universität Halle, auf welcher der bekannte Klotz (s. S. 107 f.) eine Schule der Unsittlichkeit gegründet hatte, das Ärgste von einem Manne, dessen Gegenwart überall wie eine sittliche Pest betrachtet wurde. Außerdem hegte er die Besorgniß, daß Bahrdt den Deismus fördern werde, welcher gerade damals von dem Professor Eberhard in Halle gepredigt wurde. Dieser Gelehrte, dessen wir hier mit einigen Worten gedenken müssen, wirkte nicht sowohl wissenschaftlich auf Denker und Forscher, als vielmehr rednerisch auf das große Publikum, und hatte als ein vielseitig gebildeter, ruhiger und gemäßigter Mann, und gerade weil er weniger in die Tiefe als in die Breite ging, großes Ansehen erlangt. Er trug in einer eigens zu diesem Zwecke gegründeten Zeitschrift, sowie in einem besonderen Buche, der Apologie des Sokrates, eine rein deistische Lehre vor, und griff die ganze alte Dogmatik in derselben oberflächlichen Weise an, wie die französischen Philosophen und wie Nicolai und seine Genossen. Er wurde dafür später von Lessing zurechtgewiesen, welcher zu viel Geist und wahre philosophische Bildung besaß, um nicht das durch logische Consequenz ausgezeichnete alte dogmatische System dem flachen, gehaltlosen Deismus vorzuziehen.

In Hinsicht auf Bahrdt's spätere Schicksale ist noch zu bemerken, daß derselbe bis zuletzt das Leben eines Abenteuerers zu führen fortfuhr, im Jahre 1789 auf Grund des preußischen Religions-Edicts (s. S. 51) zu einjährigem Gefängnisse verurtheilt wurde, und 1792 an den Folgen seiner Ausschweifungen starb.

7. Der Göttinger Dichterbund.

Was nach Basedow's Plan die Stadt Dessau für Erziehung und Unterricht hatte werden sollen, wurde Göttingen durch eine Anzahl enge verbundener junger Dichter und durch eine Zeitschrift, den von Boie redigirten Musen-Almanach, für die deutsche Poesie. Die jungen Dichter, die sich um 1772 in Göttingen zusammen fanden, waren von einem edeln Eifer für ächte Bildung und von warmer Vaterlandsliebe beseelt. Sie führten statt des gewöhnlichen Treibens der Studenten ein jugendlich poetisches Leben, und strebten mit einander nach dem schönen Ziele, sich und die Nation von Brod-Studien und gelehrter Pedanterie zur Dichtkunst und zur Begeisterung für Liebe, Freundschaft und Natur, von der starren Dogmatik zur Religiosität, von Servilität, Particularismus und Lohndienerei zu Freiheitsliebe, Selbstachtung und National-Gefühl zu erheben. Da sie noch jung und neu im Leben waren und also weder Erfahrung noch Philosophie hatten, so geriethen sie in poetische Schwärmerei. Es war daher auch ganz natürlich, daß sie für ihre Zwecke einen heiligen Verein, den sogenannten Hainbund, bildeten, sowie daß sie in ihren Sympathieen wie in ihren Antipathieen alles Maß überschritten, und z. B. einerseits mit übertriebener Begeisterung Klopstock als ihren Lehrer und Führer verehrten, andererseits aber in ihrer Abneigung gegen Wieland zu weit gingen, der doch das Interesse der Menge für die neue Literatur geweckt und so ihnen selbst den Weg gebahnt hatte. Nichtsdestoweniger ist der Bund dieser jungen Dichter, sowie der Musen-Almanach, in welchem sie ihre Gedichte mittheilten, für die Geschichte unserer Literatur ebenso wichtig, als die geistreichen Damen-Salons zu Paris für die der französischen Literatur. Die Wirkung, welche die Göttinger Dichter hatten, erstreckte sich freilich nicht auf die gesammte Nation, sondern nur auf bestimmte Stände und Kreise; gerade dies war aber von sehr großem Werth. Es erhielten nämlich die mittleren Klassen der Nation oder die bürgerlichen Kreise, welche noch gegenwärtig der Stolz der von den Junkern und Geldleuten, die sich an diese drängen, verrathenen Nation sind, eine ihren Verhältnissen angepaßte Poesie. Diese war freilich nicht genial, dagegen aber doch gehaltvoll, bildend und veredelnd.

Von den Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes sind vorzugsweise Hölty, Voß, die beiden Stolberg, Miller aus Ulm und Leisewitz zu nennen. Auch der an Jahren ältere Boie und der Professor der Mathematik Kästner, welcher durch seine Epigramme als Dichter bekannt geworden war, schlossen sich an diese Jünglinge an. Der Letztere ward ihnen besonders durch seinen berühmten Namen förderlich; der Erstere öffnete ihnen seinen erst einige Jahre vorher begonnenen Musen-Almanach, welcher dadurch eine sehr große Bedeutung erhielt. Befreundet mit den jungen Dichtern, obgleich nicht ihre Mitverbündeten waren auch Claudius und Bürger. Der Letztere hatte das Unglück gehabt, zu Halle in die wüste Clienten-Schaar des gemeinen Geheimenrathes Klotz aufgenommen und schon früh in den Strudel der Sittenlosigkeit hinein gezogen zu werden. Dadurch ward die Nation um den einzigen Mann betrogen, welcher im Stande gewesen wäre, das eigentlich sogenannte Volk für die neue bürgerliche Dichtkunst zu gewinnen.

Da es sich hier nur um die Beziehung der Göttinger Dichter zu dem Leben und der Bildung der Nation, nicht um den ästhetischen Werth ihrer Werke handelt, so reichen einige Worte über sie hin. Ihre Wirksamkeit läßt sich nämlich, der Hauptsache nach, schon an zweien von ihnen, an Voß und Hölty, nachweisen. Beide waren Sänger des ländlichen und bürgerlichen Lebens der mittleren Stände von Norddeutschland, welche damals noch mit einfachen Verhältnissen reges und zartes Gefühl und feinere Bildung verbanden. Doch war es jeder von Beiden auf seine Weise. Hölty hatte weit mehr, als Voß, von jenem skandinavischen und germanischen Zuge der Melancholie (s. Th. I., S. 215) in sich, und stand dadurch dem orientalisch-christlichen Gefühle von der Nichtigkeit alles menschlichen Thuns und Treibens viel näher, als Voß. Dieser war im Gegentheil dem Orient abgeneigt und heiter gestimmt, weil er in den Griechen und Römern, an denen er sich stets fortbildete, das Klare und Heitere gesucht und gefunden hatte. Er war dabei freilich, weil ihm die eigentliche Philosophie, d. h. alles Streben, das innere Wesen der Dinge zu ergründen, fremd geblieben ist, nicht im Stande, sich über die mittleren Höhen der Dichtkunst zu erheben und den poetischen, symbolischen und philosophischen Geist des Christenthums zu würdigen. Allein er war darum in seiner Sphäre nicht weniger

groß, und übte eine sehr bedeutende Wirkung auf die Nation aus. Er hat namentlich das Leben der mittleren Stände, welche bei geringem Einkommen vielen Genüssen entsagen müssen, von der poetischen Seite her dargestellt, und durch seine der Prosa desselben sich annähernde Dichtkunst diese Stände mit der Wirklichkeit ausgesöhnt. Von dem großen Verdienste, das Voß sich durch die Einführung Homer's in das deutsche Leben erwarb, ist bereits früher (S. 103) die Rede gewesen.

Auch Claudius beschränkte, wie Voß, seine Poesie auf das Leben und Wesen des Bürgerstandes. Er hat aber als gemüthlicher religiöser Schwärmer mehr im Geiste der im Volke fortlebenden Art von Religiosität gedichtet, während Voß dies mehr im Geiste der Zeit that. Einige seiner Gedichte sind daher auch Volkslieder geworden, und werden dies wohl immer bleiben. Später zwang Claudius sich zu einer witzigen und manierirten Schreibart; er übte aber durch dieselbe nur einen beschränkten und vorübergehenden Einfluß aus. Zu der eigentlichen Fortbildung unserer Nation stand Claudius in durchaus keiner Beziehung. Auch hatte er schon 1775 jedem Fortschreiten den Krieg erklärt. Später versank er sogar in die ganz abgeschmackte Mystik St. Martin's und der Martinisten (s. Th. XVI., S. 353).

8. Die Zeit des Werther und Siegwart und die beginnende Roman-Fabrikation.

Claudius und Hölty standen schon derjenigen Art von Gefühlsamkeit sehr nahe, die sich in den letzten siebenziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gleich einem Nervenfieber über Deutschland verbreitete, und auch von einem der Göttinger Dichter, Miller, sehr gefördert wurde. Diese sonderbare, fast die ganze Nation durchdringende Gemüthsstimmung ward durch das Misverstehen eines der frühesten Meisterwerke Göthe's in hohem Grade gesteigert. Wir müssen daher zunächst dem ersten Auftreten dieses Dichters unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Göthe, welcher 1772 als dreiundzwanzigjähriger Mann, unabhängig von jeder Partei seine Laufbahn eröffnete, ward schon wenige Jahre nachher fast ohne Widerspruch von allen Parteien als der größte Geist der Nation und als ihre Hoffnung anerkannt. Eines

seiner ersten Werke, der 1773 erschienene Götz von Berlichingen, brachte ganz Deutschland in Bewegung. Die jungen Freunde der Natur und der griechischen Heldenkraft in Göttingen begrüßten dieses Drama als den Übergang zu einer neuen Periode des deutschen Theaters, sowie seinen Verfasser als ihren Bundesgenossen im Kampfe mit der Berliner Kritik und Ästhetik und mit Wieland's französisch-griechischer Manier. Auch hatte Göthe sich über den Letzteren bereits in einem Pasquill sehr derb ausgesprochen. Die Wirkung des Götz von Berlichingen und des Spottes über die kraft- und saftlosen Nachahmer der Franzosen zeigte sich sogleich in dem Auftreten der sogenannten Kraft-Genies. Es erhob sich nämlich eine Anzahl ultraliberaler junger Männer, welche der Polizei, Pedanterie und herkömmlichen Sitte zum Trotz jede Regel, jede Ordnung und Zucht als altmodisch verhöhnten, gegen alles Empfindsame Opposition machten, und sowohl mit dem steifen, pedantischen Treiben der deutschen Gelehrten, als auch mit den Berlinern, mit Gleim's und Klopstock's Dichterschule und mit Wieland's Leichtfertigkeit einen Kampf auf Leben und Tod begannen. Ihr stürmisches Auftreten war sehr heilsam, weil es eine durchaus nöthige Reaction gegen den herrschend gewordenen faden, süßlichen, wimmernden Ton der Petrarchisten war. Dieser ganz unnatürliche Ton war sogar in das Leben selbst eingedrungen. Er findet sich in den Briefen eines Klopstock, eines Wieland, eines J. G. und F. H. Jacobi, die dadurch mitunter einen ganz widerlichen Eindruck machen. Er herrschte sogar in allen nur einigermaßen gebildeten Familien, und erzeugte ebenso, wie früher der pietistische Ton, Heuchelei.

Zu jenen Kraft-Genies, von welchen Lenz und Klinger die berühmtesten waren, wurde auch Göthe anfangs gerechnet; er nahm aber an ihrem Treiben nur in so fern Theil, als er jede Erscheinung oder Bewegung der Zeit für seine poetischen Zwecke benutzte. Das Letztere war es auch, was ihn 1774 zur Abfassung des Drama's Clavigo bewog, in welchem er zum Staunen des Publikums ebenso den strengen Forderungen der regelrechten französischen Dramatik Genüge leistete, wie er im Götz durch geniale Regellosigkeit die Bewunderer Shakespeare's entzückt hatte.

Ganz denselben Entstehungsgrund hatte Göthe's erster Roman, die 1774 erschienenen Leiden des jungen Werther; denn auch in

diesem Buche wurde ein zufälliges Ereigniß und die durch dasselbe hervorgerufene Stimmung des Publikums benutzt, um ein Kunstwerk zu schaffen. Bei Gelegenheit der Erscheinung des Werther zeigte sich recht deutlich, wie wenig das Publikum fähig ist, eine dichterische Schöpfung rein geistig aufzufassen. Der große Haufen der Menschen vergißt nämlich über dem Stoffe die Form, verbindet mit jedem Buche den Gedanken eines didaktischen Zweckes, und vermag also die ächte Kunst nicht aufzufassen. Niemand erkannte die großartige Kunst in der Göthe'schen Darstellung der Gewalt der Leidenschaft, die einen schwachen Geist, gerade weil er schwach war, vernichtete, oder auch die Meisterschaft, mit welcher unserer hart und rauh gescholtenen Sprache die größte Sanftheit, Milde und Leichtigkeit verliehen worden war. Dagegen legte man auf das Geschichtliche der Erzählung den größten Werth, machte den schwachen Helden des Romans zum Märtyrer, hielt jede im Buche vorkommende Persönlichkeit und Scene für eine Realität, begeisterte sich, wie wenn Werther als ein Muster dargestellt worden wäre, für diesen, und ließ sich in einen Schwindel fortreißen, wie er im Leben unserer Nation noch niemals da gewesen war.

Gegen den Werther trat mit Heftigkeit die orthodoxe Partei auf, weil sie glaubte, daß durch eine solche Poesie die Kirche bedroht werde. Ihr Haupt-Wortführer war jener bekannte Pastor Götze in Hamburg, welcher begierig jede Gelegenheit ergriff, für den alten Glauben in die Schranken zu treten. Götze erließ ebenso, wie früher der Erzbischof von Paris gegen Rousseau's Emil, eine Art Hirtenbrief gegen den Werther, in welchem der Verfasser desselben als Volksverführer, Sitten- und Polizei-Verderber hingestellt, das Buch selbst als die Quelle aller möglichen Übel verdammt, und gelegentlich auch der gute alte Semler als der Urheber aller solcher Irreligiosität abgekanzelt wird. Das Wüthen und Toben des Hamburger Zions-Wächters war nicht vergeblich. Dies zeigte unter Andern der Magistrat von Frankfurt am Main, welcher eine unter Göthe's, Schlosser's und Merk's Mitwirkung in Frankfurt erscheinende Zeitschrift bedrohte und einschränkte, und dafür ein rührendes Dankschreiben von Götze erhielt. Von einer anderen Seite her und aus anderen Gründen erhoben sich gegen Werther's Leiden die nach französischer und Berliner Art prosaisch richtenden Kritiker

und platten Moralisten. Ihr Führer und Pabst, Nicolai, machte einen Versuch, das Göthe'sche Buch zu travestiren, beging aber damit einen so argen Misgriff, daß viele seiner Freunde sich des schlechten Erzeugnisses geradezu schämten, und daß auch Wieland, welchen Nicolai's Partei als den größten Dichter verehrte, sich gegen dasselbe aussprach, obgleich er kurz zuvor von Göthe durch das oben erwähnte Pasquill beleidigt worden war.

In einem ganz anderen Misverstande über Göthe's Meisterwerk befangen waren die vielen Menschen, welche der herrschenden Richtung gemäß im zarten, schmelzenden Empfinden Genuß fanden, und deren Sentimentalität durch Klopstock und die in Petrarcha's Manier singenden Liebesdichter, sowie durch die Elegieen und Idyllen der Göttinger Barden bis zur Melancholie gesteigert worden war. Ihr Repräsentant ward einer der Göttinger, Miller in Ulm. Dieser übersetzte nämlich Göthe's geniale Dichtung in die Sprache und Gefühle der mittleren Stände, deren weinerliche Prosa und gemachte Empfindung für Poesie galt; d. h. er schrieb nach Göthe's Vorgang einen Roman, welcher wie dieser aus der herrschenden Stimmung hervorging, aber ganz der Göttinger elegischen Richtung angehörte. Dieser Roman erschien 1776 unter dem Titel „Siegwart, eine Klostergeschichte," und machte in allen Theilen von Deutschland ein unbeschreibliches Aufsehen. Nach Außen hin war er, wie das Gesagte zeigt, dem Werther gleich; im Wesen dagegen standen sich beide Romane gerade so, wie Affectation und Natur, entgegen. Die Sinnlichkeit ist im Siegwart, ihrer Natur ganz entgegen, nicht auf das Genießen, sondern auf das Anschauen gerichtet. Das Alter ist ohne Reife, die Jugend ihres natürlichen Charakters beraubt. Alles hat ein düsteres, melancholisches Gepräge. Die Sprache selbst ist rein und fließend, obgleich sie weder Prosa noch Poesie ist. Übrigens hatte das Buch die wohlthätige Wirkung, daß es in vielen Kreisen Sinn für Poesie weckte, und durch Gefühle der Menschlichkeit die Rohheit verdrängen half.

Die späteren Romane Miller's gehörten schon zur Klasse der fabrikmäßig für den Kauf verfertigten Romane, welche bald nachher einen besonderen Theil unserer Literatur zu bilden begannen, und bis zum heutigen Tage eine Pest des deutschen Lebens geblieben sind. Diese Romane wurden von Leuten geschrieben, die sich des

neuen Geschmackes bedienten, um berühmt zu werden oder Geld zu verdienen. Sie verbildeten ebenso die Väter und Mütter, wie durch Rousseau's und Basedow's Verehrer die Kinder verzogen wurden; denn sie setzten der ernsten und durchgreifenden Bildung ein unüberwindliches Hinderniß entgegen, weil ihre Verfasser zu den Lesern hinabstiegen, anstatt diese zu nöthigen, sich zu ihnen zu erheben, und weil sie das Publikum gewöhnten, Sentimentalität und Phantasterei mit Poesie und Genialität zu verwechseln. Zu diesen Roman-Fabrikanten gehörten außer dem Ulmer Miller namentlich Johann Gottwerth Müller in Itzehoe, der Pädagog Salzmann und der nachher so bekannt gewordene Schauspieldichter Kotzebue, welcher 1785 seine Laufbahn mit einem sentimentalen Roman eröffnete.

Auch die Schauspiel-Dichter Iffland, Jünger, Bretzner und Großmann müssen dieser Klasse von Schriftstellern angereiht werden, weil sie für das durch Romane gebildete Publikum nach Diderot's Vorbild sogenannte rührende Schauspiele verfertigten, in diesen die von Campe und Salzmann gepredigte Art von Moral, sowie die falsche Gefühlsamkeit der faden Romane in Handlung setzten, und Beides auf der Bühne vermittelst des Auges und Ohres den Seelen einprägten.

9. Lessing's und Herder's Wirksamkeit in Bezug auf verständiges und poetisches Christenthum.

Zu der Zeit, als die Erziehung auf ganz neue Grundlagen gegründet ward und ein vom gelehrten ganz verschiedener Unterricht entstand, erlitt auch die protestantische Theologie eine durchgreifende Umgestaltung. Diese neue Theologie ging, in so weit dabei von Universitäten und Professoren die Rede ist, von Jena aus. Dort wirkte für den Fortschritt der theologischen Wissenschaft der in Semler's Weise behutsame Griesbach, welcher auch in einer vielgelesenen populären Glaubenslehre Religion ohne Dogmatik zu lehren suchte, besonders aber Paulus und Eichhorn, von denen der Letztere freilich bald nach Göttingen übersiedelte. Die beiden zuletzt genannten Männer folgten der Bewegung der Zeit, und suchten ein von allen Zusätzen gereinigtes Christenthum herzustellen, welches den Forderungen der Vernunft entspräche. Sie machten

namentlich in der Exegese zuerst den Grundsatz geltend, daß man bei der Bibel dieselbe Kritik, wie bei den Schriften der Griechen und Römer, anwenden, auf Grammatik, nationalen Geist und Landessitte Rücksicht nehmen, und der Meinung von einer wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift ganz entsagen müsse. So wichtig indessen diese Bestrebungen für die Theologie auch waren, so wirkten sie doch nur auf den äußeren, gelehrten und historischen Theil der Religions-Lehre ein. Des eigentlichen Wesens derselben dagegen bemächtigte sich die neue Philosophie.

Der bedeutendste unter den Männern, welche damals nicht als Theologen, sondern vom Standpunkte der allgemeinen Bildung und des fortschreitenden Geistes aus einen umgestaltenden Einfluß auf die Religions-Wissenschaft ausübten, war Lessing, der größte unter den Reformatoren unserer Literatur neben Göthe. Um die theologisch-philosophische Wirksamkeit dieses Mannes verstehen und würdigen zu können, müssen wir zuerst einen Blick auf die drei Parteien werfen, in welche der freisinnigere Theil der Theologen sich gespalten hatte. Die eine dieser Parteien wollte alle Religion auf bloße Sittenlehre ohne irgend eine Anregung der Phantasie und der geistigen Empfindung zurückbringen. Sie umfaßte alle jene Kritiker und Erziehungs-Refomatoren, welche wie Nicolai, Campe und Salzmann nur für das Praktische Sinn hatten. Die zweite Partei, zu welcher namentlich Eberhard in Halle gehörte, quälte sich zu beweisen, daß das Christenthum ein reiner Deismus und eine bloße Verstandes-Religion sei. Die dritte Partei wollte durch kritische und philosophische Sichtung der Glaubenslehren ein sogenanntes Ur-Christenthum herausbringen, das sich mit der fortgeschrittenen Entwickelung des menschlichen Geistes in Einklang bringen lasse. Ihr gehörten, wiewohl mit ganz verschiedenen Richtungen, Griesbach, Eichhorn, Paulus, Planck und Spittler an.

Allen drei Arten von Aufklärerei trat mit der größten Entschiedenheit Lessing entgegen. Dieser scharf und klar denkende Mann fand das Streben der Rationalisten, dem Christenthume eine von ihnen herausgekünstelte neue Religion unterzuschieben, nicht weniger thöricht, als den krassen Unverstand der Verfechter des alten Glaubens, welche kein Licht, keinen dem Zeitbedürfnisse entsprechenden Fortschritt zulassen wollten, was doch sogar die alte Kirche bis zum

Tridentinischen Concil gethan hatte. Lessing war nicht unbedingt gegen das aus der Scholastik des Mittelalters hervorgegangene dogmatische System; er hatte vielmehr sogar Achtung vor der Consequenz desselben, und hielt alles das, was die Neuerer an seine Stelle setzen wollten, für unhaltbar. Er nahm sich daher anfangs der alten Dogmatik, welche als System einen philosophischen Werth hatte und wissenschaftlich brauchbar war, gegen die deistische Flachheit und gegen die Erfindung einer sogenannten moralischen Religion oder mit anderen Worten einer von aller Poesie, aller Symbolik, aller Beziehung zum Herzen losgerissenen Religion auf geistreiche Weise an. Auch würde Lessing's Thätigkeit auf dem theologischen Gebiete, selbst als er sich zur Befehdung der Anhänger der alten Lehre genöthigt sah, der wahren Religiosität ganz gewiß großen Segen gebracht haben; denn er wollte nicht revolutioniren, sondern blos verbessern und dem entstellten, misbrauchten, verkannten Christenthum wieder zu seinem Ansehen bei denkenden Menschen verhelfen. Dies ließen jedoch die Zeloten in ihrem blinden Eifer nicht zu. Sie fielen im Gegentheil mit wahrer Wuth über Lessing her, und begannen mit ihm, dem Freunde des Friedens und der Mäßigung, den heftigsten Kampf. Lessing richtete hierauf die schärfsten Waffen des Geistes gegen den Übermuth und Unverstand der protestantischen Inquisitoren. Durch diesen Streit litt allerdings die eigentliche Volks-Religion sehr. Dagegen hatte derselbe aber in zwiefacher Hinsicht auch einen äußerst wohlthätigen Einfluß. Erstens ward von einem Manne, der mit tiefem philosophischen Geiste, mit gründlicher Gelehrsamkeit und aus reiner, ächter Liebe zur Wahrheit den alten Katechismus-Glauben angriff, dieser ganz anders erschüttert, als es durch die einseitigen und oberflächlichen Beweisgründe der englischen Deisten oder durch den bloßen Hohn und Spott der eiteln Pariser Encyklopädisten jemals hätte geschehen können. Zweitens hat Lessing, der Schöpfer unserer neuen Sprache, bei Gelegenheit jenes Streites, vermittelst seiner Meisterschaft im Schreiben und in der Behandlung schwieriger Gegenstände, die Kraft und den Adel der deutschen Sprache ans Licht gebracht, und sich um diese ebenso große Verdienste erworben, wie einst Hutten und Luther in ihrem Streite mit den Papisten.

Lessing trat anfangs nur als Dolmetscher Anderer auf, indem er in seinen Beiträgen zur Literatur Handschriften abdrucken ließ, welche er in der unter seiner Verwaltung stehenden Wolfenbütteler Bibliothek gefunden hatte; er begleitete dieselben aber mit Bemerkungen, welche seine eigene Ansicht enthielten. Zuerst theilte er zwei kleine Abhandlungen von Leibnitz mit. Er benutzte dieselben, um seine oben angedeutete Ansicht über die Deisten, Vernünftler und platten Moralisten auszusprechen. Namentlich wies er auf eine äußerst feine Weise den Unterschied nach, welcher zwischen der Theologie oder der Religion als Wissenschaft und der Religion als einer Sache des Gemüthes, des einzelnen Menschen und eines ganzen Volkes bestehe. Er rief dadurch einen wahren Sturm von Seiten des Pastors Götze und anderer Zeloten hervor, welche in den zu Hamburg erscheinenden Gelehrten Nachrichten ihre tolle Wuth an ihm ausließen. Dies nöthigte ihn dann, seine Waffen gegen das andere Extrem der theologischen Welt zu richten. Er benutzte dazu die sogenannten Wolfenbütteler Fragmente, die er von 1774 an stückweise herausgab. Der Verfasser dieser kritischen Betrachtungen über die Dogmen des Christenthums und der Kirche, welcher erst in unserem Jahrhundert bekannt geworden ist, war Reimarus. Dieser hatte seinem Unwillen über das in seiner Vaterstadt Hamburg herrschende fanatische Lutherthum in einer besonderen Schrift auf eine so heftige Weise Luft gemacht, daß er sich sogar zu förmlichen Ungerechtigkeiten gegen das Christenthum fortreißen ließ. Er hatte aber, weil er vor dem deutschen Publikum nicht zu einem zweiten Bahrdt werden wollte, seine Schrift geheim gehalten und in der Wolfenbütteler Bibliothek niedergelegt. Die Veröffentlichung derselben durch Lessing war ein furchtbarer Schlag für die Zeloten und ihre hölzerne Dogmatik; denn diese Schrift war das Werk eines der gebildetsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, welcher nicht blos große philosophische Anlagen, sondern auch die gründlichsten theologischen Kenntnisse besaß. Lessing hatte bei der Bekanntmachung derselben die Absicht, das geistige Fortschreiten, welches er in der Kunst und Poesie des deutschen Volkes angeregt und gefördert hatte, auch in der Theologie zu wecken. Er gebrauchte jedoch anfangs die Vorsicht, eine Schrift, welche nicht für das Volk bestimmt war und diesem nur schädlich sein konnte, in seinen blos

der rein gelehrten Welt bekannten Beiträgen zur Literatur abdrucken zu lassen. Auch betheuerte er bei der Erscheinung des ersten Fragments, er wolle durch dieselbe nur Wissenschaft, Streben und Forschen fördern, und sei, was ihn selbst betreffe, mit dem Verfasser nicht einverstanden. Ja, er fügte sogar jedem von ihm herausgegebenen Fragment Anmerkungen hinzu, in denen er angab, wie und wodurch die Ansicht des ungenannten Verfassers widerlegt werden könne. Allein die Zeloten, besonders der Pastor Götze, ließen sich von ihrem blinden Fanatismus hinreißen, die Sache vor das große Publikum zu ziehen. Sie bewirkten dadurch, daß dieser gelehrte Streit ebenso, wie einst Luther's Streit mit Eck und Emser (s. Th. XI., S. 339. f. und 345—347), eine Angelegenheit des deutschen Volkes ward.

Es ist hier nicht möglich, dem Verlaufe des Streites zu folgen. Die Hauptsache war, daß die Zeloten, weil ihre Weisheit gegen einen Mann wie Reimarus nicht ausreichte, den Herausgeber der Fragmente auf jede Weise schmähten, daß sie sogar die Staats-Polizei gegen ihn aufhetzten, und daß sie ihn dadurch zum Äußersten trieben. Lessing sah sich nämlich zuletzt genöthigt, nicht blos des Ungenannten heftigen Angriff auf das Christenthum selbst, welcher von diesem wohl nicht einmal ernst gemeint war, zu veröffentlichen, sondern auch selbst die Feder zu ergreifen, um durch eine Reihenfolge von Flugschriften die Zeloten zu zermalmen. Diese Flugschriften, besonders die unter der Aufschrift Anti-Götze erschienenen Manifeste gegen den Haupt-Pastor von Hamburg, sind das Vollendetste, was unsere Literatur in derjenigen Gattung von Schriften, die man Invective nennt, aufzuweisen hat. Sie gehören zu den größten Meisterwerken der deutschen Literatur, weil sie in der reinsten, klarsten Sprache lebendig, treffend und witzig, aber ohne Schimpf- oder Schmähworte, ohne Declamation und Wortschwall geschrieben sind. In diesem Umstande, sowie in dem Verhältnisse des Streites zum fortschreitenden Geiste der Zeit liegt die Bedeutung desselben für die Nation selbst und ihre Geschichte.

Der alten Dogmatik ward durch den Streit der Orthodoxen mit Lessing der Todesstoß versetzt, ohne daß jedoch darum dieser, gleich seinem ungenannten Freunde, die Achtung und Rücksicht verletzt hätte, welcher jeder gebildete und denkende Mann für die christ-

liche Religion haben wird und muß. Daß eine nach Freiheit strebende Generation, welche zum Unterschied von der jetzt lebenden recht wohl wußte, was es heiße, unter der Gewalt der Pfaffen zu stehen, den Inhalt von Lessing's Streitschriften ganz anders, als er selbst gemeint hatte, verstand, daran waren die blinden Anhänger des Alten schuld, die ihn durch Schmähungen und Verfolgungen zum Äußersten getrieben hatten, und von keiner Philosophie hören, keinen Rath annehmen, keinen Satz ihrer Dogmatik aufgeben wollten. Übrigens muß man sich Lessing's Heftigkeit hauptsächlich aus seinem warmen Eifer für die Wahrheit und aus seiner innigen Liebe zur deutschen Nation erklären. Er empfand schmerzlicher als jeder Andere, daß die deutsche Verfassung jede freie Äußerung über politische Angelegenheiten unmöglich mache; er glaubte daher, daß jeder Deutsche um so hartnäckiger die Freiheit des Denkens und Schreibens in religiösen und wissenschaftlichen Dingen vertheidigen und alle Gegner derselben als Feinde der Menschheit befehden müsse. Außerdem fühlte er aber auch, wie jeder denkende Mann, daß des Menschen Wesen nicht im Wissen oder Glauben des Erlernten, sondern im Streben und Ringen nach Erkenntniß, also nicht im Haben und Festhalten, sondern im Suchen und Erforschen der Wahrheit bestehe. Er sagt in einer seiner ersten Streitschriften: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, in seiner Linken den immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! ich fiele mit Demuth in seine Linke und spräche: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist nur für Dich allein!"

Lessing's Einwirkung auf die religiösen Ansichten seiner Zeit wurde dadurch noch verstärkt, daß er im Nathan, dem Meisterstücke seiner dramatischen Poesie, den Kontrast zwischen mechanischer Religions-Übung und wahrer Religiosität des Herzens dem Publikum auch vermittelst der Sinne anschaulich machte. Dieses Drama stellte nämlich in einer Herz und Geist anziehenden und spannenden Handlung und in der schönsten, edelsten Sprache das Gehässige eines Lebens, in welchem Einer den Anderen nach seinem Glauben, nicht nach seinem Wandel richtet, vor den Augen und Ohren des Publikums dar. Es hat daher auch wesentlich dazu beigetragen,

daß die alte orthodoxe Lehre und die Unduldsamkeit aus dem deutschen Leben verdrängt wurden. —

Durch eine wunderbare Fügung der Vorsehung geschah es, daß neben Lessing's Verständigkeit von Anfang an die Überschwenglichkeit eines Mannes wie Herder dastand, welcher ganz dazu gemacht war, zwischen Lessing's Philosophie und Lavater's Schwärmerei zu vermitteln. Lessing erkannte zwar ebenfalls den Werth an, den eine positive Religion für die Form des inneren Lebens und für dessen Kampf mit dem äußeren Leben habe; allein es bedurfte doch neben ihm eines Mannes, welcher wie Herder im Stande war, auch das Poetische in der Religion zu erhalten. Herder ist von uns bereits als Haupt einer besonderen ästhetischen Schule und als Meister in einer ganz eigenthümlichen Art der Auffassung und Darstellung bezeichnet worden (s. S. 112 u. 117). Er wandte sich, als er 1770 Hofprediger in Bückeburg geworden war, zur Theologie, und erhielt durch das, was er in Bezug auf diese wirkte, eine neue Bedeutung für den Gang der deutschen Bildungsgeschichte. Sein Verhältniß zu den theologischen Fragen, welche damals die deutsche gebildete Welt in Bewegung erhielten, war ebenso eigenthümlich, wie sein ganzes Wesen und Wirken. Herder war eine weit mehr dichterische, als philosophische Natur, und außerdem von Haus aus reizbar, heftig und herrisch; er wollte daher überall nur Poesie dulden, und erkannte keine Wahrheit an, die sich nicht mit den Schöpfungen seiner eigenen Phantasie in Einklang bringen ließ. Dabei war er jedoch nie ein Heuchler oder ein politischer Theolog, und stand nie im Dienste einer herrschenden Meinung.

Ein solcher Mann konnte sich weder an eine der bestehenden Parteien anschließen, noch zwischen ihnen hindurch seinen Weg wählen. Er gerieth im Gegentheil mit Allen in Streit, weil er seiner eigenen Richtung folgte, und weil er bei seiner Heftigkeit und poetischen Überspannung jede Rücksicht bei Seite setzte. Die Orthodoxen waren mit ihm fast ebenso unzufrieden, als mit Lessing, obgleich er über die Neuerer seiner Zeit ebenso unwillig war, als sie, und sogar den besseren Theil der Berliner Rationalisten, besonders Spalding, befehdete. Da nämlich sein poetisches Gemüth ebenso wenig die Prosa der Katechismen, als die der Rationalisten dulden wollte, und da er außerdem als Kritiker einen Weg einschlug, auf dem

man ebenso gut zum alt-orientalischen Pantheismus, wie zur Einheit und Persönlichkeit eines christlichen Gottes gelangen konnte, so mußte er den Orthodoxen als ein Mann erscheinen, welcher neben den Rationalisten und neben den verständigen Ketzern von Lessing's Art eine Gemeinde von poetischen oder phantastischen Ketzern zu bilden suche.

Die Tendenz von Herder's theologischen Schriften und die Wirkung derselben lassen sich mit wenigen Worten angeben. Er nahm die Volks-Religion gegen die herrschenden rationalistischen und praktischen Ansichten und ihre kalte, nüchterne Prosa in Schutz. Er bediente sich jedoch, um sie aufrecht zu erhalten, weder der Sophistik, noch der Schwärmerei und Heuchelei, sondern er suchte vermittelst seiner reichen Phantasie der alten Lehre eine ganz neue Gestalt und damit zugleich eine neue Stütze zu geben. Zu diesem Zwecke machte er die Religions-Poesie als Religions-Philosophie geltend, suchte vermittelst derselben in der Theologie Geist, Geschmack und Leben neu anzufachen, und glaubte so die alte Glaubenslehre mit der veränderten Richtung der Zeit aussöhnen zu können. Seine Art Christenthum fand daher besonders in den höheren Ständen und bei allen denen Eingang, welche den Wolfenbütteler Fragmentisten für frivol, Bahrdt für einen Mann ohne Geschmack, die Rationalisten für unbedachtsam und oberflächlich, die Vertheidiger des alten Glaubens für matt und für Feinde der Zeit und ihrer Bedürfnisse hielten.

Wir können nicht bei den einzelnen Schriften verweilen, in welchen Herder auf die angegebene Weise Altes und Neues poetisch verbunden, und die jüdischen und christlichen Urkunden, sowie die praktische Theologie nicht als Philosoph und Gelehrter, sondern als Dichter behandelt hat. Diese Schriften (über die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes, über das Studium der Theologie, über den Geist der hebräischen Poesie u. A.) konnten natürlich die Wissenschaft selbst nicht weiter führen; dagegen wirkten sie, wie alle Schriften Herder's, anregend, weckten unter den Theologen den poetischen Sinn, und trugen viel dazu bei, daß unter den Deutschen ein über den äußeren Nutzen hinausstrebender, das Göttliche im Menschen anerkennender Geist erhalten wurde. Dies war namentlich in einer Zeit sehr verdienstlich, in welcher sowohl Historiker, Philosophen und Statistiker, wie Nicolai, Eberhard und der Göttinger Professor

Meiners, als auch Pädagogen und theologische Rationalisten, wie Bahrdt, darauf drangen, daß Pfarrer, Volkslehrer und Erzieher durchaus prosaische Menschen seien und nur auf das äußerlich und unmittelbar Nützliche hin arbeiteten. Dagegen läßt sich aber doch auch nicht läugnen, daß Herder's theologische Werke, wie seine Schriften überhaupt, für die allgemeine Bildung der Nation nachtheilig waren. Durch seine Art zu forschen und zu prüfen nämlich, bei welcher er stets mehr Dichter als Forscher war, durch sein Streben, überall Poesie zu finden und getrennte Dinge, welche eine weite Kluft von einander trennte, mit einander zu verbinden, ward zugleich der Poesie, der Religiosität und dem bürgerlichen Leben geschadet. Sogar durch die ihm eigenthümliche Schreibart erhielt der Hang unserer Nation, sich aus dem Reiche der Wirklichkeit und des Verstandes in das Land der Träume und der Phantasie zu versetzen, neue Nahrung. Diese Seite Herder's war es auch, welche, zugleich mit der ihm eigenen Achtung vor jeder Art von Originalität, ihn schon früh mit den Mystikern und Schwärmern, einem Hamann, einem Claudius, einem Lavater, einem Jung-Stilling, in Verbindung brachte.

Neben seinen theologischen Arbeiten lieferte Herder eines der bedeutendsten Meisterwerke unserer Literatur, die Sammlung und Übersetzung der beliebtesten und eigenthümlichsten National-Lieder aller Völker und Zeiten. Zu einer solchen Arbeit war er, gerade weil er eine mehr poetische, vom Gefühl getriebene, als philosophische und kalt verständige Natur war, ganz besonders geeignet. Später (seit 1784) gab er unter dem Titel „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" eine Universal-Geschichte heraus, mit welcher er ebenso eine neue Art von Geschichte schuf, wie er eine neue Art von Poesie und Philosophie geschaffen hatte. Dieses Werk entsprach offenbar, da es viel gelesen und häufig als Vorbild benutzt wurde, einem Bedürfnisse des großen Publikums; aber historisch und wissenschaftlich ist es nicht. Herder geht in demselben mit der Geschichte so um, wie wenn er ein episches Gedicht habe schreiben wollen. Diese Wissenschaft mußte ihm nämlich dazu dienen, in Hinsicht auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes und auf die Fortpflanzung gewisser Ideen oder Traditionen einen Zusammenhang festzustellen, den er weder bewiesen hat, noch beweisen konnte.

Dabei spricht er mit der Bestimmtheit und Zuversichtlichkeit eines Propheten, geht an positiven Thatsachen, welche zu seinen Ideen und Orakelsprüchen nicht passen, ohne Weiteres vorüber, weiß vermittelst seiner reichen Poesie auch das historisch Getrennte mit einander in Verbindung zu bringen, und dictirt sogar der Naturwissenschaft, von der er nur eine oberflächliche Kenntniß hatte, das Gesetz. Herder's Philosophie der Geschichte steht übrigens, wie aus dem Gesagten hervorgeht, zu der herrschenden humoristischen und genialen Manier in der engsten Beziehung. Es ist daher auch sehr begreiflich, daß in unseren Tagen ein Mann wie Quinet, dem Alles positive Wissen abgeht, und der sogar, als er Herder übersetzte, kaum Deutsch verstand, durch seine Übersetzung der Herder'schen Ideen die romantisch, genial und pantheistisch gewordenen Franzosen entzücken konnte. Diese erkannten in dem auf gut Glück in ihre Sprache übertragenen Werke Herder's ein Licht in der Finsterniß und begrüßten es freudig. Herder's Publikum bestand überhaupt aus denselben Leuten, welche nachher Vergötterer Jean Paul's wurden. Diese lasen seine mit Begeisterung geschriebenen Schriften als Begeisterte. Gerade dadurch aber übten Herder's Werke einen sehr großen Einfluß aus. Dieser dauerte jedoch nur bis zu der Zeit, wo Kant's Philosophie sich verbreitete, und Herder allein von den Reformatoren unserer Literatur gegen den Strom schwimmen zu können glaubte; denn nun ward er um allen seinen Einfluß gebracht.

10. Lavater's physiognomische Schwärmerei, Lichtenberg's Satyre und Jung-Stilling.

Für religiöse Begeisterung, für ein überschwenglich geniales Wesen und Treiben, für ein Wissen, das nicht auf ruhiger Beobachtung, sondern auf kühnen Sprüngen und geistreichen Orakeln beruhte, wirkte neben Herder auch Lavater. Doch hatten Beide bei ihren Schriften ganz verschiedene Menschenklassen im Auge. Herder's Publikum bestand aus denen, welche den alten Glauben in der von einem Götze gepredigten Gestalt nicht mehr verdauen konnten, aber doch auch den in der Jugend erlernten Formen nicht entsagen wollten. Es huldigten ihm alle die, welche Poesie für Religion nahmen. Lavater dagegen war das Orakel aller derer, welche die herrschend gewordene Empfindsamkeit entweder, wie Klopstock's

Freunde, mit religiöser Schwärmerei verbinden, oder, wie Jung-Stilling's Verehrer, diese an die Stelle der sentimentalen Schwärmerei setzen wollten.

Lavater's Charakter und Manier sind von uns schon früher (S. 124 ff.) bezeichnet worden. In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, erlangte er durch eine von ihm erfundene neue Wissenschaft seine größte Bedeutung. Diese Wissenschaft war die Physiognomik oder die in ein System gebrachte Kunst, aus dem Äußeren des Menschen sein Wesen und seinen Charakter zu erkennen. Sie war von jeher und überall empirisch betrieben worden, aber immer doch nur als blos vermuthende oder errathende Übung. Lavater erhob sie zum Range einer unfehlbaren Wissenschaft, und machte dadurch ein Aufsehen, mit dem sich der Lärm der Phrenologie, des Magnetismus und des Tischrückens in unseren Tagen auch nicht entfernt vergleichen läßt. Zu dieser Wirkung war ihm besonders sein Freund und Landsmann von Zimmermann behülflich, welcher als ein berühmter Arzt vornehmer Leute, als Ritter vieler Orden und Mitglied vieler Akademieen, als ein Mann, der durch oberflächliche Schriftstellerei Aufsehen gemacht hatte und sogar mit Katharina II. und Friedrich dem Großen in Correspondenz gekommen war, sich vortrefflich auf die Kunst verstand, mit Erfolg Wind zu machen und irgend einer Sache in seinen Kreisen Beifall zu verschaffen. Es dauerte nicht lange, so war die ganze vornehme Welt nicht blos in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern ebenso sehr für Lavater's Plan, ein großes physiognomisches Prachtwerk zu schreiben, wie für Basedow's pädagogisches Elementar-Werk begeistert, und unterzeichnete ebenso eifrig auf jenes, wie auf dieses. Als Lavater's Werk endlich (1775—1778) erschienen war, bildete es in allen vornehmen Kreisen den Hauptgegenstand der Unterhaltung; und die Großen der Erde pilgerten zu Lavater wie zu einem Propheten, oder schickten ihre Silhouetten nach Zürich, um sich von ihm für Genies, für edle Menschen, für Muster der Tugend erklären zu lassen. Die physiognomische Schwärmerei ward bald ebenso allgemein herrschend, wie die Siegwart'sche Empfindsamkeit. Sogar in kleinen Städten grassirte das Lavater'sche Fieber. Lavater selbst erhielt dadurch auf einige Jahrzehnte eine Bedeutung, welche bei einem Manne, der blos als Bürger, als Mensch, als Seelsorger

und als Liederdichter zweiten Ranges achtbar war, unbegreiflich sein würde, wenn er damals nicht bereits das Secten-Haupt aller derer gewesen wäre, denen jedes Fortschreiten verhaßt war.

Wegen des großen Schwindels, den die Sache erregte, und wegen des demüthig stolzen, an Machtsprüchen reichen, bombastischen und bis zur Lächerlichkeit affectirten Tones, in welchem Lavater schrieb, hielt der größte Satyriker der Deutschen, Lichtenberg, es der Mühe werth, sich mit aller Gewalt gegen Lavater's Treiben zu erheben. Lichtenberg war ein Geistesverwandter Hogarth's, als dessen Erklärer er sich einen Platz unter unseren ausgezeichnetsten Schriftstellern erworben hat. Er vereinigte in sich Alles, was dazu nöthig war, um durch ächte Satyre den herrschenden Unsinn der Sentimentalität, der Schwärmerei und des Bombastes auszubeizen. Er trat in kleinen witzigen Aufsätzen gegen die Physiognomik als Wissenschaft auf, griff aber nicht sowohl Lavater selbst, als vielmehr die eitele Manier an, durch welche dieser und Zimmermann sich in ganz Deutschland wichtig machten. Er wollte der gefährlichen Wirkung dessen, was Beide durch Phrasen und durch gegenseitiges Lobpreisen der Nation als einen neuen Segen aufdrangen, entgegen arbeiten, ging deshalb auch auf das literarische Treiben seiner Zeit überhaupt ein, und zeigte der Nation, wie man ihre Vorurtheile und ihre Einfalt misbrauche. Zimmermann, der einem Lichtenberg gegenüber keine Gründe für seine und seines Freundes Sache vorzubringen vermochte, half sich mit einer Erwiderung voller Grobheiten und Gemeinheiten. Dies gebrauchte dann Lichtenberg als Anlaß, um in einem kurzen satyrischen Briefe, welcher wie Lessing's Anti-Götze ein Meisterstück der Invective ist, das ganze Treiben eines Zimmermann und Seinesgleichen, das Vornehmthun, das Prahlen mit Ruhm, Titeln, Orden und hohen Verbindungen, das gelehrte Kameradschaftswesen zu brandmarken. Es ging freilich seiner Satyre ebenso, wie der Lessing'schen: weder Lichtenberg noch Lessing konnten den Hang der Deutschen, sich gängeln und täuschen zu lassen, ausrotten. Lavater und Zimmermann blieben daher auch, bis andere Scharlatane sie überboten und verdrängten, die bewunderten Schöpfer einer neuen Wissenschaft für vornehme, eitele und schwärmerische Leute. Jeder Reisende von Ansehen, der durch Hannover kam, suchte dort vor allen Dingen Zimmermann kennen zu lernen, und nach Zürich

gingen eine Zeitlang zu Lavater Pilgerzüge, wie nach Rom zum Pabste.

Seit dieser Zeit standen sich die Parteien viel schroffer gegenüber, als vorher. Lavater und seine Anhänger näherten sich sogar den Katholiken und den Jesuiten. Unter den Männern seiner Partei ist vorzugsweise Jung-Stilling als eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung hervorzuheben, weil derselbe durch Göthe, Herder und Lavater, also durch ganz verschiedene Geister, zu einer Bedeutung in unserer Nation gebracht worden ist. Jung-Stilling war in Westphalen geboren, und hatte die dort herrschende Vorstellung von einem körperlich und sinnlich regierenden Gott, der die Welt gerade so geschaffen hat und regiert, wie der Mensch eine Uhr macht oder den Staat und das Hauswesen regiert, mit der Muttermilch eingesogen. Er hatte anfangs das Schneiderhandwerk getrieben, und war nach merkwürdigen Schicksalen, in denen er stets die unmittelbar eingreifende Hand der Gottheit zu erkennen glaubte, zuletzt Universitäts-Professor geworden. Seine sonderbaren Schicksale, seine eigenthümliche Darstellungsweise, seine aufrichtige Frömmigkeit, die Sicherheit, mit der er in seinem Glauben lebte, die Art, wie er die Wege der Vorsehung verstand, alles dies machte ihn für Männer wie Göthe und Herder zu einer interessanten Erscheinung. Durch sie wurde er dann bewogen, sein Leben zu beschreiben (1778). Diese Selbst-Biographie ist zwar in einem schlechten Styl und in einer unedeln Sprache geschrieben; sie brachte aber als eine aus Wahrheit und Dichtung gemischte, fromm empfindsame Idylle einen wohlthuenden Eindruck hervor, da sie den Leser aus den gedrechselten Perioden und erkünstelten Empfindungen und Verwickelungen der vielen Romane, aus den wunderlichen Sprüngen der Kraft-Genies und aus den Verzerrungen der Humoristen in die Natur zurück versetzte. Das Buch machte bei einer gewissen Klasse Epoche, und Jung-Stilling erhielt dadurch bald weit mehr Gewicht, als er seinen Geistesgaben, seinen Kenntnissen und seiner Schreibart nach verdiente. Dies veranlaßte ihn dann, mystische Romane zu schreiben, welche ebenso, wie die der früher genannten Roman-Fabrikanten, für die Geschichte unserer National-Literatur keine Bedeutung haben.

11. Geschichtschreibung.

Unter den deutschen Geschichtschreibern in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Pütter der ächte Repräsentant der dem Leben abgewendeten Universitäts-Bildung und des gelehrten vornehmen Treibens, das sich selbst dann noch auf den deutschen Universitäten erhielt, als die Revolution unserer Literatur und Bildung schon längst im Gange war. Pütter hielt in Göttingen vielbesuchte Vorlesungen über deutsche Rechtswissenschaft und deutsche Reichsgeschichte, und spendete in den gelehrtesten Schriften historisch-juristische Weisheit. Sein Werk über deutsche Reichsgeschichte galt mit Recht als das Ideal der einzigen Art von National-Geschichte, die es damals in Deutschland gab, der rein urkundlichen und juristischen; von Erforschung der inneren Entwickelung, von lebendiger Auffassung des Lebens und der Menschen war damals noch keine Rede. Neben Pütter lehrte in Göttingen Gatterer. Dieser hat sich besonders durch das, was er für die Geographie that, ein wirkliches Verdienst um die Fortschritte der deutschen allgemeinen Bildung erworben.

Zwei andere Göttinger Professoren, Schlözer und Spittler, waren durch die Art, wie sie lehrten und schrieben, weit bedeutender, als Pütter und Gatterer. Schlözer hat sich besonders durch eine Zeitschrift, von welcher erst später die Rede sein wird, um das Fortschreiten Deutschland's zu einem freieren Leben verdient gemacht. Von seinen historischen Werken dagegen hat nur seine Universal-Geschichte eine Bedeutung für die allgemeine Literatur. Dieses Buch verhält sich zu der fast gleichzeitig erschienenen Herder'schen Philosophie der Geschichte der Menschheit gerade so, wie Prosa zur Poesie. Schlözer hatte nämlich blos für die äußere, materielle Seite des Lebens Sinn; er erkannte nur die Erscheinung an und für sich selbst, nur die sinnliche Größe und physische Stärke an, und ließ Phantasie, Gefühl, Seelengröße kaum als wesentliche Eigenschaften des Menschen gelten. Bei seiner Beurtheilung nahm er daher ganz allein auf die Güte der Verwaltung, auf Ordnung, Sicherheit und Justiz Rücksicht. Er hatte deshalb auch eine wahre Abneigung gegen das unruhige, aller Polizei sich entziehende Volk der Griechen, hielt Chinesen, Mongolen, Türken und Russen einer

sorgfältigeren Betrachtung werth, pries einen Peter den Großen, einen Ludwig Ernst von Braunschweig, einen Lord North, und schalt dagegen einen Franklin, einen Lafayette und die holländischen Patrioten. Übrigens hat sich Schlözer, bei aller Einseitigkeit der Anschauung, doch ein großes Verdienst erworben. Er gehörte nämlich zu den Männern, welche der für unsere Zeit erforderlichen Geschichtschreibung dadurch den Weg bereiteten, daß sie die Grundsätze eines Bolingbroke und Voltaire (s. Th. XVI., S. 127 f. und 136) auf unsere gelehrte Geschichtschreibung anwandten, und dabei mit der Kritik Beider das, was Beiden mangelte, gründliche Kenntniß und gelehrte Forschung, verbanden.

In einer ganz anderen Weise als Schlözer hat Spittler die Geschichtschreibung mit dem Leben selbst in Beziehung gebracht, und für dasselbe fruchtbringend zu machen gesucht. Während nämlich Schlözer die Erscheinungen blos von der realen Seite her auffaßte, schrieb Spittler im Geiste einer Zeit, welche das Bedürfniß freier Verfassungen hatte. Er begann mit Forschungen über Kirchengeschichte und kanonisches Recht, und gab schon früh ein Handbuch der Kirchengeschichte heraus, welches, wie alle seine Werke, für das gebildete Publikum bestimmt war. In diesem Buche stellte er auf faßliche und geschmackvolle Weise die Trugkünste der Hierarchie dar, und bekämpfte nicht blos den Papismus, sondern den Pfaffengeist überhaupt, also auch den Fanatismus der protestantischen Geistlichen und ihr Streben, das Volk unwandelbar beim Glauben an die symbolischen Bücher zu erhalten. Nachher wandte sich Spittler ganz der politischen Geschichte zu. Er schrieb namentlich die Special-Geschichte einiger deutschen Fürstenthümer, und zwar so, daß er sie ganz von der politischen Seite her auffaßte und für eine freiere Regung im Staatsleben nutzbar zu machen suchte, obgleich er als ein Mann, der schon früh das Minister-Werden im Auge hatte, bei aller Wahrheitsliebe nicht über einen bestimmten Punkt hinausging. Er wies namentlich durch die Geschichte nach, wie die Bürger deutscher Länder es anzufangen hätten, um dem Beispiele ihrer Vorfahren gemäß ihre Rechte sowohl gegen Fürsten und Beamte, als auch gegen die Oligarchie der privilegirten Stände zu schützen. Auf die nämliche Weise verfuhr Spittler in seinem Handbuche der europäischen Geschichte; denn er deutete auch hier

vorzugsweise das Fortschreiten und Zurückgehen des Strebens nach politischer Freiheit an. In allen seinen Schriften wußte er als großer Kopf mit sicherem Blicke und angeborenem Takt den wesentlichen Punkt jedes einzelnen Zeitabschnittes zu treffen. Dadurch, sowie durch edeln Styl, hat er die Bahn für wahre Geschichtschreibung gebrochen; denn er hat den Deutschen klar und deutlich gezeigt, daß es mit dem Wühlen in Quellen und Urkunden nicht gethan sei.

Auf diesem Wege folgte ihm Dohm, welcher leider zu früh ganz in das praktische Leben überging, und uns deshalb blos Ein Werk, die Denkwürdigkeiten über die Geschichte seiner Zeit, hinterlassen hat. Dieses Buch, also eine Geschichte, bei deren Darstellung der Verfasser nicht aus Urkunden und geschriebenen Quellen, sondern aus unmittelbarer Erfahrung schöpfte, ist bei uns Deutschen einzig in seiner Art; denn es gibt kein anderes, in welchem ein deutscher Staatsmann über die politischen Angelegenheiten seiner Zeit einfach, klar, offen und ehrlich geschrieben hätte. Von Rhetorik ist bei Dohm ebenso wenig eine Spur zu finden, als von Sophistik. Die Geschichte wird vom Standpunkte eines freisinnigen deutschen Staatsmannes aufgefaßt und keineswegs, nach der Art der Doctrinärs, der Belehrung über Politik und Staatswissenschaft untergeordnet, sondern sie geht mit diesen Hand in Hand.

Dohm war eine Zeit lang in Kassel an der höheren Lehranstalt thätig gewesen, welche dort neu gegründet worden war und bald wieder einging. An derselben Anstalt wirkten zu gleicher Zeit zwei ihrem Charakter, Streben und Lebensgeschicke nach von einander ganz verschiedene Männer, Georg Forster und Johannes von Müller. Der Erstere, einer der ausgezeichnetsten Männer Deutschland's, auf welchen wir im nächsten Paragraphen zurückkommen werden, war edel und freiheitsliebend, lebte aber unglücklich und starb auf elende Weise, weil er den schönen Traum von Menschenrechten geträumt hatte und zu spät die dürre Wirklichkeit erkannte. Der Andere lebte und wirkte als Sophist, Rhetoriker und Höfling, ward als Geschichtschreiber vergöttert, und sonnte sich im Widerscheine des Glückes der Fürsten, der Pfaffen und des hohen Adels. Müller hat eine mühsam gearbeitete, von Gelehrsamkeit und Citaten strotzende Schweizer-Geschichte geschrieben, welche nicht blos in Rücksicht des Inhaltes, sondern sogar im Styl, wie man dies mit einem

neu erfundenen Ausdrucke benennt, ganz objectiv gehalten war; denn er bediente sich eines ausdrücklich für jenes sein Werk gebildeten Styles, welcher von seinem eigenen ganz verschieden war. Dieses Buch, in welchem Müller das Lob der Schweizer Freiheit verkündigte, und die Einrichtungen, Sitten und Gesetze des Mittelalters in ein neues, sehr glänzendes Licht stellte, verschaffte ihm einen ungemein großen Ruhm bei den Gelehrten und in der vornehmen Welt. Dies hatte dann — und darin liegt die Hauptbedeutung des Buches — für die Entwickelung der Zeit eine sehr nachtheilige Wirkung. Müller's Ruhm bewog nämlich später eine neue Generation von Schriftstellern, seine Manier und Sprache nachzuahmen oder auch ihn hierin noch zu überbieten. In Hinsicht auf Müller's Charakter ist noch der Umstand hervorzuheben, daß derselbe Mann, welcher die freien Schweizer und ihre Freiheitshelden gepriesen hatte, nachher in Mainz, Wien und Berlin, ja zuletzt sogar als Minister eines Hieronymus Bonaparte die Rolle des Höflings spielte, und in der zuletzt bezeichneten Stellung ebenso den Bonapartismus, wie früher Hierarchie und Feudal-Aristokratie, vertheidigte.

12. Verhältniß der Literatur zu den Regierungen und Journalistik.

An Freiheit der Presse, an Öffentlichkeit, an ein von Servilität freies Leben war in einem Reiche nicht zu denken, dessen ganze Einrichtung und Beschaffenheit einen wahren Gegensatz gegen alles dies bildete. Es war daher ein Glück, daß viele Fürsten und Minister, nach dem Vorgange Joseph's II. und Friedrich's des Großen, das Fortschreiten der Nation begünstigten. Einige wenige Beispiele werden genügen, um zu zeigen, welchen Antheil man damals von oben herab an dem Streben nach Aufklärung und nach Abwerfung der alten Bande nahm.

Daß die preußische Regierung, so lange Friedrich der Große lebte, das Fortschreiten begünstigte und förderte, braucht kaum besonders nachgewiesen zu werden. Unter ihrem Schutze erschien z. B. in Berlin, zum großen Ärgerniß aller Obscuranten, die allgemeine deutsche Bibliothek. Dieselbe Regierung war es, welche den Deisten Eberhard als Professor in Halle anstellte, und dem verfolgten Bahrdt ebendaselbst eine Zuflucht gewährte. Auch die Regierungen

der kleineren Staaten, die der Reichsstädte ausgenommen, begünstigten entweder aus Rücksicht auf den Kaiser und auf den preußischen König, oder, wie die Fürsten von Dessau und Baden, aus edelm inneren Triebe jeden Verbesserungsvorschlag. In Braunschweig wurden Lessing und der als Illuminat und Revolutionär verfolgte Mauvillon durch den Herzog selbst geschützt, so lange die Umstände es nur immer erlaubten. In Weimar vereinigten die verwittwete Herzogin Anna Amalia und ihr Sohn, Karl August, Männer wie Göthe, Herder und Schiller um sich, welche eine wahre Poesie schufen, und gerade durch ihr Leben am Hofe in den Stand gesetzt wurden, alle Klassen der Nation an die neue deutsche Literatur zu knüpfen.

Sogar in katholischen Ländern nahm man sich der aufstrebenden Gelehrten an, und zeigte Eifer für Aufklärung und Verbesserung. Im finsteren Münster-Lande suchte der edele Fürstenberg als Minister eine neue Ordnung in weltlichen und in geistlichen Dingen zu begründen. In der Pfalz ward unter Karl Theodor, welcher dort ganz andere Rathgeber hatte, als nachher in Baiern, auf längere Zeit Mannheim ein Hauptsitz der deutschen Musik und der deutschen dramatischen Dichtkunst. In Erfurt, welches damals noch zum Kurfürstenthum Mainz gehörte, wurde die Universität aus einem Wohnsitze finsterer Verfechter der Misbräuche in eine Zufluchtsstätte der kühnen Vertheidiger des neuen Lichtes umgewandelt. Selbst Bahrdt war dort eine Zeitlang Professor. Diese Stadt ward durch Karl von Dalberg, welcher seit 1772 viele Jahre als kurfürstlicher Statthalter in ihr zubrachte, gehoben, weil auch sogar Wieland kurze Zeit dort lebte. Dalberg erwarb sich damals den Ruhm eines deutschen Mäcenas und Musageten, ward als edeler und freisinniger Mann vergöttert, und schloß sich an denjenigen Theil der Illuminaten an, welcher die katholische Religion auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen wollte. In Mainz selbst waren Dalberg's beide Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhle, Emmerich Joseph und Karl Joseph, ernstlich bemüht, aus ihrem Kurfürstenthum den Geist des Mittelalters zu verbannen. Der Letztere vereinigte, um auf der Universität Mainz neues Leben zu wecken, dort eine Anzahl berühmter Männer, welche wie Johannes von Müller und Georg Forster zum Theil sogar Protestanten

waren. Auch in Köln und Trier, sowie in Bamberg und Würzburg, zeigte sich die Wirkung des eingedrungenen neuen Lichtes. —

Was die Zeitschriften angeht, so ist der allgemeinen deutschen Bibliothek bereits oben (S. 107) gedacht worden. Wie dieses Journal Nicolai's Organ für das gelehrte Fach war, so schufen Wieland und F. H. Jacobi sich 1773 eines für die belletristische Literatur. Das neue Journal war, was schon sein Titel „deutscher Merkur" aussprach, einer französischen Zeitschrift (Mercure de France) nachgebildet und gleich dieser für den vornehmen Theil des Publikums bestimmt. Seine Gründung war eine reine Sache der Speculation; denn Wieland verschmähte, soweit sich dies mit seinem sonst ganz rechtlichen Charakter vereinigen ließ, keine Art von Handelsklugheit, um seinen Erzeugnissen ein großes Publikum und dadurch sich selbst und seiner Familie äußere Unabhängigkeit zu verschaffen. Der Plan, nach welchem Wieland und Jacobi bei ihrer Zeitschrift verfuhren, bestand darin, daß sie vermittelst derselben ihre Erzeugnisse immer erst als Proben ins Publikum bringen wollten, und daß Wieland durch seinen in der Leserwelt beliebten Namen die Arbeiten der beiden Brüder Jacobi verbreiten helfen sollte, wogegen F. H. Jacobi es übernahm, nicht allein Mitarbeiter zu werben, sondern auch den etwaigen Mehrbetrag der Kosten zu decken. Schon aus dieser Entstehung des deutschen Merkur läßt sich abnehmen, daß von ihm keine reformirende Einwirkung auf Staat, Leben und Literatur zu erwarten war. Wir brauchen daher auch von diesem Journal nicht weiter zu reden.

Ganz anders verhält es sich mit der Zeitschrift, welche Schlözer von 1775 an unter dem Titel Briefwechsel, von 1782 an aber unter dem neuen Titel Staatsanzeigen herausgab. Schlözer war freilich heftig, einseitig und in seinem Urtheile nicht ganz unbefangen; er war aber zugleich bei dem großen Rechtsgefühle, das er besaß, ein Feind aller Despoten und Finsterlinge, ein eifriger Vertheidiger der natürlichen Rechte und des gesunden Menschenverstandes. Er hatte außerdem den nöthigen Muth, um in einer Zeit, in welcher jedes den Machthabern anstößige Wort gefährlich war, gegen diese aufzutreten. Er widmete endlich seine Zeitschrift nicht der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, sondern dem Leben selbst, und zwar so, daß er die Verbesserung der fehlerhaften

Leitung desselben zum Ziele seiner journalistischen Thätigkeit machte. Übrigens besaß Schlözer, obgleich er von Natur leidenschaftlich und heftig war, auch die beim damaligen Zustande der deutschen Presse nöthige Klugheit. Dies bewies er gleich anfangs dadurch, daß er hannöverische Dinge nicht berührte. Sein Journal hatte eine ganz außerordentliche Wirkung, und ward für alle großen und kleinen Tyrannen eine furchtbare Macht, zumal da Schlözer darauf bedacht war, in demselben nur Thatsachen mitzutheilen. Er griff bald die städtischen Aristokraten, bald die Despoten in Mönchskutten, die Jesuiten, bald die hochgeborenen Reichsritter, bald die fürstlichen Herren des weltlichen oder geistlichen Standes an. Vergebens wandten sich die Angegriffenen an Schlözer's Landesherrn, König Georg III. von England; dieser war den Staatsanzeigen gewogen, weil Schlözer nachdrücklich gegen die Nordamerikaner Partei genommen hatte. Auch Kaiser Joseph II. sprach sich sehr günstig über den Kampf Schlözer's mit den Jesuiten und über seine Rügen geistlicher Misbräuche aus. Die Behörden selbst sahen nach und nach ein, wie vortheilhaft es sei, daß das, was bisher von Beamten und Kanzleien im Dunkel des Geheimnisses versteckt worden war, mitunter auch einmal an das Tageslicht gezogen werde.

Gleichzeitig mit Schlözer's Journal entstand eine für die National-Literatur bestimmte Zeitschrift, das von Dohm gegründete und zuerst von ihm und Boie, dann von Letzterem allein geleitete deutsche Museum. Dieses ist unstreitig die beste Zeitschrift für das größere Publikum, welche je in Deutschland erschienen ist. Das deutsche Museum war es, in welchem unsere ausgezeichnetsten Prosaisten ebenso die ersten Proben ihrer Arbeiten niederlegten, wie der von Boie redigirte Musen-Almanach die besten Erzeugnisse aus dem Gebiete der leichteren Poesie enthielt. Aus diesem Grunde bildet das deutsche Museum gewissermaßen eine chronologische Übersicht aller der Bemühungen, durch welche unsere Literatur und Sprache auf Eine Höhe mit der französischen und englischen gebracht worden sind. Die Mitarbeiter waren in Hinsicht auf Richtung, Bildung und Denkart unter einander sehr verschieden; aber alle stimmten in Einem Punkte, in dem Eifer für die geistige Wiedergeburt der Nation, überein. Boie und Dohm besaßen alle zur Leitung eines solchen Unternehmens erforderlichen Eigenschaften:

sie waren in ganz Deutschland geachtet, und hatten einen gereinigten Geschmack, große und vielseitige Kenntnisse und, was bei deutschen Gelehrten sehr selten ist, einen richtigen praktischen Tact. Erleichtert ward ihnen die Arbeit durch die innige Freundschaft, welche damals alle für die Hebung und Veredelung der Nation begeisterten Männer auch ohne persönliche Bekanntschaft mit einander verband.

Selbst die Göttinger Gelehrten-Aristokratie hielt es für nöthig, aus ihrer stolzen Abgeschlossenheit gegen die National-Literatur herauszutreten und zur Herbeiführung eines neuen allgemeinen geistigen Lebens mitzuwirken. Sie gab unter Georg Forster's und Lichtenberg's Leitung das Göttingische Magazin der Wissenschaft und Literatur heraus, eine Zeitschrift, welche gleich dem deutschen Museum noch jetzt als eigenes Werk einen Werth hat. Hauptzweck derselben war, einzelne Theile der Wissenschaft dem ganzen Volke zugänglich zu machen, und damit zugleich der zur Mode gewordenen Empfindsamkeit, Faselei, Frömmelei und tollen Genialität entgegenzuarbeiten. Alle Göttinger Professoren, welche sich die Fähigkeit zutrauten, im Geiste und in der ganz neuen Sprache der Zeit schreiben zu können, lieferten Beiträge zu dieser Zeitschrift; und sie zeigten sich dabei praktisch tüchtiger, als die gepriesenen Basedow's und Campe's und die sentimentalen Bücher-Fabrikanten jener Zeit. Sogar der ganz hinter Urkunden und Folianten verschanzte Reichs-Historiker und Reichsrechts-Lehrer Pütter und der alte theologisch gelehrte Michaelis schlossen sich an ihre Collegen an. Kästner gab einen Aufsatz über Kepler, in welchem er die Nothwendigkeit eines freieren Zustandes der Deutschen nachzuweisen suchte. Forster lieferte Arbeiten über Otaheiti und über Büffon, die zu den merkwürdigsten Stücken unserer prosaischen Literatur gehören. Schlözer trat auch in diesem Journal, wie in seinem eigenen, mit den stärksten Worten gegen den Misbrauch der Regierungsgewalt in kleinen Staaten auf. Heyne schilderte den Verfall des englischen Schulwesens, um den Deutschen zu beweisen, wie nöthig es sei, daß die gelehrten Schulen von Zeit zu Zeit reformirt würden. Lichtenberg theilte unter Andern eine seiner besten Satyren mit, nämlich sein Sendschreiben des Mondes an die Erde, in welchem das Empfindungsfieber der achtziger Jahre auf

eine äußerst feine und treffende Weise angegriffen wird. Auch Lessing's Freund Reimarus lieferte Beiträge zu dieser Zeitschrift.

Ein anderes in Göttingen erschienenes Journal, welches freilich erst 1787 seinen Anfang nahm, war das von Meiners und Spittler herausgegebene Göttingische historische Magazin. Gleich der erste Band desselben zeigte, wie vortrefflich Spittler es verstand, die beginnende französische Revolution für die politische Belehrung der deutschen Nation fruchtbar zu machen, und wie sehr es zu bedauern war, daß ein solcher Mann gleich nachher seine literarische Thätigkeit aufgab und sich selbst sowie dem Vaterlande untreu ward.

Schon einige Jahre vorher (1784) hatte K. F. von Moser (s. S. 100) durch sein patriotisches Archiv auf ähnliche Weise zu wirken gesucht. Er hatte jedoch weniger, als Schlözer und Spittler, Staatswissenschaft im weiteren Sinne und Zeitgeschichte vor Augen. Moser zog mit der größten Kühnheit die sittlichen Gebrechen der Höfe, die Gewaltstreiche der Regierungen und Gerichte und andere schreiende Misbräuche deutscher Staaten an das Licht der Öffentlichkeit, nicht um historische Nachrichten zu geben, sondern um zu verbessern. Ganz besonders war er darauf bedacht, das bloße Dienen um Brod, die herrschende falsche Vorstellung von dem Verhältnisse der Staatsbürger zur Obrigkeit, den servilen, jedes patriotischen Gefühles ermangelnden Geist der Beamten zu bekämpfen, sowie die sophistischen Juristen und Historiker zu brandmarken, welche im Dienste ihres Brodherrn eine Sache als Recht vertheidigten, die sie als Diener eines anderen Herrn Unrecht geheißen haben würden. Moser suchte auch die Hauptquelle nachzuweisen, aus welcher diese Servilität und Gesinnungslosigkeit, sowie der herrschende Mangel an Patriotismus und an moralischem Muthe entspringe. Er glaubte sie in der Beschaffenheit der Universitäten und des wissenschaftlichen Lebens suchen zu müssen, und griff daher auch die Eitelkeit und den Zunftgeist der Professoren, das rohe Studenten-Leben, das handwerksmäßige und auf bloßes Gedächtnißwerk hinzielende Betreiben der gelehrten Studien aufs heftigste an. Alles dies that ein Mann, welcher kein Neuerer, kein sarkastischer Satyriker oder Phantast, kein liberaler Schwärmer, sondern ein trockener, steifer, praktischer, historisch-

politischer Geschäftsmann alten Schlages war, der als Beamter und sogar als Minister kleiner Fürsten seine Erfahrungen gesammelt hatte. Moser gehörte sogar ganz der alten Zeit an; denn er hatte nicht einmal in seinem Styl über dieselbe hinauskommen können, war der eifrigste Anhänger der alten Orthodoxie und Consistorial-Religion, und theilte daher auch mitten unter seinen heftigen Bekämpfungen alter Misbräuche fromme Artikel mit, welche eher in einem Erbauungsbuche, als in einem patriotischen Archiv, an ihrem rechten Platze gewesen sein würden. Aus diesem Grunde schadete er auch seinem eigentlichen Zwecke, und konnte das nicht leisten, was er wünschte, und was die Zeit forderte.

Fast gleichzeitig mit Moser begann der Herr von Göckingk sein Journal von und für Deutschland, welches ebenfalls blos für deutsche Angelegenheiten bestimmt war. In diesem sollte, nach dem Muster englischer Zeitungen, die innere Geschichte der deutschen Länder auf eine solche Weise besprochen werden, daß mehr die Individuen, als die Gesellschaft den Gegenstand der Kritik bildeten, und daß alles das, was juristisch nicht angegriffen werden konnte, vor das Gericht des unbefangenen Menschenverstandes gebracht werde. Ein solcher Versuch war selbst für einen Mann äußerst schwierig, welcher als Mitglied der Ritterschaft, als Patriot und als Dichter weit und breit geachtet war, und noch dazu als ein sehr reicher Mann die nöthigen Mittel besaß, um für seine Zeitschrift sogar große Geldopfer bringen zu können. Göckingk hatte gleich anfangs so vielen Verdruß von seinem kühnen Unternehmen, daß er schon 1785 zurücktrat[1], und dasselbe ganz seinem Freunde, dem wackeren Dom-Kapitular und Präsidenten von Bibra zu Fulda, überließ, mit welchem er vorher die Redaction gemeinschaftlich geführt hatte. Dieser setzte dann das Unternehmen im Geiste seines Begründers fort. Übrigens hatte Göckingk das Journal mit einem Artikel eröffnet, der nicht besser hätte gewählt werden können. Die ersten Hefte des neuen Journals enthielten nämlich eine Correspondenz, welche ein Freiherr von Münster-Landegge mit der Regierung eines erst kurz vorher gefürsteten Grafen von Hohenlohe über eine lächerliche Rangstreitigkeit führte. Diese Correspondenz war nicht nur für den groben Kanzlei-Ton der Beamten jener Zeit bezeichnend, sondern sie gab auch den für uns fast unbegreiflichen

Stolz und Hochmuth der damaligen Reichsritter, der jetzt wieder aufzuleben scheint, und der kleinen Reichsfürsten, sowie die aus demselben entspringenden Hindernisse für die Besprechung politischer Angelegenheiten recht klar zu erkennen.

Mit dem raschen Fortschreiten der französischen Revolution hörte sowohl dieses Organ der Öffentlichkeit in politischen Dingen, als auch Schlözer's Journal auf; denn die conservative Angst, die sich damals der Fürsten, Edelleute, Privilegirten und Ton angebenden Gelehrten Deutschland's bemächtigte, erzeugte eine Reaction, mit welcher eine freimüthige Besprechung der deutschen Angelegenheiten sich durchaus nicht vertrug.

XV. Die französische Revolution bis zum Ausbruche des Krieges von 1792.

1. Bis zur Erstürmung der Bastille (14. Juli 1789).

Am 5. Mai 1789 wurde die Versammlung der Reichsstände (États-généraux) eröffnet. Die Umstände, unter welchen dieselbe ihre Thätigkeit begann, waren im höchsten Grade ernst und bedenklich. Dies würde, wenn es auch nicht aus dem ganzen Zusammenhange der inneren Geschichte Frankreich's unter Ludwig XV. und XVI. hervorginge, schon daraus einleuchtend sein, daß sich während der Erwählung der Deputirten überall ein revolutionärer Geist und Ton kund gegeben hatte, und daß schon acht Tage vor ihrer Zusammenkunft mit der Plünderung und Niederbrennung der Wohnung eines reichen Pariser Aristokraten jene wilden Revolutions-Scenen begannen, welche nachher fast alltäglich geworden sind. Unter den Deputirten der drei Stände befanden sich unstreitig die ausgezeichnetsten Männer Frankreich's, Männer, welche in den alten strengen Schulen Frankreich's ihre Bildung erhalten hatten, und nicht blos mit gediegenen Kenntnissen, sondern auch mit Geschäftserfahrung ausgerüstet waren. Die Versammlung war aus den beiden äußersten Parteien, die es damals gab, zusammengesetzt; denn einerseits hatte der Adel neben einer kleinen Zahl von liberal Gesinnten die heftigsten Gegner jeder Verbesserung geschickt, andererseits aber der Bürgerstand vorzugsweise Freunde radikaler Verbesserungen gewählt. Doch war das demokratische Element überwiegend. Es befanden sich nämlich, ganz abgesehen von den Vertretern des dritten Standes, unter den geistlichen Deputirten zweihundertundfünf Pfarrer, welche meistens durch Geburt und Gesinnung dem Bürgerstande an-

gehörten, und von den Vertretern des Adels huldigten einerseits manche, wie Lafayette, den herrschenden politischen Ideen, und andererseits fehlten die einundzwanzig Deputirten der Bretagne, weil der dortige Adel aus Erbitterung über den Gang der Dinge keine Wahlen vorgenommen hatte.

Unter den Deputirten des dritten Standes befanden sich nicht weniger als zweihundert Advokaten, unstreitig eine allzugroße Zahl, weil diese Menschenklasse gewohnt und genöthigt ist, auch der schlechtesten Sache eine gute Seite abzugewinnen und dieselbe durch Sophistik und Declamation zu vertheidigen. Zu diesen Advokaten gehörte auch der ältere Robespierre von Arras, welcher jedoch in der ersten National-Versammlung nur eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Noch nachtheiliger, als die vielen Advokaten, wirkten vielleicht gerade die edelsten Mitglieder der Versammlung, nämlich jene für Recht, Tugend und Freiheit begeisterten Männer, welche schwärmend und träumend unter Wachende gekommen waren. Diese Männer wurden um so leichter irre geleitet, je aufrichtiger und reiner ihre Gesinnung war, je größeres Gewicht sie auf Redensarten und Systeme legten, und je weniger sie die Menschen kannten. Sie wurden als unpraktische Männer, ohne daß sie selbst es merkten, das Spielzeug von Leuten, welche ganz allein auf ihren äußeren Werth bedacht waren, und deren Gattung jetzt ausschließend als die der praktischen Menschen gepriesen wird. Von den edeln Idealisten und Theoretikern der ersten Zeit der französischen Revolution ist uns Lafayette bereits als ein Mann bekannt geworden, der für seine Überzeugung Alles aufzuopfern bereit war. Er blieb dem Traume seiner Jugend bis ans Ende des Lebens getreu, was für ihn selbst höchst rühmlich, für die gute Sache aber oft sehr nachtheilig war. Durch eine gleich große schwärmerische Begeisterung und durch gleiche unwandelbare Treue gegen seine Ideale zeichnete sich der Pfarrer und nachherige Bischof Gregoire, ein eifriger Jansenist, aus. Er kam als ein Mann vom besten Herzen und als wahrhafter Enthusiast, aber ohne alle Kenntniß der Welt und der Menschen von seiner einsamen Dorfpfarrei in die verdorbene Pariser Welt, und schlug dort, in seinem frommen Zelotismus gegen Hof, Papismus und Sittenlosigkeit, gleich anfangs eine ganz demokratische Richtung ein. Ein dritter Mann aus der Klasse der

Enthusiasten, Barnave, wandte sich schon zu der Zeit, als König Ludwig einen misglückten Fluchtversuch machte und von ihm im Auftrag der National-Versammlung nach Paris zurückgebracht wurde (Juni 1791), vom Republikanismus zum monarchischen Sinne. Er mußte dafür in der Schreckenszeit mit dem Leben büßen. Dasselbe Schicksal hatte Bailly für die philanthropische Eitelkeit und sentimentale Begeisterung zu erleiden, durch die er sich aus dem Studirzimmer ins praktische Staatsleben hatte treiben lassen. Bailly war ein sehr gelehrter Astronom, und hatte sich außerdem durch eine Schrift über den Ursprung der Künste und Wissenschaften berühmt gemacht, in welcher er ebenso für die Vergangenheit, wie nachher als Abgeordneter der Stadt Paris in der National-Versammlung für die Gegenwart, theoretisch schwärmte.

Die zur Klasse der Enthusiasten gehörenden Deputirten wurden, ohne daß sie es merkten, durch Männer von ganz entgegengesetzter Art benutzt und betrogen, welche Schlauheit, Menschenkenntniß und Kühnheit genug besaßen, um über der Bewegung zu stehen und dieselbe nach ihrem Sinne zu leiten. Von diesen Männern waren Graf Mirabeau und der Bischof von Autün, Talleyrand-Perigord, die bedeutendsten. Beide standen sich in Hinsicht auf Kenntniß der Welt und der Mittel in ihr zu wirken, sowie in sittlicher Beziehung völlig gleich; dagegen unterschied sich der Erstere durch edlere Absichten und durch wirkliche nationale Gesinnung von dem Zweiten. Sie gehörten Beide der hohen Aristokratie an, und waren so verschuldet, daß sie den gewohnten Aufwand vornehmer Herren nicht länger fortzusetzen vermochten. Beide waren durchaus praktische Menschen, verlachten jede Art von moralischer oder politischer Idealität, und benutzten ihre Talente, Erfahrungen und Verbindungen, um sich durch die Herbeiführung neuer Zustände die Mittel zu neuem Glanze und Genusse zu verschaffen. Mirabeau war der Sohn des bekannten Enthusiasten für Quesnay's staatswirthschaftliches System (s. Th. XVI., S. 415 f.), und hatte seine frühere Lebenszeit in Ausschweifungen und Lastern der ärgsten Art zugebracht, dabei aber zugleich auch seinen Geist durch angestrengte Thätigkeit gekräftigt und sich, nicht aus Büchern, sondern im Verkehr des Lebens, eine tiefe Kenntniß der menschlichen Leidenschaften, Schwächen und Kabalen erworben. Durch Ausschweifungen

und Verschwendungen hatte er seinen äußerst reizbaren, gegen Weib und Kind tyrannischen Vater so sehr erbittert, daß dieser ihn vermittelst eines königlichen Haftbriefes (lettre de cachet) auf längere Zeit hatte festsetzen lassen. Nachher hatte der junge Mirabeau eine angesehene verheirathete Dame verführt, und war mit ihr nach Holland entflohen, wo sie dann von ihm schändlich verrathen und verlassen wurde. In Holland hatte er sich als Schriftsteller seinen Unterhalt erworben. Sein Vater hatte ihn unterdessen als einen Schandfleck der Familie verfolgt, und 1777 war der junge Mirabeau in Folge davon verhaftet, nach Frankreich gebracht und dort wieder mehrere Jahre lang im Gefängnisse gehalten worden. Nachdem er wieder freigelassen worden war, hatte er sich von der Regierung als vornehmer Spion an vielen Höfen, besonders am preußischen, gebrauchen lassen. Dadurch ward er mit Deutschland's Höfen, Staatsrecht und Einrichtungen genau bekannt, ein damals in Frankreich sehr seltener Vorzug, welchen auch Mirabeau's Freund Talleyrand von seinen Universitäts-Studien in Straßburg her besaß. Als die Wahlen für die Reichsstände gehalten wurden, hätte Mirabeau von der Regierung ebenso leicht gewonnen werden können, wie er sich später von ihr gewinnen ließ; allein die adeligen Wähler der Provence, seiner Heimath, von denen er zum Deputirten gewählt zu werden hoffte, stießen ihn sogar als nicht-berechtigt aus ihrer Mitte aus. Von der Ritterschaft verschmäht, übernahm Mirabeau die Rolle eines Kämpfers für die Rechte des Bürgerstandes. Er vertauschte daher, um als bürgerlicher Deputirter der Stadt Aix gewählt werden zu können, seinen Grafen-Titel mit dem Namen eines Bürgersmannes und Tuchhändlers. Auch ward er in der That dort gewählt, wiewohl gewiß nicht wegen des so eben erwähnten Umstandes, sondern weil seine Familie in Aix sehr bekannt war und er selbst als Proselyt ein großes persönliches Vertrauen einflößte.

Neben Mirabeau und Talleyrand zeichnete sich unter den sogenannten praktischen Männern in der Reichsversammlung besonders der Abbé Sieyes aus. Dieser hatte sich früher durch gelehrte Arbeiten als Dialektiker und Sophist bekannt gemacht, zuletzt aber durch mehrere politische Schriften den größten Ruf als Publicist erworben. Er hatte namentlich zur Zeit der Notabeln-Versammlung

von 1788 unter dem Titel „Was ist der dritte Stand?“ eine Schrift herausgegeben, in welcher der Lieblingssatz der Zeit, daß nur der Bürgerstand die Nation sei, klar und leicht vorgetragen war. Diese Schrift war durch reiche Leute in unzähligen Abdrücken verbreitet worden, und hatte ihrem Verfasser ein so großes Ansehen verschafft, daß er von der Stadt Paris zu einem ihrer Deputirten gewählt wurde. Siéyes spielte als solcher, sowie im ganzen weiteren Verlaufe der Revotution, die Rolle eines äußerst gewandten Sophisten. Er gewann besonders dadurch großes Ansehen und Gewicht, daß er es verstand, mitten unter den weitschweifigen Reden Anderer und bei dem Schwanken der Ansichten den rechten Punkt oder das treffende Wort zu finden, und daß er durch das metaphysische Dunkel, in welches er sich hüllte, das Ansehen eines Orakels erhielt, dessen kurze spitzfindige Aussprüche oft den Ausschlag gaben. Neben Siéyes, Mirabeau und Talleyrand ist der Herzog von Orleans kaum zu nennen, obgleich man mitunter ihm ebenfalls eine große Bedeutung zugeschrieben hat. Sein ganzer Einfluß auf die Revolution beschränkte sich im Grunde nur darauf, daß die Geldsummen, die man ihm zu entlocken wußte, anderen Leuten als Mittel dienten, um die Bewegung immer weiter voran zu drängen. Einen Partei-Anhang hat der Herzog von Orleans niemals gehabt. Ebenso wenig war bei ihm von einem festen Plan die Rede. Auch würde er diesen, selbst wenn er ihn gehabt hätte, nicht consequent zu verfolgen im Stande gewesen sein.

Wenden wir unsere Blicke von den Hauptmännern der Versammlung auf die Regierung, so zeigt sich der Alles mit sich fortreißenden Gewalt des Zeitgeistes gegenüber nichts als Schwäche, Zwietracht und Schwanken. Dadurch förderten Hof und Regierung selbst die Bewegung. Necker, damals der wichtigste Mann im Ministerium, mußte dies sogar mit Bewußtsein und Absicht thun, weil er bei dem Hasse, den der Hof gegen ihn hegte, nur durch das Übergewicht des dritten Standes seine Absicht erreichen konnte; er vermochte aber natürlich nicht, der Bewegung wieder Einhalt zu thun. Der König selbst war einer von jenen sogenannten guten Menschen, welche jedem Eindrucke nachgeben, allen Ansichten gerecht sein wollen, und in Folge davon ein Spielball von Weibern und Heuchlern sind. Er schwankte stets hin und her, je nachdem

entweder seine Gemahlin, die Prinzen und die Hofleute, oder die Gewalt der Ereignisse und die Furcht vor den Alles vorantreibenden Häuptern der Versammlung ihm imponirten. Die Letzteren wußten schon längst, daß man von ihm durch Consequenz und Schrecken Alles, auf andere Weise aber nichts erlangen könne. Wie wenig Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge der König und seine Umgebung hatten, zeigte sich schon am Tage vor der Eröffnung der Versammlung. Anstatt nämlich den Ständeunterschied und die Privilegien, über welche so heftig geschrieen wurde, wenigstens in diesem Augenblicke zu verstecken, machte man sie bei der Audienz, welche die Deputirten am 4. Mai erhielten, noch recht auffallend. Dem Adel ward für diese Audienz eine prächtige Kleidung, dem dritten Stande eine einfache vorgeschrieben; die beiden ersten Stände wurden in einem anderen Zimmer empfangen, als der dritte; für jene wurden die beiden Flügelthüren, für diesen dagegen nur Eine geöffnet. Übrigens läßt sich aus den Instructionen (cahiers), welche den Deputirten von ihren Wählern gegeben worden waren, der verwirrte Zustand der Dinge und die allgemein herrschende Unzufriedenheit auf die klarste Weise erkennen. Man ersieht aus denselben zugleich, wie die Nation in dem Schwindel, welcher Alles ergriffen hatte, sich schon damals zum Unbestimmten, Idealen, Theoretischen und deshalb Unerreichbaren fortreißen ließ, und wie wenig die Regierung auch bei der größten Festigkeit und Entschiedenheit im Stande gewesen sein würde, den Strom der Zeit aufzuhalten.

Gleich nach der Eröffnung der Versammlung (5. Mai) entstand, bei Gelegenheit der Prüfung der Vollmachten, ein Streit über die Frage, ob jeder der drei Stände für sich allein und mit besonderer Stimme berathen und entscheiden, oder ob alle drei sich in eine einzige Versammlung vereinigen sollten. Dieser Streit setzte die Ohnmacht der Regierung und die moralische Übermacht des dritten Standes ins glänzendste Licht. Die Minister hatten nämlich in ihren Eröffnungsreden nicht gewagt, die Vereinigung der drei Stände zu gebieten; sie hatten vielmehr dieselbe nur als etwas Wünschenswerthes bezeichnet. Die Deputirten des dritten Standes dagegen wußten ihren Willen in kurzer Zeit durchzusetzen. Sie schufen sich gleich anfangs eine Macht, vermittelst deren sie die

Regierung stets aufs neue einschüchterten und in Folge davon Alles erlangten. Zu dieser Macht war ihnen die Regierung selbst schon früher dadurch behülflich gewesen, daß sie den Wählern gestattet hatte, beisammen zu bleiben und noch andere Geschäfte außer der Wahl vorzunehmen. Es waren also förmliche politische Klubbs organisirt worden, die sich als Vertreter ihrer Mitbürger betrachteten und als solche handelten. Die Pariser Wähler-Versammlung des dritten Standes erlaubte sich sogar schon am 8. Mai eine förmliche Protestation gegen einen Beschluß des Staatsrathes. Zwei Tage nachher erklärte sie sich für permanent, oder mit anderen Worten sie beschloß, eine Art zweiter oder Pariser National-Versammlung zu bilden. Schon im Juni wurde eine Deputation derselben, trotz des gegen sie erlassenen Verbotes der Regierung, von der wirklichen National-Versammlung ehrenvoll empfangen. Außer den Wähler-Versammlungen nahmen die Leiter des dritten Standes gleich anfangs auch die rohe Gewalt in ihren Dienst, weil sie recht gut wußten, daß nur durch diese der Widerstand der verhärteten aristokratischen Herzen gebrochen werden könne. Schon am 9. Mai ließ die Pariser Wähler-Versammlung des dritten Standes eine Deputation der Fischweiber, sowie gleich darauf eine andere der Obstweiber und eine dritte der Damen der Halle in ihre Sitzung zu, um sich von denselben danken und die Sorge für das sogenannte Volk anempfehlen zu lassen. Diese Weiber erhielten sogar von der Versammlung Geld, und wurden dadurch zu neuen Demonstrationen ermuntert. Die wahrhaft patriotischen und edeln Männer, welche dies thaten, ahnten in ihrem Enthusiasmus die schrecklichen Folgen der Sache nicht. Auch die Öffentlichkeit der Sitzungen und der Druck der Protokolle der Stände-Verhandlungen wirkten bereits im Mai zur Erreichung dessen mit, wonach die Häupter des dritten Standes strebten. Die Zuhörer in der Stände-Versammlung, welche schon bald nachher größtentheils aus gedungenem Pöbel bestanden, beklatschten jedes dreiste Wort, während zugleich außerhalb des Saales die aristokratisch gesinnten Mitglieder insultirt wurden. Der Druck der Debatten brachte Zeitungen, welche im heftigsten Tone geschrieben waren, in aller Welt Hände, und die Unterhaltung drehte sich fortan sogar in den Privat-Kreisen um die politischen Partei-Fragen.

Der Streit über die getrennte oder gemeinschaftliche Prüfung der Vollmachten dauerte einen ganzen Monat. Das Gehässige desselben fiel ganz allein auf die verhaßte Mehrzahl der Deputirten der zwei oberen Stände, weil die Minderzahl in Beiden, von Talleyrand, Gregoire, Lafayette und dem Herzoge von Orleans geleitet, jeden Schritt des dritten Standes kräftig unterstützte. Der Streit endigte erst dann, als die bürgerlichen Deputirten sich der Stimmung des französischen Volkes und der Schwäche der Regierung gehörig versichert hatten, um mit voller Sicherheit des Erfolges einen entscheidenden Schritt thun zu können. Dieser Schritt bestand darin, daß der dritte Stand am 10. Juni den Beschluß faßte, sich als Volksversammlung zu constituiren, wenn die anderen Stände sich nicht bei ihm zur Prüfung der Vollmachten einfänden. Die Ausführung dieses Beschlusses, welche schon zwei Tage nachher erfolgte, ward durch die im Klerus und Adel bestehende Spaltung erleichtert. Schon am 13. schlossen sich drei Geistliche und in den nächsten drei Tagen noch sechszehn andere an die Versammlung des dritten Standes an. Am 16. und 17. rissen dann Sièyes und Mirabeau, die eigentlichen Leiter des dritten Standes, diesen zu dem letzten Schritte hin, durch welchen die Revolution in vollen Zug gebracht wurde. Die Deputirten des Bürgerstandes erklärten nämlich, daß eine aus den Vertretern von sechsundneunzig Hunderttheilen der Nation bestehende Versammlung sich nicht länger durch die Abgeordneten gewisser Klassen von Staatsbürgern in Unthätigkeit halten lassen könne, daß sie deshalb sich unter dem Namen National-Versammlung förmlich als Repräsentantin des französischen Volkes constituire, und vor der vollendeten Wiedergeburt des Reiches nicht auseinander gehen werde. Um sich gegen eine etwaige Auflösung durch die Regierung sicherzustellen, faßte man noch einen anderen Beschluß, bei welchem auch der bisher nur der Regierung zukommende Ausdruck décréter gebraucht wurde. Es seien nämlich, so lautete derselbe, alle bisher erhobenen Abgaben ungesetzmäßig, weil sie nicht von der Nation bewilligt worden wären; sie sollten zwar noch ferner erhoben werden dürfen, aber nur bis zu dem Augenblicke, wo die National-Versammlung aus irgend einem Grunde aufgelöst würde. Dieser Erklärung wurde, damit das Volk und die Geldmänner in das

Interesse der Versammlung gezogen würden, noch der Zusatz beigefügt, daß die National-Versammlung nicht nur den Ursachen der herrschenden Theuerung nachspüren, sondern auch bis zur Herstellung einer neuen Verfassung für die Bezahlung der Zinsen der Staatsschuld Sorge tragen werde.

Der König erschrack über diese Beschlüsse und sprach seine Misbilligung derselben aus. Die Bewegung war jedoch nicht mehr aufzuhalten, und der vom dritten Stande gethane Schritt hatte, unter lautem Beifall der Nation, das höchste Ansehen vom Könige auf die Volksvertreter übertragen. Von Seiten des Hofes verfiel man jetzt auf das Auskunftsmittel, eine sogenannte königliche Sitzung der drei Stände zu halten und in derselben ganz unerwartet eine von der Regierung ausgearbeitete Verfassung vorzuschreiben. Wegen der für eine solche Sitzung nöthigen Vorbereitungen sollten am 20. und 21. Juni die Sitzungen der drei Stände ausgesetzt bleiben. Von diesem Gebote erhielt jedoch unbegreiflicher Weise der Präsident der National-Versammlung, Bailly, erst ganz kurz vor der Stunde, in welcher die von ihm auf den 20. Juni angesagte Sitzung eröffnet werden sollte, officielle Anzeige. In Folge davon war die Mehrzahl der Deputirten bereits am Eingange ihres Sitzungssaales angekommen, den die Regierung hatte schließen und mit Wachen umstellen lassen. Es war nicht zu bezweifeln, daß der Hof es auf einen Gewaltstreich abgesehen habe; die Deputirten beschlossen daher, einer schwachen Regierung Trotz zu bieten. Sie begaben sich, von einer großen Volksmenge umgeben, in den Saal des königlichen Ballhauses, hielten dort stehend eine mit theatralischen Phrasen reichlich ausgestattete Berathung, und faßten mit allen Stimmen gegen eine einen Beschluß, durch welchen die Volks-Souverainität förmlich proklamirt wurde. Dieser von den Deputirten feierlich beschworene und unterschriebene Beschluß lautete: „Die National-Versammlung, welche dem Reiche eine neue Verfassung zu geben habe, dürfe sich durch nichts an der Fortsetzung ihrer Berathungen hindern lassen; die Mitglieder derselben verpflichteten sich daher durch einen Eid, nicht auseinander zu gehen, sondern so lange immer wieder an irgend einem Orte zusammen zu kommen, bis die Verfassung vollendet und fest gegründet sei.“ Gleich am nächsten Tage nach diesem wichtigen Beschlusse traten

hundertundvierzig Deputirte des Klerus zum dritten Stande über, so daß jetzt die Mehrzahl der Geistlichkeit mit diesem vereinigt war. Dasselbe thaten zwei Mitglieder des Adelstandes; vierundvierzig andere Mitglieder desselben aber protestirten gleich darauf gegen die Beschlüsse der Majorität ihres Standes.

Am 23. Juni wurde die königliche Sitzung gehalten. Der Verfassungsentwurf, welchen in derselben der König den Ständen vorlegte, war zwar von Necker ausgearbeitet worden; die Königin und ihre Umgebung hatten aber so viel daran geändert, daß Necker ihn nicht mehr als sein Werk anerkennen wollte und, um dies öffentlich zu zeigen, der königlichen Sitzung nicht beiwohnte. Von diesem Umstande waren die Häupter der Versammlung schon im Voraus durch liberale Herren des Adels benachrichtigt worden. Der vorgelegten Verfassungsurkunde waren fünfzehn dictatorische Artikel vorangeschickt, welche gegen die Neuerungssucht gerichtet waren, und eine durchgreifende Umgestaltung des Staatswesens geradezu verboten. In der Rede aber, welche die Minister den König halten ließen, lag ein drohender Ton, welcher zu dem bekannten schwachen Charakter desselben durchaus nicht paßte, und den sich sogar ein Ludwig XV. nicht gegen das Parlament erlaubt haben würde. Die königliche Rede schloß mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, daß Sie Sich alsbald trennen, Sich morgen früh in den für jeden einzelnen Stand bestimmten Saal begeben und dort Ihre Sitzungen wieder beginnen. Ich befehle daher zugleich meinem Ober-Ceremonienmeister, die Säle einrichten zu lassen.“ Diese Worte, nach welchen der König die Versammlung sogleich verließ, wurden das Signal der Revolution; denn sie dienten nur dazu, der Nation zu zeigen, daß aus ihr eine stärkere Macht, als die des Königs, sich erhoben habe. Sie würden nur dann vernünftig gewesen sein, wenn man, wie Bonaparte am 19. Brümaire 1799 that, nicht blos den Sitzungs-Saal mit Soldaten umstellt, sondern auch durch dieselben die Deputirten wirklich hinausgetrieben hätte.

Die bürgerlichen Deputirten blieben trotz des königlichen Befehles im Saale. Für das, was von ihrer Seite her jetzt geschehen sollte, war ihr Präsident Bailly mit seinen akademischen Phrasen und seinem sentimentalen Patriotismus durchaus nicht der Mann. Mirabeau ergriff daher, wie wenn er Präsident wäre, das Wort

und nahm einen ganz neuen Ton gegen die Regierung an. Er rief mit seiner Donnerstimme dem Ober-Ceremonienmeister zu: „Sie, mein Herr, können des Königs Organ bei der National-Versammlung nicht sein; Sie haben hier weder Sitz, noch Stimme, noch auch das Recht, uns an das vom Könige gesprochene Wort zu erinnern. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier durch den Willen des Volkes versammelt sind, und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonette aus dem Saale treiben wird!" Der König, dem übrigens diese Worte schwerlich so, wie sie gesprochen waren, wieder gesagt wurden, benahm sich damals ebenso schwach und matt, wie 1787 im Parlament dem unverschämten Herzoge von Orleans gegenüber (s. S. 62). Er gab, als man ihm die Widersetzlichkeit der Deputirten gegen seinen Befehl meldete, zur Antwort: „Nun denn, wenn die Herren des dritten Standes den Saal nicht verlassen wollen, so soll man sie darin lassen!" Dies ermuthigte dann die republikanisch gesinnten Deputirten, die Versammlung zu einem trotzenden Beschlusse fortzureißen, durch welchen alle furchtsamen Mitglieder dreist gemacht werden sollten. Es wurden nämlich alle Deputirten für unverletzlich erklärt und über alle Civil- und Militär-Beamten, welche einen königlichen Befehl gegen dieselben ausführen würden, eine Art von Acht ausgesprochen.

Der König gewährte dem hartnäckigen Trotze, was er früher den freundlichen Bitten versagt hatte; er war daher selbst schuld daran, daß das Volk und die Soldaten fortan weder Vertrauen zu der Regierung, noch Furcht vor ihr hatten. Er ersuchte Necker, welcher aus dem Ministerium hatte treten wollen, die Geschäfte wieder zu übernehmen, und ließ sich dann zu einer Maßregel bewegen, welche seine eigene Machtlosigkeit noch klarer an den Tag legte. Nachdem nämlich am 24., 25. und 26. Juni wieder eine Anzahl geistlicher und adeliger Deputirten, unter ihnen auch der Herzog von Orleans und der Bischof Talleyrand, zum dritten Stande übergetreten waren, forderte der König am 27. Juni durch ein Schreiben den Rest des Klerus und des Adels auf, dasselbe zu thun. Dies geschah in demselben Augenblicke, als die National-Versammlung, sowie ihr Präsident Bailly und der auf einige Zeit zum Abgotte des Volkes gewordene Necker durch lauten

Jubel, durch Illumination und Feuerwerk und durch das Lob der Zeitungen verherrlicht wurden.

Wie wenig Bailly, Necker und ähnliche theoretisch oder systematisch denkende Männer dem Unternehmen gewachsen waren, welches damals die unzähligen Flugschriften und Zeitungen ihnen zutrauten, zeigt ihr Verhalten zu jener Zeit. Bailly gewährte einer Deputation der Pariser Wähler die Zulassung in die National-Versammlung, ja sogar einen Ehrensitz in derselben, ohne auch nur zu ahnen, wohin dieses gefährliche Beispiel führen werde. Necker, der in seiner Selbstgefälligkeit für den wirklichen Zustand der Dinge ebenfalls kein Auge hatte, ließ es ruhig geschehen, daß man in Paris durch alle Mittel das Volk immer mehr in Aufregung brachte, und sogar die Soldaten zum Ungehorsam verleitete. Als bald nachher elf Soldaten, welche den Dienst versagt hatten, in Arrest gebracht wurden, befreite das Volk dieselben gewaltsam; die National-Versammlung verwendete sich für sie, und die Regierung ließ die aufrührerischen Soldaten wirklich unbestraft. Necker kam sogar auf den Gedanken, das in seiner Vaterstadt Genf bestehende Institut der Bürgergarde auf Paris zu übertragen, oder mit anderen Worten den Parisern, die sich bereits in ihrem Wahl-Colleg eine Art von besonderer National-Versammlung geschaffen hatten, auch noch ein besonderes Heer zu verleihen, welches aus ihnen gebildet und folglich auch von ihnen abhängig sei. Als bald nachher kund wurde, daß der Hof Necker's Entlassung betreibe und an Gewaltmaßregeln denke, verbreitete man im ganzen Reiche das Gerücht von umherziehenden Räuberbanden, und bewog dadurch allenthalben die Bürger, sich mit Waffen zu versehen. Dann erwirkte man von der National-Versammlung eine Adresse an den König, in welcher die Errichtung von Bürgergarden in ganz Frankreich verlangt wurde; und ehe noch der König geantwortet hatte, schritt man zur Ausführung. Die Errichtung einer Bürgergarde wurde doppelt schleunig betrieben, nachdem der vom Hofe insgeheim entworfene Plan, Truppen um Paris zusammenzuziehen und durch diese die National-Versammlung aus einander zu sprengen, verrathen worden war.

Am 11. Juli ließ sich der schwache König durch seine Umgebung bewegen, Necker nebst seinen Collegen zu entlassen und ihn

zur augenblicklichen Abreise aus Frankreich zu zwingen. An die Stelle der verabschiedeten Minister drangen ihm die Unverbesserlichen des Hofes Männer auf, welche bereit waren, die sehnlich gewünschten Gewaltmaßregeln in Ausführung zu bringen. Dieser Schritt des Königs versetzte ganz Paris in die größte Aufregung. In allen Straßen zogen tobende Volkshaufen umher, und fanatische Freiheitsschwärmer stellten sich an ihre Spitze oder traten als Redner auf, um die aufgeregte Masse zu einer förmlichen Empörung zu treiben. Die stolzen und in ihrem Übermuthe blinden Leute des Hofes dagegen trafen ganz schwache Gegenmaßregeln. Sie sorgten nicht einmal für den Unterhalt und Sold der Truppen, und reizten doch durch ihr unverständiges, brutales Benehmen das Volk noch mehr auf. Sogar die Garden wurden durch die Brutalität ihrer adeligen Anführer und durch die Erscheinung der aus Fremden bestehenden Regimenter, welche der Hof nach Paris kommen ließ, gegen denselben erbittert. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß die besonnenen und gemäßigten Freunde des Fortschrittes damals einstweilen bei Seite traten und den Schwärmern Platz machten; denn sie sahen ein, daß das eine Extrem sich nur durch das andere zerstören lasse, daß die rohe Gewalt und das Vorurtheil der Großen nur der rohen Gewalt und dem Schwindel der fanatisirten Menge weiche.

Von den Fanatikern, welche damals das Volk durch demokratische Reden erhitzten, war der Advokat Camille Desmoulins der einflußreichste. Dieser feurige, geniale junge Mann schrieb nicht nur die heftigsten Flugschriften, sondern er war auch zu jener Zeit der Hauptredner im Garten des Palais Royal, dem Haupt-Sammelplatze aller Klassen des Pariser Volkes. Desmoulins war der Erste, welcher laut predigte, daß die Freiheit nur durch Mord und Blut errungen und festgegründet werden könne; aber er war bei allem dem ein edeler Enthusiast, welcher bis zu seinem Tode nur von wirklicher Begeisterung für die Freiheit geleitet wurde. Er rief am 12. Juli, von einer aus den Stühlen des Palais Royal errichteten Rednerbühne herab, das Volk zu den Waffen, und stellte sich dann selbst an die Spitze der Schaaren, welche durch die Straßen zogen und alsbald mit den Truppen in blutigen Streit geriethen. Desmoulins gab damals auch ein Unterscheidungszeichen

an, welches alle Patrioten dadurch innig vereinigte, daß man die Mehrzahl derselben überall von der Minderzahl der Servilen auf den ersten Blick unterscheiden konnte. Dieses Zeichen bestand zuerst in einem grünen Blatt oder einer grünen Bandschleife. Weil aber grün die Farbe des ärgsten Volksfeindes, des Grafen von Artois, war, so vertauschte man sie gleich nachher mit der Tricolore, welche aus Roth und Blau, den Farben der Stadt Paris, und aus Weiß, der Farbe des königlichen Hauses, zusammengesetzt war. Schon in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli schlossen sich mehrere hundert Mann Garden an die Schaaren bewaffneter Bürger an. Mit diesem Übertritte, welcher bald Nachahmung fand, begann die Auflösung des alten französischen Heeres, zumal da nicht lange nachher die adeligen Officiere unzufrieden auswanderten. Der beginnende Abfall der Truppen setzte die stets schwankende Regierung so sehr in Schrecken, daß sie die fremden Truppen, deren Erscheinung und Benehmen die Garden verletzt hatte, gerade im bedenklichsten Augenblicke aus der Stadt entfernte. Übrigens hatte der nachher stets zunehmende Übertritt von Soldaten den wichtigen Erfolg, daß die neue Pariser Nationalgarde durch jene Unter-Officiere des regelmäßigen Heeres organisirt ward, unter deren Leitung in Frankreich der ganze mechanische Dienst stand, und aus denen nachher die größten Generale der Revolutions-Zeit hervorgegangen sind.

Den Augenblick der beginnenden Auflösung des Heeres und der dadurch erregten Furcht des Hofes benutzte die Pariser Wähler-Versammlung, um sich der Regierung ihrer Stadt zu bemächtigen. Sie zwang den Magistrat, welchem bis dahin ein vom Könige ernannter Präsident (Prévôt des marchands) vorgestanden hatte, Männer des Volkes in seine Mitte aufzunehmen; und dieser neue Stadtrath ernannte dann einen permanenten Sicherheits-Ausschuß, welcher den sechszig Districten der Stadt unmittelbar vorgesetzt ward und vor Allem die Organisation der Nationalgarde zu besorgen hatte. Die neue Bürgermacht, welche sechszehn Legionen bilden und aus achtundvierzigtausend Mann bestehen sollte, ward am 13. Juli eingerichtet. Die National-Versammlung genehmigte sowohl die Errichtung der Pariser Nationalgarde, als auch die mit dem Stadt-Regiment vorgenommene Änderung. Sie bat auch den König um die Bestätigung von Beidem, sowie um die Entfernung der

Truppen aus Paris, und faßte, als sie kein Gehör fand, einen feindseligen Beschluß, durch welchen dann die Schaarwache oder die Stadt-Sergeanten, sowie alle in Paris liegenden Garden bewogen wurden, zu dem Bürgerheere überzutreten.

Am Morgen des 14. Juli machten die bewaffneten Schaaren des Pariser Volkes einen Angriff auf das Invaliden-Haus, und erzwangen dort die Auslieferung von dreißigtausend Gewehren und zwanzig Kanonen. Gegen die Mittagsstunde hin strömte die Volksmasse auf die Bastille los. Diese war der einzige Punkt, von welchem aus die Stadt hätte beunruhigt und der Angriff der vor den Thoren auf dem Mars-Felde gelagerten Truppen hätte erleichtert werden können. Sie sollte daher vernichtet werden. Dies war der Hauptgrund, warum man das Volk zum Angriffe auf die Bastille bewog. Doch wirkte dabei auch die Nebenabsicht mit, durch Schleifung der Zwingburg, in welcher einst durch willkürliche Haftbriefe unzählige Menschen gefangen gehalten worden waren, dem ganzen Reiche kund zu thun, daß die Zeit der Despotie vorüber sei. Wäre die Bastille mit tüchtigen Soldaten besetzt gewesen, so würde der Pöbel sich wohl gescheut haben, sie anzugreifen; allein die ganze Besatzung derselben bestand nur aus zweiunddreißig Schweizer-Soldaten und zweiundachtzig Invaliden. Der Angriff ward nicht von der Bürgergarde, sondern von bewaffneten Pöbelhaufen gemacht, denen sich eine Anzahl übergetretener königlicher Gardisten zugesellt hatte. Der Gouverneur, Marquis de Launay, benahm sich gerade so, wie der König sich zu benehmen pflegte. Er wagte weder das ihm anvertraute Staatsgefängniß mit Aufopferung seiner selbst und seiner Soldaten zu vertheidigen, noch auch den Platz ohne Weiteres zu übergeben. Er ließ die dichtgedrängten Haufen bis in den inneren Hof gelangen. Als dies geschehen und die Einnahme nicht mehr zu verhindern war, wurde aus Versehen gefeuert, wodurch nahe an hundert Menschen das Leben verloren haben sollen. Dies hatte dann die Folge, daß der Gouverneur sowie drei Soldaten und vier Officiere auf schauderhafte Weise ermordet wurden. Die Köpfe der ermordeten Officiere wurden auf Lanzen gesteckt und als Triumph-Zeichen umhergetragen. Diese kannibalische Sitte erhielt sich nachher, und ward die Veranlassung, daß unter der rohesten Masse blutgierige Mörder entstanden, welche

gleich Tigern am Morden Vergnügen fanden, und fortan bei jedem neuen Tumulte ihre grausenhafte Rolle spielten. Schon innerhalb der nächsten acht Tage wurden der Präsident des Pariser Magistrats, Flesselles, der Staatsrath Foulon und dessen Schwiegersohn Berthier auf Schauder- erregende Weise ermordet und ihre Häupter ebenfalls umhergetragen. Was übrigens die erstürmte Bastille betrifft, so wurde ihre völlige Schleifung erst später angeordnet.

2. Von der Erstürmung der Bastille an bis zum Föderations-Fest (14. Juli 1790).

Während Mord und Zerstörung in Paris wütheten, affectirte die National-Versammlung in Versailles eine spartanische Gesinnung, und gab sich das Ansehen, als wenn sie ruhig an der neuen Verfassung fortarbeite. Der Hof aber lebte in einer so unbegreiflichen Sicherheit, daß in der Nacht vom 13./14. Juli sogar großer Hofball war. Am Abend des 14., als die erste Nachricht von dem, was in Paris vorgefallen war, ankam und die National-Versammlung den König durch zwei Deputationen bestürmte, war dieser blos zu dem Versprechen zu bewegen, daß die Truppen aus der Nähe von Paris entfernt und der neue Pariser Magistrat unter der Bedingung, daß der König dessen Präsidenten zu ernennen habe, anerkannt werden solle. Am Morgen des 15. Juli dagegen, als der Hof die gräulichen Begebenheiten des vorhergegangenen Tages vollständig erfuhr, wurde ein ganz anderer Ton angestimmt, und der schwache König that einen Schritt, der ihn um alles Ansehen bringen mußte. Er erschien ohne eine andere Begleitung, als die seiner beiden Brüder, ohne alle Form, für deren Wahrung er gerade jetzt hätte sorgen müssen, in der National-Versammlung, redete dieselbe zum ersten Male mit diesem revolutionären Namen an, und erklärte seine eigene Ohnmacht dadurch, daß er ihr die zur Herstellung der Ruhe erforderlichen Maßregeln überließ, welche doch von ihm selbst hätten ausgehen sollen.

Die National-Versammlung schickte hierauf achtundachtzig Deputirte nach Paris, an deren Spitze Lafayette und Bailly standen. Diese Deputation ward von den Parisern, denen sie auf dem Stadthause die Demüthigung des Königs und dessen Bereit-

willigkeit nachzugeben verkündigte, mit lautem Jubel empfangen. Noch an demselben Tage wurden die beiden Häupter der Deputation an die Spitze der bereits in eine Republik umgewandelten Stadt Paris gestellt. Bailly ward unter dem neuen Titel Maire Präsident des großen Rathes von Paris, und Lafayette erhielt das Commando über die Nationalgarde oder Armee dieser Republik (15. Juli). Am folgenden Tage wurden die neuen Minister vom Könige entlassen und Necker durch ein Decret, welches von einem Schreiben der National-Versammlung begleitet war, zurückgerufen. Am 17. Juli begab sich der König selbst nach Paris, ohne zu bedenken, daß er dadurch den Abfall des Volkes von dem seitherigen Regierungs-System gutheiße und sich dem Hohne desselben aussetze. Er erschien dort nur von einigen wenigen Personen begleitet, und mußte sich gefallen lassen, daß er am Thor von dem neuen Maire und dem neuen Oberbefehlshaber der Nationalgarde als solchen empfangen wurde, obgleich Beide von ihm noch nicht bestätigt worden waren, und daß der Erstere ihn gewissermaßen wie einen Gefangenen behandelte, indem er ihm laut sagte, einst habe Heinrich der Vierte sein Volk, jetzt aber das Volk seinen König wieder erobert. Auch alles Übrige war demüthigend für den König. Man führte ihn unter einer aus Nationalgardisten bestehenden Bedeckung auf das Rathhaus, Bailly drang ihm dort die ohne königliche Zustimmung zum National-Abzeichen erklärte neue Kokarde auf, und Ludwig mußte sich, nachdem er die neu geschaffenen Gewalten bestätigt hatte, mit jener Kokarde am Hut vom Fenster herab dem Volke zeigen. Er sah fortan Alles, was er versprach, blos als erzwungene Zusagen an, welche nur so lange, als der Zwang fortdauere, in Kraft blieben; und da er sein Misvergnügen über die neu Ordnung und ihre Übel nicht zu verbergen vermochte, so traute man von diesem Augenblicke an weder seinen Worten, noch den Maßregeln seines Hofes und der Minister.

Schon in der Nacht vor Ludwig's Besuch in Paris reisten alle die Prinzen und Hofleute, welche als unverbesserliche Anhänger des Feudal-Systems und als übermüthige Verächter der Bürgerklassen den Haß des Volkes auf sich geladen hatten, Ludwig's jüngerer Bruder, der Graf von Artois, der Prinz von Condé, die Polignacs und Andere, aus Versailles ab und begaben sich ins

Ausland. Sie machten dadurch den Anfang jener Emigration, welche drei Jahre lang fortdauerte und durch die Kabalen, welche die Flüchtigen in der Fremde zu Gunsten des alten Königthums schmiedeten, den Haß aller liberalen Parteien gegen den König steigerte. Bei dem Könige blieben damals, außer seiner Gemahlin und seinen Kindern, noch seine beiden unverheiratheten Tanten, seine ebenfalls ledige Schwester Elisabeth und sein älterer Bruder, der Graf von Provence, zurück. Er ward fortan noch mehr, als bisher, durch seine Gemahlin irre geleitet, welche die größte Abneigung gegen jede Art von Änderung hegte und, wie sie selbst am 24. Juni einer Deputation von Edelleuten erklärt hatte, den alten Lehens-Adel als die festeste Stütze des Thrones betrachtete.

Am 30. Juli kam Necker nach Paris zurück. Er wurde, weil das Volk das Unmögliche von ihm erwartete, und weil er der Abgott der doctrinären Theoretiker und Enthusiasten war, mit einem Jubel empfangen, der ihn ganz berauschte. Er und seine Tochter, die Frau von Staël, waren ganz entzückt über diesen Empfang; denn sie hatten keine Ahnung, daß derselbe nicht dem zurückgekehrten Minister, sondern der Idee der Freiheit, nicht der in den Salons geltenden politischen Doctrin, sondern dem Princip der Demokratie gelte. Für jene Doctrin, die sich auf Halbheit, auf leeres Gerede und auf eine ganz unpraktische systematische Reform stützte, war damals die Zeit schon vorüber. An ihre Stelle war die geniale Energie der rein praktischen Demokraten getreten, welche erkannt hatten, daß eine tausendjährige Staatsverfassung ohne furchtbare Gewaltthaten nicht vernichtet werden könne. Der consequenteste, gescheidteste und erfahrenste von diesen Männern, Mirabeau, ergriff daher auch schon am Tage nach Necker's Rückkehr die erste beste Gelegenheit, um dem eiteln Manne eine Demüthigung zu bereiten und ihm zu zeigen, daß seine Zeit vorüber sei. Mirabeau bewirkte nämlich, daß die National-Versammlung einen auf Necker's Fürbitte gefaßten Beschluß der Wähler und des Stadtrathes von Paris cassirte, vermöge dessen der als Volksfeind verhaftete General Besenval Verzeihung erhalten und frei gelassen werden sollte. Mirabeau, welcher nie die rein praktische Seite aus den Augen verlor, handelte bei dieser Gelegenheit als wahrer Staatsmann; denn er ließ den Beschluß der National-Versammlung durch die Erklärung

motiviren, daß die Wähler von Paris als ein bloßer Klubb und die Vertreter der Pariser Gemeinde als eine bloße Verwaltungsbehörde kein Recht hätten, aus der Sphäre städtischer Angelegenheiten herauszutreten und für Kriminal-Verbrechen eine Amnestie zu gewähren.

Die Tage des 12. bis 17. Juli bilden einen wichtigen Wendepunkt im Gange der französischen Revolution. Die Furcht vor der höchsten Gewalt war verschwunden, und die alte Ordnung aufgelöst; eine neue Ordnung aber konnte nicht geschaffen werden, ehe eine geraume Zeit vergangen war. Es trat also ein Stillstand der Polizei und Justiz ein, und die ihrer gewohnten Fesseln entledigte Leidenschaft überließ sich fortan allen den Gräuelthaten, deren die menschliche Natur im Zustande der Ungebundenheit, Rohheit und Entartung fähig ist. Dies war die Hauptursache von jenem furchtbaren Charakter, welchen die französische Revolution annahm, und der im Verlauf der nächsten fünf Jahre immer furchtbarer ward. Doch wirkten auf diesen Gang der Revolution auch noch andere Ursachen mit ein. Es zeigte sich nämlich jetzt zuerst die Folge der vernachlässigten Bildung und des elenden Zustandes der bisher blos als Dienstvolk behandelten unteren Klassen des französischen Volkes. Bei diesen hatte außerdem auch die Religion ihren Einfluß verloren. Selbst die Moral und das Ehrgefühl wurden von oben herab um ihr Ansehen und ihren Einfluß gebracht, weil fortan jede der zwei einander gegenüber stehenden Parteien sich zur Erreichung ihrer Zwecke auch schlechte Mittel erlaubte. Endlich trugen auch die Zeitungen, deren Zahl bald Legion ward, zu der rasch fortschreitenden Entartung des französischen Volkes das Ihrige bei. Die Menge und Mannichfaltigkeit derselben zeigen aufs deutlichste, wie viele Mittel zur Bearbeitung des Volkes aufgeboten wurden. Es erschien schon damals tagtäglich eine große Zahl von fliegenden Blättern und von Anschlagzetteln; die Zahl der täglichen oder wöchentlichen Zeitungen aber nahm von Monat zu Monat zu. Diese Zeitungen wurden von Mirabeau, Barere, Brissot, Maret, Camille Desmoulins, Gorsas, Marat, Prüdhomme, Fréron u. A. redigirt, und waren auf unmittelbare Einwirkung berechnet. In welchem Tone sie geschrieben waren, kann man unter Andern schon daraus abnehmen, daß Camille Desmoulins das Auf-

knüpfen ohne Urtheil und Recht geradezu anempfahl und sich selbst den General-Procurator der Laterne nannte. In den Provinzen war die Wirkung, welche die Vernichtung der alten Ordnung und die Predigt der Gewaltthätigkeit hatten, noch schrecklicher, als in Paris, weil in ihnen der Feudalismus drückender gewesen war. In der Provence z. B., in der Franche Comté, im Elsaß und in Lothringen wiederholten sich die Scenen des deutschen Bauernkrieges: die Zwingherren wurden mit Mord und Brand verfolgt und ihre Schlösser zerstört. In der Dauphiné allein brannte das Volk innerhalb dreier Monate sechsunddreißig Adelssitze nieder. Bald nachher wurde das Verfolgen der sogenannten Aristokraten sogar systematisch betrieben. Es bildeten sich nämlich nicht nur allenthalben demokratische Polizeien, welche jeden Reisenden prüften, sondern auch die National-Versammlung selbst ernannte einen Polizei-Ausschuß, welcher Briefe öffnen, Papiere in den Häusern untersuchen und Verdächtige in Haft nehmen ließ.

Die National-Versammlung beschäftigte sich vom 14. Juli an fast ausschließlich mit der Herstellung einer neuen Verfassung. Bei diesem Geschäfte wurde die Mehrzahl der Deputirten von Montesquieu's Geist der Gesetze (s. Th. XVI., S. 142—144) und von den Ideen der Freunde eines Franklin und Washington irre geleitet. Ihre Führer, ein Lafayette, ein Larochefoucauld-Liancourt und Andere, gehörten zwar zu den edelsten Männern Frankreich's; sie rissen aber die National-Versammlung in eine unpraktische Begeisterung oder in dasjenige, was Napoleon Ideologie nannte, hinein, und stürzten, ohne es zu ahnen, durch drei im August durchgesetzte Beschlüsse alles dasjenige um, was sie hatten erhalten wollen. Diese Beschlüsse waren: die Erklärung über die Rechte des Menschen, die Aufhebung aller Feudal-Rechte und die Abschaffung des geistlichen Zehntens.

Durch den ersteren Beschluß ward in die historisch und praktisch zu lösende Frage über Verbesserung des Bestehenden eine abstracte Theorie eingemischt, bei der man weder auf den Social-Zustand Europa's, noch auf die Beschaffenheit der bisherigen Regierung Frankreich's Rücksicht nahm, sondern nach dem Beispiele der Nordamerikaner (s. Th. XVI., S. 487 f.) bis an die äußersten Grenzen der Gesellschaftsverhältnisse zurückging. Vergebens suchte Mirabeau

als praktischer Mann zu bewirken, daß man mit der Berathung dieser Rechte bis zur Vollendung der neuen Constitution warte, oder mit andern Worten, daß man sie auf unbestimmte Zeit vertage. Die theoretischen Enthusiasten der Versammlung verschmähten sogar den Rath des gleich ihnen schwärmerischen Gregoire, welcher wenigstens zugleich eine Erklärung über die Pflichten des Menschen erlassen haben wollte. In der Morgensitzung des 4. August wurde beschlossen, der Verfassungsurkunde jene Erklärung vorauszuschicken, und am Ende des Monats waren die siebenzehn Artikel derselben fertig.

In der Nacht-Sitzung vom 4./5. August ward der zweite der angeführten Beschlüsse gefaßt. Die Versammlung ließ sich dabei durch die aus den Provinzen eingelaufenen Berichte über das Niederbrennen und Zerstören des Eigenthums der Gutsbesitzer bestimmen. Graf Noailles, Lafayette's Schwager, machte den Antrag, die Ruhe und Ordnung dadurch wiederherzustellen, daß man die drückenden Lehens-Abgaben und Frohndienste, als die eigentlichen Ursachen jener Zerstörungen, aufhebe. Mit ihm wetteiferten durch ähnliche Anträge ein Montmorency, ein Lafayette, die beiden Lameth, ein Larochefoucauld-Liancourt und Andere. Die Versammlung ward von einem Enthusiasmus sonder Gleichen ergriffen; und die geistlichen, wie die weltlichen Deputirten überboten einander in dem Streben, ihre seitherigen Vorrechte als Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Noch in derselben Nacht genehmigte man alle Anträge, nach denen jede Art von reellen Vortheilen, welche einzelne Familien oder Körperschaften bisher besessen hatten, erlöschen solle. Diese Beschlüsse wurden gleich nachher, auf Befehl der National-Versammlung, in allen Kirchen des Reiches bekannt gemacht. Schon wenige Tage nach dem 4. August bereuten die meisten Deputirten den übereilten Schritt. Man hatte ihn in der Fieberhitze der Begeisterung gethan, ohne seine Ausführbarkeit und deren Folgen geprüft oder auch nur den einen Punkt bedacht zu haben, daß die Mitglieder der Versammlung zwar aus Großmuth ihre eigenen Besitzthümer und Rechte verschenken, nicht aber Andere zu derselben Großmuth zwingen dürften.

Mit diesem Acte einer Selbstaufopferung, wie keine andere Ständeversammlung sie jemals bewiesen hat, hing die am 10. August beschlossene unbedingte Abschaffung des geistlichen Zehntens zusammen, auf welche später noch viel härtere Beschlüsse gegen den Klerus und sein Eigenthum folgten. Vergebens widersetzte sich Siéyes der Abschaffung des geistlichen Zehntens, indem er nachwies, daß durch dieselbe nur die Gutsbesitzer oder die Reichen gewinnen würden, weil anstatt ihrer fortan der Staat oder das ganze Volk die Priester besolden müsse, während, wenn man die Gutsbesitzer zur Ablösung des geistlichen Zehntens nöthige, der Staat eine äußerst bedeutende Summe Geldes erhalten werde.

Unmittelbar nach den genannten drei Beschlüssen wurden die sechs Fundamental-Artikel der neuen Verfassung von der National-Versammlung berathen. Bei den Debatten über dieselben zeigte sich aufs deutlichste die Spaltung der Versammlung in eine revolutionäre und eine monarchisch-constitutionelle Partei. Die Erstere, zu welcher Mirabeau, Barnave, die Deputirten der Bretagne und Andere gehörten, arbeitete auf eine gänzliche Umgestaltung des Lebens der Franzosen hin. Die Zweite, unter deren Häuptern Necker, Mounier, Lally de Tolendal, Clermont-Tonnère und Andere waren, suchte dies zu verhindern und dagegen, im Geiste Montesquieu's, eine der englischen ähnliche constitutionelle Verfassung zu Stande zu bringen. Die letztere Partei erlag bei den Hauptfragen, über welche in der Zeit vom 28. August bis zum 12. September Beschluß gefaßt wurde. Es ward nämlich verfügt, daß die zum Behufe der Gesetzgebung durch das Volk zu wählenden Deputirten nicht in zwei Kammern geschieden werden, sondern einen einzigen Körper bilden, sowie daß diese stets beisammen bleiben und alle zwei Jahre erneuert werden sollten; namentlich aber, daß ihren Beschlüssen gegenüber der König kein absolutes, sondern blos ein auf vier Jahre beschränktes suspensives Veto haben dürfe. Außerdem entzog man dem Staatsoberhaupte auch noch jede Einwirkung auf die neu zu schaffende Verfassung, indem erklärt wurde, daß die Artikel derselben nicht, wie die Gesetze, seiner Bestätigung bedürften. Die bewaffnete Macht hatte man dem Könige schon vorher (am 10. August) dadurch theilweise entzogen, daß beschlossen worden war, die Truppen hätten nicht blos ihm,

sondern auch der Nation und dem Gesetze zu schwören, und dürften nur auf Verlangen der Gemeindebehörden gegen das Volk gebraucht werden.

Alles dies vergrößerte das gegenseitige Mistrauen des Hofes und der National-Versammlung, und erregte besonders in der Königin einen zunehmenden Abscheu gegen Liberalismus und Liberale. Es ward aber außerdem auch in Verbindung mit dem Umstande, daß Necker bereits allen Einfluß verloren hatte und Marie Antoinette ihre Gesinnung nicht im geringsten verbarg, von den Revolutionären benutzt, um die Dinge noch mehr zu verwirren und im Trüben zu fischen. Diese Partei, welche in den District-Versammlungen und im Gemeinderath von Paris herrschte, arbeitete zunächst darauf hin, daß König und National-Versammlung von Versailles nach Paris oder mit anderen Worten in ihre Gewalt gebracht würden. Zu diesem Zwecke ward die herrschende Theuerung und eine am 1. Oktober begangene Unvorsichtigkeit des Hofes benutzt. In Betreff der Theuerung setzte man nämlich dem Pöbel in den Kopf, daß die Anwesenheit des Königs in Paris derselben abhelfen werde. Was den anderen Umstand betrifft, so hatte die Königin, welche damals schon fast täglich vom Pöbel beschimpft wurde, mit ihrer Umgebung den Plan entworfen, durch Militär-Gewalt die Revolution zu unterdrücken. Die Ausführung dieses Planes war damit begonnen worden, daß man bei den Soldaten einen monarchischen Enthusiasmus zu erwecken suchte; und dies hatte dann Anlaß zu dem erwähnten unbedachten Schritte gegeben. Als nämlich am 1. Oktober die Garde dem zur Verstärkung der Garnison von Versailles herbeigezogenen Regiment Flandern ein Festmahl gab, beging die Königin die Unvorsichtigkeit, nicht nur mit ihrem Gemahle bei diesem Feste zu erscheinen, sondern auch ihre Freude über die laut ausgesprochene monarchische Gesinnung der Soldaten erkennen zu geben. Dies wurde sogleich von ihren Feinden, einem Mirabeau, einem Herzoge von Orleans und Anderen, benutzt, um durch Zeitungsartikel und Reden die Meinung zu verbreiten, daß in Versailles gegen die National-Versammlung conspirirt und Anstalten zu ihrer Unterdrückung getroffen würden. Zugleich erregte man in dem Pariser Pöbel den Gedanken, in Masse nach Versailles zu ziehen und den Hof zur

Übersiedelung nach Paris zu zwingen. Schon am 5. Oktober ward dies in Ausführung gebracht, nachdem der Herzog von Orleans das dazu nöthige Geld hergegeben hatte.

Am Morgen des 5. Oktober wogte durch die Straßen von Paris eine Masse des rohesten Pöbels, angeführt von einem der Helden des Bastille-Sturmes, Maillard, sowie von dem Metzger Jourdan, der sich aus dem Beinamen Kopfabschneider (coupe-tête) eine Ehre machte, und von der durch Schönheit ausgezeichneten Amazone Theroigne de Mericourt, welche nachher auch bei anderen Gräueln eine Rolle spielte. Die tobende Masse bedrohte zuerst die Bäckerläden, zog dann auf den vor dem Stadthause liegenden Greve-Platz, drang in das Stadthaus selbst ein, nahm die vorhandenen Waffen, sowie drei auf dem Platze stehende Kanonen weg, und setzte sich um elf Uhr nach Versailles in Marsch. Dahin verlangte auch die mittlerweile zusammengerufene Nationalgarde geführt zu werden. Vergebens suchte Lafayette sie davon abzumahnen. Als er sah, daß sie auch ohne ihn nach Versailles marschiren werde, ließ er sich, um sein Ansehen zu retten, vom Gemeinderath den Befehl ertheilen, zur Verhütung von Unheil die Nationalgarde dahin zu führen. Um fünf Uhr Abends brach er mit derselben auf. Er kam dort erst um elf Uhr Abends an, während der bewaffnete Auswurf von Paris schon um drei Uhr angelangt war. Die Hauptmasse dieser Horde hatte sich in Versailles zuerst nach dem Gebäude der National-Versammlung begeben; ein kleinerer Theil aber war nach dem Schlosse gezogen und dort mit der Wache handgemein geworden. Auf das Begehren der Ersteren hatte die National-Versammlung den Präsidenten Mounier abgeschickt, um den König zu der bisher hartnäckig verweigerten Annahme der Verfassungsartikel und der Erklärung der Menschenrechte zu bewegen, sowie um Maßregeln zur Abhülfe der in Paris herrschenden Noth zu erbitten. Mounier war im Schlosse mit einer aus zwölf Frauen und Mädchen bestehenden Deputation der vielen unter dem Pöbel befindlichen Weiber zusammengetroffen, welche den König auffordern sollte, Maßregeln zur Beseitigung des Brodmangels zu ergreifen. Der König hatte bereits alle gemachten Forderungen schriftlich zugesagt.

Gerade als dies der National-Versammlung und dem Pöbelhaufen verkündigt worden war, erschien Lafayette mit der Pariser Nationalgarde. Er hatte unterwegs seine Truppen noch einmal Treue und Gehorsam schwören lassen, und gab gleich nach seiner Ankunft sowohl dem Präsidenten der National-Versammlung, als auch dem Könige sein Wort, daß, wenn man ihm Alles überlasse, für die königliche Familie nichts zu befürchten sei. Er ließ unmittelbar darauf alle Posten des Schlosses außer den inneren, welche den Gardes dü Corps und den Schweizern überlassen blieben, durch die den Kern seines Bürgerheeres bildenden Soldaten der Garde besetzen. Um drei Uhr Morgens schloß die National-Versammlung, welche bis zu dieser Stunde versammelt geblieben war, ihre Sitzung. Von da an bis kurz vor Tagesanbruch blieb Alles ruhig. Gegen sechs Uhr aber strömte plötzlich das Pariser Gesindel, das sich größtentheils im leeren Saale der National-Versammlung gelagert hatte, nach dem Schlosse und drang durch ein Nebenthor, welches unbegreiflicher Weise unbesetzt geblieben war, in dasselbe ein. Dort schlossen sich ihm auch Nationalgardisten an. Die wüthende Masse tödtete oder verwundete die Gardes dü Corps, steckte die Köpfe von mehreren derselben auf Piken, trug sie vor den Fenstern des Königs herum, drang hierauf in der offenbaren Absicht, die Königin zu ermorden, nach dem Schlafzimmer derselben und erbrach dessen Thür. Die Königin wurde nur dadurch gerettet, daß ein Garde dü Corps die Thür bis auf den Tod vertheidigte, und daß die Kammerfrauen die Königin schnell in das Zimmer ihres Gemahles trugen. Dort wurde nachher die ganze königliche Familie in Todesangst belagert gehalten, während die wilde Menge in und vor dem Schlosse die Soldaten mordete. Endlich erschien Lafayette mit einem Theile der Nationalgarde, den er schnell zusammengebracht hatte. Er rettete zwar einigen dreißig Soldaten das Leben; dem Könige selbst aber konnte er nicht viel nützen. Dieser blieb noch immer bedroht und Gefangener des Pöbels. Lafayette begab sich zu ihm, und bewog nicht nur ihn, sondern, als das Volk dies verlangte, auch die Königin, sich auf dem Balkon dem Pöbel zu zeigen. Man empfing den König mit dem Zuruf: „Nach Paris!"; und er gewährte nicht nur diese tolle Forderung, sondern er versprach auch, noch an demselben Tage zu-

gleich mit dem Pöbel nach Paris zu ziehen. Lafayette selbst hatte ihm zu diesem offenen Beweise weibischer Verzagtheit gerathen. Es erfolgte hierauf noch die schmähliche Scene, daß der König, Lafayette und die zur Nationalgarde gehörenden früheren Soldaten der königlichen Garde auf dem Balkon das unten stehende Gesindel um Gnade für die geretteten Gardes dü Corps anflehten und das Leben derselben von dem wilden Pöbel erbettelten.

Auch die National-Versammlung trug an jenem Tage das Ihrige zur Beschimpfung des Königs und seiner Würde bei. Der Präsident Mounier wollte die um elf Uhr eröffnete Sitzung, dem Wunsche des Hofes gemäß, in das Schloß verlegen; Mirabeau bewirkte aber, daß die Mehrzahl sich widersetzte. Man schickte daher blos eine Deputation an den König. Unmittelbar darauf ward auf Mirabeau's und Barnave's Antrag der Ausspruch gethan, daß die National-Versammlung unzertrennlich von der Person des Herrschers sei, und daher ebenfalls nach Paris übersiedeln werde. Schon um ein Uhr begann der schmähliche Zug der königlichen Familie nach Paris. Der König und seine Familie fuhren wie Gefangene inmitten einer aus wenigstens zwanzigtausend Menschen bestehenden Pöbelmasse, welche nicht nur vierzig bis fünfzig entwaffnete Gardes dü Corps gleich Kriegsgefangenen mit sich schleppte, sondern auch die Köpfe mehrerer gemordeten Soldaten triumphirend einher trug. An diese wilden Schaaren hatte sich die Nationalgarde der gebildetsten Hauptstadt Europa's gleich einer militärischen Ehrenbegleitung angeschlossen. Hundert Mitglieder der National-Versammlung begleiteten als Deputation den König. Dieser und seine Familie waren auf dem ganzen Wege dem Hohne des Pöbels preisgegeben. Erst um sechs Uhr Abends langte der Zug am Stadthause von Paris an, und erst um neun Uhr fanden der König und die Seinen Ruhe in den Tuilerien. Am 19. Oktober wurde auch die National-Versammlung nach Paris verlegt.

Der 5. und 6. Oktober waren unheilvolle Tage für die constitutionelle Monarchie und für den Ruhm ihres Gründers, des hochherzigen Lafayette. Dagegen ward der Zweck, um dessentwillen man den Zug des Pariser Pöbels nach Versailles veranlaßt hatte, vollständig erreicht. Der ganze Glanz des königlichen Ansehens zerrann; der Nimbus der Herrlichkeit vieler Jahrhunderte

wurde zerstreut; der große Haufen hörte auf, im Könige das Königthum zu sehen, und betrachtete ihn fortan nur als einen gewöhnlichen Menschen. Lafayette bewog freilich, nachdem er am 6. Oktober gegen seinen Willen die Zwecke eines Mirabeau und eines Orleans hatte befördern müssen, die National-Versammlung zu dem Beschlusse, daß die Anstifter des Zuges nach Versailles auf gerichtlichem Wege ermittelt und bestraft werden sollten. Auch nöthigte er durch Drohungen den Herzog von Orleans, Frankreich auf einige Zeit zu verlassen. Die Untersuchung selbst aber hatte kein Ergebniß. Die National-Versammlung erklärte vielmehr, daß sich kein Grund zu einer Anklage finde; und im Juli des nächsten Jahres kehrte auch der Herzog von Orleans wieder zurück.

Als die National-Versammlung nach Paris verlegt worden war, begannen auf der einen Seite die Conspirationen der Hofleute, der Prinzen, der Königin und des Königs mit den Emigranten und mit fremden Fürsten; auf der anderen ward die Einrichtung einer Pariser Volksregierung vollendet, und diese oder vielmehr diejenigen Männer, welche den Pariser Pöbel leiteten, wurden zu Aufsehern der National-Versammlung gemacht. Die Anarchie war schon im August so groß gewesen, daß die National-Versammlung, blos um derselben ein Ende zu machen, die Grundzüge der neuen Staats-Organisation schnell zu vollenden gesucht hatte. In Paris hatte sich nämlich jeder Stand ein Stück der Volks-Souverainität angemaßt; die Soldaten der Garde, die Schneidergesellen, die Bedienten u. s. w. bildeten besondere berathschlagende Körperschaften. Auch von den sechszig Districten der Stadt hielt ein jeder nicht nur seine besondere Volksversammlung, sondern alle maßten sich auch gesetzgebende Gewalt an, und hatten ihre verschiedenen Ausschüsse, welche ebenso, wie der Stadtrath, Befehle ertheilten und als revolutionäre Volks-Polizei einzelne Bürger verfolgen und in Haft bringen ließen. Die Polizei und die Gerechtigkeitspflege waren also in die Hände der rohesten Volksklasse gekommen, welche die sogenannte Lynch-Justiz übte, und sich dabei von frevelhaften Leuten aus den höheren Klassen leiten ließ. Derselbe rohe Haufen machte seine souveraine Volksmacht auch in der National-Versammlung, sowie in den verschiedenen Klubbs durch Zeichen des Beifalls oder der Misbilligung geltend.

Bald wurde auch in dem Jakobiner-Klubb eine förmliche Nebenbehörde organisirt. Dieser furchtbare Klubb ging aus dem sogenannten bretonischen Klubb hervor, welcher gleich nach der Eröffnung der Reichsstände in Versailles von Deputirten der Bretagne gestiftet worden war. Er blieb, als die National-Versammlung nach Paris verlegt worden war, auch dort bestehen, und nahm gleich nachher außer den Deputirten dieser Versammlung auch viele andere Bürger als Mitglieder auf. Von seinem gemietheten Sitzungs-Lokale, einem ehemaligen Jakobiner-Kloster, erhielt er seinen neuen Namen. Er gewann schnell eine ungeheuere Ausdehnung, weil es sehr bald dazu kam, daß man Jakobiner sein mußte, wenn man für einen Patrioten gelten wollte. Eine Zeitlang gaben in ihm noch diejenigen Deputirten, welche durch ihre Schwärmerei fortgerissen schon damals von Republikanismus träumten, ein Petion, Büzot, Gregoire und Thüriot, den Ton an. Alle diese Deputirten bestimmten als Männer von Erziehung und Bildung den Jakobiner-Klubb gewiß nicht zu dem Zwecke, den derselbe später verfolgte. Mit ihnen waren anfangs auch Lafayette und seine Freunde vereinigt. Erst als im Mai 1790 der Jakobiner-Klubb zu zahlreich, seine Sprache zu heftig, seine Sitzungen zu stürmisch geworden waren, stifteten die vornehmen und feinen Männer der constitutionellen Partei einen besonderen Verein, den sogenannten Klubb von 1789. Dieser erhielt von einem Bernhardiner-Kloster, in welchem er zusammenkam, den Namen Klubb der Feuillants. Er ward gleich anfangs sehr angefeindet, und hob sich erst im Juli 1791 auf eine kurze Zeit, um dann wieder ganz zu verschwinden.

Für die Jakobiner der heftigsten Klasse waren schon am Ende des Jahres 1789 zwei Journalisten, der Redacteur des seit dem 12. September 1789 erscheinenden Volksfreundes, Marat, und der Redacteur eines anderen Blattes von ähnlicher Art, Fréron, die Haupt-Organe. Zugleich führte Camille Desmoulins im Palais Royal und in den District-Versammlungen bereits die Sprache der späteren Schreckenszeit. Zu dieser heftigsten Partei gehörte auch Danton, welcher durch angeborenes Talent, durch furchtbare Kühnheit, durch eine ganz eigenthümliche Art von Volksberedsamkeit und durch die Alles übertönende Kraft seiner Stimme

einen ebenso beispiellosen Einfluß ausübte, wie Marat durch den frechen Ton seiner Zeitung. Er und andere ihm gleichgesinnte Männer, welche insgesammt Mitglieder des Jakobiner-Klubbs waren und blieben, vereinigten sich außerdem noch in eine besondere Gesellschaft, weil im Jakobiner-Klubb lange Zeit die gemäßigteren Demokraten durch ihre Beredsamkeit das Übergewicht hatten. Dieser neue Verein wurde von dem Franziskaner-Kloster, in welchem er seine Sitzungen hielt, der Klubb der Cordeliers genannt. Er enthielt die furchtbarste Klasse der Republikaner oder alle diejenigen Männer, welche von der Ansicht ausgingen, daß ohne völlige Vertilgung des Alten niemals eine neue Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft zu Stande gebracht werden könne. Übrigens stimmten schon damals auch Gregoire, Lanjuinais und andere sehr rechtliche Männer einen ähnlichen sehr heftigen Ton an, weil sie mit Recht fürchteten, die Regierungsgewalt möchte aus den Gemächern der Hofleute in die Salons der Banquiers und der liberalen Ritterschaft übergehen, wobei, wie die Erfahrung unserer Tage beweist, wenig gewonnen worden wäre.

Um sich einen Begriff von dem furchtbaren Tone zu machen, in welchem die auf der äußersten Seite der revolutionären Partei stehenden Männer redeten und schrieben, wollen wir zwei Stellen aus Marat's Volksfreund anführen. Am 1. November 1790 findet sich in diesem Blatte folgende Ansprache an das Volk: „Geht nicht in euere lächerlichen Sections-Versammlungen, in welchen Spitzbuben (fripons) euch mit ihrem verbrecherischen Gepappel betäuben und leicht euere Gluth ersticken könnten! Versammelt euch nur auf den öffentlichen Plätzen, und zwar um einen militärischen Tribunen zu ernennen. Diesen bekleidet, wiewohl blos auf drei Tage, mit der höchsten Gewalt, damit er euch anführe und ohne Barmherzigkeit die verbrecherischen Häupter niederschmettere, welche seit fünfzehn Monaten gegen euer Glück conspiriren! Vor Allem aber eilt nach St. Cloud hinaus, führt den König und den Dauphin in euere Mauern zurück, sperrt die Östreicherin, ihren Schwager, den Maire und den General (d. i. Bailly und Lafayette) ein, legt alle Minister in Ketten, bemächtigt euch ihrer Papiere, und lernt aus diesen die ganze Tiefe der höllischen Ränke kennen, welche gegen euch geschmiedet werden!“ Am 22. Juni 1791 ließ Marat

folgenden Artikel über die Flucht des Königs abdrucken: „In der Nacht ist Ludwig XVI. plötzlich mit seiner ganzen Familie entflohen. Dieser meineidige König ohne Treue und Glauben, ohne Scham und ohne Gewissen, dieser des Thrones unwürdige Monarch ließ sich durch die Furcht, für einen ehrlosen Menschen zu gelten, nicht zurückhalten. Der Durst nach unumschränkter Gewalt, der sein Herz zernagt, wird ihn bald zu einem blutgierigen Mörder machen; er wird sich bald im Blute seiner Mitbürger baden, die sich unter sein Tyrannen-Joch nicht beugen wollen! Bis dahin aber lacht er über die Dummheit der Pariser, welche seinem Worte Glauben geschenkt haben."

Die National-Versammlung, zu welcher wir uns zurückwenden, begann zwar ihre Thätigkeit in Paris damit, daß sie gegen Anarchie und Empörungen das sogenannte Martial-Gesetz erließ; dieses konnte aber ohne Soldaten und Polizei nichts nützen, zumal da in der National-Versammlung selbst eine mächtige Partei war, welche Unruhe und Verwirrung für nöthig hielt. Die Herstellung einer neuen Verfassung wurde von der National-Versammlung mit rastloser Thätigkeit fortgesetzt; und in die Zeit vom Oktober 1789 bis zum Juli 1790 fallen mehrere der wichtigsten neuen Einrichtungen.

Am 2. November 1789 faßte die National-Versammlung einen Beschluß, durch welchen die alte Hierarchie ebenso aller ihrer äußeren Stützen beraubt wurde, wie am 4. August der Feudal-Adel und am 6. Oktober das Königthum. Es wurden nämlich damals, auf einen vom Bischof Talleyrand gestellten Antrag, alle Kirchengüter für Staatseigenthum erklärt und die Sorge für die Kosten des Cultus, die Besoldung des Klerus und die Armenpflege auf die weltlichen Behörden übertragen. An diesen die politische Existenz des Klerus vernichtenden Beschluß schlossen sich in der ersten Hälfte des folgenden Jahres noch andere an, welche beweisen, daß die Mehrheit der Deputirten dieselbe geringe Vorstellung von der Wichtigkeit der moralisch-religiösen Institute hatte, die sich nachher zur Zeit der Restauration auch in den meisten süddeutschen Ständeversammlungen gezeigt hat. Im Februar 1790 wurden die Klostergelübde untersagt und alle geistlichen Orden mit Ausnahme derer, welche der Erziehung und der Krankenpflege gewidmet waren, für aufgehoben erklärt. Im April begannen die Debatten über die

Stellung und Einrichtung der Kirche, und im Juli und November gingen aus diesen Berathungen die unter dem Namen Civil-Constitution des Klerus bekannten folgenreichen Beschlüsse hervor. Die National-Versammlung übersah bei diesen übereilten Beschlüssen ganz und gar, daß der Cultus eine Sache der Meinung ist, daß man ihn daher nicht wie bürgerliche Dinge durch Gebote und Vorschriften ordnen, sondern nur mit einer festen Schranke umgeben kann. Die Versammlung mischte sich außerdem aber auch unbedachtsamer Weise in die Angelegenheiten einer Kirche ein, welche nur eine göttliche Gesetzgebung anerkennt; sie regte dadurch den religiösen Fanatismus auf, und zerstörte zugleich die Religiosität des großen Haufens, welche immer an die Gewohnheit und an gewisse Gebräuche geknüpft ist. Freilich erhielten andererseits durch die Beraubung der Kirche und durch den nachher erfolgten Verkauf geistlicher und weltlicher Güter Tausende, welche bis dahin nur Taglöhner oder Pächter gewesen waren, Grundeigenthum; und dies war blos dadurch möglich zu machen gewesen, daß man gewaltthätig verfuhr und einige Jahre hindurch die Ordnung der Dinge umkehrte. Übrigens bestanden die Hauptpunkte des Gesetzes über die Kirche in folgenden Bestimmungen. Die Wahl der Geistlichen wurde dem Volke überlassen. Die Geistlichen wurden für Gemeindebeamten erklärt und, unter Androhung harter Strafen, zum Eide der Treue gegen Nation, König und Gesetz oder mit anderen Worten gegen die neue Ordnung der Dinge verpflichtet. Wer von ihnen diesen Eid verweigere, sollte entlassen und, wenn er seine geistlichen Geschäfte fortsetze, als Ruhestörer kriminell bestraft werden. Die Härte, mit welcher man den Eid auf die neue rein bürgerliche Gesetzgebung der Kirche forderte, würde zu jeder anderen Zeit die National-Versammlung um ihre ganze Popularität gebracht haben; allein der Cultus hatte damals schon längst seine innere Bedeutung verloren, und die Weigerung der meisten Geistlichen, jenen Eid zu leisten, vermehrte nur den Haß der vielen Religions-Spötter in Frankreich. Dadurch kam es dann in Gegenden, in welchen der religiöse Fanatismus noch herrschte, zu Unruhen und blutigen Zwisten; beide Parteien wurden aufs höchste erbittert; und die National-Versammlung mußte die härtesten Verfügungen gegen die unbeeidigten Priester erlassen, was dann wieder

andere Verlegenheiten der schlimmsten Art bereitete. Übrigens leisteten von allen Bischöfen blos vier und von den Pfarrern ebenfalls nur sehr wenige den geforderten Eid.

Auch das Gerichtswesen wurde von der National-Versammlung ganz umgestaltet, weil dasselbe in seiner seitherigen Einrichtung sich mit der neuen Ordnung der Dinge auf keine Weise vertrug. Schon im November 1789 wurden die Parlamente einstweilen in Unthätigkeit versetzt. Im März 1790 aber begannen die Berathungen über eine neue Einrichtung der Justiz, und im September wurde diese vollständig ausgeführt, womit dann die Parlamente und alle anderen bisherigen Gerichtshöfe für immer aufhörten. Frankreich erhielt Geschwornengerichte und ein für das ganze Reich gleichförmiges neues Recht. Im März 1790 wurden, nachdem man schon früher die Gleichheit aller Bürger gesetzlich ausgesprochen hatte, auch alle Titel, Wappen und Ehrenrechte abgeschafft und verboten. Unter die Hauptvortheile, welche Frankreich der constituirenden National-Versammlung verdankt, rechnen wir die im Januar 1790 beschlossene neue Eintheilung des Reiches in Departements, Districte (seit dem Consulat Arrondissements genannt), Kantone und Gemeinden, sowie den auf diese Eintheilung gegründeten Mechanismus der Verwaltung. Beides ist, mit Ausnahme dessen, was aus der zu Grunde liegenden Theorie der Volks-Souverainität und Demokratie entsprungen war, nachher stets beibehalten worden. Endlich wurden nicht nur die Municipalitäten oder Gemeindebehörden und ihr Regiment nach dem Princip der Demokratie und Selbstregierung geordnet, sondern man machte auch im Mai 1790 für Paris eine besondere Gemeindeverfassung, welche einige Jahre später, als der Gemeinderath von Paris den Convent und dieser Frankreich tyrannisirte, für Frankreich in so hohem Grade verderblich geworden ist.

Was die neue Verfassung der Pariser Stadtgemeinde betrifft, so wurden die sechszig Districte oder Quartiere, in welche Paris bisher eingetheilt gewesen war, bis auf achtundvierzig verringert. Diesen Quartieren, die man von jetzt an Sectionen nannte, ward verboten, Versammlungen zu halten, außer zum Behufe des Wahlgeschäftes oder auf Berufung der städtischen Verwaltungsbehörde. Die Letztere wurde aus einer Kanzlei, einem Stadtrathe und einem

großen Rathe zusammengesetzt. Sechszehn Administratoren, an deren Spitze als Haupt der Republik Paris der Maire stand, bildeten die Kanzlei (bureau) und leiteten die Geschäfte. Der ihnen zugeordnete Stadtrath (le conseil municipal) war aus zweiunddreißig Municipal-Räthen, der große Rath aber (le conseil général), welcher in wichtigen Fällen zusammengerufen wurde, aus sechsundneunzig Notabeln zusammengesetzt. Diese Einrichtung hatte, gleich der der übrigen Municipalitäten und der Departements-Regierung, freilich einen Schein von Monarchie und Aristokratie; Alles beruhte aber doch auf einer absoluten Demokratie, welche ihren Sitz in den Sections-Versammlungen hatte, in denen Alles nach der Zahl, nicht nach dem Gewichte der Stimmen entschieden, und sowohl die Gemeindebeamten, als auch die Deputirten zur National-Versammlung auf ganz gleiche Weise gewählt wurden.

Wie man durch die angegebenen Beschlüsse alles Aristokratische zu vernichten suchte, so wurde im März 1790 durch die Bekanntmachung des sogenannten rothen Buches auch das Königthum auf arge Weise vor der Nation blosgestellt. Dieses Buch, welches Necker vergebens der National-Versammlung vorzuenthalten gesucht hatte, enthielt die geheimen Ausgaben für Ludwig XVI. und seinen nächsten Vorgänger, sowie für die Familie und die Hofhaltung beider Könige. Es stellte übrigens auch manche Privatleute, die sich von der Regierung hatten erkaufen und gebrauchen lassen, in ihrer Blöße dar. So war z. B. aus diesem Buche zu ersehen, welche schlechte Rolle Mirabeau in sittlicher Hinsicht schon früher gespielt hatte; denn es fand sich z. B., daß er nicht nur schon 1776 an die Regierung das Manuscript einer gegen sie gerichteten Schrift verkauft, sondern daß er sogar auch im Jahre 1789 hundertfünfundneunzigtausend Livres für das auf Ehrenwort gegebene Versprechen, die Projecte der National-Versammlung zu hintertreiben, erhalten hatte.

Was übrigens Mirabeau's Charakter und Treiben betrifft, so verlohnt es sich nach den so eben gemachten Angaben nicht der Mühe, diesem Manne auf dem Wege zu folgen, den er anfangs als Demagog und dann als Söldling des Königs einschlug, oder auch eine Untersuchung darüber anzustellen, wie weit Mirabeau's Patriotismus ging, und wo derselbe anfing ihm feil zu sein. Mirabeau lenkte nämlich um den Anfang des Jahres 1790 in seiner

revolutionären Thätigkeit ein, und suchte den Angriffen auf alles Bestehende, welche immer kühner und stärker wurden, Schranken zu setzen. Er trat damals auch mit dem Hofe in geheime Verbindung, erhielt aufs neue Geld von demselben, und gab dafür Pläne an, welche gegen die National-Versammlung gerichtet waren. Wir bezweifeln sehr, daß Mirabeau, was der Hof erwartete, die Monarchie hätte retten können. Gewiß ist jedenfalls das Eine, daß Mirabeau, obgleich er sich hatte erkaufen lassen, zu verständig war, um bei dieser Gelegenheit irgend einen der wesentlichen Vortheile, welche Frankreich seit dem Mai 1789 erlangt hatte, aufzuopfern. Die ganze Frage kam übrigens gar nicht zur wirklichen Entscheidung, weil Mirabeau schon im April 1791 starb.

3. Vom Föderations-Fest an bis zum Schlusse der constituirenden National-Versammlung (20. September 1791).

Die im ganzen Reiche herrschende Verwirrung, das Tumultuarische des eingehaltenen Verfahrens, die Unbehaglichkeit, welche mit dem Zwischenzustande zwischen Auflösung und Wiederherstellung der Ordnung verbunden war, hatten der National-Versammlung gegen die Mitte des Jahres 1790 manchen bitteren Tadel zugezogen, und die Nation schien kälter zu werden. Man beschloß daher, durch eine große National-Feierlichkeit den Enthusiasmus wieder anzufachen. Dies war der Sinn des unter dem Namen Föderations-Fest berühmt gewordenen Schauspieles, welches am 14. Juli 1790 auf dem Mars-Felde bei Paris aufgeführt wurde. Ihm ging eine Scene voraus, welche recht auffallend den Unterschied zwischen deutscher und französischer Ansicht und Manier zeigt. Wir meinen die von dem Baron Cloots am 19. Juni in der National-Versammlung aufgeführte Posse. Dieser Mann, welcher in der preußischen Stadt Cleve geboren, aber in Paris erzogen worden war, und mit atheistischen und republikanischen Ansichten renommirte, hatte den Einfall, der National-Versammlung durch eine sogenannte Gesandtschaft der Menschheit den Dank des Menschengeschlechtes aussprechen zu lassen. Er brachte zu diesem Zwecke sechszig Menschen verschiedener Nationen zusammen, welche von ihm größtentheils in Paris selbst gemiethet wurden. Die National-

Versammlung empfing diese Gesandtschaft auf ehrenvolle Weise, und ganz Paris jubelte über die Sache; besonnene und verständige Männer aber, welche die theatralische Scene mitansahen, bezeichnen sie als eine bloße Posse.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Bundesfeste des 14. Juli; denn dieses hatte in der That einen großartigen Charakter. Die ausgesprochene Absicht desselben bestand darin, daß die Föderation oder Verbrüderung zwischen Volk, Armee und Nationalgarde auf feierliche Weise kund gemacht und durch einen Eid besiegelt werden sollte. Zu diesem Zwecke berief man Deputirte aller Regimenter des Heeres, sowie je einen Mann von zweihundert Bürgergardisten und sechs Deputirte eines jeden Kanton nach Paris. Die Sache erregte einen solchen Enthusiasmus, daß die ganze Bevölkerung von Paris ohne Unterschied des Standes bei den Erdarbeiten, welche für das Fest auf dem Mars-Felde gemacht wurden, Hand anlegte. In der Mitte dieses Feldes ward ein Hügel aufgeworfen und auf demselben der fünfundzwanzig Fuß hohe Altar des Vaterlandes errichtet. Um den Hügel herum machte man amphitheatralische Sitze für die Abgeordneten der Nation und des Heeres, sowie für das Volk, von welchem außerdem noch etwa hunderttausend Menschen stehend Platz fanden. Auf der einen Seite wurden bedeckte Sitze für den König, seine Familie und die National-Versammlung angebracht, und zwar so, daß in die Mitte derselben ein Thron für den König, rechts davon aber und in ganz gleicher Höhe der Stuhl des Präsidenten der National-Versammlung gestellt wurde.

Eine ungünstige Vorbedeutung für das Schicksal der neuen Staatsverfassung war es, daß den ganzen Tag über ein heftiger Regen fiel, sowie es für das Schicksal der Religion ein schlimmes Zeichen war, daß die mit dem Feste verbundene Messe von dem Bischof Talleyrand geleitet ward, welcher ganz wie Mirabeau dachte, lebte und handelte. Die Festlichkeit begann mit einer musikalischen Aufführung, an welcher zwölfhundert Künstler Theil nahmen. Dann weihte Talleyrand als Vaterlandspriester, an der Spitze von dreihundert mit dreifarbigen Schärpen geschmückten Priestern, die Fahnen der dreiundachtzig Departements ein, und hielt unter dem Schalle von dreihundert Trommeln die Messe. Nachher schritt Lafayette zum Altar des Vaterlandes und leistete

den Bürgereid in Gemeinschaft mit den Abgeordneten, welche die Eidesworte ihm nachsprachen. Hierauf schworen auch der König und der Präsident der National-Versammlung, Beide von ihrem Platze aus. Allgemeine Jubelrufe, der Donner der Kanonen, das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Trommeln begleiteten diese einzelnen Acte des Festes. Der eigentliche Zweck der Feierlichkeit ward vollständig erreicht; denn die Franzosen wurden vermittelst derselben wirklich aufs neue begeistert. Leider hatte aber auch der elende Herzog von Orleans das Föderations-Fest benutzt, um nach Frankreich zurückzukehren, wo er sogleich wieder seine frühere Rolle zu spielen begann.

Unmittelbar vor und nach dem Föderations-Feste sahen sich die Jakobiner durch die Umtriebe der Emigranten und durch das Verhalten der auswärtigen Regierungen und Aristokratieen in ihrem Streben, die Dinge bis zum Äußersten zu treiben, sehr gefördert. Die aus dem ganz verdorbenen Theile des Adels bestehenden Emigranten, besonders der Graf von Artois, schmiedeten zuerst von Turin, dann von Worms und Koblenz aus Kabalen, denen auch der König, seine Gemahlin und das constitutionelle Ministerium nicht fremd waren. Die deutschen Freiherren und Fürsten, welche im Elsaß und in anderen Provinzen Frankreich's Güter besaßen und durch den Beschluß vom 4. August 1789 aller ihrer feudalen Rechte in denselben beraubt worden waren, flehten den Schutz des deutschen Reiches an; und Kaiser Leopold II., welcher 1790 seinem Bruder Joseph II. folgte, berathschlagte mit dem Könige von Preußen, auf welche Weise man in Frankreich das alte Königthum, Adelswesen und Pfaffenthum aufrecht erhalten könne, obgleich er an thätige Hülfe durchaus nicht dachte. In England fand es zwar Pitt noch für rathsam, eine kluge Neutralität zu beobachten; die ganze dortige Aristokratie war aber ebenso sehr, wie die deutschen Fürsten, über die Dinge in Frankreich erschrocken, und ihr Client Burke, welcher damals mit den Whigs brach, gebrauchte sein Redner-Talent zu den heftigsten Kreuzpredigten gegen die Franzosen. Alles dies verschaffte den Pariser Demagogen eine große politische Bedeutung, und erleichterte ihnen die Erreichung ihrer Zwecke. Sie erhielten nämlich jetzt das Ansehen wahrer Patrioten, während ihre Gegner als Verräther erschienen, welche ihre Stellen, ihren Rang

und ihren Grundbesitz dadurch zu behaupten suchten, daß sie im Bunde mit den Fremden ihrem Vaterlande den Untergang drohten. Außerdem erhielten die Jakobiner durch das Treiben ihrer Gegner Gelegenheit, das Volk mit Schrecken zu erfüllen und seine Mordlust zu erregen. Durch alles dies nahm das Ansehen, der Einfluß und die Macht der Jakobiner in hohem Grade zu. Mitglied ihres Klubbs zu sein, war damals schon der bloßen persönlichen Sicherheit wegen für jedermann vortheilhaft. Ihr Haupt-Klubb in Paris enthielt bereits weit über tausend Mitglieder, und bildete, da er schon vor dem Schlusse der National-Versammlung sechshundert Schwester-Klubbs in den Provinzen hatte, eine förmliche organisirte Macht, deren Armee der Pöbel von ganz Frankreich war.

Die Constitutionellen und ihr Klubb (die Feuillants) wurden schon 1790 wiederholt vom aufgehetzten Pöbel bedroht, und durch die Organe des Jakobiner-Klubbs und der Pariser Volksgemeinde, einen Desmoulins, Danton, Marat, Fréron u. A., unaufhörlich in Reden und Zeitungen angegriffen. Nichts desto weniger blieb die Mehrheit der National-Versammlung und sogar die der Pariser Gemeinde dem constitutionellen Princip getreu. Dies zeigte sich bei mehreren Gelegenheiten. Im August 1790 wurde Bailly aufs neue zum Maire von Paris gewählt. Im September, als Necker dem Volkshasse weichen und aus Frankreich entfliehen mußte, wurde dieser unterwegs vom Pöbel angehalten; die National-Versammlung bewirkte aber durch ein besonderes Decret seine Freilassung. Das Nämliche geschah, als Ende Februar 1791 die Tanten des Königs auf ihrer Flucht angehalten wurden.

Zu derselben Zeit, in welcher Gericht und Recht zu verschwinden und das Volk die in seine Hände gefallene Polizei zur Unterdrückung und Tödtung der Wohlhabenden anzuwenden begann, wurde auch das Staatsvermögen und mit ihm der Wohlstand unzähliger Familien durch die Schöpfung von Papiergeld furchtbar zerrüttet. Am 19. December 1789 hatte die National-Versammlung beschlossen, Assignaten oder Anweisungen auf das eingezogene und für National-Eigenthum erklärte Kirchengut auszugeben. Diese waren noch auf bestimmt benannte Güter angewiesen, und sollten beim Verkaufe derselben an Zahlungs Statt angenommen werden. Schon wenige Monate nachher aber machte man Assignaten, welche

nur ganz im Allgemeinen auf die National-Güter ausgestellt waren, und also fortwährend vervielfältigt werden konnten. Damit war ein förmliches Papiergeld geschaffen und der Anfang zu einer maßlosen Vermehrung desselben gemacht. Dieses neue Circulations-Mittel hatte das Schicksal eines jeden Papiergeldes: es ward nach und nach ganz werthlos. Dadurch wurden dann Hunderttausende ins Elend gestürzt und das Eigenthum der alten Grundbesitzer in die Hände einer anderen Klasse von Bürgern gebracht.

Die neue Verfassung zeigte sich schon am Ende des Jahres 1790, noch ehe sie vollendet und eingeführt worden war, unhaltbar, weil bei der vom Auslande her drohenden Gefahr, bei der Auflösung aller Ordnung im Inneren, bei dem offenbar bevorstehenden Staats-Bankerott und bei dem Verhalten des Königs nur revolutionäre Maßregeln helfen konnten. Der König war erst Ende 1790 dazu zu bringen, den Beschlüssen über die Kirche seine Zustimmung zu ertheilen; er that dies aber nur gezwungen, und gab dadurch, daß er jeden beeidigten Priester von sich zurückwies, den Demokraten Anlaß, ihn einen Verräther zu schelten und seine Erklärungen als Heucheleien darzustellen. Die Demokraten hatten damals in Danton einen Führer, welcher mit Desmoulins und anderen Cordeliers mächtiger war, als Lafayette, Bailly und die ihnen Gleichgesinnten. Danton ward seit Mirabeau's Tode gewissermaßen dessen Nachfolger. Er bedurfte wie dieser der Revolution, um seinen Gläubigern zu entgehen und sich die Mittel für neue Verschwendungen zu verschaffen; er bewegte sich aber, zum Unterschiede von Mirabeau, in einer niederen Sphäre, und hatte wegen seines Mangels an Kenntnissen und an feinerer Bildung ein so geringes Ansehen bei den höheren Kreisen, daß der Hof ihn erst dann zu bestechen suchte, als es zu spät war. Danton steckte dann das Geld ein, ohne etwas dafür zu leisten. Zum Leiter der niederen, körperlich kräftigen Volksklasse der Metzger, Schmiede, Schlosser u. s. w. war er schon durch die ihm eigenthümliche Art von Beredsamkeit und durch sein furchtbares Donnern und Schreien mehr als jeder Andere geeignet. Dabei hatte er an Camille Desmoulins, welcher gleich ihm mit genialer Wuth alles Alte zu vernichten strebte, den besten Gehülfen und Freund. Dieser feurige junge Mann war ein Schulkamerade Robespierre's und

früher mit ihm verbunden gewesen; nachher hatte ihn jedoch die zwar heftige und unmoralische, aber auch gemüthliche Natur Danton's weit mehr angezogen, als Robespierre's kalte, zähe, neidische, herrschsüchtige Seele. Übrigens zerfielen die demokratischen oder republikanischen Jakobiner in drei Parteien, welche 1790 noch einig waren und es noch drei Jahre lang blieben. Die eine bestand aus den philosophischen, rhetorischen und doctrinären Republikanern, die man später Girondisten nannte. Die zweite umfaßte die Begünstiger einer auf niederer Leidenschaft beruhenden Pöbelherrschaft; ihr Organ war Marat, ihr Redner Robespierre. Die dritte Partei endlich bildeten die genialen Stürmer, Zerstörer und Zweifler des Klubbs der Cordeliers. Alle drei Parteien erhielten in dieser Zeit an der Frau Roland eine schützende Dame und in ihrem Hause einen Salon, wie die Häupter der constitutionellen Partei Beides an Necker's Tochter, der Frau von Staël, und ihrem geselligen Kreise hatten. Von der Letzteren und ähnlichen Salon-Damen unterschied sich die republikanische Frau Roland, welche durch ihren Salon eine historische Person geworden ist, in jeder Hinsicht. Sie wollte nicht durch Genialität und durch Beherrschung der Männer glänzen, sondern sie suchte, von wahrhaftigem Enthusiasmus erfüllt, die um sie versammelten Herren für ihre Idee oder vielmehr für ihren Traum von Freiheit und Republikanismus zu begeistern. Sie war ferner edel, einfach und bescheiden, ward nie unweiblich, hatte nicht blos Romane und Gedichte, sondern auch ernste Bücher gelesen, und war durch die den Franzosen eigenthümliche rhetorische Auffassung der alten Geschichte für ein Ideal von Heroen und Staaten begeistert worden, das in der Welt nie zu finden war und nie zu finden sein wird. Sie ward nachher, während die Frau von Staël durchschlüpfte, ein Opfer ihrer Schwärmerei, verdient aber im Tode unsere höchste Bewunderung, weil sie trotz ihrer gräßlichen Enttäuschung dem Glauben an einen höheren Zweck des Lebens bis ans Ende getreu blieb, und ihren heiteren Muth weder vor dem Richterstuhle entsetzlicher Menschen, noch im Kerker und auf dem Schaffot verlor.

Daß die Jakobiner bei Mirabeau's Tode (2. April 1791) bereits die Herrschaft besaßen, zeigte sich recht auffallend, als die gesammte National-Versammlung zugleich mit dem ganzen, damals

schon 1800 Mitglieder zählenden Jakobiner-Klubb den Leichenzug begleitete, und der Präsident der Ersteren dem der Letzteren den Vortritt lassen wollte, was dieser jedoch ablehnte. Noch in demselben Monat bewiesen die Jakobiner, daß auch ihr Heer zahlreicher und folgsamer sei, als das der Constitutionellen. Am 18. April wollte nämlich Lafayette, um der Welt zu zeigen, daß König Ludwig nicht ein Gefangener des Pariser Pöbels sei, denselben mit der Nationalgarde nach St. Cloud geleiten, wo Ludwig das Abendmahl von einem unbeeidigten Priester zu nehmen gedachte. Die Jakobiner boten aber den Pöbel auf, dieser hielt den königlichen Wagen an, und die Nationalgarde verweigerte, als ihr General sie zum Einschreiten aufforderte, den Gehorsam. Der König mußte umkehren, und Lafayette legte tief gekränkt das Commando auf drei Tage nieder.

Auch eine vollständige Polizei mit guten Spionen hatten die Ausschüsse des Jakobiner-Klubbs eingerichtet, so daß sie selbst von dem, was an fremden Höfen zu Gunsten des Königs verhandelt wurde, genaue Kenntniß hatten. Dies wurde von ihnen benutzt, um das Ansehen des Königthums immer mehr zu schmälern, während zugleich die Rathgeber des Königs durch ihre Verkehrtheiten ihnen in die Hände arbeiteten. Ludwig XVI. wurde nämlich damals durch dieselbe Gattung von Menschen und zum Theil durch dieselben Familien um den Thron gebracht, wie in neuester Zeit Karl X.

Diese Leute waren es auch, welche dem Könige schon seit Oktober 1790 zur Flucht zu verhelfen suchten und sich dabei so unvorsichtig benahmen, daß nachher, als die Sache ausgeführt wurde, nicht nur jedermann schon längst von einem solchem Vorhaben des Hofes gesprochen hatte, sondern auch die Flucht selbst blos wegen der verkehrten Maßregeln mislang. Auch Kaiser Leopold II., mit welchem der Graf von Artois und Calonne im Mai zu Mantua Verabredungen trafen, schadete dem Könige, indem er durch Erlassung eines äußerst unklugen Manifestes den Feinden des Königthums in die Hände arbeitete. Dieses Manifest, welches freilich erst im Juli 1791 bekannt wurde, erklärte Ludwig's XVI. Sache für die aller Monarchen, bedrohte die Franzosen mit der Rache der fremden Mächte, und zog die inneren Angelegenheiten

Frankreich's vor den Richterstuhl der Minister fremder Könige. Ludwig XVI. selbst stellte bei Gelegenheit seiner Flucht sich und die Monarchie in einem so ungünstigen Lichte dar, als die Demagogen es nur immer wünschen konnten. Er bestätigte, als der Plan zu seiner Flucht bereits entworfen war, am 2. Juni die Beschlüsse der National-Versammlung, schrieb aber am 10. gegen dieselben Beschlüsse eine Protestation nieder, welche nach seiner Flucht der National-Versammlung mitgetheilt werden sollte.

Die Flucht selbst, welche in der Nacht vom 20./21. Juni begonnen ward, zeigt uns die völlige Verblendung und Unverbesserlichkeit der Hofleute des alten Systems, welche ihren Kabalen, ihrem Hochmuthe und der steifen Etikette nicht einmal in einem solchen Falle zu entsagen vermochten, obgleich in einem Lande, wo damals die vornehmen Leute von jedem Bürger mit spähenden Blicken angesehen wurden, die ganze Sache nur bei der größten Vorsicht gelingen konnte. Es wurde z. B. um unbedeutender Dinge willen die Flucht zwei Tage über die bestimmte Zeit hinaus verschoben. Ebenso erhielt die Gouvernante der königlichen Kinder, blos weil die Hofsitte es so forderte, den Platz im Wagen, welcher vorher für einen kräftigen Garde-Kapitain bestimmt gewesen war. Ferner war mit Bouillé, dem Oberbefehlshaber der Truppen in Lothringen, verabredet worden, daß derselbe von Chalons für Marne an auf allen Stationen bis Montmédy, dem Ziele der Reise, Pikets zum Schutze der Fliehenden aufstelle; weil aber die Reise um zwei Tage verschoben worden war, so hatte Bouillé die Pikets wieder einziehen und noch einmal aufstellen müssen, wodurch die Einwohner erst recht aufmerksam gemacht worden waren. Ebenso war es thöricht, den König, welchen jedermann nach seinem Bildnisse auf den Münzen so leicht erkennen konnte, in einem auffallenden Prachtwagen reisen zu lassen, der noch dazu sehr schwerfällig war und unterwegs einer Ausbesserung bedurfte. Übrigens reiste Ludwig mit dem Passe einer russischen Baronesse als deren Kammerdiener, und ein Günstling seiner Gemahlin, der schwedische Graf Fersen, hatte den Wagen besorgt. Ludwig's Bruder, der Graf von Provence, entfloh gleichzeitig, schlug aber einen um die Hälfte kürzeren Weg ein, auf welchem er glücklich nach Belgien entkam. Schon in Chalons erkannte der Postmeister den König; er schwieg

aber als Gutgesinnter still. Der Postmeister von St. Menehould dagegen, Drouet, der die Flüchtlinge ebenfalls erkannte, schickte schnell seinen Sohn ab, um auf einem kürzeren Wege nach Varennes, der nächsten Station, zu reiten und dort die Verhaftung des Königs zu bewirken. Als daher die Flüchtlinge nach Varennes kamen, hatten die dortigen Bürger bereits die Brücke gesperrt. Ludwig hätte sich dessen ungeachtet retten können, wenn er den ihn begleitenden Gardes dü Corps erlaubt hätte, mit den Waffen einen Weg zu bahnen. Dazu konnte er sich jedoch nicht entschließen. Er wurde also in Varennes vom Volke festgehalten, welches dann sogleich der National-Versammlung Anzeige davon machte.

In Paris ward die Flucht des Königs schon am Morgen des 21. Juni um sieben Uhr bekannt. Lafayette, dessen Nationalgarde die Wache am Schlosse hatte, gerieth sogleich in den Verdacht der Mitwissenschaft, da es ganz unbegreiflich schien, daß er in der letzten Zeit von dem unruhigen Treiben der geschäftigen Hof-Dienerschaft nichts habe merken sollen. Die Aristokraten beschuldigten ihn, er habe die Flucht nicht ungern gesehen, damit er den König künftig ganz in seine Gewalt bekomme; die Demokraten sagten ihm nach, er habe seinem Vetter Bouillé zu Gefallen nichts merken wollen. Er schickte, gleich nachdem er die Flucht des Königs erfahren hatte, ihm seinen General-Adjutanten Romeuf nach; die National-Versammlung aber sandte, als sie die Anzeige von Varennes erhielt, drei ihrer Mitglieder, Latour-Maubourg, Petion und Barnave, ab, um die Flüchtlinge abzuholen und unterwegs gegen das Volk zu schützen. Die Art, wie diese Commission die königliche Familie nach Paris zurückbrachte, war für das Königthum ein verderblicher Schlag; denn die drei Deputirte gaben der Rückreise das Ansehen einer Transportirung von Gefangenen, weil sie selbst und Romeuf mit in den Wagen saßen, und weil sie die Gardes dü Corps, welche mit Lebensgefahr ihre Pflicht gethan hatten, gebunden auf den Kutschersitzen mit nach Paris bringen ließen. Die Letzteren wurden in Paris vom Pöbel arg mishandelt.

Die misglückte Flucht hatte zwei sehr nachtheilige Folgen. Erstens hatte man durch die von Ludwig zurückgelassene Protestation ein Actenstück erhalten, aus welchem urkundlich hervorging, daß der König sich weder durch sein Wort, noch durch seinen Eid für ge-

bunden halte; und zweitens machte man unmittelbar nach der Flucht die dann für die Republikaner ersprießlich gewordene Probe, wie sich ohne König regieren lasse. Die erstere Wirkung ward noch durch eine schriftliche Erklärung verstärkt, zu welcher Barnave nach der Flucht den König beredete. Diese Erklärung war ein Gemisch von Sophistik und Lüge, durch welches die frühere Protestation beschönigt und zurückgenommen wurde. Der König selbst brachte sich dadurch nicht nur um alles Vertrauen, sondern er legte auch der Nation seine Schwäche und Zaghaftigkeit offen dar. Dies kam den schwärmerischen Republikanern, noch mehr aber den Predigern der Anarchie zu Statten. Die Letzteren, ein Marat, ein Danton und Andere, erhielten dadurch für ihr seitheriges wildes Geschrei einen Schein von Wahrheit. Die Ersteren, eine Madame Roland und ihre Freunde Petion, Büzot, Brissot und Andere, glaubten jetzt ihren Traum von einer idealen Republik um so leichter verwirklichen zu können.

Die zweite verderbliche Folge der Flucht bestand darin, daß man den König eine Zeitlang bei Seite schob und die Regierung auf republikanische Weise führte. Die National-Versammlung beschloß nämlich am 25. Juni die Suspendirung der königlichen Gewalt; und dieser Beschluß ward bis zum September, wo die Arbeiten der National-Versammlung zu Ende gingen, aufrecht erhalten. Die gesetzgebende Gewalt riß die ganze Regierung sogar auch der Form nach an sich, indem sie die Minister in Pflicht und Aufsicht nahm, und die einzelnen Zweige der Verwaltung durch Ausschüsse und Commissäre leiten ließ. Die Gardes dü Corps wurden abgeschafft, die Mitglieder der königlichen Familie fortan durch die Nationalgarde ganz wie Gefangene bewacht, und eine förmliche gerichtliche Untersuchung gegen den König eingeleitet. Das Volk erhielt also Zeit, sich des königlichen Ansehens zu entwöhnen. Die monarchisch-constitutionelle Partei aber arbeitete dadurch, daß sie bis zur Vollendung ihres Werkes das Schwert über des Königs Nacken schweben ließ, den Demokraten und Republikanern in die Hände. Sie trieb zu gleicher Zeit auch die Freunde des Königs in der National-Versammlung zu einem unvorsichtigen Schritte. Die Letzteren, zu denen sich seit der Flucht des Königs auch Barnave hinneigte, verweigerten nämlich nicht nur ihre Theilnahme

an den Berathungen über den König, sondern sie protestirten auch gegen alle während der Zeit seiner Suspendirung zu erlassenden Beschlüsse. Dieser Schritt von zweihunderteinundneunzig Deputirten verschaffte der heftigsten Partei ein so großes Gewicht, daß man schon damals Mühe hatte, eine Anklage des Königs zu verhindern. Die Mehrzahl entschied freilich zu Gunsten des Königs; sieben Deputirte aber, welche mit großer Heftigkeit als Republikaner auftraten, Gregoire, Petion, Büzot, Vadier, Robespierre, Pütraint und Hébrard, wurden allein als Männer des Volkes gepriesen und geehrt, und die constitutionelle Mehrheit sah sich, um die öffentliche Gunst nicht ganz zu verlieren, genöthigt, der Lossprechung des Königs einige Beschränkungen beizufügen.

Die dem Könige günstige Entscheidung der National-Versammlung wurde von den Leitern der Demokratie ebenso benutzt, wie man am 5. Oktober 1789 die Theuerung benutzt hatte. Sie ließen eine Petition an die National-Versammlung verbreiten, welche von Brissot und von La Close, einem Genossen des Herzogs von Orleans, abgefaßt worden war und das Verlangen enthielt, daß über die Fortdauer von Ludwig's Herrschaft das ganze französische Volk abstimmen solle. Diese Petition ward am 17. Juli zum Unterzeichnen auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt, welcher ein Jahr früher auf dem Mars-Felde errichtet worden war. Die eigentliche Absicht dabei war, unter dem Vorwande des Unterzeichnens der Petition den Pöbel in großer Zahl zu versammeln und ihn dann ebenso zu einer Gewaltthat gegen die National-Versammlnng zu reizen, wie man ihn am 5. Oktober 1789 zur Mishandlung des Königs in Versailles getrieben hatte. Die Männer, welche die ganze Sache veranstalteten, waren die späteren Häupter der wüthenden Republikaner, ein Danton, Petion, Büzot, Brissot, Legendre, Fabre d'Eglantine, Fréron, Robert, Marat, Chaumette und Camille Desmoulins. Auf dem Mars-Felde ließ man am 17. Juli zuerst, um den Pöbel durch den Anblick von Blut mordgierig zu machen, zwei unschuldige Neugierige als Verräther ermorden. Dann reizte man durch Reden die Wuth des rohen Haufens gegen die Constitutionellen auf, und suchte die ganze Masse zu bewegen, daß sie stürmend in die National-Versammlung einbreche. Endlich erschienen aber Lafayette und der Maire

Bailly mit der Nationalgarde. Sie forderten nach den im Martial-Gesetze vorgeschriebenen Formen die Menge auf, auseinander zu gehen; und als ihre Aufforderung mit Steinwürfen beantwortet ward, ertheilte Bailly den Befehl, Feuer zu geben. Dies geschah, und in einem Nu lief die ganze unzählige Menge, von einem panischen Schrecken ergriffen, davon, nachdem vierzehn oder anderen Nachrichten zufolge mehr als hundert Menschen gefallen waren. Das Letztere wurde nachher von den Rädelsführern benutzt, um den Pöbel gegen Lafayette und Bailly zu erbittern; Beide waren von diesem Augenblicke an verhaßt, und Bailly mußte später seine Strenge mit dem Leben büßen. Diese Strenge hatte übrigens die unmittelbare Wirkung, daß viele Jakobiner aus Schrecken ihren Klubb verließen, und daß von allen Deputirten der National-Versammlung, welche Jakobiner waren, nur etwa sechs in jenem Klubb zurückblieben. Alle Übrigen begaben sich zu den Feuillants. Die Nationalgarde hätte damals gern dem ganzen Treiben der Jakobiner und Cordeliers durch Zerstörung ihrer Versammlungsörter ein Ende gemacht; die Constitutionellen bedurften aber der Demagogen gegen die blinden Freunde des Alten zu sehr, als daß sie sich hätten entschließen können, die Quellen der Unruhen zu verstopfen. Auch die National-Versammlung ließ aus gleichem Grunde die Gelegenheit zur Unterdrückung des wilden Treibens unbenutzt. Es wurden freilich Beschränkungen der Klubbs und ihrer Wirksamkeit beschlossen, Marat's schmähliche Zeitschrift durch Wegnahme seiner Pressen unterdrückt, ein neues Aufruhrgesetz erlassen und eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet; allein diese Strenge währte nur kurze Zeit, und bald waren die Jakobiner furchtbarer als je.

Gleich darauf beendigte die National-Versammlung ihre Verfassungs-Arbeiten. Erst nachdem aber die Verfassung im August noch einmal revidirt worden war, erklärte die National-Versammlung selbst sie für vollendet, und legte sie dem Könige zur Annahme vor. Der König nahm die neue Verfassung an, und beschwor sie dann am 14. September in der National-Versammlung selbst durch einen feierlichen Eid. Erst damit endigte seine Suspension seiner Gewalt und die Haft, in welcher er und seine Familie bisher gehalten worden waren.

Die von der National-Versammlung ausgearbeitete Verfassung war nicht blos wegen der ganzen Lage der Dinge unhaltbar, sondern sie hätte auch schon aus dem einen Grunde nicht lange bestehen können, weil sie ein sonderbares Gemisch von amerikanischer Demokratie und englischer Aristokratie war. Dessenungeachtet verdankt Frankreich dieser Verfassung und der constituirenden National-Versammlung sehr wesentliche Vortheile, welche freilich den Franzosen er später zu Statten kamen und mit zehnjährigen Leiden aller Art erkauft werden mußten. Der wichtigste dieser Vortheile bestand darin, daß eine bestimmte gesetzliche Ordnung an die Stelle der militärischen Willkür und des unbestimmten Herkommens gesetzt ward. Die Franzosen wurden ferner erst durch die neue Eintheilung ihres Reiches und durch die Centralisation ihrer Regierung zu Einer Nation gemacht. Außerdem wurden alle Feudal-Rechte, alle Zölle im Inneren nebst dem Zehnten abgeschafft. Die Käuflichkeit der Stellen hörte auf. Die Finanzen wurden systematisch geordnet und eine dem Vermögen der Einzelnen entsprechende Gleichheit der Abgaben eingeführt. Der Verkauf der geistlichen Güter und der Domänen verschaffte Tausenden einen Antheil am Boden, und entzog sie dem Bettelstabe. Es ward eine vollständige Toleranz eingeführt. Die Mönchsgelübde wurden ebenso wie die Zünfte und Innungen aufgehoben. Gericht und Recht wurden verbessert, insbesondere aber alle jene barbarischen Strafen, welche noch aus dem Mittelalter herstammten, abgeschafft, das Geschwornengericht eingeführt, die Preßfreiheit verkündigt, die individuelle Freiheit gesichert, die Haftbriefe ganz beseitigt, das Recht der Erstgeburt und die Substitutionen durch Testament aufgehoben. Den beiden letzten Punkten schreibt man es ganz allein zu, daß in den nächsten Jahrzehnten trotz eines ungeheueren Menschenverlustes Frankreich's Bevölkerung um ein Fünftel zugenommen habe.

Durch einen unbedachten Act der Großmuth hatte die National-Versammlung schon am 16. Mai 1791 auf Robespierre's Antrag decretirt, daß alle ihre Mitglieder von der Wahl in die legislative National-Versammlung, welche der neuen Verfassung gemäß unmittelbar nach ihr zusammenzutreten hatte, ausgeschlossen werden sollten. Dies erleichterte den Männern, welche eine neue Revolution wünschten, die Erreichung ihres Zweckes. Außerdem

sorgte die Pariser Bürgerschaft dafür, daß die demokratischen Deputirten auf andere Weise einen großen Einfluß erhielten. Schon im Juni war von ihr Robespierre zum öffentlichen Ankläger des Pariser Kriminal-Gerichtes, sowie Petion zum Präsidenten und Büzot zum Vice-Präsidenten desselben gewählt worden. Nicht lange nach dem Schlusse der constituirenden Versammlung (16. November) ernannte man Petion an Bailly's Stelle zum Maire von Paris. Um dieselbe Zeit wurde ein anderes Mitglied der Gewalt-Partei, Manuel, als Procüreur oder Syndikus, sowie Danton als dessen Substitut Organ des Pariser Gemeinderathes. Lafayette's Stelle als General-Commandant der Pariser Nationalgarde war noch durch die constituirende Versammlung selbst aufgehoben worden. Man hatte nämlich das Bürgerheer von Paris in sechs Legionen getheilt und sechs Befehlshaber derselben ernannt, welche abwechselnd einen Monat lang das Ober-Commando führen sollten. Von diesen sechs Befehlshabern war der Brauerei-Besitzer Santerre, ein Freund des Herzogs von Orleans, der bedeutendste, weil er auf die Vorstädter, deren Fäuste man benutzen wollte, denselben Einfluß übte, welchen Lafayette bei den mittleren Bürgerklassen gehabt hatte. Beim Beginne der neuen National-Versammlung war also alles Gewicht und Ansehen, welches bisher die Lafayette's, die Bailly's, die Lameth's und andere Constitutionelle besessen hatten, an die Demokraten übergegangen. Endlich kamen auch noch die Wahlen für die legislative Verfassung ganz in die Hände der Gegner der neuen Verfassung. Daran war ebenfalls die abgetretene Versammlung schuld; denn sie hatte ein Wahlgesetz erlassen, nach welchem alle Wahlen in die Hände der unwissenden Volksmasse gelegt und also von den Jakobiner-Klubbs abhängig gemacht wurden. Schon dies würde den bereits elf Monate später erfolgten Umsturz der neuen Verfassung begreiflich machen. Man muß aber außerdem noch bedenken, daß nach dieser Verfassung die gesetzgebende Versammlung, obgleich sie kein Oberhaus neben sich hatte, dem Könige nicht untergeordnet, sondern zur Seite gesetzt war, daß der König sie nicht auflösen durfte, daß keiner seiner Minister in ihr Sitz und Stimme und er selbst keine Initiative hatte und dgl. m. Es war also ganz natürlich, daß die neue National-Versammlung von Anfang an die Constitution sammt

ihren Urhebern zu vernichten strebte. Ja, unter den neuen Deputirten befand sich fast kein einziger, welcher geneigt gewesen wäre, den auf die neue Verfassung geleisteten Eid unbedingt zu halten.

4. Die Zeit der legislativen National-Versammlung bis zur Einsetzung eines girondistischen Ministeriums (März 1792).

Die legislative National-Versammlung eröffnete am 1. Oktober 1791 ihre Sitzungen unter Umständen, welche für die Erhaltung der neuen constitutionellen Regierung und für die Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe sehr bedenklich waren. Der König haßte eine Verfassung, die ihm gewaltsam aufgedrungen worden war, obgleich er nur vermittelst der Durchführung derselben hätte gerettet werden können. Der Hof, welcher in Verbindung mit der Königin den schwachen Herrscher leitete, machte sogar eine förmliche Verschwörung gegen die Verfassung. Auch die Emigranten intriguirten bei den fremden Mächten gegen die neue Ordnung der Dinge. Sie wurden dabei vom Könige und von seiner ganzen Umgebung insgeheim unterstützt. Es bestand sogar am Hofe ein förmlicher engerer Ausschuß, welcher unter Leitung des Ministers Bertrand de Molleville die Verfassung zu untergraben suchte, und spottweise der östreichische Ausschuß genannt wurde. Diese ewig unverbesserlichen Leute unterstützten sogar in ihrer Kurzsichtigkeit die Plane der Demagogen; denn sie hofften, daß man, wenn nur erst durch die Jakobiner die Verfassung beseitigt sei, in der allgemeinen Verwirrung die alte Monarchie wieder aufrichten könne. Sie verschwendeten daher, wie sich urkundlich nachweisen läßt, unnützer Weise Millionen für Bestechungen, sowie für Journal-Artikel und für die Unterhaltung von Spionen. Dabei hatten sie so wenig Begriff von Patriotismus und Begeisterung, daß sie nicht etwa blos Leute ohne Treue und Glauben wie Danton, sondern auch die edelsten Freiheitsschwärmer unter den Deputirten durch Geld gewinnen zu können meinten.

Was die constitutionelle Partei betrifft, so hatte sie bekanntlich selbst bewirkt, daß ihre Häupter und Wortführer von der Theilnahme an der neuen National-Versammlung ausgeschlossen wurden. Sie war außerdem auch noch um die Herrschaft im Pariser

Gemeinderath gebracht worden, welcher schon im November 1791 Polizei und Gericht ganz an sich riß, und einen besonderen, mit richterlicher Gewalt bekleideten Polizei-Ausschuß bildete, der die Constitutionellen als die ärgsten Feinde verfolgte. Nur das Pariser Departement-Directorium bestand noch, gleich allen anderen im Reiche, der Mehrzahl nach aus constitutionell gesinnten Männern. Auch diese Partei war, wie der Hof, in einer unseligen Täuschung befangen, und stürzte sich dadurch selbst ins Verderben. Ihre Führer hofften, sogar als die Wiederkehr des Alten nur noch durch einen völligen Umsturz des Bestehenden verhindert werden konnte, das monarchische System aufrecht erhalten zu können; sie kämpften aber mit stumpfen Waffen gegen einen Feind, der mit genialer Kühnheit jede Rücksicht bei Seite setzte, und die ganze Wuth der niederen Volksklassen zum Kampfe aufbot. Schon im Oktober 1791 verloren daher diese vornehmen Anhänger der Freiheit mit Ausnahme Lafayette's und einiger wenigen Anderen den Muth; und im folgenden Jahre wurden sie, im Gedränge zwischen den beiden äußersten Parteien, sogar genöthigt, sich an den König oder auch an ihre seitherigen Todfeinde, die Emigranten, anzuschließen.

Die Herrschaft kam also an die Republikaner, welche trotz der Verschiedenheit ihrer Endzwecke damals noch mit einander verbunden waren; und es entstand, ohne daß irgend jemand einen bestimmten Plan dazu entworfen hätte, durch die Umstände selbst eine neue Art von Regierungsgewalt. Diese rein ochlokratische Gewalt hatte ihre Hauptstütze in dem Jakobiner-Klubb und in dem rohen Haufen der Hauptstadt. Der Jakobiner-Klubb, welcher mit den ähnlichen Klubbs aller anderen Orte des Reiches systematisch verbunden war, ward gewissermaßen die höchste Behörde. Der Pöbel von Paris aber war für ihn ganz dasselbe, was früher für die königliche Regierung die Polizei und das Heer gewesen waren. Er verschaffte dem Jakobiner-Klubb mit der Faust Gehorsam, und schüchterte durch den Unfug und Frevel, den er täglich übte, die Gegner der Demokratie ein. Sogar die Pariser Stadtgemeinde, welche bereits eine Art von demokratischer Republik geworden war, mußte dem Pöbel zu Gefallen den Zwecken der Frevler dienen. Daß dies geschehen konnte, daran war die höhere Klasse der Pariser Bürgerschaft schuld. Die Reicheren und Angeseheneren zogen sich

nämlich schon in den ersten Monaten der legislativen Versammlung zurück. Sie überließen nicht nur die städtischen Ämter und Geschäfte der niederen Volksklasse, sondern sie brachten auch die bewaffnete Macht in die Hände derselben, weil sie, anstatt selbst am Dienste der Nationalgarde Theil zu nehmen, sich durch Leute aus dem Pöbel vertreten ließen. Aus denselben rohen Leuten bildete man noch dazu im Februar 1792 eine besondere bewaffnete Abtheilung, die Pikenträger, nachdem schon 1789 die Nationalgarde eine Artillerie-Abtheilung erhalten hatte, zu welcher fast nur Schlosser, Schmiede, Wagner, Zimmerleute, Metzger und ähnliche Handwerker gehörten.

Die legislative National-Versammlung bestand größtentheils aus solchen Leuten, deren Streben weit über die neue Verfassung hinausging. Unter den siebenhundertfünfundvierzig Mitgliedern derselben waren dreihundert Advokaten, siebenzig beeidigte Priester und nur sehr wenige Gutsbesitzer. Außerdem bestand die Mehrzahl aus Leuten unter dreißig Jahren; ein sehr großer Theil hatte sogar das gesetzliche Alter von fünfundzwanzig Jahren kaum erst überschritten. Zwar befanden sich auch einige Freunde der Monarchie unter den Deputirten; aber selbst die bedächtigsten von ihnen mußten sich, wenn sie nicht einer unpatriotischen Gesinnung beschuldigt werden sollten, dazu verstehen, gelegentlich den Ton der heftigsten Opposition anzustimmen. Ohnedies durften sie, bei der bekannten Gesinnung des Hofes, nicht unbedingt und mit allem Nachdruck die republikanischen Schwärmer bekämpfen, wenn sie nicht die Rückkehr des Alten befürchten wollten.

Die Mehrheit der Versammlung bestand aus zwei verschiedenen Gattungen von Republikanern, welche zusammen, den Constitutionellen oder Feuillants gegenüber, die Jakobiner genannt wurden und eine Zeitlang auch mit einander im Jakobiner-Klubb vereinigt waren, nachher aber in zwei feindliche Parteien zerfielen. Die eine dieser Parteien glaubte durch Rede und Lehre eine Bürger-Republik der gebildeten Stände gründen zu können; die andere wollte alles Alte vernichten und die Volksmasse in wilde Bewegung bringen, um vermittelst ihrer ein ganz neues geselliges Verhältniß zu erschaffen. Die erstere Partei bestand größtentheils aus Rechtsgelehrten der Normandie, der Bretagne und der südlichen Seestädte,

und ward, weil ihre besten Redner dem Gironde-Departement angehörten, die Partei der Gironde genannt. Die Andere nannte man, weil ihre Mitglieder die oberen Sitze der linken Seite einzunehmen pflegten, später den Berg. Sie umfaßte die eigentlichen Jakobiner der nachherigen Schreckenszeit, welche in dem Jakobiner-Klubb und in dem kleineren Klubb der Cordeliers ihre Vereinigungspunkte hatte. Zu dieser Partei gehörte eine Zahl der heftigsten Jakobiner, welche nur im Trüben fischen wollten, wie z. B. der schmutzige Kapuziner Chabot, den der ehrliche, aber als gutmüthiger Schwärmer leicht zu täuschende Bischof Gregoire zu seinem Generalvicar ernannt hatte, der lahme Advokat Couthon aus Clermont, welcher nachher in der Schreckenszeit neben Robespierre thronte, Merlin von Thionville, Bazire, Quinette und andere ähnliche Leute. Als die vorzüglicheren Männer der Gironde sind die Advokaten Guadet, Vergniaud und Gensonné aus dem Gironde-Departement zu nennen, sowie Isnard, ein Kaufmann aus dem Departement des Var, die Professoren Koch, Arbogast und Korn von Straßburg, der als scharfer Dialektiker und akademischer Philosoph berühmte Marquis Condorcet, besonders aber Brissot, nach dessen Namen später die Partei bezeichnet wurde, als man sie verhaßt machen wollte. Brissot war auf einer Reise nach Nordamerika ein Bewunderer der dortigen Demokratie geworden, und stand den heftigen Jakobinern weit näher, als seinen girondistischen Freunden. Er ließ gelegentlich merken, daß sich auch Frankreich wohl dabei befinden würde, wenn nicht Alles in Paris centralisirt sei. Dies machte dann die Pariser zu Werkzeugen der Feinde Brissot's und seiner Partei.

Die Verblendung der nach Deutschland entflohenen beiden Brüder des Königs und die Unvorsichtigkeit der unbeeidigten Geistlichen, zu welchen die meisten Pfarrer und fast alle Bischöfe gehörten, verschafften der Gewalt-Partei die willkommene Gelegenheit, die legislative Versammlung gleich anfangs zu Maßregeln des Schreckens und der Zerstörung hinzureißen. Die unbeeidigten Priester hatten ihren Haß gegen die neue Ordnung der Dinge nicht blos durch Worte zu erkennen gegeben, sondern auch in verschiedenen Gegenden das Volk gegen dieselbe aufgewiegelt. Die flüchtigen Prinzen hatten ein vom 10. September 1791 datirtes

Manifest bekannt gemacht, in welchem sie Alles, was seit dem Mai 1789 geschehen war, höhnend verwarfen und des Königs Gewissenhaftigkeit in Betreff des Eides, den er auf die Verfassung geleistet hatte, geradezu verdächtig machten. Beides ward von den heftigen Jakobinern, deren Organ bei dieser Gelegenheit Couthon war, zu ihren Zwecken benutzt. Auf Couthon's Antrag wurde schon am 5. Oktober beschlossen, die Titel Sire und Majesté nicht mehr zu gebrauchen und bei der feierlichen Sitzung den König dadurch dem Präsidenten der Versammlung gleichzustellen, daß man ihm einen in gleicher Höhe mit dem Präsidenten-Stuhle und links von demselben stehenden Sessel anweise. Das Letztere mußte jedoch schon am nächsten Tage wieder zurückgenommen werden, weil es auf das Volk, welches damals noch nicht genug fanatisirt war, einen übeln Eindruck machte.

Gegen die unbeeidigten Priester, sowie gegen die Emigranten wurden im Oktober und November die heftigsten Beschlüsse gefaßt. Beide sollten der Empörung gegen das Gesetz oder der Verschwörung gegen das Vaterland für verdächtig erklärt und in Folge davon die Ersteren unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden, die Letzteren aber, so viele ihrer nicht bis zum 1. Januar zurückgekehrt seien, der Todesstrafe verfallen sein und ihrer Güter und Einkünfte durch vorläufige Beschlagnahme verlustig gehen. Diesen Beschlüssen setzte der König, welcher auch durch eine Petition des aus Constitutionellen bestehenden Departement-Directoriums von Paris dazu ermuthigt ward, sein Veto entgegen. Die Feinde des Königthums und der Constitution wurden aber dadurch nur zu kühneren Schritten bewogen; und Gräuelthaten kamen von jetzt an immer häufiger vor. In Avignon, der Hauptstadt der päbstlichen Grafschaft gleiches Namens, wurden Ende Oktober durch die Demokraten diejenigen Bürger ermordet, welche mit der durch die constituirende National-Versammlung decretirten gewaltsamen Einverleibung der Grafschaft in Frankreich unzufrieden waren. Ähnliche Gräuel waren durch die constituirende National-Versammlung auf der Insel St. Domingo veranlaßt worden. Mehrere Beschlüsse dieser Versammlung hatten nämlich, in Verbindung mit unvorsichtigen Erklärungen über die Rechte der Farbigen, eine Empörung der Sklaven und unsägliche Grausamkeiten derselben hervorgerufen, die

sich nachher wiederholten und zuletzt den Verlust von St. Domingo herbeiführten.

Nächst den Beschlüssen gegen Priester und Emigranten waren die kriegerischen Maßregeln gegen das Ausland der wichtigste Gegenstand, mit dem sich die legislative Versammlung im ersten halben Jahre beschäftigte. Den nächsten Anlaß zu diesen Maßregeln gaben die von Kaiser Leopold unterstützten Beschwerden deutscher Fürsten über die Entziehung ihrer feudalen Rechte (s. S. 201). Außerdem fühlte man sich aber auch noch durch die Rüstungen gekränkt, welche den Emigranten in Deutschland gestattet wurden, sowie durch das früher (S. 205 f.) erwähnte Manifest des Kaisers und durch die zwischen Östreich, Preußen und anderen Staaten Statt findenden Verhandlungen über Frankreich, an denen auch der französische Hof insgeheim Theil nahm. Die Regierung hatte zwar schon zu Anfang des Jahres 1792 drei Heere unter Rochambeau, Luckner und Lafayette an der Ostgrenze aufgestellt; man traute ihr aber um so weniger, weil sie ganz ruhig blieb, als Östreich und Preußen nicht blos am 7. Februar 1792 einen ganz kriegerischen Vertrag mit einander schlossen, sondern auch drohende und beleidigende Noten an das französische Ministerium sandten. Eine der heftigsten von diesen Noten soll sogar, was wir dahin gestellt sein lassen, der französische Hof selbst mit Zuziehung Barnave's, Düport's und anderer liberalen Royalisten abgefaßt und nach Wien geschickt haben, weil man die Republikaner durch den deutschen Kaiser schrecken zu können glaubte. Unter diesen Umständen fand der heftigere Theil der Jakobiner es in seinem Interesse, den Krieg durch jedes Mittel zum Ausbruche zu bringen, und zugleich die Lage der Dinge zum Sturze des Ministeriums zu benutzen. Brissot hatte, als Mitglied des Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten, schon vom Oktober an die legislative Versammlung in dieser Sache immer weiter voran gedrängt. Im Januar 1792 setzte er endlich den Beschluß durch, dem Kaiser erklären zu lassen, daß ihm, wenn er nicht bis zum 1. März allen Forderungen Frankreich's Genüge geleistet habe, der Krieg erklärt werden solle. Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, wußten die Minister durch tausend Künste die Ausführung desselben hinzuhalten und den Bericht, welchen der Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten

erstatten sollte, zu verzögern. Sie riefen aber dadurch eine so große Erbitterung hervor, daß sie nicht nur auf die feindseligste Weise angegriffen, sondern endlich auch gestürzt wurden. Bei dieser Gelegenheit zeichnete sich wieder Brissot am meisten durch Heftigkeit aus. Er legte als Berichterstatter des Ausschusses die Kabalen, welche ein Theil der Minister mit dem Könige angestiftet hatte, offen dar, und trug sogar auf eine Anklage gegen den Minister des Auswärtigen, Delessart, an. Der Letztere wurde am 10. März wirklich auf Beschluß der Versammlung angeklagt und verhaftet.

Als in Folge dieses Schrittes das Ministerium sich auflöste, ließ der König sich zu dem unter den damaligen Umständen ganz verderblichen Entschlusse hinreißen, seine Minister aus den Reihen der Opposition zu nehmen, oder mit anderen Worten ein aus girondistischen Jakobinern bestehendes Ministerium zu ernennen, das ihm verhaßt war und blieb und deshalb bald ganz offen feindlich gegen ihn auftrat. Die Mitglieder des neuen Ministeriums waren: Roland für das Innere, Düranton für die Justiz, Lacoste für das Seewesen, Clavière aus Genf für die Finanzen, Servan für den Krieg und Dümourier für die auswärtigen Angelegenheiten. Diese Minister waren, wenn man den zuletzt genannten ausnimmt, redliche Männer, aber von ganz gewöhnlichem Schlage und deshalb völlig außer Stande, das Schiff des Staates mitten im heftigsten Sturme zu lenken. Die eigentliche Leitung des neuen Ministeriums hatte Roland's Gattin. Diese wohnte nämlich den Ministerial-Conferenzen bei, welche in ihres Gatten Zimmer gehalten wurden, und übte in denselben einen zwar bescheidenen und stillen, aber dennoch sehr mächtigen Einfluß aus. Was den einzigen fähigen und erfahrenen Mann unter den neuen Ministern, Dümourier, betrifft, so war derselbe einst Ludwig's XV. geheimer Bevollmächtigter in Polen und Schweden gewesen, und hatte bei den Polen auch im Felde gedient (s. Th. XVI., S. 456); er war nachher von dem Kriegs-Minister St. Germain bei den Reformen, welche dieser im Kriegswesen vornahm (s. Th. XVI., S. 419), gebraucht worden, und hatte zuletzt die großen Festungsbauten bei Cherbourg geleitet. Er betrachtete die Revolution von Anfang an als eine gute Gelegenheit, sein Glück zu machen, und spielte in derselben den Intriguanten zu

Gunsten derjenigen, die ihm zu Ehren und Ansehen verhelfen konnten. Er schloß sich deshalb zuerst an die Girondisten an, näherte sich aber, sobald er durch diese Minister geworden war, sogleich dem heftigeren Theile der Jakobiner. Er bestieg sogar noch an demselben Tage, an welchem er zum Minister ernannt worden war, mit der den Galeeren-Sklaven entlehnten rothen Mütze auf dem Haupte die Rednerbühne des Jakobiner-Klubbs, während drei seiner Collegen diesem Klubb nie angehört hatten, und die beiden anderen (Roland und Clavière) wenigstens als Minister ihn nie besuchten. Später ging Dümourier zu Danton's und Robespierre's Partei über, und zuletzt verrieth er auch diese wieder.

Das neue Ministerium hätte eigentlich nach Brissot's Wunsche sogleich den Krieg erklären sollen; allein die heftigsten unter den Republikanern, welche schon damals Robespierre als ihr Haupt betrachteten, wollten vorerst vom Kriege noch nichts wissen. Robespierre hatte zu seinem großen Verdrusse in der ersten National-Versammlung eine sehr untergeordnete, im Jakobiner-Klubb dagegen schon seit 1789 eine bedeutende Rolle gespielt; denn er besaß jene wortreiche, flache, dem Neide und der Bosheit gemeiner Seelen angemessene Advokaten-Beredsamkeit, welche nur den großen Haufen besticht, diesen aber auch sicher gewinnt. Auch war seine kalte, trockene, von Neid und Ehrgeiz beherrschte Natur, welche nur für Realitäten Sinn hatte und jede Poesie und Idealität haßte, weit mehr befähigt, die Wünsche des Pöbels zu errathen, als sich den schwärmerischen Ideen eines Büzot und einer Roland hinzugeben. Er erschien zwar ebenfalls in dem Kreise, welchen die Letztere in ihrem Hause versammelte, zeigte sich aber stets kalt und zurückhaltend. Als dort im Juni 1791 bei der ersten Nachricht von der Flucht des Königs davon die Rede war, daß diese zur Herbeiführung einer Republik benutzt werden könne, fragte Robespierre höhnisch, was das für ein Ding sei, die Republik? Ebenso war er, als die Girondisten mit glänzenden Worten den Krieg forderten, für die Erhaltung des Friedens gestimmt, und hielt im Jakobiner-Klubb heftige Reden gegen den Krieg, die zugleich gegen das neue Ministerium gerichtet waren. Er war nämlich mit Desmoulins der Überzeugung, daß ein siegreiches Heer den Brissotisten dazu dienen werde, um in Verbindung mit Lafayette auf den Trüm-

mern des Königthums eine Regierung ehrgeiziger Vornehmen zu gründen.

Der Ausbruch des Krieges war damals nicht mehr abzuwenden. Er würde schon dadurch herbeigeführt worden sein, daß Dümourier, um den Republikaner zu spielen und den Leuten von Marat's Schlag zu genügen, in die diplomatische Sprache jenen barschen Ton brachte, welchen die Franzosen bis zur Zeit der Restauration beibehalten haben. Ganz unvermeidlich ward der Krieg, als Kaiser Leopold am 1. März 1792 starb, und sein junger, unerfahrener, von Weibern und Hofleuten abhängiger Sohn Franz II. ihm auf dem östreichischen Thron nachfolgte. Ehe wir auf die Geschichte des Krieges und auf die weitere Entwickelung der französischen Revolution übergehen, ist es nöthig, zuerst anzugeben, welche Gestalt die europäischen Angelegenheiten in der letzten Zeit angenommen hatten.

XVI. Das monarchische Europa in der letzten Zeit vor der französischen Revolution und während der ersten Jahre derselben.

1. Rußland vor dem zweiten Türken-Kriege der Kaiserin Katharina II.

Das russische Reich kam, gleich nachdem Katharina II. ihren ersten Krieg mit den Türken beendigt hatte (s. Th. XVI., S. 450—456), in die Gewalt des Grafen Potemkin, welcher damals an Gregor Orlow's Stelle Günstling der Kaiserin ward. Unter Katharina war nämlich, wie am Hofe Ludwig's XV., der Gegenstand der grobsinnlichen Liebe des Staatsoberhauptes ganz öffentlich die dem Range nach erste und mitunter auch die mächtigste Person des Hofes. Für diese Person war in Rußland nicht nur eine besondere Wohnung im Schlosse eingerichtet, sondern sogar auch ein förmliches Hofamt geschaffen worden, mit welchem größere Ehren und Vorrechte verbunden waren, als mit irgend einem anderen. Von den zwölf Männern, welche nach einander dieses Amt bekleideten, behaupteten zwei, Gregor Orlow und Potemkin, die Herrschaft über Katharina selbst dann noch, als sie die Stelle eines kaiserlichen Lieblings Anderen hatten überlassen müssen, so daß die Herrschaft Beider fast die ganze Regierungszeit der Kaiserin ausfüllte. Im Jahre 1772 war Orlow durch Wasiltschitkow verdrängt worden (s. Th. XVI., S. 454 f.). Schon 1774 ertrotzte er zwar seinen alten Platz wieder; er mußte aber noch in demselben Jahre dem Grafen Potemkin weichen. Dieser war von allen Inhabern jenes schmählichen Amtes vielleicht der einzige, welcher wenigstens

anfangs eine wirkliche Leidenschaft für Katharina hatte. Er bemächtigte sich bald der ganzen Leitung der Staatsgeschäfte, und behielt dieselbe bis zu seinem Tode, weil er wie Orlow alle die Eigenschaften besaß, welche zur Ausführung der genialen Plane der Kaiserin erforderlich waren. Er machte sich daher auch so unentbehrlich, daß er die Kaiserin, auf deren persönlicher Gunst doch seine ganze Macht beruhte, mitunter sogar brutal behandeln durfte, obgleich er schon 1776 das Amt eines Günstlings an einen Anderen hatte abtreten müssen.

Potemkin war ein ächter orientalisch-russischer Großer. Er sah mit schnöder Verachtung auf die Gebote der Moral herab, behandelte jedermann ohne Unterschied brutal und tyrannisch, und opferte seiner Laune, seinem Ehrgeize und den Planen seiner Kaiserin rücksichtslos die Schätze des Reiches und das Leben von Tausenden auf. Der Kaiserin erwies er bald die großartigsten Schmeicheleien, wie sie nur in den alten orientalischen Reichen zu finden gewesen waren, bald tyrannisirte er sie wieder gleich allen anderen Leuten. Dabei war er der habsüchtigste Mann im Reiche und häufte so große Schätze zusammen, daß er ungeachtet des wahrhaft kaiserlichen Aufwandes, den er trieb, bei seinem Tode (1791) ein baares Vermögen hinterließ, welches auf zweiundfünfzig Millionen Rubel angeschlagen wurde, gewiß aber noch weit größer war. Jedermann staunte ihn an, obgleich niemand eine wirklich große Eigenschaft an ihm zu erkennen vermochte; jedermann fürchtete ihn und ließ sich seinen entsetzlichen Hochmuth gefallen. Vergebens suchten Potemkin's Nachfolger in dem oben erwähnten Hofamte der Kaiserin die Augen zu öffnen. Sie mußten alle einem Manne weichen, von dem sich Katharina nicht trennen konnte, weil er durch tyrannische Energie und völlige Rücksichtslosigkeit die gigantischen Unternehmungen durchsetzte, welche ihren Ruhm erhöhten, und weil er die russischen Großen durch die Furcht, die er einflößte, sowie durch die glänzenden Feste, mit denen er sie ergötzte, von Verschwörungen zu Gunsten ihres Sohnes Paul abzuhalten wußte.

Potemkin's Herrschaft begann zur Zeit des Friedens von Kutschuk Kainardsche, durch welchen die Tataren-Länder am schwarzen Meere von der Türkei losgerissen und für unabhängig erklärt worden waren (s. Th. XVI., S. 455 f.). Diese Länder dem russischen

Reiche einzuverleiben, war der erste Plan, welchen Potemkin verfolgte. Die Umstände waren ihm bei der Ausführung desselben sehr günstig; denn Frankreich und England, ohne deren Beistand der Sultan nicht zu den Waffen greifen konnte, wurden gerade damals in einen Krieg mit einander verwickelt (s. Th. XVI., S. 492 f.). Potemkin verfuhr bei der Unterwerfung der Tataren ebenso, wie die Engländer die indischen Fürsten ihrer Besitzungen zu berauben pflegen. Er vertrieb zuerst durch Unruhen, die er erregte und unterhielt, den türkisch gesinnten Khan der Krimm, und ließ an dessen Stelle einen russischen Schützling, Sahim Gherai, erwählen. Nachher reizte er durch Anhäufung von Truppen in der Nähe der Krimm den türkischen Sultan, bewog den neuen Khan, als derselbe sich zugleich durch seine Unterthanen und durch die Türken bedroht sah, zu einem Hülfegesuch in Petersburg, und schickte hierauf ein von Suwarow angeführtes Heer in die Krimm (1778). Der Sultan mußte sich bald den Forderungen Potemkin's fügen und den von Rußland eingesetzten Khan als Beherrscher der Krimm anerkennen. Nachdem Potemkin dies erreicht hatte, wußte er den Khan durch Befriedigung seiner Eitelkeit und durch glänzende Versprechungen dazu zu bringen, daß derselbe sich seinem Volke immer mehr entfremdete, seiner Religion entsagte und endlich sogar das Khanat an Katharina abtrat, um als russischer Obristlieutenant in Ruhe, Genuß und Glanz leben zu können. Sahim Gherai ward schändlich betrogen; denn der habgierige Potemkin ließ ihm nachher das ausbedungene Jahrgeld nicht ausbezahlen, obgleich er es der Kaiserin stets verrechnete. Als Sahim Gherai sich 1786 klagend an Katharina wandte, wurde er von Potemkin nach Kaluga verbannt. Er gerieth dort in große Noth, entfloh deshalb in die Türkei, wurde aber auf Befehl des Sultans als Verräther und Renegat erdrosselt.

Nach der Abdankung des Khans besetzten russische Truppen die Krimm und die zu ihr gehörigen anderen Tataren-Länder (April 1783). Die Tataren, denen man in Manifesten die Unterwerfung unter Rußland als die größte Wohlthat darstellte, versuchten vergebens ihre Freiheit zu vertheidigen; Potemkin ließ gegen sie jenes heroische Mittel des Terrorismus anwenden, welches nur dann getadelt und gescholten zu werden pflegt, wenn es nicht für Thron

und Altar, sondern für das Interesse der Feinde der Aristokratie und Monarchie angewandt wird. Durch ein gräßliches Blutbad nämlich, in welchem über dreißigtausend Tataren jedes Alters und Geschlechtes umgekommen sein sollen, wurden die Widerstrebenden in Masse vernichtet und die Übrigen eingeschüchtert. Hierauf erklärte man die Krimm und einen großen Theil von Kuban für russische Gouvernements, und ertheilte denselben die neuen Namen Taurien und Kaukasien. Potemkin selbst ward mit dem Ehrentitel des Tauriers geschmückt und zum General-Gouverneur der eroberten Länder, sowie zum Groß-Admiral des schwarzen Meeres ernannt. Die unglücklichen Tataren wurden nachher trotz der schönen Worte, mit denen man ihnen das Glück der russischen Herrschaft geschildert hatte, so behandelt, daß ihr jetziger Zustand mit demjenigen, in welchem sie noch vor siebenzig Jahren gewesen waren, auch nicht einmal zu vergleichen ist. Damals noch zahlreich, wohlhabend und in Seide gekleidet, sind sie jetzt zu einem kleinen hungernden Bettelvolke herabgesunken, ihre einst prächtigen Zeltstädte sind zu Zigeuner-Lagern geworden, ihre steinernen Häuser und Paläste in Trümmer zerfallen.

Der Sultan mußte die Eroberung der Krimm ruhig mit ansehen, weil er von Europa keine Hülfe zu erwarten hatte. Frankreich war nur darauf bedacht, den nordamerikanischen Krieg zu beendigen. England war durch die Unruhen in Anspruch genommen, welche im folgenden Jahre Pitt ans Ruder brachten. Joseph II. von Östreich hatte sich 1780 durch Katharina gewinnen lassen, und mit ihr zu Tscherskoeselo einen Vertrag geschlossen, in welchem er die Türken und Tataren ihrem Schicksale überließ. Friedrich der Große endlich wünschte und hoffte mit Rußland's Hülfe die polnischen Städte Thorn und Danzig zu erlangen. Der Sultan war daher nicht nur genöthigt, in die Abtretung der tatarischen Länder einzuwilligen, sondern er wurde sogar, wie wenige Jahre vorher die Polen, gezwungen, dem an ihm verübten Raube durch seine förmliche Zustimmung den Anschein einer rechtmäßigen Handlung zu verleihen.

Gleich nachher unterhielt Potemkin seine Kaiserin mit neuen gigantischen Planen und Unternehmungen. Er opferte, um in Asien Eroberungen zu machen, bei einem nutzlosen Kriege mit Persien

Geld und Menschen auf. Er knüpfte mit China prahlerische Verbindungen an, welche zu nichts führten. Er versetzte sechszigtausend Kosaken in das Land der niedergesäbelten Tataren. Er entwarf endlich den Plan zu einem neuen großartigen Unternehmen, welches ungeheuere Summen verschlang, und doch nichts Anderes war und blieb, als eine fein ausgedachte, kolossale Schmeichelei gegen die Kaiserin. Da nämlich Katharina mit ihrem Freunde Voltaire für die Idee eines neuen griechischen Reiches schwärmte, so ging Potemkin auf diese Phantasie ein, und beschloß vorerst ein halbgriechisches Reich am schwarzen Meere zu gründen. Der Anfang ward mit der Erbauung einer Hauptstadt desselben gemacht. Potemkin zauberte mit den dafür bewilligten achtzehn Millionen Rubel, von denen er jedoch den größten Theil für sich behielt, in kurzer Zeit das Schattenbild einer großen Stadt herauf, welche den Namen Cherson erhielt, die aber an einem schlecht gewählten Orte erbaut wurde, und deshalb hinter dem später gegründeten Odessa weit zurückgeblieben ist. Die zu einer Statthalterschaft gemachte Wüste, deren Hauptstadt Cherson werden sollte, benannte Potemkin schmeichelnd „Ruhm der Katharina" (Slawa Ekatarina). Einer anderen Stadt und Statthalterschaft, die er schuf, gab er den Namen Ekaterinoslaw.

Als die Gründung von Cherson vollendet war, veranstaltete Potemkin zur Feier derselben eine Festlichkeit, welche in Europa schwerlich jemals ihres Gleichen gehabt hat. Nur im Reiche der Abbasiden oder des Großmogul wurden ähnliche Verschwendungen gemacht; im Abendlande dagegen hat man wohl niemals mit dem Gelde der Bürger ärgeren Misbrauch getrieben und der öffentlichen Meinung durch eine schmählichere Komödie Hohn gesprochen, als damals in Rußland. Das Fest knüpfte sich an die Huldigung, welche Katharina in der neuen Stadt einnehmen sollte, und hatte noch den besonderen Zweck, durch prahlendes Schaugepränge die Welt zu blenden. Im Januar 1787 reiste Katharina zu diesem Feste nach Cherson. Potemkin selbst war vorausgegangen, um die Coulissen des Theaters zu erbauen, das sich so zu sagen von Petersburg an bis nach Cherson erstreckte. Als Gäste waren Kaiser Joseph II. und der polnische König Stanislaus Poniatowsky eingeladen worden, weil Katharina und Potemkin bei dieser Ge-

legenheit mit dem Ersteren eine Theilung des türkischen Reiches verabreden, den Letzteren aber gebrauchen wollten, um durch seine Erbärmlichkeit ihrem monarchischen Glanze als Folie zu dienen.

Die Reise wurde mit einer Verschwendung und mit einer Mishandlung des Volkes gemacht, welche des himmelstürmenden Charakters der genialen Kaiserin und ihres Freundes durchaus würdig waren. Das Gefolge der Kaiserin war so groß, daß auf jeder Station fünfhundertsechszig Pferde bereit gehalten werden mußten. Auf dem ganzen Wege waren, damit die Reise auch Nachts fortgesetzt werden könne, alle fünfzig Ruthen große Holzstöße aufgehäuft, welche beim Herannahen der Kaiserin angezündet wurden und über die ganze Gegend Tageshelle verbreiteten. Potemkin hatte überhaupt alles Erdenkbare aufgeboten, um die Macht und Größe seiner Kaiserin im höchsten Glanze zu zeigen und zugleich sie selbst durch den Anblick des angeblichen Wohlstandes ihrer Unterthanen zu entzücken. Er hatte viele ephemere Dörfer erbauen und mit Hunderttausenden von Bauern anfüllen lassen, welche von weit und breit her zusammengeschleppt und in neue Kleider gesteckt wurden. Ebenso hatte er ungeheuere Viehheerden zusammentreiben lassen, welche neben dem Wege weiden mußten. Sobald Katharina vorübergefahren war, verschwanden alle diese Trugbilder wieder, ohne daß sich jemand um die Ernährung der vielen zusammengetriebenen Menschen bekümmerte, und Alles ward wieder wüst und leer, wie es vorher gewesen war. Ebenso ging es mit den Prachtgebäuden, in denen Katharina unterwegs die Nächte zugebracht hatte, und mit den Waaren-Magazinen, welche zu ihrer Augenweide in Cherson eingerichtet worden waren. Übrigens hatte die Kaiserin auf dieser Reise noch die besondere Freude, daß ihr in Kiew die russischen Creaturen unter dem polnischen Adel, ein Sapieha, ein Lubomirsky, ein Potocky, ein Branitzky und Andere, die Huldigung darbrachten. Später erschien auch der polnische König Stanislaus, der sich als Reisegeld ein Almosen von hunderttausend Rubel hatte schicken lassen und, wie wenn sein Reich eine russische Statthalterschaft wäre, die Kaiserin bat, seinem Neffen die Nachfolge in Polen zu gewähren.

Kaiser Joseph II., welcher vor Katharina in Cherson eingetroffen war, reiste ihr bis Kaidack entgegen. Er erkannte recht gut, daß Potemkin die Kaiserin durch den bloßen Schein von Wohlstand,

Cultur und Bevölkerung betrüge, und urtheilte ganz richtig über Beide; dessen ungeachtet ließ er sich für ihre Pläne in Betreff der Türken gewinnen, und sagte in Cherson seine Theilnahme an dem Kriege zu, welcher mit diesen begonnen werden sollte. Preußen, dessen Politik damals noch von Herzberg geleitet wurde, und die in England herrschende Aristokratie überwachten ängstlich die Absichten Joseph's und der Kaiserin. Sie gebrauchten nicht blos, wie wir bereits früher gesehen haben, Belgien, sondern auch Schweden und Polen, um beide Regenten in Verlegenheit zu bringen, nahmen sich aber der Türken nicht thätig an.

2. Gustav III. und Katharina II.

Der schwedische König, Gustav III., hatte zu der Zeit, als der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausbrach, bereits die Liebe des Bürger- und Bauernstandes wieder verloren; und doch bedurfte er dieser Stützen, um sich gegen den Adel halten zu können. Er ließ sich zu seinem Verderben durch Katharina II. täuschen, und strebte zugleich nach dem Glanze derselben, ohne ihre Mittel zu haben. Die schlaue Kaiserin, welche jeden Menschen auf den ersten Blick erkannte, hatte auch Gustav's Wesen schon längst durchschaut, und benutzte die Schwächen desselben auf meisterhafte Weise. Sie wußte den romantischen König von Schweden, mit welchem sie mehrmals glänzende Zusammenkünfte hatte, durch Geld, Schmeicheleien und Festlichkeiten so zu bestricken, daß er erst 1786 zu dem Entschlusse kam, ihren Absichten auf die Türkei entgegenzutreten. Gustav nahm sogar bei seiner zweiten Zusammenkunft mit Katharina (Juni 1783) ein Geschenk von zweimalhunderttausend Rubel an, welches ihm unter dem Vorwande eines Ersatzes der Reisekosten angeboten wurde. Dieses Geld verschwendete er gleich nachher auf einer italiänischen Reise, auf der er sich in Neapel von demselben russischen Gesandten glänzend bewirthen ließ, der ihm später in seiner eigenen Residenz auf brutale Weise trotzte.

Gustav hatte sich dadurch ein Verdienst um sein Reich erworben, daß er dasselbe vom Joche einer habgierigen und hochmüthigen Adelskaste befreite. Er hatte auch anfangs von der ihm anvertrauten monarchischen Gewalt einen sehr wohlthätigen Gebrauch gemacht. Er selbst untergrub aber seinen Thron, weil er für eine

glänzende Hofhaltung, für großartige Feste, für prunkende Reisen, für Opern, Schauspiele, schöne Künste und Kunstwerke so große Summen verbrauchte, daß die Staatskasse bald ganz erschöpft war. Die Finanz-Verlegenheit, in die er dadurch gerieth, brachte ihn um die Gunst der niederen Stände. Dies wurde dann von dem Adel und von der schlauen Beherrscherin von Rußland sehr geschickt zu seinem Verderben benutzt. Der schwedische Adel spielte damals gleich der Aristokratie anderer Länder eine Rolle, welche klar und deutlich bewies, daß der Adel nichts weniger als eine Stütze des Thrones sei. In Östreich hemmte die Aristokratie nicht nur den Kaiser Joseph in seinem Streben, eine reine Monarchie zu gründen, sondern sie brachte auch nach dessen Tode Alles in den alten Zustand zurück. Der polnische Adel verkaufte zu derselben Zeit sich und das Reich an den Meistbietenden. Der schwedische Adel hinderte zuerst seinen König, die monarchische Gewalt zur Befreiung des Reiches von fremder Abhängigkeit anzuwenden; nachher entledigte er sich des Herrschers, der ihn um seine angemaßten Vorrechte gebracht hatte, durch Verschwörung und Mord, also durch dieselben Mittel, deren sich die demokratischen Terroristen Frankreich's bedienten.

Im Jahre 1786 mußte Gustav, um der Finanz-Noth abzuhelfen, einen Reichstag berufen. Auf diesem trat ihm der Adel bereits offen als Feind entgegen, und der russische Gesandte unterstützte denselben auf jede Weise. Von vier Vorschlägen Gustav's ward nur einer angenommen. Der König war darüber so erbittert, daß er in der Rede, mit welcher er den Reichstag schloß, drohende Worte fallen ließ. Gleich nachher schenkte Gustav den Agenten England's und Preußen's Gehör, die ihn aufforderten, den bevorstehenden Krieg der Türken und Russen zu benutzen, um Schweden an Rußland zu rächen. Er schloß noch vor dem Ausbruche jenes Krieges ein Offensiv-Bündniß mit den Türken, und rüstete Heer und Flotte aus, um die russische Kaiserin von Norden her anzugreifen, sobald die Hauptmacht derselben im Süden beschäftigt sei. Ein Angriffskrieg durfte jedoch nach der bestehenden Verfassung nur mit Zustimmung der Stände unternommen werden, und diese war voraussichtlich nicht zu erlangen, da der Adel gegen den König aufs höchste erbittert war, und der russische Gesandte alle Hebel in Bewegung setzte, um die ganze schwedische Nation aufzuhetzen. Überdies

standen, was Gustav recht gut wußte, die Generale und Officiere des Heeres (lauter Adelige) in geheimem Einverständnisse mit Rußland. Der König half sich damit, daß er dem beabsichtigten Angriffskriege den Schein eines Vertheidigungskrieges gab, wodurch er sich selbst beschimpfte, weil er den Unzufriedenen blos scheinbar den gesetzlichen Grund zur Verweigerung des Dienstes entzog. Er nahm nämlich seine Zuflucht zu einer gemeinen List. Er veranlaßte die Russen, ihr Recht an eine Grenzbrücke, deren Besitz streitig war, mit den Waffen zu behaupten; oder vielmehr er kleidete, wie die besten Nachrichten sagen, schwedische Soldaten in russische Uniformen ein, und ließ sich dann von ihnen angreifen, um sagen zu können, daß er einen Vertheidigungskrieg führe.

Ein ähnliches Verfahren hielt Potemkin gegen die Türken ein; er erreichte aber als praktischer und energischer Mann den beabsichtigten Zweck, während Gustav den seinigen verfehlte. Potemkin und Katharina hatten nämlich den Plan entworfen, auf Unkosten der Türken ein neues byzantinisches Reich zu erschaffen, dessen Beherrscher Katharina's zweiter Enkel, Constantin, werden sollte. Dazu bedurften sie der Mitwirkung des Kaisers Joseph II. Diesen hatten sie zwar zur Theilnahme an der Bekriegung und Theilung des türkischen Reiches zu gewinnen gewußt; allein der mit Joseph geschlossene Vertrag verpflichtete denselben nur dann zur Hülfeleistung, wenn die Russen angegriffen würden. Potemkin suchte daher die Türken zu einer Kriegserklärung zu reizen. Er machte höchst unbillige Forderungen an den Sultan, ließ durch russische Emissäre in verschiedenen Gegenden der Türkei Unruhen erregen, und ertheilte, als der Sultan über dies Alles mit Recht in Zorn gerieth, auf die Beschwerden desselben ausweichende oder hinhaltende Antworten. Dadurch ward dann endlich der Sultan so erbittert, daß er 1787 an Rußland den Krieg erklärte. Den Verlauf dieses Krieges, an welchem vertragsmäßig auch Östreich Theil nahm, werden wir im nächsten Paragraphen erzählen.

Wegen des schwedischen Königs, welcher eine Flotte und ein Heer in Karlskrona vereinigt, und außerdem noch dreißig- bis vierzigtausend Mann in Finnland gesammelt hatte, brauchten Katharina und Potemkin nicht in Besorgniß zu sein, obgleich sie alle guten Truppen an die türkische Grenze beordert hatten; denn sowohl die

Verbindung, die sie mit dem schwedischen Adel angeknüpft hatten, als auch des Königs eigene Schwäche enthob sie jeder Verlegenheit. Es fehlte den Schweden, als der Krieg begann, an allem Nöthigen, und ihr König selbst war gerade dann, wenn es auf Schnelligkeit ankam, säumig, während er zu der Zeit, wo er hätte säumen sollen, Alles übereilte. Außerdem vermochte Gustav nicht einmal bei dem ernsten Geschäfte des Krieges sich seinen gewohnten Tändeleien zu entziehen. Schon bei der Abreise zum Kriege erschien er in einem solchen Aufzuge, daß man hätte meinen sollen, er begebe sich zu einem Turnier oder zu einem lustigen Hoffeste; er ritt nämlich in buntem Seidenwamms und Federhut und in Schuhen mit rothen Bändern zum Thore von Stockholm hinaus. Im Felde selbst ahmte er die Ritter und Paladine der Sagenzeit ganz vortrefflich nach; denn er hatte Sänger, Tänzer und Dichter mitgebracht, hielt Gesang- und Theater-Proben, theilte den Ritterschlag aus, feierte Triumphzüge, spielte Komödie mit der Flagge eines eroberten Schiffes und dergleichen mehr. Dagegen zeigte er sich als Heerführer ganz unfähig.

Auch sein Bruder, der Herzog Karl von Südermannland, welcher die schwedische Flotte kommandirte, war zum Anführer im Kriege nicht geschaffen. Er beging gleich anfangs den Fehler, daß er den günstigen Augenblick versäumte. Als er nämlich am 22. Juni 1788 mit einer mehr als fünfmal größeren Flotte auf drei russische Linienschiffe traf, unterließ er den Angriff aus Scheu, einen Krieg anzufangen, der doch bereits begonnen worden war. Einen Monat später (17. Juli) ward er von einer überlegenen russischen Flotte unter dem Britten Greigh angegriffen, und mußte sich, obgleich die Schweden ruhmvoll kämpften, in den Hafen von Sweaborg flüchten, wo er dann mit seiner Flotte von den Russen eingesperrt wurde. Gustav selbst wollte im Anfange des Monats August die Festung Friedrichshamm erstürmen, machte aber in den Anordnungen dazu solche Fehler, daß die mit den Russen verschworenen Obersten verschiedener Regimenter sich weigerten, ihre Truppen zum Sturm zu führen. Vergebens bot der König Alles auf, um die Truppen zum Gehorsam zurückzubringen. Er sah sich sogar genöthigt, vorerst nach Stockholm zurückzukehren. Das Commando des Heeres übergab er seinem Bruder Karl, der sich dann ebenso damals, wie

nachher im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, sehr zweideutig benahm.

Als Gustav im September zu Stockholm ankam, hatten die Edelleute im Heere ihren längst beabsichtigten Verrath bereits in Ausführung gebracht. Eine Anzahl von Officieren hatte nämlich schon am 9. August, als der König noch beim Heere war, einen Brief an die Kaiserin Katharina unterzeichnet. Diese antwortete den Verräthern ihres Königs, wie wenn dieselben die rechtmäßigen Repräsentanten des gesammten schwedischen Adels wären. Noch ehe aber die Antwort der Kaiserin ankam, schlossen die Officiere auf dem Edelhofe Anjala dicht an der russischen Grenze einen Bund gegen ihren König (12. August), und erklärten sich in einem Manifest, welches bald mit zwölftausend Unterschriften bedeckt war und sogar vom Prinzen Karl unterzeichnet wurde, gegen den Krieg mit Rußland. Zugleich forderten sie nicht nur die Berufung eines Reichstages, sondern sie schlossen auch sogar einen Waffenstillstand mit der Kaiserin. Das Letztere gewährte übrigens der Nation wenigstens den einen Vortheil, daß die in der Bucht von Sweaborg eingesperrte schwedische Flotte nach Hause zurückkehren konnte.

Gustav hatte, als er kaum nach Stockholm zurückgekehrt war, noch eine andere Gefahr abzuwenden, welche ihn und sein Reich von Westen her bedrohte. Die Dänen waren, in Folge eines zwischen ihnen und Rußland bestehenden Vertrages, in Schweden eingebrochen und vor der Stadt Gothenburg erschienen, welche nicht nur eine schwache Besatzung, sondern auch einen verrätherischen oder doch wenigstens feigen Commandanten hatte, und deren Bürger sich weigerten, an der Vertheidigung Theil zu nehmen. Die Schweden waren also in Gefahr, die dem Range nach zweite Stadt ihres Reiches zu verlieren. Gustav wußte aber diese Gefahr abzuwenden, und erhielt dadurch Gelegenheit, beim eigentlichen Volke einen Theil der verlorenen Achtung und Liebe wieder zu gewinnen. Er schickte schnell Truppen aus Stockholm, rief umherreisend die Bauern mehrerer Provinzen unter die Waffen, eilte dann selbst nach Gothenburg, brachte auch dort die Bürger zu Anstrengungen, die sie vorher verweigert hatten, ließ die Festungswerke rasch ausbessern und machte so den Fall der Stadt unmöglich. Die Dänen hatten gehofft, Gothenburg schnell nehmen zu können; sie scheiterten

aber an der Rührigkeit des schwedischen Königs, und wurden durch zwei fremde Mächte sogar genöthigt, nach Hause zurückzukehren. Preußen und England hatten nämlich im August mit einander einen Vertrag zu gegenseitiger Hülfe geschlossen, welcher ganz offenbar gegen den russisch-östreichischen Bund gerichtet war. Sie nahmen sich des schwedischen Königs nachdrücklich an, und schickten nach Gothenburg Gesandte, welche durch Drohungen die Dänen zum Rückzuge und zur Einstellung der Feindseligkeiten bewogen.

Jetzt konnte Gustav, im Vertrauen auf Bürger und Bauern, dem Adel Trotz bieten. Er schrieb von Gothenburg aus einen Reichstag auf den Februar 1789 aus, und benutzte auf diesem ebenso schlau und gewandt, wie er 1772 gethan hatte, die Eifersucht des Bürger- und Bauernstandes gegen den Adel. Er erlaubte dem Letzteren nicht nur, sich übermüthig zu zeigen, sondern er suchte ihn auch geradezu zu reizen. Als aber die Erbitterung über den Widerstand, welchen der Adel den Absichten des Königs entgegensetzte, bei den anderen Ständen recht stark geworden war, machte Gustav, im Vertrauen auf diese und auf die Stockholmer Bürger, einen neuen Staatsstreich, bei welchem er sich auf den im Jahre 1786 gefaßten Reichstags-Beschluß stützte, daß Alles, was drei Stände gebilligt hätten, Gesetz sein solle. Nachdem nämlich Gustav zuerst die drei anderen Stände durch seine bekannte Redefertigkeit für sich begeistert hatte, gebot er den Edelleuten, fortzugehen und nicht eher wieder zu erscheinen, als bis sie wegen einer dem Landmarschall angethanen Beleidigung Genugthuung geleistet hätten. Der Adel protestirte zwar gegen den Reichstagsbeschluß von 1786, weil derselbe, was auch wirklich in ihm ausgesprochen war, auf Grundgesetze, Privilegien und Steuerbewilligungen keine Anwendung finde; Gustav half sich aber auf ähnliche Weise, wie 1772 (s. Th. XVI., S. 394 ff.). Er ließ sich am 20. Februar zuerst von den drei anderen Ständen zur Ergreifung aller der Mitiel bevollmächtigen, welche nöthig sein würden, um den Reichstag in Gang zu bringen. Dann vereinigte er wieder die abgehende Schloßwache mit der aufziehenden, und ließ mehr als dreißig Häupter der Opposition des Ritterstandes verhaften. Auch die Bündler von Anjala waren auf Gustav's Befehl verhaftet und nach Stockholm gebracht worden, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Nachdem so der

Adelsstand seiner dreisten Führer beraubt und durch die über ihm schwebende Gefahr eingeschüchtert worden war, versammelte Gustav am folgenden Tage (21. Februar) alle vier Stände wieder, und schlug die sogenannte Sicherheits-Acte vor, durch welche der Adel zum Besten der anderen Stände um einen Theil seiner Rechte gebracht, und die 1772 noch übrig gelassenen Beschränkungen der königlichen Macht abgeschafft wurden. Der Adel leistete zwar bis Mitte März einen hartnäckigen Widerstand; Gustav befahl aber zuletzt dem Landtags-Marschall, jene Acte im Namen des Adelsstandes zu unterschreiben, ließ die Truppen bereit halten und die Stockholmer Bürger in Aufregung bringen, und begab sich dann, vom jubelnden Volke begleitet, selbst ins Ritterhaus. Dort suchte er den Adel theils durch Beredsamkeit zu gewinnen, theils durch Hinweisung auf die Soldaten und die erbitterte Volksmasse einzuschrecken. Er erreichte seinen Zweck vollständig; denn der Adel gab endlich nach und unterzeichnete die Sicherheits-Acte.

Durch diesen Reichstags-Beschluß wurden nicht nur die Bürgerlichen in Hinsicht auf Kriminal-Justiz, Ämter-Besetzung und Erwerbung von liegenden Gütern den Edelleuten gleichgestellt, sondern die Krone erhielt auch ihre frühere Gewalt wieder. Der König sollte nämlich künftig allein regieren, Krieg und Frieden beschließen und alle Ämter vergeben, der Reichsrath dagegen blos höchster Gerichtshof sein, und der Reichstag nur über außerordentliche Abgaben, sowie über Dinge, die der König an ihn zu bringen für gut halte, befragt werden. Da die Stände auch die vom Könige beabsichtigten Anlehen im Voraus verbürgt und die zur Fortsetzung des Krieges nöthigen Gelder bewilligt hatten, so war jetzt Gustav Dictator und Selbstherrscher. Mit den verhaßten Edelleuten verfuhr er gelinde. Von den Mitgliedern des Anjala-Bundes, welche das Kriegsgericht als Hochverräther zum Tode verurtheilte, wurde nur ein einziger hingerichtet, die übrigen aber theils ganz begnadigt, theils blos verbannt oder deportirt. An die Stelle aller dieser höheren Officiere kamen jetzt die treu gebliebenen deutschen Officiere, welche von Constitution nichts wußten oder wissen wollten, sondern nur militärische Ehre, Gehorsam im Dienste und Avancement kannten. Dies war freilich für die Fortsetzung des Krieges ein großer Vortheil; allein Rußland hatte damals den Zweck, den es

durch die von ihm angestiftete Verrätherei zu erreichen gesucht hatte, schon vollständig erreicht: die günstige Zeit zum Kriegführen war verstrichen, und Rußland hatte seine Rüstungen vollendet.

Im Jahre 1789 spielte Gustav beim Heere wieder den Helden und Feldherrn, und brachte sich durch unverständige Einmischung in die Leitung des Krieges um den Erfolg aller Unternehmungen. Er wollte gerades Weges auf Petersburg losgehen, und ließ deshalb zunächst einen Sturm auf Friedrichshamm machen; dieser scheiterte aber, und die Schweden mußten nicht allein mit großem Verluste ihr Vorhaben wieder aufgeben, sondern auch im Herbst über die Grenze zurückweichen. Auch die schwedische Flotte war im Kampfe mit der russischen, welche theils von Tschitschakow, theils vom Prinzen von Nassau-Siegen commandirt wurde und viele tüchtige brittische Officiere hatte, unglücklich.

Im folgenden Jahre (1790) wiederholte Gustav den Versuch der Erstürmung von Friedrichshamm noch einmal; es ging ihm aber nicht besser, als vorher. Dessen ungeachtet beharrte er auf seinem Vorsatze, Petersburg zu überfallen. Er erreichte, nachdem ein großer Theil seiner Truppen eingeschifft worden war, die Stadt Wyborg, und setzte eine Heerabtheilung neun Meilen von Petersburg ans Land. Da der Erfolg des tollkühnen Unternehmens ganz allein davon abhing, daß die Schweden Herren der See blieben, so hätte Herzog Karl von Südermannland, welcher die Hauptflotte der Schweden befehligte, vor allen Dingen die Vereinigung der beiden russischen Flotten verhindern müssen, von welchen die eine bei Kronstadt, die andere bei Rewal lag; Gustav vereitelte dies aber, weil er sich auch in das Seewesen einmischte. Er befahl seinem Bruder, die Stellung zwischen den beiden russischen Flotten aufzugeben und in die Bucht von Wyborg einzulaufen, in welcher bereits die schwedische Scheerenflotte lag. Dadurch ward es den Russen möglich gemacht, nicht nur ihre beiden Flotten zu vereinigen, sondern auch sogar die ganze schwedische Seemacht in der Bucht von Wyborg einzuschließen. Sie würden die Letztere vernichtet oder weggenommen haben, wenn nicht des Königs ritterlicher Sinn endlich einmal seinem Volke nützlich geworden wäre. Nachdem nämlich die Schweden aufs Äußerste gebracht worden waren, stimmte im Kriegsrath Herzog Karl für eine Capitulation, der

Oberst Stedingk aber für den verzweifelten Versuch einer Durchbrechung der feindlichen Flotte, und der König entschied sich für den letzteren Vorschlag. Die Sache war doppelt gefährlich, weil die Schweden dabei nicht blos ihre Flotte, sondern auch ihr Heer, dessen Kern sich auf derselben befand, wagten. Auch gelang sie nur in Folge eines Versehens, welches Tschitschakow beging. Nichtsdestoweniger war das Unternehmen für die Schweden verderblich, und gewährte ihnen nur den einen Vortheil, daß wenigstens ihre militärische Ehre gerettet wurde. Sie schlugen sich am 3. Juli durch die feindliche Flotte durch, verloren aber dabei sieben Linienschiffe, drei Fregatten, mehr als dreißig andere Fahrzeuge und sechs- bis siebentausend Soldaten. Dagegen hatten sie sechs Tage später (9. Juli) das Glück, daß sie, als der Prinz von Nassau ihre Scheerenflotte angriff, einen glänzenden Sieg erfochten. Diese Niederlage war die größte, welche die Russen seit dem siebenjährigen Kriege erlitten hatten; denn sie verloren fast ihre ganze Flotte, sowie vierzehntausend Mann an Gefangenen und Todten.

Schon einen Monat nachher schloß Gustav plötzlich Frieden mit Rußland, weil seine Mittel erschöpft waren, und weil er bereits einen neuen Heldentraum zu träumen begonnen hatte. Er gedachte der Gottfried von Bouillon des Kreuzzuges gegen Frankreich zu werden, welcher damals von den Aristokraten Europa's ins Werk gesetzt wurde; und die russische Kaiserin wußte ihn in diesem Traume zu bestärken. Sie bot ihm einen ehrenvollen Frieden, sowie ihre Unterstützung bei dem beabsichtigten neuen Abenteuer an. Gustav trat hierauf in Unterhandlungen mit ihr, und schon am 14. August 1790 ward zu Werelä der Frieden abgeschlossen. Dieser Frieden brachte Alles in den Stand zurück, in welchem die Dinge vor dem Kriege gewesen waren. Das Blut der Schweden war also umsonst vergossen, die Schätze des ärmsten Reiches von Europa umsonst verschwendet worden, und der Krieg hatte kein anderes Ergebniß gehabt, als daß er dem schwedischen Volke zeigte, wie nichtig Gustav's Glanz und wie gehaltlos sein Streben sei.

3. Der östreichisch-russische Türken-Krieg von 1787 bis 1792.

In dem Kriege mit den Türken, welcher 1787 ausbrach, führte dem Namen nach Potemkin den Oberbefehl; aller Ruhm aber, welchen die Russen in diesem Kriege erfochten, war nicht ihm zu verdanken, sondern seinen Unterbefehlshabern Repnin, Paul Potemkin, Suwarow, Kamenskoi, Gallizin und Kutusow, die sich insgesammt in späteren Kriegen mehr oder weniger einen Namen gemacht haben. Von diesen Generalen hat Suwarow bis an sein Ende das Unglück gehabt, das Werkzeug einer mordenden militärischen Despotie zu sein. Er hatte schon bei der Besiegung der Tataren die Vernichtungsbefehle Potemkin's und Katharina's ganz genau befolgt, und lieferte später, weil der Hof es so wollte, in der Türkei und in Polen, sowie unter Paul in Italien und in der Schweiz mörderische Schlachten, in welchen seine eigenen Soldaten zu Tausenden dem Ruhme des Herrschers geopfert wurden. Suwarow war unstreitig einer der größten Feldherren der neuesten Zeit; er zeigte sich aber auf allen seinen Zügen unbarmherzig und grausam, weil ihm der Willen und die Huld des Herrschers mehr galten, als alles menschliche Gefühl und als die Gnade Gottes. Dabei betrug er sich stets als ein Original. Er war, je nachdem er es nützlich fand, entweder Schmeichler und Possenreißer, oder Weiser, Stoiker und Cyniker. Obgleich er nämlich viele Kenntnisse besaß und die Bildung und Lebensart der vornehmen Welt sich angeeignet hatte, so spielte er doch bei der Kaiserin Katharina, blos um besser schmeicheln zu können, öfters den Hofnarren, sowie bei den Soldaten, um diese zu bezaubern, den rohen Russen. Er aß und trank wie die gemeinen Soldaten, ertrug jeden Mangel wie sie, und knieete mit ihnen vor jedem Heiligenbilde am Wege nieder, oft sogar im tiefen Kothe.

Den zweiten Türken-Krieg der Kaiserin Katharina eröffnete Suwarow 1787 damit, daß er bei Kinburn in der Nähe der Festung Oczakow mehrere tausend Türken niederhieb, und dann durch eine Batterie dem Prinzen von Nassau zur Besiegung der feindlichen Flotte behülflich war. Bald nachher brachten andere russische Generale den Türken sowohl zur See, als am Kaukasus

Verluste bei. Der eigentliche Krieg begann jedoch erst im Jahre 1788, als auch Östreich seine Truppen in die Türkei einrücken ließ.

Kaiser Joseph II., welcher im Februar 1788 den Türken den Krieg erklärte, wäre vertragsmäßig nur verbunden gewesen, den Russen Subsidien zu zahlen oder Hülfstruppen zu schicken; er zog es aber vor, sein ganzes Heer ins Feld zu stellen, damit er später auch seinen Antheil an den zu machenden Eroberungen erhalte. Das von ihm ausgerüstete Heer bestand aus zweimalhundertfünfundvierzigtausend Mann zu Fuß und sechsunddreißigtausend Reitern, und führte nicht weniger als achthundertachtundneunzig Kanonen mit sich. Obgleich bei der Ausrüstung desselben nichts gespart worden war, so zeigte sich doch, als der Krieg begann, an Allem Mangel, weil die in Östreich herrschende Beamten-Aristokratie es von jeher unmöglich gemacht hat, einen der höheren Klasse angehörenden Schuldigen zu ergreifen. Dazu kam noch, daß unglücklicher Weise Joseph selbst unter der ungeschickten Leitung seines militärischen Mentors Lascy oder Lacy (s. Th. XVI., S. 424) das Haupt-Commando übernahm.

Zur Vereitelung der Absichten, welche Rußland und Östreich in Betreff der Türkei verfolgten, schlossen England und Preußen im August 1788 den oben (S. 233) erwähnten Vertrag. Durch diesen Vertrag sollte der König von Preußen in den Stand gesetzt werden, zu Gunsten der Türken nöthigenfalls mit den Waffen einzuschreiten. Es bedurfte aber des Einschreitens der Preußen nicht, weil einerseits Kaiser Joseph selbst durch seine Anwesenheit beim Heere die Wirkung seiner ungeheueren Rüstungen vereitelte, und weil andererseits der schwedische König durch seinen unerwartet schnellen Angriff auf Rußland dieses hinderte, mit seiner gewohnten Raschheit vorwärts zu eilen. Die Östreicher begingen gleich bei der Eröffnung des Krieges so große Fehler, daß sie fast überall unglücklich waren, und daß Kaiser Joseph sich bald genöthigt sah, den östreichischen Volkshelden Laudon durch dringende Bitten zur Übernahme eines Commando zu bewegen. Erst im Herbst 1788 gelang es seinen Truppen, Erfolge zu erkämpfen. Laudon, der sich ausdrücklich ein von kaiserlichen Befehlen unabhängiges Commando ausbedungen hatte, machte damals Eroberungen in Kroatien und Bosnien; der Kaiser selbst drang bis in die Nähe von Belgrad vor; und ein

durch Russen verstärktes Corps besetzte nicht nur die Moldau, sondern zwang auch die Türken zur Übergabe der Festung Choczim.

Das bedeutendste Unternehmen, welches die Russen im Jahre 1788 machten, war die Erstürmung der Festung Oczakow. Potemkin hatte diese Stadt lange Zeit vergebens belagert, weil er aus Habgier seine Soldaten Mangel leiden ließ, und weil zugleich eine furchtbare Kälte den Russen verderblich ward. Endlich half er sich auf seine gewohnte Weise. Er ließ am 16. December von der Seeseite her, wo Alles fest zugefroren war, einen Sturm unternehmen, und bemächtigte sich, nachdem er viertausend Mann geopfert hatte, der Stadt, die er dann seinen Truppen drei Tage lang zur Plünderung preisgab. Die Kaiserin belohnte diese russische Heldenthat auf russische Weise. Sie ließ jedem Soldaten, welcher an der Erstürmung Theil genommen hatte, eine Ehren-Medaille ertheilen, gab aber ihrem Potemkin, der für seine eigene Person nichts gethan hatte, eine große Geldsumme, sowie die Stelle eines Kosacken-Hetmans.

Im Jahre 1789 waren es Suwarow und Laudon, welche durch ihr Talent dem Kriege eine entscheidende Wendung gaben. Potemkin, der auch in diesem Jahre den Oberbefehl über das russische Heer führte, besetzte zwar im Anfange desselben alles Land von Oczakow an bis zu den Donau-Mündungen, lag aber nachher volle sieben Monate vor der Festung Ismail, ohne sie nehmen zu können. Unterdessen vollbrachten Suwarow und Laudon die glänzendsten Thaten. Der Letztere hatte damals den Oberbefehl des ganzen östreichischen Heeres erhalten, nachdem Lascy wegen der im vorigen Jahre begangenen Fehler entfernt worden war, und auch der Kaiser, dessen schwache Gesundheit im Felde völlig untergraben worden war, das Heer verlassen hatte. Laudon selbst war in diesem Jahre hauptsächlich mit der Belagerung von Belgrad beschäftigt. Die Unternehmungen im offenen Felde dagegen, welche die Östreicher in Verbindung mit einem russischen Heere unter Suwarow machten, wurden durch den Prinzen von Sachsen-Koburg geleitet. Der Letztere gehörte der alt-östreichischen Schule an, die sich bekanntlich auf eine langsame, methodische Kriegführung stützte; er war daher zur Leitung großer Unternehmungen so wenig geeignet, daß später schon die Geschichte des Feldzuges von 1789 das

östreichische Kabinet hätte abhalten sollen, ihm ein Commando gegen die Franzosen anzuvertrauen. Der Prinz von Koburg ließ sich im Juli, als er bei Fokschani methodisch hin und her zog, durch ein starkes türkisches Heer überraschen, und gerieth darüber in solchen Schrecken, daß er, anstatt einen kühnen Entschluß zu fassen, Suwarow's Hülfe anrief. Dieser ausgezeichnete Feldherr, welcher stets rasch und entschlossen handelte, erschien nach einem unglaublich schnellen Marsche am Abend des 30. Juli beim östreichischen Heere, und lieferte unmittelbar nach seiner Ankunft eine Schlacht, in welcher die Russen und Östreicher das befestigte Lager der Türken innerhalb einer Stunde erstürmten, das feindliche Heer auseinander sprengten, und Gepäck, Artillerie, Fahnen und Vorräthe desselben eroberten.

Im September wiederholte sich das, was am 30. Juli bei Fokschani geschehen war, ganz auf dieselbe Weise bei Martinesti am Flusse Rimnik. Der Prinz von Koburg wandte sich damals, als der Großwesier ihn mit einem starken Heere anzugreifen drohte, wieder an Suwarow, und dieser erschien ebenso schnell, wie vorher. Die Türken wurden auch diesmal (22. September) durch Suwarow's Feldherrn-Talent und durch die Tapferkeit der russischen und östreichischen Soldaten vollständig geschlagen; sie erlitten sogar einen noch weit größeren Verlust an Todten und Gefangenen, als das vorige Mal. In beiden Schlachten bewiesen die östreichischen Soldaten, daß sie, wenn sie gut geführt werden, unüberwindlich sind. Ihr unfähiger Führer ward wegen der erfochtenen Siege zum Feldmarschall ernannt, obgleich er beide Male sich ganz den Befehlen Suwarow's untergeordnet und die errungenen Vortheile nicht einmal zu benutzen verstanden hatte. Der wirkliche Sieger, Suwarow, wurde damit belohnt, daß Kaiser Joseph ihn zum Reichsgrafen ernannte und Katharina ihm den Ehren-Beinamen Rimniksky ertheilte. Bald nach dem Siege bei Martinesti eroberte Laudon auch die Festung Belgrad (8. Oktober). Der schwer erkrankte Kaiser Joseph hatte also, nachdem er sein ganzes Leben hindurch von Pfaffen und Privilegirten verläumdet und zuletzt durch England und Preußen in Belgien bedroht worden war, wenigstens noch am Ende seiner Tage die Freude, seine Truppen über die Türken triumphiren zu sehen.

Die Fortschritte der Russen und Östreicher schienen zuletzt die Fortdauer des türkischen Reiches zu bedrohen. Die Regierungen von England und Preußen beschlossen daher, nicht blos den schwedischen König und die empörten Belgier zu unterstützen, sondern auch die Polen gegen Rußland aufzureizen und sogar den Türken selbst eine unmittelbare Hülfe zu gewähren. Dabei verfuhr jedoch England, um nicht ganz mit Rußland zu zerfallen, nach seiner gewohnten Politik, indem es nicht selbst thätig eingriff, sondern seinen Bundesgenossen handeln ließ. In Preußen stand damals noch ein ausgezeichneter Staatsmann, der Graf Herzberg, an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser ließ im Januar 1790 durch seinen Gesandten in Constantinopel ein Bündniß mit den Türken abschließen, welches dem Sultan den Besitz seines ganzen bisherigen Reiches verbürgte, später aber, als die Umstände sich änderten, nur mit vielen Beschränkungen ratificirt wurde. Zu gleicher Zeit bot Herzberg den Polen ein Bündniß an, wenn sie die Städte Danzig und Thorn an Preußen abtreten wollten. Auch wurde General Kalkreuth nach Warschau geschickt, um, wie es hieß, den Türken ein vereinigtes polnisches und preußisches Heer zuzuführen. Andere preußische Truppen waren in Schlesien aufgestellt. Es schien daher, gerade als Joseph II. am 20. Februar 1790 starb, der Ausbruch eines Krieges zwischen Östreich und Preußen nahe bevorzustehen. Alle Plane Herzberg's scheiterten jedoch plötzlich an einer unmittelbaren Übereinkunft, welche zwischen dem neuen Kaiser Leopold II. und dem preußischen Könige Friedrich Wilhelm II. getroffen ward; oder vielmehr, sie wurden dadurch vereitelt, daß die Obscuranten am preußischen Hofe und die von Leopold begünstigten Feinde jeder Verbesserung in Östreich die Gelegenheit ergriffen, um Herzberg zu verdrängen. Am 26. Juni kamen Herzberg und der Bevollmächtigte des östreichischen Kabinets, Spielmann, in Reichenbach zu einem Kongresse zusammen, auf welchem auch Gesandte England's und Holland's erschienen. Die Letzteren verlangten die Herstellung des Status quo in der Türkei; Herzberg dagegen wollte Östreich im Besitze der Eroberungen lassen, welche von Laudon gemacht worden waren, wenn dafür Galizien an Polen und von diesem Danzig und Thorn an Preußen abgetreten würden. Gegen Herzberg's Vorschlag protestirten die Gesandten von England

und Holland. Zugleich setzte sich der östreichische Bevollmächtigte insgeheim mit Friedrich Wilhelm selbst und dessen frömmelnden Freunden in Verbindung, bot die Beendigung des Krieges mit den Türken, sowie die Zurückgabe aller in demselben gemachten Eroberungen an, und forderte dafür die Unterstützung Preußen's, England's und Holland's zur Wiederunterwerfung der Belgier. Friedrich Wilhelm ging auf Spielmann's Vorschläge ein, und Herzberg mußte daher am 27. Juli die auf ihnen beruhende Reichenbacher Convention wider seinen Willen unterzeichnen.

Auf den Grund dieser Convention schloß Östreich mit den Türken 1790 in Giorgewo einen Waffenstillstand und 1791 zu Szistowa einen Frieden. Rußland setzte den Krieg noch bis zum Ende des Jahres 1791 fort.

Im December 1790 ließ Potemkin das lange vergebens belagerte Ismail durch Suwarow auf dieselbe Weise erobern, wie zwei Jahre früher Oczakow erobert worden war. Ein Sturm, welcher den Russen nach der geringsten Angabe zweitausend, nach der höchsten fünfzehntausend Mann an Todten kostete, brachte die Festung in Suwarow's Gewalt. Dem siegenden Heere ward zur Belohnung ein dreitägiges Morden und Plündern in Ismail gestattet. Nach dem eigenen Berichte Suwarow's kamen bei diesem Gemetzel und bei dem vorausgegangenen Sturme dreiunddreißigtausend Türken ums Leben, und zehntausend wurden gefangen genommen. Nach der Eroberung von Ismail wurden die weiteren Unternehmungen von Repnin geleitet, welchen Potemkin, als er im Oktober 1790 nach Petersburg ging, an die Spitze der Truppen gestellt hatte. Repnin drang in die Bulgarei ein, und ließ dort durch Kutusow das türkische Heer bei Babadag angreifen und schlagen, nachdem schon vorher die Tataren in Kuban erdrückt worden waren. Dann brachte Repnin mit vierzigtausend Mann dem Großwesier, welcher an der Spitze von hunderttausend Türken heranzog, bei Matzin eine völlige Niederlage bei, ohne die Ankunft Potemkin's abzuwarten, welcher auch jetzt wieder da hatte ernten wollen, wo Andere gesäet hatten (Juli 1791). Potemkin war äußerst erbittert darüber, und suchte deshalb den Frieden zu hintertreiben, über welchen Repnin bereits zu unterhandeln begonnen hatte. Glücklicher Weise starb aber der Blutsauger und Tyrann

des russischen Reiches schon am 15. Oktober 1791 im fünfundfünfzigsten Jahre seines Alters. Nach seinem Tode kam der Frieden sehr schnell zu Stande, weil die Kaiserin des in der Türkei stehenden Heeres für ihre Plane in Polen bedurfte. In diesem Frieden, welcher im August 1791 zu Galacz abgeschlossen und am 9. Januar 1792 zu Jassy unterzeichnet ward, erhielt Rußland den ganzen Landstrich zwischen Dniester und Bug, und blieb zugleich im Besitze von Oczakow.

4. Zweite Theilung Polen's.

Was der Kaiserin Katharina in der Türkei nicht gelungen war, die Eroberung eines ganzen Reiches, das erreichte sie nach dem Frieden von Jassy in Polen. Dieses Reich war nach dem Zustande seiner Verfassung und Verwaltung leicht zu unterwerfen, wenn nur die beiden anderen Nachbarstaaten desselben zur Theilung der Beute zugezogen wurden. Schon zu der Zeit, bis zu welcher oben (Th. XVI., S. 460) die polnische Geschichte geführt worden ist, hielt alle Welt den Untergang von Polen ebenso für gewiß, wie jetzt niemand mehr an den Fortbestand des türkischen Reiches glaubt. Ohne ausführlich in die Geschichte der Parteiungen einzugehen, welche den Untergang Polen's herbeiführten, müssen wir uns begnügen, den Verlauf der Begebenheiten ganz kurz anzudeuten.

Durch die Verfassungsveränderung, welche 1775 den Polen aufgedrungen worden war (s. Th. XVI., S. 459 f.), hatte Rußland seine Herrschaft in Polen gesichert. Dies war besonders dadurch geschehen, daß man die Hauptleitung der Geschäfte einer über dem Könige stehenden Behörde, dem sogenannten permanenten Conseil, übertragen hatte, welches aus russischen Creaturen zusammengesetzt war und seine Befehle vom russischen Gesandten empfing. Im Jahre 1788 schienen jedoch die allgemeinen politischen Verhältnisse Europa's die Möglichkeit herbeizuführen, Rußland's Herrschaft in Polen zu brechen.

König Stanislaus Poniatowsky hatte damals durch seine Reise nach Rußland, auf der er sich wie ein Sklave Potemkin's betrug (s. S. 227), den Kern der polnischen Nation gegen sich aufgebracht. Nichtsdestoweniger glaubten er und der in russischem Sold stehende Theil des Adels ein russisch-polnisches Bündniß

gegen die Türken zu Stande bringen zu können. Zu diesem Zwecke ward im Herbst 1788 ein Reichstag einberufen. Da aber auf jedem Reichstage Stimmen-Einheit galt, so beschloß man, was nach der sonderbaren Verfassung des Reiches erlaubt war (s. Th. XVI., S. 445), den Reichstag in eine General-Conföderation zu verwandeln, auf welcher die Beschlüsse durch Stimmenmehrheit gefaßt wurden. Der russische Gesandte und seine Anhänger hatten sich jedoch diesmal verrechnet. Die Bildung der Conföderation ward ihnen durch die patriotische Partei aus den Händen gewunden, und die Wahlversammlungen ertheilten sogar den Reichstags-Deputirten Instructionen, welche auf eine Reform der Verfassung und auf die Herstellung der Unabhängigkeit des Reiches hinzielten. Dazu trug wesentlich der Umstand mit bei, daß damals England und Preußen sich mit einander gegen Rußland und Öſtreich verbunden hatten, und daß Preußen nicht blos ein Heer an der polnischen Grenze aufstellte, sondern auch geradezu erklärte, es werde ein gegen die Türkei gerichtetes Bündniß Polen's mit Rußland niemals zugeben. Dies setzte die patriotische Partei der Polen in den Stand, in Verbindung mit Preußen dem russisch-gesinnten Könige, dem russischen Gesandten und dem von Letzterem abhängigen permanenten Conseil die Spitze zu bieten.

Der Reichstag, welcher am 6. Oktober 1788 eröffnet wurde und sich schon am 17. in eine Conföderation umwandelte, lehnte sogleich jeden Gedanken eines Offensiv-Bündnisses mit Rußland ab. Dann faßte er im Vertrauen auf Preußen, welches durch eine vom englischen Gesandten unterstützte Note seine Hülfe angeboten hatte, den Beschluß, eine Reform der Verfassung vorzunehmen. Vor allen Dingen suchte der Reichstag das permanente Conseil zu beseitigen. Zu diesem Zwecke ward zuerst am 3. November die Vermehrung des Heeres beschlossen und ein eigener Kriegsrath eingesetzt, welcher von jener Behörde, sowie vom Könige unabhängig war. Vergebens sprach der russische Gesandte in einer heftigen Note Drohungen aus, wenn man an den Verfassungsbestimmungen von 1775 irgend etwas ändere; Preußen ermuthigte durch eine entgegengesetzte Erklärung den Reichstag zum Voranschreiten auf der betretenen Bahn. Schon im Januar 1789 wurde daher das permanente Conseil ganz abgeschafft. Anstatt aber jetzt so schnell

wie möglich die nöthigen Verfassungs-Reformen vorzunehmen, vergeudete man einen Zeitraum von acht Monaten durch Zänkereien über unwesentliche Dinge und durch allerlei wohlgesetzte, mit patriotischen Phrasen ausgestattete Reden.

Als endlich im September 1789 der Reichstag wieder zur Reform der Verfassung zurückkehrte, war die Hoffnung, die man auf Preußen gesetzt hatte, schon ganz trügerisch geworden, obgleich der Reichstag dies noch nicht ahnte. Das preußische Kabinet hatte nämlich, weil es Rußland's Absichten auf Polen erkannte, schon längst insgeheim beschlossen, sein Verhältniß zu Polen zu benutzen, um sich Danzig und Thorn abtreten zu lassen. Es hatte daher auch bereits im April den seitherigen preußischen Gesandten in Warschau, einen ehrlichen Deutschen, abberufen und durch den Italiäner Lucchesini ersetzt, welcher nachher mit Lombard und Haugwitz das für Deutschland und für Preußen selbst so verderblich gewordene Kleeblatt des Berliner Kabinets bildete. Lucchesini übte in Warschau seine ächt italiänische Diplomaten-Kunst. Er bot den Polen ein Bündniß an, bediente sich aber dabei der diplomatischen Sprache auf eine solche Weise, daß sein König eigentlich nicht gebunden ward. Noch ehe die Unterhandlungen über dieses Bündniß begannen, hatte der Reichstag einen Ausschuß zur Entwerfung einer neuen Verfassungsurkunde eingesetzt und sich dann vom 31. December bis zum Februar 1790 vertagt. Während dieser Zeit suchten die Mitglieder des Reichstages ihre Mitbürger für ein neues Leben zu begeistern, und ließen sich zugleich die nöthigen Vollmachten ertheilen, um den Reichstag in eine Art von constituirender National-Versammlung umzuwandeln. Doch zeigten dieselben hohen Herren, welche damals so viel von Patriotismus und von radikalen Reformen redeten, durch ihr ganzes Benehmen, daß sie es nur auf die Errichtung eines englischen Aristokraten-Regiments abgesehen hatten. Auch traten die angesehensten von ihnen gleich anfangs insgeheim mit Östreich und Rußland in Verbindung, und verkauften sich entweder geradezu den Feinden ihres Vaterlandes, oder sie untergruben doch, was noch verderblicher war, als scheinbare Patrioten durch das doppelte Spiel, das sie spielten, die Existenz ihres Vaterlandes. Zu den Ersteren gehörte namentlich der Kron-Feldherr Branicky, welcher eine Nichte Potemkin's zur Gattin hatte, und

der Graf Rzewusky, zu den Letzteren der König Stanislaus selbst, der Kanzler Malachowsky, welcher von seinem Bruder, dem edeln Reichstags-Marschall, wohl zu unterscheiden ist, der Bischof Kossakowsky, welcher Präsident des Verfassungs-Ausschusses gewesen war, ein Bruder dieses Bischofs, der schon längst als General in russischen Diensten stand, der Marschall von Litthauen, Felix Potocky, und Andere. Man wird daher auch die harten Vorwürfe nicht gerechtfertigt finden, welche die Polen dem preußischen Minister des Auswärtigen, dem wackeren Herzberg, zu machen pflegen, weil dieser auf den leicht verrauchenden polnischen Enthusiasmus keine politischen Plane gründen wollte, sondern vielmehr das Bündniß mit Polen nur als ein Mittel für preußische Zwecke ansah. Was konnte Herzberg von einer Verfassung halten, welche, sogar noch ehe sie beschlossen war, schon verrathen und verkauft worden war? Da die vornehmsten polnischen Herren und der König selbst sich verkauften, so mußten wohl Preußen und Östreich, wenn sie nicht ihre eigenen Unterthanen einem fremden Volke opfern wollten, den Gedanken aufgeben, den Russen ihre Beute zu entreißen; es blieb ihnen nichts übrig, als dieselbe mit ihnen zu theilen. Nicht Preußen also, sondern die Niederträchtigkeit der polnischen Magnaten hat Polen's Untergang herbeigeführt.

Der Bund zwischen Preußen und Polen wurde am 29. März 1790 geschlossen und am 5. April ratificirt, nachdem Preußen, welches damals im Begriff war, Östreich zu bekriegen, die geforderte Abtretung von Danzig und Thorn vorerst hatte fallen lassen. Dieser Bund verpflichtete beide Staaten zu gegenseitiger Hülfeleistung im Fall eines Angriffs von außen; da aber Preußen sein eigentliches Ziel, eine Gebietserweiterung auf Kosten Polen's, nicht aus den Augen verlor, so waren in dem Vertrage weitere Unterhandlungen über ein später abzuschließendes Handelsbündniß vorbehalten. Nachher arbeitete der Reichstags-Ausschuß den neuen Verfassungsentwurf aus. Während dies geschah, und während der Reichstag selbst bis Ende März 1791 über den Entwurf berathschlagte, boten die Russen und ihr Anhang alle möglichen Künste auf, um die Sache so lange hinzuhalten, bis der Krieg mit den Türken beendigt sei. Rußland und die Verräther unter den Polen erreichten auch ihren Zweck vollständig; denn der Reichstag brachte sein Verfassungswerk

erst nach zweijährigen Berathungen zu Stande. Mittlerweile hatten sich aber die Umstände geändert. Herzberg's Einfluß war in Berlin durch die Obscuranten geschwächt worden, und Bischofswerder hatte nebst dem oben erwähnten Kabinets-Kleeblatt sein Spiel begonnen. Außerdem hatte der Reichstag selbst ganz unnöthiger Weise das preußische Kabinet durch die Erklärung erbittert, daß er niemals in die Abtretung von irgend einem Stück des polnischen Reiches willigen werde.

Erst am 2. Mai 1791 übergab der Ausschuß den ganzen Verfassungsentwurf dem Reichstage. Dieser ertheilte demselben bereits am folgenden Tage seine Zustimmung, und zwar auf eine theatralisch feierliche Weise, welche der am 14. Juli 1790 auf dem Mars-Felde bei Paris aufgeführten Scene zu vergleichen ist. Der König selbst spielte bei dieser Gelegenheit die Rolle des Patrioten auf meisterhafte Weise. Er forderte in einer glänzenden Rede den Reichstag auf, den Entwurf durch Acclamation anzunehmen, legte zuerst den Eid auf die neue Verfassung ab, und führte dann die Versammlung in Procession nach der Hauptkirche, wo der Eid noch einmal geleistet und durch ein feierliches Hochamt unter lautem Jubel der zusammengeströmten Volksmenge bekräftigt wurde. Am 5. Mai ward dann die Verfassungsurkunde förmlich unterzeichnet. Bei dieser Gelegenheit wurden die Mitglieder der Opposition durch die herrschende Begeisterung für Polen's Wiedergeburt und durch die Eintracht der großen Mehrzahl des Reichstages so sehr erschreckt, daß auch sie ihre Unterschrift ertheilten.

Den Inhalt der neuen polnischen Verfassung anzugeben, ist nicht nöthig, weil sie nie ins Leben getreten, sondern Theorie und Entwurf geblieben ist, jede Verfassung aber blos aus der Erfahrung beurtheilt werden kann. Doch dürfen der unmittelbaren Beziehung wegen einige Punkte nicht unerwähnt bleiben. Der polnische Thron ward für erblich erklärt, und zwar sollte nach dem Tode des Königs Stanislaus die Krone dem Kurfürsten von Sachsen und seinen Nachkommen übergeben werden. Ferner räumte man dem Könige und seinen Ministern eine größere Macht und mehr Einfluß ein, als sie vorher gehabt hatten. Außerdem wurden dem Adel zwar alle seine Privilegien bestätigt; aber auch der Bürgerstand erhielt eine politische Existenz, indem man ihm den Zutritt zu den Ämtern

und die Beschickung des Reichstages gestattete. Endlich wurden nicht nur die Conföderationen verboten, sondern auch das unselige liberum veto (s. Th. XVI., S. 445) abgeschafft.

Zu dieser Zeit war der Einfluß des der Liberalität verdächtigen Grafen Herzberg in Preußen bereits gebrochen, und es bestand schon eine stille Verbindung gegen alles Neue zwischen Östreich, England und Preußen. Nichtsdestoweniger beharrte die preußische Regierung in Betreff Polen's noch eine Zeitlang auf dem seitherigen Wege. Sie sprach sogar fortwährend ihre Billigung dessen aus, was in Polen geschehen war. Es scheint uns daher auch wahrscheinlich, daß die Russen ihre Absichten auf Polen nicht leicht würden durchgeführt haben, wenn Kaiser Leopold II., dessen kaltes, leidenschaftloses Wesen sich nur schwer zu gewaltsamen Änderungen und zu kriegerischen Unternehmungen hinreißen ließ, länger gelebt hätte. Damit stimmt auch überein, daß auf einem Kongresse, welchen Leopold und Friedrich Wilhelm im August 1791 zu Pillnitz hielten, insgeheim sowohl die Unabhängigkeit und Untheilbarkeit Polen's verbürgt, als auch die Nachfolge des sächsischen Kurfürsten auf dem polnischen Thron anerkannt worden sein soll. Erst im Mai 1792, als Rußland's Absichten auf Polen offen ausgesprochen wurden, änderte das preußische Kabinet seine Sprache. Es hatte sich damals, nachdem jede Abtretung von der neuen polnischen Monarchie hartnäckig verweigert worden war, bereits mit Rußland verständigt und ebenso, wie Kaiser Franz II., Leopold's Nachfolger, die in Pillnitz verabredete Bürgschaft für Polen's Integrität insgeheim wieder zurückgenommen. Die Polen dagegen rechneten damals noch fest auf die preußische Hülfe, und waren, als dieselbe nachher förmlich verweigert wurde, um so mehr erbittert, je mehr sie sich bisher durch Lucchesini's glatte Worte hatten täuschen lassen. Das preußische Kabinet zog sich durch dieses Verfahren die bittersten Vorwürfe zu, welche ihm erspart worden wären, wenn Friedrich Wilhelm sich nicht durch seine Umgebung zu einer hinterlistigen diplomatischen Handlungsweise hätte hinreißen lassen. Die Leute, die sich des preußischen Königs bemächtigt hatten, ließen ihn die Maske eines treuen Bundesgenossen der Polen bis zum Mai 1792 spielen, anstatt ihm den Rath zu geben, daß er gleich anfangs offen und königlich erklären möge, er werde nur für sich selbst sorgen,

weil es unmöglich sei, eine Nation zu retten, welche von ihrem eigenen Könige und von ihren Großen verrathen werde.

Die oben genannten Verräther unter den Polen hatten im Interesse Rußland's nicht nur die Beschlußnahme über die neue Verfassung hinzuhalten gewußt, sondern es waren auch auf ihr Betreiben in dieselbe allerlei Bestimmungen aufgenommen worden, welche Unzufriedenheit und Zwietracht erregen sollten. Nachher conspirirten sie auf jede Weise gegen die neue gesetzliche Ordnung, traten mit den Russen in Unterhandlung, und gaben denselben an, wie ihr Vaterland am leichtesten unterdrückt werden könne. Endlich riefen sie sogar den russischen Schutz für die sogenannte polnische Freiheit an, und schlossen, um die Russen nach Polen zu bringen, am 14. Mai 1792 in Targowitsch eine Conföderation, obgleich alle Conföderationen durch die neue Verfassung verboten waren. Daß die Verschwörer von Targowitsch sich an die russische Regierung verkauft hatten und bloße Werkzeuge derselben waren, geht aufs deutlichste aus dem Manifest hervor, das sie an ihre Mitbürger erließen. Dieses angeblich in Targowitsch unterzeichnete Manifest ist nämlich von einem Tage datirt, an welchem mehrere von den Unterzeichnern, wie Branicky, Felix Potocky und Rzewusky, noch auf der Reise von Petersburg unterwegs waren. Auch erklärte der russische Gesandte in Warschau schon vier Tage nach der Unterzeichnung des Manifestes, seine Kaiserin werde die Forderungen der Conföderation von Targowitsch durch ihre Truppen unterstützen. Das Manifest war also nicht in Targowitsch, sondern in Petersburg verfertigt worden. Auch befanden sich die russischen Truppen an dem Tage, an welchem die Conföderirten ihr Manifest erließen, schon längst auf dem Marsche nach Polen, und die genannten drei Verräther kehrten erst mit denselben in ihr Vaterland zurück. Ebenso klar, wie die Verrätherei jener Großen, war die Feigheit oder Treulosigkeit des Königs Stanislaus; denn er ernannte denselben Branicky zum Kriegs-Minister, welcher erst kurz vorher offenkundig mit den Russen in Verbindung getreten war.

An dem nämlichen Tage, an welchem die Conföderation von Targowitsch gebildet wurde, änderte auch Lucchesini plötzlich seine Sprache, nachdem er zuletzt durch ausweichende oder vertröstende Versicherungen und Erklärungen, die er aber nur mündlich ertheilte,

die Polen hingehalten hatte. Als nämlich die polnische Regierung dem preußischen Gesandten anzeigte, daß gegen die Russen ein Heer ausgerüstet und Joseph Poniatowsky, der Neffe des Königs, zum Anführer desselben bestimmt sei, gab ihr Lucchesini, welcher bisher für jede Mittheilung freundlich gedankt hatte, die auffallende Antwort, sein König könne keine Kenntniß von den getroffenen militärischen Anordnungen nehmen. Am 18. Mai 1792 verlangte der russische Gesandte die Aufhebung der neuen Verfassung und die unbedingte Unterwerfung unter den Willen seiner Kaiserin oder, wie er sich ausdrückte, die vollständige Hingebung an die Seelengröße und Uneigennützigkeit, durch welche alle Schritte der Kaiserin geleitet wären. Als in Folge davon Stanislaus den preußischen Gesandten zur vertragsmäßigen Hülfeleistung aufforderte, gab ihm dieser zur Antwort: da sein König keinen Antheil an der Entstehung der neuen Verfassung gehabt habe, so halte er sich auch nicht für verbunden, seinen Beistand zur Vertheidigung derselben zu gewähren. Am 8. Juni schrieb sogar Friedrich Wilhelm selbst dem polnischen Könige einen Brief, in welchem nicht nur die vorher gebilligte neue Verfassung getadelt, sondern auch mit einer neuen Theilung Polen's gedroht wurde. Preußen sei bereit, hieß es in diesem Briefe, sich mit Rußland und Östreich über die Maßregeln zu berathen, durch welche die Ruhe in Polen wiederhergestellt werden könne. Jetzt blieb den Polen nur noch ein einziges Rettungsmittel übrig; dieses wurde ihnen aber durch ihren eigenen König entzogen. Stanislaus machte nämlich aus Feigheit und um seines Privat-Vortheiles willen jeden heldenmüthigen Beschluß unausführbar, hielt, als die polnischen Truppen bereits mit den Russen kämpften, den Kern des Heeres bei sich zurück und unterhandelte insgeheim mit den Feinden. Zu gleicher Zeit brachten die Verräther von Targowitsch eine Conföderation in Litthauen zu Stande, durch welche diese Provinz sich vom übrigen Polen trennte. Was half also den Polen die Tapferkeit, die sie im Felde gegen die an Zahl weit überlegenen russischen Truppen bewiesen?

Das polnische Heer war in drei Divisionen getheilt: die eine stand unter dem Oberbefehlshaber Joseph Poniatowsky; die andere unter Michael Wielhorsky, die dritte unter Kostschiefsky oder Kosciusko. Der Letztere hatte in Frankreich seine

militärische Bildung empfangen, und sich nachher im nordamerikanischen Freiheitskriege, an welchem er als Freiwilliger Theil nahm, zum Feldherrn gebildet. Ein solcher General hätte daher, wenn nicht die Polen durch die in ihrer Mitte befindlichen Verräther ins Verderben gestürzt worden wären, vielleicht sein Vaterland retten können, obleich das russische Heer nicht weniger als hunderttausend Mann stark gewesen sein soll. Am 17. Juli 1792 kam es bei Dubienka zu einem Treffen, in welchem viertausend Polen unter Kosciusko ihre Stellung gegen achtzehntausend Russen behaupteten. Trotz dieses ruhmvollen Kampfes mußte aber Kosciusko gleich nachher den Rückzug antreten, weil die Russen durch Galizien zogen und ihn im Rücken bedrohten. Außerdem trat Stanislaus Poniotowsky schon sechs Tage nach dem Treffen bei Dubienka der Conföderation von Targowitsch bei. Diese verwandelte sich jetzt in eine General-Conföderation, wodurch dem Verrathe der Großen, dem Meineid des Königs und dem Einbruche der Russen in Polen der Schein der Rechtmäßigkeit verliehen wurde (s. Th. XVI., S. 445). Jetzt konnten daher auch die Verräther dem positiven Rechte gemäß durch Gütereinziehungen und andere Strafen alle diejenigen verfolgen, welche ihrem Eide und ihrer Nationalität treu blieben. Unter den Letzteren verdienen in einer Zeit, wie die unserige, in welcher Aufopferung Thorheit, die sogenannte rechte Mitte Weisheit, das Streben nach Reichthum, Ehre und Genuß Klugheit genannt wird, namentlich erwähnt zu werden: die Reichstags-Marschälle Malachowsky und Sapieha, die Groß-Marschälle von Litthauen, Ignaz Potocky und Soltan, der Kron-Schatzmeister Ostrowsky und der Vice-Kanzler der Krone Kollontay.

Bis zum Ende des Jahres 1792 hatten die Russen ganz Polen besetzt. Im Januar 1793 zogen sie sich plötzlich von der nordwestlichen Grenze des Landes in das Innere zurück, um den einrückenden preußischen Truppen Platz zu machen. Am 4. Januar war nämlich zwischen Preußen und Rußland ein Allianz-Vertrag geschlossen und die zweite Theilung Polen's verabredet worden, nachdem in Folge der allgemeinen politischen Verhältnisse Europa's nicht nur Östreich insgeheim seine Einwilligung zu derselben gegeben hatte, sondern auch England sich hatte abfinden lassen. Preußen und Östreich hatten nämlich unmittelbar nach Leopold's

Tode, im Vertrauen auf die englische Aristokratie, einen thörichten Krieg mit Frankreich begonnen, welcher alsbald eine so unglückliche Wendung nahm, daß schon im Anfange des Winters die östreichischen Niederlande von den Franzosen besetzt wurden. Dies benutzte Preußen für die Vergrößerungsplane, welche schon seit einiger Zeit zwischen ihm und Rußland besprochen wurden, und deren Ausführung eigentlich bis zum Ende des französischen Krieges hatte hinausgeschoben werden sollen. Das preußische Kabinet knüpfte seine fernere Theilnahme am Kriege mit Frankreich an die Bedingung, daß Östreich und England sich seiner Verbindung mit Rußland, welche eine Theilung Polen's zum Ziele hatte, nicht widersetzten. Auf diese Weise kam am 4. Januar 1793 der oben erwähnte Vertrag zwischen Rußland und Preußen zu Stande. Östreich ließ sich durch die Aussicht auf Entschädigung in Frankreich bewegen, demselben seine Zustimmung zu gewähren; England aber ward dadurch abgefunden, daß Rußland im Februar und März sowohl seine Theilnahme an den Feindseligkeiten gegen Frankreich, als auch gewisse Vortheile für den englischen Handel zusagte.

Der Anführer des preußischen Heeres, Möllendorf, ließ, als er in Polen einrückte, eine sogenannte Declaration bekannt machen, die das Verfahren seines Königs rechtfertigen sollte, in welcher aber die Sophistik ebenso zu Gunsten der militärisch-monarchischen Gewalt angewandt wurde, wie die Demokraten in Frankreich sie damals zu Gunsten republikanischer Mordthaten anwandten. Das Recht zum Einrücken der Preußen in Polen ward nämlich aus der Einführung derselben neuen Verfassung hergeleitet, welche Friedrich Wilhelm anderthalb Jahre vorher officiell gebilligt, und um derentwillen er früher den polnischen König sagar beglückwünscht hatte. Außerdem wird das Schreckbild des Jakobinismus gebraucht, um der Welt Sand in die Augen zu streuen und insbesondere das plutokratisch-aristokratische Parlament England's, sowie die eifersüchtige östreichische Aristokratie zu beschwichtigen. Es heißt in dieser Beziehung in der Declaration: die fürchterlichen Grundsätze der Pariser Demokraten breiteten sich auch in Polen immer mehr aus; es gebe dort bereits förmliche Jakobiner-Klubbs; Preußen müsse also, um sein Land vor Ansteckung zu bewahren, einige polnische Provinzen besetzen, in denselben den Jakobinismus ausrotten u. dgl. m.

Das Einrücken der Preußen war für die Targowitscher Conföderirten ein entsetzliches Ereigniß; denn sie hatten ihr Vaterland blos an Rußland, nicht zugleich an Preußen oder Östreich verkaufen wollen. Die meisten von ihnen verließen daher sogleich die General-Versammlung, welche anstatt des Reichstages in Brzesk veranstaltet und nachher nach Grodno verlegt worden war. Die Übrigen wurden durch den General Igelström und den Gesandten Siewers, die man zu diesem Zwecke von Petersburg nach Grodno geschickt hatte, mit leichter Mühe gezwungen, sich dem Willen der fremden Mächte zu unterwerfen. Rußland und Preußen befahlen, damit ihre Forderungen durch Bevollmächtigte der ganzen Nation gebilligt würden, die Umwandlung der General-Versammlung in einen Reichstag, sowie die Übersiedelung des Königs nach Grodno. Beides wurde gewährt. Hierauf zog man russische Truppen nach Grodno, um den bevorstehenden Reichstag einzuschließen und in Schrecken zu halten. Auch übergaben der preußische und russische Gesandte im April 1793 eine gleichlautende Erklärung, in welcher wieder von Demokratie und Jakobinismus geredet ward, obgleich gerade diejenigen Polen, mit denen man zu thun hatte, von Beidem am allerwenigsten etwas wissen wollten. In dieser Note sprach man sogar aus, daß Preußen und Rußland den völligen Untergang des polnischen Reiches nicht besser verhüten zu können glaubten, als wenn sie die Grenz-Provinzen desselben ihren Staaten einverleibten. Von den Conföderirten wagten nur zwei gegen diese höhnende Erklärung zu protestiren; sie mußten sich dafür, wenn sie nicht alle ihre Güter verlieren wollten, schleunigst aus Grodno entfernen. Die Zurückbleibenden schämten sich nicht, den Verräther von 1772, Poninsky (s. Th. XVI., S. 459), an ihre Spitze zu stellen, obgleich derselbe kurz vorher des Landesverrathes, der Bestechung und des offenbaren Raubes schuldig erkannt, in die Acht erklärt und verbannt worden war. Von dem preußischen und russischen Gesandten wurden Bestechungen, Gütereinziehungen und militärische Gewalt angewandt, um zu verhindern, daß auf dem Reichstage irgend ein Abgeordneter erscheine, der nicht alle Schritte der russischen Partei im Voraus gebilligt hatte. Natürlich war daher auch der am 17. Juni 1793 zu Grodno eröffnete Reichstag nichts weniger, als eine freie, rechtmäßige und vollzählige Ver-

sammlung der Repräsentanten des polnischen Volkes. Dessenungeachtet fügte sich auch dieser Reichstag nur der Gewalt.

Der Reichstag nahm, als schon am 19. Juni Rußland und Preußen die förmliche Abtretung ganzer Provinzen von ihm verlangten, einen verschiedenen Ton gegen beide Staaten an: er antwortete den Russen demüthig und bittend, den Preußen trotzig und verachtend. Igelström und Siewers erwiderten die flehende Sprache des Reichstages damit, daß sie am 2. Juli diejenigen Landboten, welche nicht unbedingt gehorchen wollten, ins Gefängniß werfen oder in ihren Häusern durch Soldaten so lange bewachen ließen, bis sie sich zu fügen versprachen. Hierauf genehmigte der Reichstag zwar am 22. Juli die Abtretungen, welche Rußland für sich verlangte; dagegen zeigte er sich aber in Betreff der preußischen Forderungen um so hartnäckiger. Dieser Widerstand war jedoch vergeblich, weil Rußland seinen Bundesgenossen aufs nachdrücklichste unterstützte. Am 30. August drohte der russische Gesandte Siewers dem Reichstage sogar mit einer ähnlichen Mishandlung, wie sie einige Monate vorher (2. Juni) der französische Convent durch Henriot und den Pariser Pöbel erlitten hatte. Schon am 2. September ward diese Drohung ausgeführt, und zwar auf eine noch weit härtere Weise, als die Jakobiner in Paris mit dem Convent verfahren waren. Siewers ließ das Schloß, in welchem der Reichstag nebst dem Könige versammelt war, mit russischen Soldaten umstellen, Kanonen gegen den Sitzungssaal richten und in diesen selbst Soldaten einrücken, indem er erklärte, er werde, wenn man die preußische Forderung nicht augenblicklich genehmige, den Reichstag mit Bajonetten und Kanonen dazu zwingen. Der Reichstag beauftragte hierauf zwar den Ausschuß, welcher die Unterhandlung mit Rußland geführt und zum Schlusse gebracht hatte, auch den von Preußen geforderten Vertrag zu unterzeichnen; er fügte aber die Clausel hinzu, daß dieser Vertrag nicht eher ratificirt werden solle, als bis man, unter russischer Vermittelung, noch über einen Handelsvertrag und über einige andere bisher unbestimmt gelassene Punkte mit Preußen einig geworden sei. Siewers hatte, um endlich fertig zu werden und um die Schuld der gehässigen Schritte auf Preußen zu schieben, diese Clausel gebilligt, wenn auch nicht, wie Manche sagen, selbst angegeben. Schon am 21. September

verwarf er Alles, was er am 2. gebilligt hatte, und forderte die unbedingte Annahme des preußischen Vertrages.

Dies hing, wie der ganze Verlauf der zweiten Theilung Polen's, mit dem Gange des französischen Krieges enge zusammen. Die Preußen hatten gerade einen kleinen Sieg über die Franzosen erfochten, als die Nachricht vom Beschlusse des Reichstages in ihr Lager gelangte, in welchem König Friedrich Wilhelm selbst sich befand. Beides wurde von Lucchesini, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und anderen Männern, welche eine kräftige Unterstützung der Östreicher gegen die Franzosen verhindern wollten, schlau benutzt, um den König unter einem schicklichen Vorwande vom Heere zu entfernen und zugleich eine gegen Östreich gerichtete Kabale anzuspinnen. Es ward nämlich im Staatsrathe ausgemacht, daß Preußen den Krieg fortsetzen wolle, daß dagegen aber nicht nur England und Östreich für die Kosten desselben einstehen, sondern daß auch Rußland die preußische Forderung in Polen unbedingt durchsetzen müsse, und daß Friedrich Wilhelm sogleich in seine polnischen Besitzungen abreisen solle. Der preußische König verließ hierauf wirklich sein Heer, und die russische Regierung ertheilte, um dessen Truppen am Rhein zurückzuhalten, ihrem Gesandten in Grodno den Befehl, die unbedingte Annahme der preußischen Forderungen nöthigenfalls mit Waffengewalt zu erzwingen. Noch ehe dieser Befehl in Grodno angelangt war, hatten Siewers und der preußische Gesandte (Buchholz) die Targowitscher Conföderation, welche Schwierigkeiten gemacht hatte, auflösen lassen und die Leitung der Geschäfte wieder an den schwachen König und das schon früher wiederhergestellte permanente Conseil gebracht, oder mit anderen Worten, sie hatten die Bildung einer neuen königlichen Conföderation befohlen, der dann sogleich alle Mitglieder des Reichstages beitraten.

Als der Reichstag die preußischen Forderungen nicht sogleich unbedingt gewährte, verfuhr Siewers auf eine mindestens ebenso arge Weise, wie die Pariser Fischweiber im October 1789 zu Versailles (s. S. 188 ff.). Er ließ einige Landboten wegen ihrer angeblich jakobinischen Grundsätze verhaften, den Reichstag mit russischen Soldaten umgeben, den General Rautenfeld in dem Sitzungssaale desselben auf einem Sessel Platz nehmen und jedes Mitglied des Reichstages, das nicht im russischen Sinne redete, durch Sol-

daten wegführen. In Folge davon gab, als abgestimmt werden sollte, kein Deputirter eine Antwort. In dieser Verlegenheit halfen sich Rautenfeld und Siewers damit, daß sie dem Reichstage erklärten, man werde ihn und den König so lange im Saale festhalten, bis sie nachgäben. Als trotz aller Drohungen die Aufforderung zum Abstimmen nicht befolgt wurde, erklärte endlich der Reichstags-Marschall das Schweigen der Deputirten für Bejahung, und unterschrieb die Abtretungsurkunde, welchem Beispiele dann der Ausschuß folgte. Doch protestirten noch an demselben Tage (24. September) Beide, und diese Protestation wurde nachher als eine Erklärung des Reichstages öffentlich bekannt gemacht. Nachdem auf solche Weise dem Reichstage die Abtretung ganzer Provinzen abgezwungen worden war, schloß man am 14. Oktober auf den Antrag eines feilen Landboten, des Grafen Ankwitz, noch dazu einen Freundschafts- und Allianz-Vertrag mit Rußland, oder mit anderen Worten, man unterwarf auch den noch übrig gebliebenen Theil Polen's den Russen. Daß durch den Reichstag zuletzt noch alle Verbesserungen, welche der vorhergehende Reichstag gemacht hatte, abgeschafft wurden, versteht sich ebenso von selbst, als daß die Verräther unter den Polen, König Stanislaus an ihrer Spitze, mit Orden, Ehren, Gütern und Geldsummen belohnt wurden. Übrigens erhielt bei dieser zweiten Theilung Polen's Rußland über viertausend Quadrat-Meilen Landes mit mehr als drei Millionen Einwohnern, Preußen über tausend Quadrat-Meilen Landes und nahe an vierthalb Millionen Menschen. Das polnische Reich schrumpfte dadurch bis auf ein Drittel seines ehemaligen Bestandes zusammen.

5. Dritte Theilung Polen's.

Nach der zweiten Theilung Polen's ward der Druck im Lande noch ärger als zuvor. Russische und preußische Truppen bildeten längs der neuen Grenze einen Cordon; eine russische Heeresabtheilung war sogar im Lande selbst zurückgeblieben, und hatte in Warschau ihr Haupt-Quartier. Siewers, welcher bei aller Härte doch noch eine Spur von Mitgefühl und Schaam hatte, wurde abgerufen und durch den ächt russischen General Igelström ersetzt. Dieser behandelte den polnischen König und die angesehensten Männer des

Reiches gleich Unterthanen seiner Kaiserin, und benahm sich überhaupt so rücksichtslos despotisch, daß es fast schien, als wenn man den polnischen Adel, welcher gleich dem französischen Volke eitel und empfindlich ist, absichtlich zur Empörung habe reizen wollen. Auch brach in der That schon nach einem halben Jahre der Aufstand aus; doch hatte derselbe seinen Grund nicht in Igelström's Verfahren allein.

Schon als König Stanislaus der Targowitscher Conföderation beitrat, waren mehrere Unzufriedene ausgewandert. Sie hatten sich nach Dresden und Leipzig begeben, wo der Kurfürst von Sachsen (Friedrich August III.) sie auch dann noch duldete und schützte, als Rußland ihre Auslieferung forderte. Zu diesen Flüchtlingen gehörten Ignaz Potocky, der Reichstags-Marschall Malachowsky, Kollontay, Mostowsky, Kosciusko und Andere. Sie bildeten in Sachsen eine förmliche Verschwörung zur Befreiung ihres Vaterlandes. Doch waren es nur Kosciusko und der nach Warschau zurückgekehrte Zajonczeck, welche das Volk weckten und zuerst ihr Leben wagten. Kosciusko, welcher von den Verschworenen mit der militärischen Leitung des Unternehmens beauftragt wurde, suchte vor dem Beginne desselben die Türken und Franzosen aufzureizen; dies gelang ihm jedoch nicht, und er selbst mußte sich, um den russischen Spionen auszuweichen, auf einige Zeit nach Italien entfernen. Unterdessen wußte Zajonczeck die in Warschau stehenden polnischen Regimenter, sowie ein reicher Bankier die dortige Bürgerschaft für die Sache zu gewinnen. König Stanislaus war von Allem unterrichtet; er hatte aber nicht den Muth, an der Ausführung Theil zu nehmen, und gab sogar dem russischen Gesandten einen Wink. Dieser verlangte hierauf (Anfang 1794) die Entlassung des größten Theiles der polnischen Armee, damit die Verschworenen sich derselben nicht zu ihrem verzweifelten Versuche bedienen könnten. Er bewirkte dadurch, daß die Empörung früher ausbrach, als sie beabsichtigt worden war. Die Verschworenen sahen sich nämlich genöthigt loszubrechen, ehe noch die Auflösung des Heeres, welche der König und sein permanenter Rath schon decretirt hatten, vollständig ausgeführt sei. Kosciusko begab sich, obgleich er selbst an die Möglichkeit des Gelingens der ganzen Sache nicht glaubte, mit einer kleinen Schaar nach Krakau. Dort ward er,

nachdem die russische Garnison der Stadt ohne Kampf abgezogen und die ihr beigegebenen vierhundert Polen übergetreten waren, am 24. März zum Generalissimus des polnischen Volkes erklärt. Seine Schaar vermehrte sich bald durch die von allen Seiten herbeiströmenden Insurgenten, sowie namentlich auch durch eine Abtheilung des polnischen Heeres, welche der Oberst Madalinsky ihm zuführte. Als nämlich auf Igelström's Geheiß das polnische Heer um die Hälfte vermindert werden sollte und zu diesem Zwecke in einzelne Abtheilungen getrennt worden war, begab sich Madalinsky, anstatt dem erhaltenen Befehle gemäß seine Truppen-Abtheilung zu entlassen, mit derselben nach Krakau. Hier wurde nachher eine Insurrections-Acte bekannt gemacht, die ganze Jugend der Krakauer Woiwodschaft unter die Waffen gerufen und, nach dem Beispiele der republikanischen Regierung Frankreich's, durch das System patriotischer Requisitionen für die Bedürfnisse des Befreiungsheeres gesorgt.

Igelström hatte sechs- bis siebentausend Russen unter Denisow und Tormansow zur Verfolgung Madalinsky's ausgeschickt. Kosciusko eilte denselben von Krakau aus entgegen, und erfocht, als er am 4. April bei Raslawicz auf sie stieß, einen vollständigen Sieg. Dadurch wurde das leicht entzündete polnische Volk zum größten Enthusiasmus hingerissen. Bald nachher rief Igelström selbst einen blutigen Aufstand in Warschau hervor. Er verlangte nämlich um dem Fortschreiten der Empörung Einhalt zu thun, von der polnischen Regierung nicht nur die Verhaftung vieler angesehener Leute und die Ächtung aller Insurgenten, sondern auch die Auslieferung des Arsenals und die Entwaffnung des ganzen polnischen Heeres. Dies benutzten dann die Verschworenen, um die Bürgerschaft von Warschau und die daselbst befindlichen Truppen zum Aufstande zu treiben. Es brach also am 17. April eine allgemeine Empörung in Warschau aus. Die aus fast achttausend Mann bestehende russische Garnison wurde überfallen, zweitausend Mann derselben innerhalb zweier Tage getödtet, Igelström's Palast nach blutigem Kampfe erstürmt und geplündert. Igelström selbst rettete sich in das nahe bei Warschau befindliche preußische Lager. Zur Ehre der Polen verdient bemerkt zu werden, daß, als die polnische Regierung gleich darauf die Zurückgabe der in Igel-

ström's Palast weggenommenen Geldsummen befahl, diese insgesammt eingeliefert wurden. Nach dem Aufstande in Warschau warde der elende König Stanislaus auf einmal wieder ein enthusiastischer Patriot. Da man ihm jedoch nicht trauen konnte, so wurde eine Regentschaft eingesetzt und Kosciusko, den man schon in Krakau zum Dictator ausgerufen hatte, als solcher anerkannt.

Die Empörung verbreitete sich hierauf sowohl über das ganze Königreich Polen, als auch nach Litthauen. An vielen Orten war der Ausbruch derselben mit Scenen einer wilden Volks-Justiz verbunden, welche an die Laternen-Executionen der Pariser erinnerten. In Warschau wurden die Generale Zabiello und Ozarowsky, der Bischof Kossakowsky, der Fürstbischof Massalsky, der Graf Ankwitz und sechs bis acht andere vornehme Herren ohne Gericht und Proceß hingerichtet, weil man in dem Archiv des russischen Gesandten die urkundlichen Beweise ihrer Verrätherei gefunden hatte.

Preußen schickte rasch ein Heer nach Polen. Als dieses sich zugleich mit einem russischen Heere unter Denisow gegen Krakau in Bewegung setzte, eilte Kosciusko das Letztere anzugreifen, ehe es sich mit den Preußen vereinigte. Er konnte dies jedoch nicht verhindern, und ward am 6. Juni, gerade als er die Russen angegriffen und zurückgetrieben hatte, in der sogenannten Schlacht bei Szczecocyny durch die weit überlegene Macht der Preußen genöthigt, sich mit einem Verluste von tausend Mann zurückzuziehen. Doch trat er seinen Rückzug in Ordnung an, und konnte, obgleich von allen Seiten gedrängt, nicht am Marsche nach Warschau gehindert werden. Als er am 10. Juli dort eintraf, waren die Polen bereits in Litthauen besiegt und die Stadt Krakau den Preußen übergeben worden. Von diesem Augenblicke an war daher Polen nicht mehr zu retten.

Der ganze Krieg drängte sich jetzt um Warschau zusammen. Gegen diese Stadt zogen im Juli auch die Preußen, vierzigtausend Mann stark. Sie trafen vor Warschau mit zehntausend Russen unter Fersen zusammen, während die von Suwarow befehligte russische Hauptmacht damals noch auf dem Marsche nach Polen war. Jetzt ließ auch Östreich ein Heer in Polen einrücken, um sich seinen Antheil an der dortigen Beute zu sichern, und um zu verhindern, daß Preußen allzu mächtig werde. Übrigens waren

den Östreichern bereits von Rußland Anträge zu einer neuen Theilung Polen's gemacht worden. Das östreichische Heer besetzte Klein-Polen.

Warschau war nur schwach befestigt, hatte aber rund umher vier stark verschanzte und mit einander in Verbindung stehende Lager. Die in und um Warschau befindlichen polnischen Truppen, deren beide Flügel durch die Weichsel gedeckt waren, wurden von lauter Männern commandirt, welche in diesem Kriege oder später unter Napoleon sich Ruhm erworben haben, von Kosciusko, Joseph Poniatowsky, Dombrowsky, Zajonczeck und Makranowsky. Der Ausgang ihres Kampfes mit den Preußen war leicht vorauszusehen; denn diese führten den Krieg ganz methodisch nach der alten Weise, und wurden von ihrem Könige, der sich beim Heere befand, und von dessen Günstlingen schlecht geleitet. Alle Angriffe auf die vier Lager der Polen blieben ebenso, wie das Bombardement der Stadt, erfolglos. Als nun gar die Nachricht einlief, daß in den preußisch-polnischen Provinzen ein Aufstand ausgebrochen und dadurch das preußische Heer im Rücken bedroht sei, gerieth die elende Umgebung des Königs in solchen Schrecken, daß nicht nur die Belagerung von Warschau aufgehoben wurde, sondern daß auch das preußische Heer am 6. September mit einer fluchtähnlichen Eile den Rückzug antrat.

Die Polen schickten den preußischen Insurgenten Heeresabtheilungen unter Dombrowsky, Madalinsky und Joseph Poniatowsky zu Hülfe. Diese waren zwar im Kampfe glücklich, und bedrohten sogar Pommern und Brandenburg; sie konnten aber dadurch der Sache der Polen nichts nützen, weil gerade damals die russische Hauptmacht unter Suwarow gegen Warschau heranzog. Suwarow rieb, sobald er nach starken Märschen von seinem Haupt-Quartier Cherson aus an der Grenze Polen's angekommen war, am 19. September ein polnisches Heer unter Sierakowsky fast ganz auf, und eilte dann gerades Weges auf Warschau los. Auf die Nachricht davon beschloß Kosciusko das Äußerste zu versuchen, ehe Suwarow die Stadt erreiche. Er schickte dem General Sierakowsky neue Truppen, um die heranziehenden Russen aufzuhalten, befahl dem litthauischen Heere, sich denselben in den Rücken zu legen, und suchte selbst den General Fersen auf, um ihn noch vor

der Ankunft Suwarow's zu schlagen. Zu diesem Zwecke beauftragte er einen seiner Unterbefehlshaber, Poninsky, die Russen so lange, bis er selbst sie angreifen könne, vom Übergange über die Weichsel abzuhalten, und dann sich mit ihm zu verbinden. Poninsky verfehlte aber die Russen, und kam auch nicht seinen Landsleuten zu Hülfe, als Fersen dieselben am 10. Oktober bei Macziewice angriff. Durch diesen unglücklichen Umstand, mag er nun ein Fehler oder ein Misgeschick des Generals Poninsky gewesen sein, wurde der Untergang Polen's herbeigeführt. Kosciusko und seine Truppen fochten nämlich zwar mit verzweifeltem Muthe; sie erlagen aber, als Poninsky nicht erschien, der russischen Übermacht und erlitten eine vollständige Niederlage. Doch hatten auch die Russen ihren Sieg sehr theuer erkauft. Sechstausend Polen wurden getödtet, sechshundert geriethen, zum Theil schwer verwundet, in russische Gefangenschaft. Unter den Letzteren befand sich auch Kosciusko nebst drei anderen Generalen und dem ganzen Stabe.

Nach dem Treffen bei Macziewice vereinigte sich Fersen mit Suwarow's Heere, welches dadurch dreißigtausend Mann stark wurde. Obgleich von diesen nur zweiundzwanzigtausend im Felde zu gebrauchen waren, so entschloß sich Suwarow doch, die befestigte Vorstadt von Warschau, Praga, zu stürmen. Diese von Warschau durch die Weichsel getrennte Vorstadt hatte eine Besatzung von dreißigtausend Polen, und war durch drei befestigte, mit etwa hundert schweren Geschützen armirte Linien gedeckt. Man konnte sogar zu ihren Festungswerken nicht gelangen, ohne vorher ein verschanztes Lager, in welchem das polnische Heer lag, erobert zu haben. Nichtsdestoweniger beschloß Suwarow, die Stadt Praga und das vor ihr liegende Lager zu erstürmen. Daß ihm dies gelang, würde, da er keine schwere Artillerie, sondern nur sechsundachtzig Feldstücke bei sich hatte, ganz unbegreiflich sein, wenn nicht Fersen vorher den großen General und die Kerntruppen der Polen vernichtet hätte, und wenn nicht die vor Praga stehenden polnischen Truppen gleich den Heeren der Türken durch einen Bajonett-Angriff hätten in Schrecken gesetzt werden können. Am 24. Oktober nahm Suwarow das polnische Lager mit Sturm ein, wobei tausend Polen in die Weichsel gedrängt, zweitausend niedergemacht und ebenso viele gefangen wurden. Nachher traf er die Anstalten zum Sturm auf die befestigten

Linien von Praga. Er beschleunigte dieselben so sehr als möglich, weil er den Preußen zuvorkommen wollte, welche mittlerweile den Aufstand in Groß-Polen gedämpft hatten und gegen Warschau heranzogen. Er schonte daher auch das Blut seiner eigenen Soldaten nicht. Am 4. November wurde der Sturm auf die Werke von Praga unternommen, zu deren Vertheidigung alle waffenfähigen Männer aus Warschau herbeigeströmt waren. Nach einem fünf Stunden langen mörderischen Kampfe waren die Russen Herren der Schanzen. Sie hatten unmittelbar darauf in den Straßen von Praga einen neuen furchtbaren Kampf zu bestehen, und erlaubten sich dabei ein so gräßliches Morden, daß die näheren Angaben über ihre Gräuelthaten jedes menschliche Gefühl empören. Achttausend Polen wurden kämpfend niedergehauen, Kinder, Weiber und Greise gemordet. Außerdem wurden, da die Russen nicht nur den größten Theil von Praga, sondern auch die Weichsel-Brücke niederbrannten, noch ganze Schaaren von Menschen, die sich nach Warschau hatten retten wollen, in den Fluß hinunter gestürzt. Nach der gewöhnlichen Angabe, dereu Zuverlässigkeit sich jedoch nicht verbürgen läßt, kamen in Praga selbst zwölftauseud Polen ums Leben. Wie viele Russen dem kühnen Unternehmen Suwarow's geopfert wurden, ist unbekannt. Die Russen selbst geben ihren Verlust bis zum Lächerlichen gering an. Am folgenden Tage capitulirte die Stadt Warschau, und am 6. November rückte Suwarow in dieselbe ein.

Jetzt war es um das polnische Reich geschehen. Über das Schicksal desselben oder vielmehr über die Art, wie der letzte Rest dieses einst so großen Reiches vertheilt werden sollte, unterhandelten Östreich, Preußen und Rußland noch ein ganzes Jahr lang. Bis dahin gestattete man dem König Stanislaus, welcher Alles mit sich machen ließ, noch den Schein einer Leitung der Regierung, weil man seiner bedurfte, um der verübten Gewaltthat den Stempel des Rechtes aufzudrücken. Doch ward er in Warschau von Suwarow, sowie in Grodno, wohin er sich nachher auf russischen Befehl begeben mußte, von Repnin, dem General-Statthalter der russisch-polnischen Provinzen, ganz verdunkelt. Er unterzeichnete am 25. November 1795 selbst seine Abdankungsurkunde, nachdem die theilenden Mächte ihm einen Jahrgehalt von zweimalhunderttausend

Dukaten und die Bezahlung seiner Schulden zugesichert hatten. Kaiser Paul rief ihn bald darauf nach Petersburg, wo er 1798 starb.

Der zwischen den drei Mächten abgeschlossene Vertrag über die dritte Theilung Polen's wurde erst am 24. Oktober 1795 unterzeichnet. Wegen der neuen Grenzen Östreich's und Preußen's in Polen ward sogar noch ein ganzes Jahr länger unterhandelt. Bei dieser letzten Theilung Polen's erhielt Östreich die Woiwodschaften Sendomir und Lublin, fast die ganze Woiwodschaft Krakau und die auf der rechten Seite der Weichsel bis zum Bug gelegenen Länder, in Allem achthundertvierunddreißig Quadrat-Meilen. Rußland erhielt das ganze bisher noch polnische Litthauen und Wolhynien, den größten Theil von Samogitien und ein Stück von Klein-Polen, in Allem etwa zweitausend Quadrat-Meilen. Preußen endlich erhielt den aus ungefähr tausend Quadrat-Meilen bestehenden übrigen Theil Polen's mit der Hauptstadt Warschau.

6. Verhältniß England's, Östreich's, Preußen's und Schweden's zu der französischen Revolution.

Die revolutionäre Umgestaltung Frankreich's setzte von ihrem ersten Anfange an das ganze feudalistische und hierarchische Europa in Schrecken; und die Besorgniß, daß durch dieselbe auch in anderen Ländern der Fortbestand alles Mittelalterlichen bedroht werde, rief bei den Machthabern Kabalen gegen Frankreich hervor, welche endlich einen förmlichen Krieg herbeiführten. Wir beginnen den Bericht über die Art, wie die europäischen Monarchen und Aristokraten die in Frankreich zur Geltung gekommenen neuen Grundsätze des Staatswesens wieder zu vertilgen suchten, mit England.

Die Politik, welche in diesem Lande gegen Frankreich befolgt wurde, war von der der Continental-Staaten verschieden, obgleich man hier wie dort ein und dasselbe Ziel verfolgte. Die Plutokraten und Aristokraten nämlich, welche in England die Regierung führten, und an deren Spitze seit 1784 der jüngere Pitt stand, hatten bei ihrem sich selbst vergötternden und alles Alte anbetenden Volke von dem Geiste der französischen Revolution nichts Ernstliches zu befürchten. Sie suchten also auch diesmal, wie vorher immer, nur die Gelegenheit zu benutzen, um Frankreich's Seemacht und den

Handel aller Nicht-Britten zu schwächen oder zu vernichten. Sobald nämlich die absoluten Regierungen Neigung zeigten, für englisches Geld die Sache der Aristokratie und Hierarchie gegen Frankreich zu verfechten, bewog Pitt das Parlament, ihnen Subsidien zu geben, weil, wie auch der Krieg auf dem Continent ausgehen mochte, auf jeden Fall England's Seeherrschaft erweitert, und das durch den Siegesruhm seiner Flotte so leicht berauschte englische Volk fester an seine Oligarchie geknüpft wurde.

Was die innere Geschichte England's seit 1784 betrifft, so wußte Pitt, nachdem er vermittelst der zweiten India-Bill (s. S. 32) seine Herrschaft gesichert hatte, durch Aufrechthaltung aller alten Misbräuche die Aristokratie, durch Vermehrung der Civilliste den König, durch eine weise Verwaltung, scheinbares Abhelfen von Beschwerden und lärmend verkündigte Verbesserungen das Volk zu gewinnen. Wie gut er es verstand, den beschränkten John Bull zu täuschen, davon kann der von ihm veranstaltete Proceß gegen einen der Blutsauger Ostindien's, Warren Hastings, als Beispiel dienen. Dieser vor dem Oberhause geführte Proceß, welcher von 1788 bis 1795 dauerte, hielt das Publikum lange Zeit in Spannung, und gab Gelegenheit, den Lärm über die angebliche Rechtsgleichheit in England zu vermehren; in Wirklichkeit war er aber nichts als eine Gerichts-Komödie. Auch endigte er mit der Lossprechung des vornehmen Verbrechers, der sich an den armen Indiern auf unerhörte Weise vergangen hatte.

Im Jahre 1788 ward die von Pitt wiederhergestellte Herrschaft der Vornehmen und Reichen dadurch bedroht, daß sich bei König Georg III. die ersten Spuren jener Geistesabwesenheit zeigten, die ihn später bis an seinen Tod nicht wieder verließ. Es wurde nämlich im Parlament der Vorschlag gemacht, eine Regentschaft einzusetzen (December 1788); und da diese dem Rechte nach dem Prinzen von Wales gebührte, welcher bekanntlich mit seinem Vater ganz zerfallen war und mit der Opposition in inniger Verbindung stand (s. S. 32), so gerieth Pitt's System in große Gefahr. Der schlaue Staatsmann wußte sich jedoch zu helfen. Er that dies auf eine solche Weise, daß er, um seinen Zweck zu erreichen, sogar gegen die conservativen Principien auftrat. Er stellte nämlich, während Fox legitimistisch und monarchisch zu Gunsten des Prinzen

den Grundsatz des natürlichen und ererbten Rechtes vertheidigte, die Behauptung auf, daß das Volk allein das Recht habe, vermittelst des Parlaments über die Regentschaft wie über jede andere Angelegenheit zu entscheiden; oder mit anderen Worten, Pitt machte in dieser Sache das französische und revolutionäre Princip der Volks-Souverainität geltend. Er siegte mit seiner Behauptung; glücklicher Weise gelangte aber der König schon im Februar 1789 wieder zum vollen Gebrauche seines Verstandes.

Auch als die französische Revolution England in Aufregung brachte, wußte Pitt den schädlichen Einfluß der neuen Grundsätze von seinem Volke abzuhalten, ohne dabei, wie andere Minister und Regenten, als ein Feind der französischen Regierung zu erscheinen. Es gab in England eine kleine radikale Partei, welche die französische Revolution mit Jubel begrüßte. Diese trat in Folge derselben gegen das aristokratische Element in der englischen Verfassung mit größerer Kühnheit auf; sie schickte sogar eine Glück-wünschende Adresse an die constituirende National-Versammlung in Paris, und suchte durch demokratische Schriften das englische Volk aufzuregen. Pitt wußte jedoch auch zur Abwendung dieser Gefahr das rechte Mittel zu finden. Er setzte dem radikalen Geschrei ein loyales entgegen, hütete sich aber dabei wohl, selbst als Schreier gegen die Revolution aufzutreten und sich in eine officielle Verbindlichkeit verwickeln zu lassen. Es bedurfte bei dem hochmüthigen und streng aristokratischen Sinne der Engländer nur einer leisen Anregung, um selbst solche Mitglieder des Parlamentes, welche nicht Freunde des Ministeriums waren, zum heftigsten Schreien und Toben gegen die Franzosen zu veranlassen. Der Ärgste unter diesen Schreiern war Burke, welcher kurz vorher zur absolut conservativen Partei übergetreten war, und sich im Beginne des Jahres 1790 zum ersten Male und für immer unter Pitt's Fahne stellte.

Burke ward damals der Stentor für Alt-England. Er überschrie jeden kaltblütigen Vertheidiger des Naturrechtes mit einer manchmal an Raserei grenzenden Heftigkeit, welche bei ihm um so auffallender ist, weil bekanntlich seine Reden sorgfältig ausgearbeitet und eingelernt waren, also keine Ergüsse eines plötzlich und vorübergehend aufgeregten Gefühles enthielten (s. Th. XVI., S. 482 und Th. XVII., S. 80 f.). Burke war bis dahin ein gewaltiger Eiferer für Wahr-

heit, Freiheit und Recht gewesen; er sprang aber auf einmal zur entgegengesetzten Partei über, und tobte dann, wie alle Renegaten, bis an seinen Tod mit gleicher Heftigkeit gegen alles das, was er früher verfochten hatte. Pitt freute sich, in einem Manne, welcher damals gerade auf der Höhe seines Ruhmes stand, ein tüchtiges Werkzeug für seine Politik erhalten zu haben; denn Burke führte ihm nicht nur eine bedeutende Verstärkung von Parlaments-Mitgliedern zu, sondern er machte auch die Freunde der Verbesserungen im englischen Volke verstummen, weil er John Bull's Stolz, National-Eitelkeit und Vorurtheile aufregte und Alle, welche von Reformen redeten, als Franzosen-Freunde, Rebellen und Gottlose darstellte. Dies that Burke nicht nur durch glänzende Reden im Parlament, sondern auch durch eine besondere Schrift, welche er 1790 unter dem Titel „Betrachtungen über die französische Revolution" herausgab, und die das Evangelium aller Feinde des Fortschrittes ward. In dieser Schrift wird die großartige Erhebung der Franzosen zur Wiederherstellung der ihnen entrissenen Freiheiten und Rechte als etwas Fluchwürdiges dargestellt, und alle Frevelthaten des wilden Pöbels, welche bei der Zerreißung der alten Social-Bande nicht zu verhindern waren, jenen edeln Männern zugeschrieben, die das Glück einer Generation opferten, um das aller künftigen gründen zu können. Burke rast in seiner Schrift auf dieselbe Weise für das Hergebrachte und Bestehende, wie Marat, Camille Desmoulins und ähnliche Männer in ihren Zeitschriften für das Neue. Auch war die unmittelbare Wirkung, welche Burke durch sein Buch hervorzubringen strebte, derjenigen ganz gleich, welche Marat und Desmoulins bei ihren Journalen im Auge hatten. Burke forderte nämlich die europäischen Regierungen auf, zur Erhaltung der Feudalität und Hierarchie dieselben Mittel der Gewalt und des Terrorismus anzuwenden, welche nach dem Willen jener wüthenden Demokraten vom Volke zur Vertilgung des Bestehenden angewandt werden sollten.

Die Invectiven und Declamationen in Burke's Schrift hätten von der entgegengesetzten Partei in England allenfalls unbeantwortet gelassen werden können; allein Burke stellte in derselben zugleich eine gut durchgeführte Theorie vom Staatswesen auf, der man nothwendig eine andere entgegen stellen mußte, zumal da die-

selbe weit mehr Gehalt und Werth hatte, als die der französischen Theoretiker, eines Bailly, Lafayette, Gregoire und Anderer. Burke bewies nämlich allen Privilegirten auf geistreiche Weise, daß ihr Vorurtheil Weisheit, ihr Trotz Festigkeit sei, und rechtfertigte durch scharfe Dialektik die Absichten und Bestrebungen der Aristokraten und Regierungen aller Länder. Eine solche Lehre konnte nur durch das entgegengesetzte Extrem und durch eine gleich excentrische Heftigkeit mit Glück bekämpft werden. Dies that der als Schriftsteller der nordamerikanischen Demokratie berühmt gewordene Demokrat Thomas Payne (s. S. 83 ff.) vermittelst einer Schrift, welche den Titel „Menschenrechte (rights of men)“ führte. Payne tadelte in diesem Buche die englische Verfassung mit derselben Maßlosigkeit, mit welcher Burke sie gepriesen hatte. Er griff jede Art von Aristokratie und Monarchie als etwas unbedingt Verderbliches und Ungerechtes an, forderte die radikalste Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse, und stellte die Theorie von einem durchaus demokratisch eingerichteten Staatswesen auf. Der Ton, in welchem Payne schrieb, ist jene bittere, scharfe und gewaltige Manier, durch welche Marat's Volksfreund und die Junius-Briefe so furchtbar geworden sind. Auch hat in der That Payne's Schrift auf einen Theil der unteren Klassen des englischen Volkes einen ebenso tiefen und bleibenden Eindruck gemacht, wie Burke's Buch auf die Mehrzahl der Leute des höheren und mittleren Standes. Beide Männer können daher auch gewissermaßen als Feldherren der zwei Heere, welche für oder gegen das neue Leben fochten, und ihre Bücher als Arsenale derselben betrachtet werden.

Der Hauptvertheidiger freier Grundsätze und Ansichten im Parlament, Fox, würde seiner Natur nach nicht im Stande gewesen sein, Burke's maßlose Angriffe auf Freiheit und natürliches Recht mit jener rücksichtslosen Heftigkeit zu bekämpfen, welche im Kampfe mit blindem Vorurtheile und fanatischer Wuth allein zum Ziele führt. Er war von einem solchen Tone so weit entfernt, daß er nicht nur die Freundschaft mit einem Manne erhalten zu können glaubte, dessen Ansichten einen schneidenden Gegensatz gegen die seinigen bildeten, sondern daß er sogar auch seinen bisherigen Freund vor Übertreibungen warnte, weil diese ja seiner eigenen Partei in Frankreich und dem unglücklichen König Ludwig Schaden bringen

würden. Burke war ihm dafür nichts weniger als dankbar. Er brach vielmehr im Parlament öffentlich mit allen seinen bisherigen Freunden, blieb, als Fox vor Rührung Thränen vergoß, stumm, und wies jedes freundliche Wort, durch welches dieser ihn zu besänftigen suchte, zurück. Damals schwur also Burke öffentlich und feierlich jede liberale Idee ab, und erklärte sich für den entschiedensten Vertheidiger der Vorurtheile und Misbräuche. Da er seit dieser Zeit seine Heftigkeit bis aufs Äußerste steigerte, so gewährte er den Franzosen den Vortheil, daß sie durch seine im Parlament gehaltenen Reden stets im Voraus erfuhren, was sie von der englischen Regierung zu erwarten hatten.

Burke's Streben, einen Kreuzzug der monarchischen Staaten gegen das revolutionäre Frankreich herbeizuführen, wurde durch die Änderung sehr begünstigt, welche gerade damals in dem Verhältnisse England's zu Preußen und Östreich eintrat. Pitt hatte sich bekanntlich (s. S. 41 ff., 50 und 238 ff.) von 1787 an auf sehr schlaue Weise Preußen's bemächtigt, um einerseits ohne bedeutende Ausgaben einen großen Einfluß in Holland und Belgien zu erlangen und andererseits die Plane Rußland's und Östreich's in der Türkei zu vereiteln. Nach dem Tode des Kaisers Joseph II. aber (1790) kam in Östreich und in Preußen ein und dasselbe politische System zur Geltung; und diese Staaten traten sowohl mit einander, als auch mit England und Rußland in eine immer inniger werdende Verbindung, deren gemeinschaftliches Ziel die Unterdrückung der französischen Revolution war. Wir müssen daher unseren Blick zunächst auf die in der inneren Politik Östreich's und Preußen's eingetretene Änderung richten.

Joseph's II. Bruder und Nachfolger, Leopold II., zeigte sich, im Gegensatz gegen sein früheres Verfahren in Toscana (s. Th. XVI., S. 369), von Anfang an allem Alten und Veralteten gewogen. Er gestattete sogleich dem durch Joseph in Schranken gehaltenen Kardinal und Erzbischof Migazzi (s. Th. XVI., S. 349) seinen alten Einfluß wieder. Er erließ ferner ein Censur-Edict, welches mit Friedrich Wilhelm's II. berüchtigtem Religions-Edict (s. S. 51) ganz übereinstimmte; denn es hob zwar die von Joseph gewährte Preßfreiheit nicht auf, untersagte aber jede dem Bestehenden nachtheilige Kritik der Regierungshandlungen und der geistlichen Ange-

legenheiten. Außerdem ward ein so vollendetes Spionir-System eingeführt, daß die Regierung sogar die geheimsten Äußerungen sogleich erfuhr. Dadurch kamen dann Späher und Ankläger in Ehren, und Professoren sowie Journalisten wurden Spürhunde und Anschwärzer. Unter diesen Verläumdern und Verfolgern aller Aufgeklärten zeichneten sich die Ex-Jesuiten Hoffmann, Haschka und Hofstätter (s. Th. XVI., S. 351) vorzugsweise aus. In Betreff der französischen Revolution suchte man den Kaiser durch den Popanz einer jakobinischen Propaganda zu schrecken und zum Kriege zu drängen.

Ganz dieselbe Reaction trat in Preußen gegen die politischen und religiösen Grundsätze ein, von welchen Friedrich Wilhelm's II. Vorgänger, Friedrich der Große, sich hatte leiten lassen. Auch dort wurden alle freisinnigen Männer zurückgedrängt und durch entschiedene Freunde der alten Zeit und ihrer Misbräuche ersetzt. Der Graf Herzberg, Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand von Braunschweig, welche alle drei mehr oder weniger französisch gesinnt waren, mußten einem Bischofswerder, Wöllner, Lucchesini und ähnlichen Leuten Platz machen, und diese führten dann den König immer weiter rückwärts. Sie erfüllten ihn zugleich mit einem tiefen Hasse gegen alles Französische, und bereiteten dadurch den im Jahre 1792 ausbrechenden Krieg mit Frankreich vor.

Die Kabinette von Preußen und Östreich waren schon zur Zeit der Reichenbacher Convention (s. S. 242) entschlossen, die von Frankreich aus verbreiteten Ideen an ihrer Quelle selbst auszurotten. Es gelang jedoch den in beiden Staaten herrschenden Anhängern des Alten erst nach dem Tode Leopold's II., einen förmlichen Krieg gegen Frankreich zu Stande zu bringen, weil der bedächtige Leopold demselben abgeneigt war.

Während Burke in England, Wöllner und Bischoffswerder in Preußen, Spielmann und andere Leute in Östreich auf einen monarchischen Kriegszug gegen die Franzosen und ihre demokratischen Grundsätze hin arbeiteten, betrieb auch König Gustav III. von Schweden die Herbeiführung dieses Krieges. Gustav verfiel, nachdem er durch den Reichstag von 1789 eine unumschränkte Herrschaft erlangt hatte (s. S. 233 f.), auf den wunderlichen Gedanken, sich des französischen Königs und der in ihm personificirten monarchischen Grundsätze ebenso durch einen Kriegszug anzunehmen, wie

einst Gustav Adolf sich der protestantischen Fürsten Deutschland's und ihres Glaubens angenommen hatte. Die schlaue Kaiserin Katharina bestärkte ihn, als sie 1790 den Frieden von Werelä (s. S. 236) schloß, in diesem abenteuerlichen Vorhaben, welches sie als ein Mittel ihn zu beschäftigen ansah. Gustav trat mit den Brüdern des französischen Königs, die ihm von früher her innig befreundet waren (s. Th. XVI., S. 391), mit den Emigranten und mit dem Marquis von Bouillé in Correspondenz, war bei den Anstalten zur Flucht Ludwig's thätig, und reiste im Frühjahr 1791 nach Aachen, um sich mit den französischen Emigranten zu berathen. Er glaubte förmlich durch die Vorsehung berufen zu sein, an der Spitze eines Heeres den König von Frankreich wieder in seine alte Macht einzusetzen. Als durch das Misglücken von Ludwig's XVI. Flucht dieses erste Project vereitelt worden war, entwarf Gustav sogleich einen zweiten ebenso abenteuerlichen Plan. Er wollte mit dem schwedischen Heere und mit einem russischen Corps, welches Katharina ihm zu leihen versprach, auf englischen Schiffen an die Seine-Mündung übersetzen, von dort in Paris eindringen und die französische Revolution niederschmettern.

Die schwedischen Großen sahen diesen Thorheiten ihres Königs mit doppeltem Unwillen zu. Sie waren erbittert, weil Gustav nicht nur für seinen phantastischen Plan große Summen verschwendete, sondern weil er auch um dieses Planes willen sich und sein Reich ganz in die Hände der Russen gab, und zugleich die Türken und Polen einer Macht aufopferte, welche schon so viel vom schwedischen Reiche an sich gerissen hatte. Auch die anderen Stände wurden aus denselben Gründen gleichgültig und kalt gegen den König. Im Oktober 1791 ließ Gustav sich noch dazu, um durch eine russische Bürgschaft gegen seine eigenen Unterthanen gesichert zu sein, zu einem Bündnisse mit Rußland bewegen, durch welches Katharina II. ihn ganz offenbar in ein Labyrinth zu führen suchte. Gustav und Katharina garantirten in diesem Bundesvertrage einander nicht blos ihre Besitzungen, sondern auch ihre Rechte, d. h. mit anderen Worten, Katharina gestattete dem schwedischen Könige, seinen Ständen, wenn sie nicht willfährig Geld gewähren würden, mit russischen Bajonetten zu drohen. Ja, sie nahm ihn sogar förmlich in Sold; denn er sollte nach jenem Vertrage acht Jahre lang russische Sub-

sidien erhalten. Die schlaue Kaiserin bot ihm nämlich für den Krieg gegen Frankreich eine bedeutende Summe als Darlehen an. Sie machte jedoch dabei die Bedingung, daß die schwedischen Stände das russische Anlehen verbürgen müßten, wodurch dann Gustav genöthigt wurde, wieder einen Reichstag zu halten. Er berief denselben auf den Januar 1792 ein, aber nicht nach Stockholm, sondern nach der kleinen Stadt Gefle, weil er hoffte, daß dort die Stände mehr in seiner Gewalt sein würden. Er täuschte sich jedoch in dieser seiner Erwartung; denn alle vier Stände des Reiches waren gegen ihn erbittert, weil er in einem Augenblicke, wo wegen des Mangels an baarem Gelde die Reichsschuld-Scheine von hundert bis auf sechszig herabgesunken waren, dem schwedischen Volke drei neue schwere Lasten aufbürden wollte. Gustav muthete nämlich den Ständen zu, die auf den letzten Krieg verwendeten Kosten herbeizuschaffen, die neu aufgehäufte Schuld zu übernehmen und durch Verbürgung des von Rußland versprochenen Anlehens der Regierung die Mittel zu einem Kreuzzuge gegen Frankreich oder, wie dies dunkel ausgedrückt ward, zur Ausführung gewisser Plane zu gewähren. Der Reichstag zeigte sich vom ersten Augenblicke an so schwierig, daß Gustav ihn schon nach vier Wochen (24. Februar 1792) wieder entlassen mußte.

Die Auflösung des Reichstages hatte ein entsetzliches Ereigniß zur Folge. Es verbreitete sich nämlich unmittelbar nach derselben das Gerücht, Gustav wolle die alte Verfassung umstürzen; und dieses Gerücht, mochte es nun gegründet sein oder nicht, bestärkte den Adel in seiner Meinung, daß er sich nur durch die Ermordung des Königs im Besitze seiner alten Vorrechte behaupten könne. Die schwedischen Großen befanden sich, als sie auf solche Weise zum Morde ihre Zuflucht nahmen, in gleicher Lage mit den Demokraten Frankreich's. Beide konnten, so lange ihr König lebte, ihre Zwecke nicht erreichen und sich desselben doch auch nicht auf gesetzlichem Wege entledigen; Beide beschlossen also, zu einer Frevelthat ihre Zuflucht zu nehmen. Übrigens war es in Paris wie in Stockholm nur eine kleine Zahl von Leuten, welche hier in den beabsichtigten Mordanschlag auf den König, dort in den geheimen Plan, vermittelst des Pöbels die gerichtliche Verurtheilung und Enthauptung des Königs herbeizuführen, eingeweiht war. Hier wie dort aber sahen

die Übrigen der Sache ruhig mit zu und förderten sie gelegentlich. In Schweden waren es sieben Achtel des Adels, von denen man dies geradezu behaupten kann. Der Hauptanstifter des Mordes war der zweiundsiebenzigjährige General Pechlin. Seine Mitverschworenen waren theils kalte Planmacher, theils solche Partei-Männer, die sich durch ein Vorurtheil, welches einige Entschuldigung verdiente, über die Natur des Verbrechens täuschen ließen. Zur Ausführung gebrauchten die Verschworenen drei jüngere Leute, den Hauptmann Ankarström und die Grafen Ribbing und Horn. Diese drei, von welchen der Erstere wegen einer erlittenen Kränkung dem Könige grollte und also ganz von Privat-Haß geleitet wurde, verbanden sich eidlich zur Ermordung des Königs, und entschieden durch das Loos, wer die Ausführung übernehmen solle. Das Loos fiel auf Ankarström. Am 17. März 1792 wurde der Mord auf einer großen Hof-Maskerade in Stockholm vollzogen. Ankarström erschoß den König mit einer Pistole, in welche drei Kugeln geladen waren. Der Schuß war nicht unmittelbar tödtlich, sondern Gustav lebte noch vierzehn Tage, so daß er für seinen minderjährigen Sohn eine Regentschaft einrichten konnte. An eine Benutzung des Mordes von Seiten des Adels war also nicht zu denken, zumal da die drei übrigen Stände und die Bürgerschaft von Stockholm sehr erbittert waren.

Vormundschaftlicher Regent ward Gustav's Bruder, der Herzog Karl von Südermannland. Dieser verfuhr gegen die vornehmen Mörder und ihre Genossen milder, als man mit plebejischen Verbrechern zu verfahren pflegt. Er ließ das über fünf Verschworene gefällte Todesurtheil nur an dem Hauptmann Ankarström vollziehen. Die anderen vier, Ribbing, Horn, der Oberstlieutenant von Liljehorn und der Lieutenant Ehrenswärd, mußten Schweden für immer verlassen. Das Haupt der ganzen Verschwörung, Pechlin, wurde nebst einem anderen Verschworenen auf die Festung gebracht.

7. Vorbereitungen zum Revolutions-Kriege.

Die Kabalen und Intriguen anzugeben, durch welche zwei Jahre lang die Regierungen von Östreich und Preußen für einen Kreuzzug gegen das revolutionäre Frankreich bearbeitet wurden, ist bei dem

beschränkten Raume dieses Werkes nicht möglich. Die französischen Emigranten, der Graf von Artois und sein Bevollmächtigter, der bekannte Calonne, König Ludwig XVI. selbst und sein Agent, der Baron von Breteuil, sowie Graf Stephan von Dürfort als Bevollmächtigter der Königin Marie Antoinette und neben ihnen die aus Mystikern und Mätressen bestehende Umgebung des preußischen Königs spielten bei diesen Kabalen die Hauptrolle. Alle ihre Bemühungen scheiterten aber an dem kalten Sinne des Kaisers Leopold, welcher die Entscheidung immer wieder hinauszuschieben wußte, sowie an der noch kälteren Politik England's, das nur an seinen eigenen Vortheil dachte, und deshalb in einem Kampfe über Grundsätze neutral bleiben wollte. Leopold hatte freilich bei seiner Krönung versprochen, sich der deutschen Fürsten anzunehmen, welche Güter auf französischem Boden besaßen und durch den berühmten Beschluß vom 4/5. August 1789 aller ihrer dortigen Feudal-Rechte beraubt worden waren (s. S. 186 u. 201) Er hatte deshalb zwar seit December 1790 den Franzosen im Namen des deutschen Reiches drohende Vorstellungen gemacht; zu einer thätigen Unterstützung der beeinträchtigten Reichsstände aber war er nicht zu bringen. Übrigens hatten die Franzosen den Letzteren eine Entschädigung an Geld angeboten; nur einige wenige Fürsten aber waren verständig genug gewesen, darauf einzugehen, die anderen pochten auf die ihnen von Kaiser und Reich zu leistende Hülfe.

Sogar der preußische König hatte noch in den ersten Monaten des Jahres 1791 geschwankt, ob er nicht nach Herzberg's Rath der wachsenden Macht Rußland's dadurch Schranken setzen solle, daß er sich den Constitutionellen Frankreich's nähere. Am Ende siegten freilich beim preußischen Kabinet die Vorstellungen der Emigranten und der Bevollmächtigten des französischen Hofes über die verständige Politik, und Herzberg selbst mußte bald nachher seinen Abschied nehmen. Dagegen war und blieb es dem Kaiser Leopold mit einem Revolutions-Kriege ebenso wenig ernst, als der russischen Kaiserin. Er schob deshalb gleich dieser den ritterlichen König von Schweden vor, indem er denselben als Bürgen des westphälischen Friedens um Hülfe für die deutschen Fürsten ansprach. Im Mai 1791 ließ sich Leopold wieder zu einer von Padua datirten feindseligen Erklärung gegen Frankreich bewegen, welche jedoch blos

leere Drohungen enthielt und dadurch für Ludwig's XVI. Sache sehr nachtheilig ward. In demselben Monat wurde in Mantua zwischen dem Kaiser, dem Grafen von Artois, dem Grafen Dürfort und Calonne ein Kongreß gehalten, dessen Resultat die am 6. Juli zu Padua unterzeichnete Circular-Note Leopold's war. Auch diese von den Emigranten eingegebene Erklärung war drohend; an eine Ausführung der Drohungen dachte aber Leopold noch immer nicht. Ebenso hütete sich Lord Elgin, den das englische Ministerium zu dem Kongreß von Mantua geschickt hatte, an den Berathungen und Beschlüssen desselben officiell Theil zu nehmen, obgleich er im Namen Pitt's seine Billigung alles dessen, was man gegen Frankreich im Schilde führte, aussprach.

In Preußen erlangte nach Herzberg's Entfernung der Obscurantismus die Herrschaft, und man betrieb dort die Herbeiführung eines Krieges mit Frankreich viel eifriger, als in Östreich. Dies benutzte das schlaue östreichische Kabinet, um Rußland zum Abschlusse eines Friedens mit der Türkei zu bewegen. Östreich verstand sich nämlich am 25. Juli 1791 zu einem vorläufigen Allianz-Vertrage mit Preußen, und sagte in demselben seine Theilnahme an einem Kongresse zu, auf welchem über die französischen Angelegenheiten ein gemeinschaftlicher Beschluß gefaßt werden sollte. Als jedoch dieser Kongreß im August 1791 zu Pillnitz gehalten wurde (s. S. 248) und am 27. August wirklich ein gegen Frankreich gerichteter Vertrag zwischen Östreich und Preußen zu Stande kam, wußte der gewandte Baron Spielmann in die Vertrags-Acte Clauseln und Beschränkungen zu bringen, vermöge deren ein Zug gegen Frankreich erst dann unternommen werden sollte, wenn man mit Rußland wegen Polen's und der Türkei einig geworden sei. Dagegen ließ sich das östreichische Kabinet auch in Pillnitz wieder zu einem unbedachten Schritte hinreißen, welcher dem französischen Königthume verderblich ward. In Pillnitz waren nämlich auch der Graf von Artois, Calonne, Bouillé und andere ähnliche Männer uneingeladen erschienen; und diese wußten zu bewirken, daß an den Schluß eines von Preußen und Östreich zu erlassenden Manifestes eine drohende und unwahre Redensart hinzugesetzt ward, welche einen baldigen Kriegszug gegen Frankreich ankündigte. Dieses Manifest schadete dem König Ludwig XVI. und seiner Sache

sehr; denn es ward von den französischen Prinzen gerade in demselben Augenblicke bekannt gemacht, als Ludwig die neue Constitution beschwor, und die Prinzen sprachen noch überdies in einer beigefügten besonderen Erklärung ganz offen aus, daß der König selbst ungeachtet seines Eides den Angriff der Emigrirten und der Feinde Frankreich's auf die Constitution unterstützen werde (s. S. 216 f.). Übrigens war der Pillnitzer Kongreß eine förmliche Mystification des Publikums. Kaiser Leopold läugnete nämlich gleich nachher die dort ausgemachten Artikel ab, und auch die englischen Minister erklärten im Parlament, daß sie von einer Pillnitzer Übereinkunft nichts wüßten.

Als die Emigranten erkannten, daß Leopold gar nicht Willens sei, für sie und ihre Sache ins Feld zu ziehen, wandten sie sich an die russische und schwedische Regierung. Die Erstere machte es jedoch gerade so wie Leopold. Dagegen war der König von Schweden bereit, das Schwert für das französische Königthum zu ziehen. Er entwarf sogar mit dem Marquis von Bouillé einen förmlichen Kriegsplan. Hierauf wurden nicht blos in Schweden Rüstungen gemacht, sondern es brachten auch die französischen Emigranten, deren Hauptsitze Koblenz, Worms und Ettenheim waren, in den Ländern der Kurfürsten von Köln und Trier, sowie der Bischöfe von Straßburg und Worms ein förmliches Heer auf die Beine. Gustav's Ermordung machte jedoch dem ganzen luftigen Project ein Ende.

Welche Wirkung die Drohungen und Rüstungen der Emigranten und der europäischen Regierungen in Frankreich hatten, wird ein einziger Blick auf den Zustand dieses Landes zeigen. In Frankreich war es 1792 bereits dahin gekommen, daß eine völlige Umkehrung aller Dinge ganz unvermeidlich war, weil nur durch sie das Neue befestigt und erhalten werden konnte. Einen solchen allgemeinen Umsturz aber durchzuführen waren nur Männer im Stande, welche keine Spur von Scheu und Scham besaßen und mit genialer Kühnheit jede Rücksicht auf Sittlichkeit und Recht bei Seite setzten. Männer dieser Art waren weder die Constitutionellen, noch der milder gesinnte Theil der Republikaner, noch auch **Robespierre** und **Marat**, von welchen der Erstere damals nur durch den Letzteren etwas vermochte, dieser aber blos ein Mann

der Rede, nicht der That und der Faust war. Nur durch die rohe Gewalt, also nur durch Männer, welche den Pöbel zu entflammen und dessen Fäuste jeden Augenblick in Thätigkeit zu setzen vermochten, konnte das Alte mit der Wurzel vertilgt und dem Neuen ein freier Raum geschaffen werden. Solche Männer waren Desmoulins, Danton, Fréron, Hébert und ihres Gleichen. Diese erlangten daher 1792 die Herrschaft in Frankreich. Neben ihnen walteten allerdings auch, aber in untergeordneter Weise, Condorcet, Büzot, Gregoire und andere Männer, welche die Anwendung der rohen Gewalt nur als Mittel zum Zwecke betrachteten und den Strom, dessen Damm sie zerstört hatten, nach Willkür wieder hemmen zu können glaubten. Am Ende wurden freilich die Einen wie die Anderen das Opfer eines Barras, Fouché, Merlin von Douay, Sièyes und Cambacérès oder mit anderen Worten der kalt besonnenen diplomatischen Revolutionäre, welche, wie Diplomaten zu thun pflegen, dasjenige ernteten, was Andere gesäet hatten.]

Dieser Gang der französischen Revolution bestätigt die durch die Geschichte aller Zeiten gepredigte Wahrheit, daß das eine Extrem nur durch das andere überwunden und vernichtet wird, und daß zuletzt die kalte Klugheit allein den bleibenden Sieg davon trägt. Aus diesem historischen Satze, nicht blos aus niederträchtiger Verkäuflichkeit muß man daher auch die traurige Erfahrung ableiten, daß später die Mehrzahl der republikanischen Frevler sich als Bekehrte unter Napoleon's Despotie beugten. Ein Marat und Robespierre wurden freilich nie bekehrt; dagegen wandte sich aber sogar ein Desmoulins um, als er erkannte, welchen Leuten er durch seine Art von Freiheit die Regierungsgewalt in die Hände gespielt habe. Selbst ein Danton ward müde und konnte sich deshalb nicht, was ihm sonst möglich gewesen sein würde, behaupten. Diese beiden Männer gingen aus dem Leben, ohne sich eines anderen Verdienstes bewußt zu sein, als daß sie durch Verbrechen die alten Misbräuche zu Gunsten einer neuen Generation für immer vertilgt hätten.

XVII. Geschichte der französischen Revolution und des gegen sie unternommenen Krieges vom Ausbruche desselben an bis zum Staatsstreiche des 18. Fructidor 1797.

1. Gang der französischen Revolution vom Frühjahr 1792 an bis zum Umsturze des Königthums.

Der schon längst drohende Krieg zwischen Frankreich und den beiden deutschen Großmächten ward unvermeidlich, als Kaiser Leopold II. am 1. März 1792 starb, und zu gleicher Zeit die Jakobiner das Heft der Regierung in die Hand nahmen. Leopold's Sohn und Nachfolger, Franz II., war nämlich viel zu jung und unselbstständig, um sich nicht in die Plane der Absolutisten hineinziehen zu lassen; die jakobinischen Minister aber, besonders Dümourier, würden schon durch den barschen Ton, den sie gegen die fremden Kabinette annahmen, den Ausbruch des Krieges herbeigeführt haben, wenn auch nicht der wilde Theil ihrer Partei-Genossen das ganze Volk in die heftigste Aufregung versetzt hätte.

Franz II. hatte guten Willen, und zeigte gleich anfangs einen rein praktischen Sinn; er war aber durch seine Erzieher, den Grafen Franz von Colloredo, den Baron von Schliesnig und den Ex-Jesuiten Diesbach, an Unterhaltungen gewöhnt worden, welche nicht geeignet waren, seinen schwachen Geist für die Regierungsgeschäfte zu befähigen. Seine zweite Gemahlin, eine Tochter des rohen Ferdinand IV. und der grausamen Marie Karoline von Neapel (s. Th. XVI., S. 235), hatte ebenfalls nur für kleinliche Dinge Sinn. Sowohl das, was man sich von den Unterhaltungen und Belustigungen des fürstlichen

Paares erzählte, als auch die Art, wie das Kabinet bald nach Franz des Zweiten Regierungsantritt zusammengesetzt wurde, erregte keine hohe Meinung von den Regenten-Eigenschaften des neuen Herrschers. Der alte Staatskanzler Kaunitz zog sich ganz von den Geschäften zurück, der Vice-Kanzler Philipp Cobenzl und der Baron Spielmann wurden nicht lange nachher bei Seite geschoben, und die Leitung der Regierung an Männer von ganz anderer Art übertragen. Zuerst nahm der neue Kaiser den Grafen Colloredo und den Baron von Schliesnig in sein Kabinet auf, von denen der Eine ebenso wenig als der Andere im Stande war, das morsche Schiff des östreichischen Staates unter den größten Stürmen, welche Europa jemals erschüttert haben, zu lenken. Von diesen beiden Herren, die man in Wien die beiden Kaiser nannte, wurde bald nachher der Eine (Schliesnig) wieder verdrängt; der Andere aber ward das Werkzeug einer Camarilla, welche fortan am östreichischen Hofe herrschte. Diese Camarilla stellte schon ein Jahr nach des Kaisers Thronbesteigung den Baron von Thugut an die Spitze der Geschäfte, welche dieser mit der Verschlagenheit eines in den Künsten der türkischen Harems erfahrenen Hofmannes leitete. Man rühmt seine Anlagen, Fähigkeiten, Kenntnisse, Gewandtheit und Geschmeidigkeit; er achtete aber die Rechtlichkeit eines Diplomaten unwürdig. Thugut hatte seine diplomatische Laufbahn als Gesandter in Constantinopel begonnen, und bei den Friedensverhandlungen von Fokschan (s. Th. XVI., S. 454) dafür gesorgt, daß er selbst und seine Regierung von den Türken große Summen für eine Hülfe erhielten, welche zwar zugesagt, aber nicht geleistet worden war. Nachher hatte Thugut bei den Unterhandlungen, welche über die Erbfolge in Baiern geführt wurden, vergebens seine kleinen Künste gegen einen Friedrich den Großen und einen Herzberg anzuwenden gesucht. Hierauf war er eine Zeitlang als Gesandter am Hofe der berüchtigten Marie Karoline von Neapel gewesen. Seine Regierung hatte ihn dann in die Donau-Fürstenthümer geschickt, wo er unter Russen und Griechen Gelegenheit erhielt, sich noch weiter nach orientalischer Art diplomatisch auszubilden. Zuletzt hatte er sich in Paris zu Geschäften gebrauchen lassen, deren der eigentliche Gesandte des Kaisers sich wahrscheinlich schämte. Nachdem er auch dort wieder viel Geld erworben hatte,

wurde er 1793 nach Wien gerufen, um die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten.

Das neue östreichische Kabinet war den französischen Emigranten und ihrer Sache zugethan. Es fing daher nicht nur sogleich an, mit dem preußischen Hofe über eine Unterstützung derselben zu unterhandeln, sondern am 5. April 1792 führte sogar Philipp Cobenzl, welcher damals noch Vice-Kanzler war, durch eine dem französischen Gesandten überreichte Note den Ausbruch des Krieges herbei. Cobenzl forderte in dieser Note ganz barsch, die französische Regierung solle die eingezogene Grafschaft Avignon dem Pabste zurückgeben und die deutschen Fürsten, welche im Elsaß und in Lothringen Güter besaßen, in ihre alten Feudal-Rechte wieder einsetzen. Ja, er erklärte sogar, daß die französische Monarchie nicht anders als auf der Grundlage der königlichen Sitzung vom 23. Juni 1789 (s. S. 175) eingerichtet werden dürfe. Als diese Antwort nach Paris gekommen war, trug Dümourier am 20. April bei der legislativen Versammlung darauf an, daß der Krieg erklärt werde. Sein Antrag wurde noch am Abend desselben Tages angenommen, und am folgenden Tag ertheilte auch der König seine Bestätigung.

Als den Östreichern der Krieg erklärt worden war, sagte Preußen ihnen seine Hülfe zu. Beide Staaten waren jedoch damals noch nicht gerüstet. Sie konnten also auch aus dem doppelten Umstande keinen Vortheil ziehen, daß in Frankreich Unordnung und Verwirrung herrschten, und daß die alten Generale ausgewandert und durch unerfahrene Leute ersetzt worden waren. Auch das deutsche Reich ward zur Theilnahme am Kriege aufgefordert; dieses entschloß sich aber nur zu einem Vertheidigungskriege. In Östreich und Preußen ging durch viele Berathschlagungen und durch die Langsamkeit, mit der man die nöthigen Truppen zusammenbrachte, die beste Zeit verloren. In Preußen, wo der König Friedrich Wilhelm II., Herzog Ferdinand von Braunschweig und der Marquis von Bouillé drei verschiedene Kriegsplane entworfen hatten, schadete man sich außerdem noch durch das diesem Staate so verderblich gewordene stolze Vorurtheil, daß das preußische Heer unbesiegbar sei. Man hegte die feste Überzeugung, die Franzosen würden ebenso leicht in die Flucht gejagt werden, wie einige Jahre vorher die Holländer (s. S. 49). Der Generalmajor

von Bischofswerder sagte zu den Officieren des Generalstabes: „Kaufen Sie nicht zu viele Pferde; die Sache wird nicht lange dauern. Der Freiheitsdampf zerstreut sich schon in Paris; die Armee der Advokaten wird in Belgien bald vernichtet werden, und gegen den Herbst sind wir wieder zu Hause!“ Auch der zum Oberanführer des preußischen Heeres ernannte Ferdinand von Braunschweig rief auf der Parade den Officieren das stolze Wort zu: „Meine Herren! Nicht zu viel Gepäck und Aufwand! Alles ist nur ein militärischer Spaziergang.“ In Folge dieser Ansichten und der Langsamkeit, mit der man besonders in Östreich Alles zu betreiben pflegte, verzögerte sich der Beginn des Krieges bis in den Juli hinein. Es erhielten also die energischen Männer, welche in Frankreich trotz der furchtbarsten Anarchie eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen suchten, die nöthige Zeit, um ihre Maßregeln zu treffen.

Diese Männer wußten ihr lebhaftes Volk schnell in eine kriegerische Stimmung zu versetzen. Sie benutzten sogar die scheinbar so gefährliche Lage der Dinge, um die ganze alte Ordnung leichter über den Haufen werfen zu können. Sie fachten zu derselben Zeit, als das deutsche Reich am 11. Juli seine letzte Kaiserkrönung hielt oder mit anderen Worten zum letzten Male ein blos formelles, für die deutsche Nation ganz gleichgültiges Festgepränge feierte, in dem französischen Volke, das jetzt weder durch Rang und Stand, noch durch Reichthum gespalten war, vermittelst der Zeitungen, der Klubbs und der Municipalitäten eine nationale und patriotische Begeisterung an. Sie trieben die gegen Königthum, Adel und Priesterschaft feindlich gesinnte National-Versammlung zu entschieden republikanischen Beschlüssen, denen selbst andersdenkende Deputirte aus Furcht, ein Opfer der Volkswuth zu werden, beistimmen mußten.

Schon am 30. März 1792 bewirkten die beiden Deputirten Quinette und Bazire, daß die National-Versammlung alles Eigenthum der Emigrirten für Staatsgut erklärte. Im April wurden die geistlichen und weltlichen Ordensgesellschaften aufgehoben und jede geistliche Tracht verboten. Gleich darauf gab man für neunzehnhundert Millionen neue Assignaten aus, obgleich die alten bereits auf den dritten Theil ihres Werthes herabgesunken waren. Schon einen Monat früher hatte man auf Collot d'Herbois Antrag siebenundachtzig Mörder, welche im letzten Herbste

zu Avignon gewüthet hatten (s. S. 217), ihres guten Bürgersinnes wegen belobt und der gesetzlichen Strafe entzogen. Ebenso wurde im April auf Antrag desselben Mannes der Richterspruch, welcher zwei Jahre früher über ein meuterisches Schweizer-Regiment gefällt worden war, cassirt und die zur Galeeren-Strafe verurtheilten Soldaten dieses Regiments, nicht nur begnadigt, sondern auch von der National-Versammlung in ihrer Sitzung ehrenvoll empfangen. Die gesetzgebende Behörde selbst erklärte also, weil zur Gründung eines neuen Rechtes für einige Zeit Gewalt und Frevel nöthig schienen, das Recht und die Moral gewissermaßen für suspendirt, während zugleich in Journalen, Klubbs und Volksversammlungen die Lehre gepredigt wurde, daß in einer Revolution und zum Wohle künftiger Generationen das Verbrechen Tugend und die Schande Ehre sein dürfe und müsse. Dieselbe National-Versammlung beschloß freilich auch im Anfange des Mai eine Anklage-Acte gegen Marat, als dieser in seinem Blatte die Soldaten zur Ermordung ihrer Generale aufforderte; allein was nützte dies? Danton wußte durch seinen Einfluß den rasenden Frevler den Gerichten zu entziehen.

Alle jene frevelhaften Beschlüsse, durch welche das französische Volk auf der Bahn der Revolution immer weiter getrieben werden sollte, waren, wie schon die Namen der angeführten Deputirten zeigen, nicht plötzlich und zufällig erfolgt, sondern durch die Leiter der National-Versammlung und des Volkes absichtlich herbeigeführt worden. Diesen kam dabei der Enthusiasmus der Freiheit zu Statten, welcher das französische Volk berauscht hatte und damals ebenso, wie zu anderen Zeiten der Fanatismus der Religion, ganz außerordentliche Erscheinungen hervorrief. Sogar Männer von friedlichem, frommem und rechtlichem Sinne, wie Gregoire war, theilten diesen Enthusiasmus, und ließen sich durch ihn zu Handlungen hinreißen, die man nur von einem Marat hätte erwarten sollen. Gregoire hielt im März 1792 am Grabe eines vom Pöbel ermordeten Mannes eine Rede, in welcher er unter Andern sagte: „Früher hat man hochgestellte Müßiggänger und gekrönte Räuber gepriesen; jetzt aber preist man der Krieg der Freiheit und Gleichheit gegen die Privilegirten, und mit Recht ertönt der Ruf: Krieg den Tyrannen, Friede den Völkern! Man muß jene Ungeheuer

zermalmen und das Scepter der Despoten auf ihren Köpfen zerbrechen. Ach! wie gern würde ich mein Haupt auf den Block legen, wenn neben mir der Kopf des letzten Tyrannen fiele!" Andere Männer von Verstand und Bildung, wie Petion, Manuel, Brissot und Condorcet, schlugen sogar mit Bewußtsein und Absicht denselben Weg ein. Da sie nämlich einsahen, daß das Königthum nicht durch rechtliche Mittel, sondern blos durch die rohe Gewalt des Pöbels gestürzt werden könne, so schlossen sie sich an Marat, Danton und andere Anstifter wilder Gräuelthaten an. Sie riefen in Verbindung mit diesen die entsetzlichen Scenen hervor, durch welche im Sommer 1792 die Religion und das Königthum ihres uralten Ansehens beraubt wurden.

Der erste Sturm traf die Geistlichkeit. Am 25. Mai ward von der National-Versammlung beschlossen, daß jeder eidverweigernde Priester deportirt werden solle, sobald zwanzig Leute aus seinem Orte dies verlangten. Nachher suchte man die Garde des Königs, welche weit über die gesetzlich vorgeschriebene Zahl hinaus vermehrt und von allen bürgerlichen Bestandtheilen gesäubert worden war, ganz zu beseitigen und so den Herrscher des ihm nach der Verfassung gebührenden Schutzes zu berauben. Nachdem nämlich das Gerücht von einer neuen Flucht des Königs, welche mit Hülfe der Garde bewerkstelligt werden solle, verbreitet worden war, setzten zuerst die Deputirten Chabot und Bazire durch eine Rede über eine Contre-Revolution, die schon im Anzuge sei, die National-Versammlung und das Pariser Volk in Schrecken. Dann brachte man am 28. Mai die National-Versammlung dazu, daß sie nicht nur ihre Sitzung für permanent erklärte, sondern auch an alle Verwaltungsbehörden des Reiches das Gebot ergehen ließ, fortdauernd versammelt zu bleiben, damit, wie es hieß, jeden Augenblick die nöthigen Maßregeln ergriffen werden könnten. Endlich wurde am 30. Mai auf Bazire's Antrag die Auflösung der Garde von der National-Versammlung beschlossen.

Nachdem dies geschehen war, ging man wieder einen Schritt weiter. Man bildete nämlich ein eigenes Heer, um vermittelst desselben die Pariser Nationalgarde, welche jetzt allein noch zu fürchten war, in Schrecken zu halten und einen Sturm auf die Tuilerien unternehmen zu können. Die Anregung dazu ging sogar von einem

Mitgliede der Regierung selbst, dem Kriegs-Minister Servan, aus. Dieser stellte am 8. Juni in der National-Versammlung den Antrag, daß für die bevorstehende Feier des 14. Juli zwanzigtausend Nationalgarden, je fünf aus jedem Kanton, nach Paris berufen, hier in ein Heer vereinigt und dann als Linientruppen gegen den auswärtigen Feind geschickt werden sollten. Da die Auswählung dieser Truppen oder, wie man sie nannte, der Föderirten überall von den Klubbs abhing, so lag die eigentliche Absicht, die man bei der Sache hatte, klar zu Tage. Die constitutionell gesinnten Mitglieder der National-Versammlung bekämpften daher auch Servan's Antrag mit dem größten Nachdrucke; die Republikaner halfen sich aber durch eine gemeine List. Sie zogen die Berathung bis spät in die Nacht hin, brachten den Antrag erst dann, als die meisten Gegner desselben sich entfernt hatten, zur Abstimmung, und bewirkten so seine Annahme.

Der von der National-Versammlung gefaßte Beschluß bedurfte der verfassungsmäßigen Zustimmung des Königs. Die Minister, welche diesem neue Verlegenheiten bereiten wollten, legten ihm zugleich mit jenem Beschlusse das Decret über die Deportation der widerspenstigen Priester vor; denn sie wußten recht gut, daß er keines von Beiden bestätigen werde. Als der König sein Veto ausgesprochen hatte, schrieb Frau Roland in ihrem republikanischen Eifer einen äußerst beleidigenden Brief an ihn. Dieses Schreiben einer geistreichen Schwärmerin, welche die Sache ganz weiblich und persönlich betrachtete, schickten die Minister unbegreiflicher Weise mit ihrer Unterschrift dem Könige zu; und als derselbe keine Antwort gab, lasen sie es ihm sogar im Minister-Rathe vor. Sie theilten außerdem das Schreiben auch der National-Versammlung mit, und diese ließ dasselbe gedruckt in alle Departements schicken. Trotz aller dieser Kränkungen verweigerte der König standhaft seine Zustimmung zu den beiden Beschlüssen. Dadurch sahen sich die Minister in der Mitte Juni zur Abdankung genöthigt. Nur zwei von ihnen, Düranton und Lacoste, blieben in ihren Stellen. Sie bildeten dann mit drei constitutionellen Männern ein neues Ministerium. Dieses konnte sich aber nur bis zum 9. Juli halten. Von den abgetretenen Jakobiner-Ministern hatte Dümourier, welcher stets auf krummen Wegen ging, auch bei dieser Gelegenheit vortrefflich für sich selbst gesorgt. Er hatte eine Verbindung mit der wildesten Klasse der Ja-

kobiner angeknüpft, und sich durch diese ein Ober-Commando im Kriege verschafft.

Gegen den König und sein neues Ministerium hetzte man die niederen Volksklassen zu einer Empörung auf, welche am 20. Juni ausbrach. Unter dem Vorwande nämlich, das Jahresfest der Ballhaus-Sitzung (s. S. 174 f.) zu feiern, wurden am Morgen jenes Tages acht- bis zehntausend Menschen der rohesten Art aus den Vorstädten versammelt. Einer ihrer Hauptführer war Santerre, damals Bataillons-Chef der Nationalgarde und seinem Stande nach ein Brauherr; denn wirklicher Brauer war er ebensowenig, wie der athenische Demagog Kleon ein Gerber war (s. Th. I., S. 436). Die versammelte Volksmasse, welche einige Kanonen mit sich schleppte, zog zuerst nach dem Sitzungsgebäude der Nationalversammlung. Sie drang in den Saal ein, zog durch denselben hindurch, und strömte dann nach den Tuilerien, um, wie es hieß, vom Könige die Bestätigung der erwähnten zwei Decrete zu erbitten. Die Polizei hätte den wilden Haufen mit Hülfe der Nationalgarde leicht auseinander treiben können; allein an der Spitze derselben standen wüthende Jakobiner, welche zugleich Hauptmitglieder des längst errichteten sogenannten Insurrections-Ausschusses von Paris waren. Der Maire Petion ließ daher die Nationalgarde erst dann zusammenrufen, als er sah, daß der eigentliche Zweck des Aufstandes verfehlt sei. Auch die National-Versammlung spielte damals eine verdächtige Rolle; denn sie vertagte sich, gerade als der Pöbel nach dem Schlosse zog, bis zum Nachmittag, und schickte erst gegen Abend eine Deputation in die Tuilerien. Hier hatte der König selbst, um Blutvergießen zu verhüten, die äußeren Thore öffnen lassen. Der wilde Haufen drang daher ungehindert ein, und gelangte bis in das Zimmer des Königs, welcher vorher Sorge getragen hatte, daß seine Familie sich verberge. Der König ward von der Menge in eine Fenstervertiefung gedrängt, und erduldete dort zwei Stunden lang mit dem ihm eigenen passiven Muthe die drückendste Hitze und die rohen Ungezogenheiten eines Pöbels, der sogar sein Leben bedrohte. Ihm zur Seite befanden sich einige treue Nationalgarden, seine Schwester Elisabeth, deren ächt christliche Gesinnung auch bei den rohesten Menschen Achtung erweckte, und der alte Marschall Mouchy. Ein aus wohlhabenderen Bürger bestehendes Bataillon der Nationalgarde, welches schnell zusam-

mengenkommen war, schützte die Königin und ihre Kinder, als die tobende Menge auch in deren Zimmer eindrang. Die vom Pöbel auf Anstiften der Republikaner geforderte Annahme der Decrete verweigerte Ludwig zwar mit unerschütterlicher Festigkeit; dagegen ließ er es aber geschehen, daß das uralte französische Königthum in den Koth getreten ward. Er setzte nämlich das ihm aufgedrungene Abzeichen der Galeeren-Sklaven, die rothe Mütze, auf, und trank aus einer Bierflasche, welche ein unverschämter Kerl ihm darreichte. Erst um halb sechs Uhr erschien Petion mit der Nationalgarde. Er forderte die Masse auf, sich zurückzuziehen, und diese verließ hierauf das Schloß.

Das Unternehmen am 20. Juni hätte leicht zum Verderben der Anstifter ausschlagen können. Alle gebildeten Franzosen waren über die dem Könige angethane Beschimpfung erbittert; die meisten Departements-Räthe des Reiches sprachen laut ihren Unwillen aus; Beschwerde-Schriften mit Tausenden von Unterschriften liefen bei der National-Versammlung ein; und das Departements-Directorium von Paris suspendirte am 6. Juli Petion und Manuel von ihren Ämtern, weil sie an jenem Tage ihre Pflicht versäumt hätten. Diesen Augenblick hätte Lafayette, welcher an Rocham eau's Stelle das Commando über die Nord-Armee erhalten hatte, benutzen können und sollen, um durch rasche Entschlossenheit den König und die Verfassung zu retten; er war aber nicht der Mann dazu. Er hatte früher den König zur Anwendung seines Veto aufgefordert, und am 16. Juni einen derben Brief an die National-Versammlung geschrieben, welcher großen Unwillen gegen ihn erregte. Auf die Nachricht von dem, was am 20. Juni geschehen war, eilte er am 28. Juni nach Paris. Hier begab er sich zuerst in die National-Versammlung und verlangte mit starken Vorwürfen die Bestrafung des Geschehenen, sowie die Vernichtung der Jakobiner. Er bewirkte aber dadurch nichts Anderes, als daß ein großer Theil der Versammlung aufs heftigste gegen ihn erbittert ward; nur mit Mühe konnte ein Antrag, nach welchem er vor Gericht gestellt werden sollte, beseitigt werden. Lafayette begab sich hierauf zum Könige, und redete ihm zu, sich mit den Seinigen von ihm in die Normandie führen zu lassen, wo die constitutionelle Partei das Übergewicht hatte. Lafayette ward jedoch von der Königin zu sehr

gehaßt, als daß diese sich ihm hätte anvertrauen mögen. Jetzt erst, am Tage nach seiner Ankunft in Paris, wandte er sich an die Nationalgarde. Diese hatte am Tage vorher fest darauf gerechnet, daß Lafayette sie gegen die Jakobiner führen werde; als er aber nicht bei ihr erschien, sondern die beste Zeit mit Reden und Unterhandeln verdarb, hatte sie das Vertrauen zu ihm verloren. Sie erschien daher am folgenden Tage nur in geringer Zahl, und Lafayette mußte unverrichteter Sache zum Heere zurückkehren.

Die Begebenheiten und Beschlüsse, welche auf den 20. Juni folgten, führten die Auflösung der Monarchie rasch herbei. Schon am 2. Juli setzte die National-Versammlung dadurch, daß sie den Generalstab der Nationalgarde in allen größeren Städten abschaffte und die Pikenträger zu einer Haupt-Truppengattung machte, die Leiter der Dinge in den Stand, der Monarchie im folgenden Monat den letzten Stoß zu geben. Am 7. Juli kam es in der National-Versammlung zu einer jener theatralischen Scenen, welche in der Geschichte des leicht erregbaren französischen Volkes so häufig vorkommen, auf den Gang der Dinge selbst aber nicht den geringsten Einfluß haben. Der Deputirte Lamourette, Bischof von Lyon, ermahnte an jenem Tage die Mitglieder der National-Versammlung zur Eintracht, und versetzte sie durch seine pathetischen Worte in eine solche Rührung, daß Alle unter dem Jubel der Gallerieen einander umarmten und jeder Parteiung zu entsagen schwuren. Man nennt diese Versöhnung den Friedenskuß des Lamourette. Sie war natürlich nur von kurzer Dauer. Schon am nächsten Tage gaben mehrere Petitionen, in welchen die Aufhebung der gegen Petion und Manuel ausgesprochenen Suspension verlangt wurde, Anlaß zu neuer Zwietracht. Am 9. Juli sahen sich die Minister durch die heftige Art, mit welcher sie und der König in der National-Versammlung angegriffen wurden, zur Abdankung genöthigt. Ihren Nachfolgern wurde sogleich dadurch der Arm gelähmt, daß man den Krieg mit dem Auslande benutzte, um die National-Versammlung am 11. Juli zu einem Beschlusse hinzureißen, durch welchen das Vaterland in Gefahr erklärt und eine neue allgemeine Insurrection vorbereitet wurde. Dieser Beschluß versetzte nämlich das ganze Reich in einen künstlich aufgeregten, revolutionären Zustand, den man die Krisis nannte; denn es wur-

den durch denselben alle Bürger zu den Waffen gerufen, die National-Versammlnng und die Gemeindebehörden für permanent erklärt und die ganze Regierung an die Letzteren übertragen. Eine der unmittelbaren Folgen dieses Beschlusses war die Wiedereinsetzung Petion's und Manuel's. Die Hauptwirkung aber bestand darin, daß alle ruhigen Bürger unter Aufsicht gestellt, und durch den täglichen Lärm der sogenannten Föderirten, welche insgesammt Männer des Schreckens waren, in Angst gehalten wurden.

2. Die französische Revolution in der letzten Zeit der legislativen National-Versammlung.

Seit der Mitte des Sommers 1792 erkannten die Männer, welche den Kern der Gironde bildeten, ein Brissot, Guadet und Vergniaud, wohin Robespierre, Marat, Danton, Camille Desmoulins und ihre Partei die Dinge zu führen suchten. Sie näherten sich daher dem Könige wieder; als dieser aber auf die Bedingungen, unter denen sie ihn retten wollten, nicht einging, verhielten sie sich eine Zeitlang leidend, und überließen das Feld den genannten wüthenden Republikanern und einigen heißen Köpfen aus ihrer eigenen Mitte, welche dann im August dem Königthume den Todesstreich gaben. Von den dabei mitwirkenden Girondisten erwähnen wir besonders Manuel, Barbaroux, Büzot und Petion, welche alle vier schon sechs Monate später ihre Theilnahme an der völligen Vernichtung der Monarchie bitter bereuten.

Zu dem letzten Schlage, der am 10. August erfolgte, gab der Einfall der Östreicher und Preußen in Frankreich und ein Manifest ihres Oberbefehlshabers, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, einen Vorwand; schwerlich war aber dasselbe der eigentliche Anlaß. Dieses Manifest enthielt nämlich die grausamsten Drohungen gegen die in Frankreich herrschenden Männer und gegen ihre Vorstellungen von Volksrechten. Eigentlich war es das Werk der Partei des Rache schnaubenden Grafen von Artois und seines gleichgesinnten Freundes Calonne, welche behaupteten, daß nur durch die Androhung der schrecklichsten Strafen das Leben des Königs gerettet werden könne. Dies Manifest kam gerade in dem Augenblicke nach Paris, als die Cordeliers, die Jakobiner und die Enthusiasten unter den Girondisten sich in dem einen Punkt ver-

einigt hatten, daß es kein anderes Mittel zur Rettung der National-Ehre gebe, als die Errichtung einer Republik. Die in dem Manifeste gemachten Drohungen konnten also nur dazu dienen, die Absichten der Republikaner schneller zum Ziele zu führen.

Der Eindruck, welchen dieses Manifest machte, oder vielmehr das Aufsehen, welches es erregte, ist vielleicht übertrieben worden, und wird deshalb von Anderen ganz abgeleugnet. Es ist aber darum nicht weniger gewiß, daß das Manifest besonders von den Girondisten auf eine sehr geschickte Weise benutzt wurde, um das Pariser Volk zu einem neuen Aufstande anzutreiben, dessen Endziel die Gefangennehmung oder Tödtung des Königs und die Ausrufung der Republik war. Sie überließen jedoch den Gang dessen, was geschehen sollte, diesmal nicht, wie am 20. Juni, dem Zufalle, sondern entwarfen einen festen Plan und bereiteten Alles gehörig vor. Dabei waren besonders zwei talentvolle Advokaten thätig, welche von wirklichem Enthusiasmus geleitet wurden, Camille Desmoulins aus Paris und Barbaroux aus Marseille. Der Erstere brachte durch seine Reden die Stadt Paris in Aufregung. Der Zweite ließ aus dem Süden des Reiches sechshundert verzweifelte Menschen kommen, welche man die Marseiller nannte, weil sie besonders in Marseille aus dem Auswurfe der Seestädte Afrika's und der Levante gewählt worden waren. Neben diesen beiden Advokaten waren besonders Chabot, Bazire und Danton thätig, um die Hefe des Volkes in Paris zu bearbeiten. Sie wurden dabei durch Pamphlet-Schreiber, wie Marat und Fréron, sowie durch einen ausdrücklich zu diesem Zwecke eingesetzten Ausschuß kräftig unterstützt. Der Maire von Paris, Petion, der die Ordnung hätte schützen sollen, verhielt sich leidend; sein Procüreur, Manuel, ließ sich von Danton misbrauchen. Während man den Pöbel aufhetzte, ward zugleich bewirkt, daß ein Theil der Truppen von Paris entfernt wurde, und daß die National-Versammlung, die man durch Petitionen um die Absetzung des Königs bestürmen ließ, die achtundvierzig Sections-Versammlungen von Paris für permanent erklärte. Zum Führer des Volkes beim Angriffe auf die Tuilerien war Santerre ausersehen; da dieser aber kein gedienter Officier war und zuviel angeborene Gutmüthigkeit besaß, so setzte man ihm den früheren Sergeanten Westermann zur Seite, der sich später

als General Ruhm erwarb. An die Spitze der Marseiller und des Pöbels der Vorstadt St. Marceau ward der gräßliche Fournier, gestellt, welcher früher Plantagen-Besitzer in Westindien gewesen war und davon den Beinamen des Amerikaners führte.

Nachdem Alles für den Kampf, der am 10. August losbrechen sollte, vorbereitet war, wurde am Abend vor diesem Tage in allen achtundvierzig Sectionen der Beschluß gefaßt, daß das souveräne Volk die ganze Regierungs- und Gesetzgebungsgewalt an sich zurücknehme. Zugleich ward ein Ausschuß ernannt, der als Stellvertreter des Volkes diese Gewalt ausüben solle. Dann wurde um Mitternacht durch Kanonenschuß das Signal gegeben; und nun setzte sich der Pöbel der Hauptstadt in Marsch. Das Erste, was geschah, war die Sprengung des Pariser Stadtrathes; denn da die eigentliche Nationalgarde bereit war, den König zu schützen, so hätte der Stadtrath leicht das ganze Unternehmen in der Geburt ersticken können. Eine Schaar von Leuten die sich Bevollmächtigte des souveränen Volkes nannten, drang in das Stadthaus ein, suspendirte den Stadtrath und ernannte einen neuen. Unter denen, welche auch im neuen Stadtrath ihre Stellen behielten, waren Petion und Manuel, ein Beweis, daß Alles im Voraus ausgemacht worden war. Der Erstere ließ sich gleich nachher absichtlich Haus-Arrest geben, damit er nicht genöthigt sei, als Maire in den Tuilerien zu erscheinen.

Die Tuilerien und der Platz vor ihnen waren nicht nur von etwa neunhundert Mann der Schweizer Garde, sondern auch von achtzehnhundert Nationalgarden besetzt, welche aus Bürgern zuverlässiger Quartiere bestanden, und deren Anführer Mandat, ein ehemaliger Garde-Offizier, treu und tüchtig war. Man hatte aber eines Theils aus allzugroßer Klugheit nicht gewagt, mehrere Compagnieen der Schweizer Garde, welche anderthalb Stunden von Paris einquartiert waren, kommen zu lassen, und anderes Theils hielten vierhundert Edelleute, die sich im Schlosse befanden und selbst weder gehörig gerüstet, noch stark genug waren, den König absichtlich von der Nationalgarde getrennt. Ebenso wenig, als diese Edelleute, konnten die constitutionellen Royalisten, die sich gleichfalls in die Tuilerien begeben hatten, dem Könige etwas nützen, da sie weder streitbar, noch beim Volke beliebt waren. Die Gensdarmes aber, die man außerhalb des Schlosses aufgestellt hatte, waren ganz unzuverlässig; denn sie bestan-

den aus Soldaten der ehemaligen Garde, welche schon 1789 abtrünnig geworden war. Ehe man den Angriff auf die Tuilerien beginnen ließ, mußte der neue Stadtrath den Commandanten der Nationalgarde, der sich vom Maire die schriftliche Vollmacht hatte geben lassen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, vorbescheiden lassen, damit derselbe in Haft genommen und durch den dazu auserseheuen Santerre ersetzt werde. Mandat, der nichts Schlimmes ahnte, begab sich auf erhaltenen Befehl sogleich in das Stadthaus. Hier wurde er, als man ihn in das Gefängniß abführte, von dem furchtbar jakobinisch rasenden Rossignol oder doch auf dessen Wink ermordet. Während auf solche Weise die im Schlosse befindliche Nationalgarde ihres Führers und mit ihm zugleich der Vollmacht, von den Waffen Gebrauch zu machen, beraubt wurde, ließ man dort die beste Zeit unbenutzt verstreichen. Erst um sechs Uhr Morgens, nachdem man von zwei Uhr an berathen und überlegt hatte, faßte der stets haltlose König den Entschluß, sich zu seinen Vertheidigern, welche vor dem Schlosse standen, zu begeben. Seine Haltung und sein Aufzug flößten jedoch ebenso wenig, wie die ihn umgebenden Leute, Vertrauen und Ehrfurcht ein. Die Nationalgarde fing daher an schwankend zu werden; und da die Gensdarmes den Dienst geradezu versagten, so drang die Volksmasse unaufhaltsam in den Garten und in die vielen Höfe ein, welche damals noch die Residenz des Königs zu einer Art von Burg machten, jetzt aber längst verschwunden sind. Gleichwohl wagte die tobende Menge nicht, das Innere des Schlosses zu stürmen, welches von den Schweizern vertheidigt wurde. Es wäre daher noch immer möglich gewesen, vermittelst der tapferen Schweizer und des getreuen Theiles der Nationalgarde die Pöbelhaufen zurückzuschlagen, zumal da auch der Procüreur-Syndic des Pariser Departement-Directoriums, Röderer, der sich mit seinen Collegen in die Tuilerien begab, noch um halb acht Uhr im Namen dieser Behörde eine Proclamation gegen den Aufstand erließ. Allein die Verzagtheit des Königs und seine weibliche Besorgniß um seine Familie verdarben Alles. Dieselbe Haltung des Königs war auch schuld daran, daß Röderer ihm um neun Uhr den allerverderblichsten Rath ertheilte, den man unter den obwaltenden Umständen einem Herrscher ertheilen konnte. Als nämlich Röderer einerseits sah, daß ein Theil der Nationalgarde sich zerstreue, und andererseits die völ-

lige Muthlosigkeit des Königs gewahrte, rieth er diesem, im Schoße der Nationalversammlung, also bei seinen ärgsten Feinden, Schutz zu suchen. Der Rath war vielleicht gut gemeint; er wurde aber nachher dem, der ihn ertheilt hatte, als schändlicher Verrath gedeutet, weil gewiß weder das Volk noch die Nationalversammlung gewagt haben würden, den König selbst mit offener Gewalt anzugreifen. Ludwig billigte, wie schwache Menschen pflegen, den Rath, der ihn für den Augenblick aus der Verlegenheit zog, ohne an die möglichen Folgen eines solchen Schrittes zu denken. Er begab sich mit seiner Familie unter dem Schutze der getreuen Nationalgarden in das Sitzungsgebäude der National-Versammlung, welche damals noch in der den Raum der jetzigen rue Rivoli einnehmenden Reitschule ihre Sitzungen hielt. Der Pöbel griff ihn auf diesem Gange nicht an; ein furchtbarer Schreier trug sogar den Dauphin auf seinen Armen durch das Gedränge. In der National-Versammlung wies man der königlichen Familie eine Loge auf ebener Erde an, welche so enge war, daß man sich in ihr kaum umdrehen konnte.

Erst nach zehn Uhr wagte der Volkshaufe einen geregelten Angriff auf das Innere des Schlosses. Dieser gelang zwar; als aber die Marseiller auf der Treppe einige Soldaten der Schweizer-Garde ermordet hatten, begann die Letztere zu feuern, und nun stob die ganze wilde Menge auseinander. In einem Nu waren alle Höfe des Schlosses und der vor ihm liegende Platz geräumt, und die Schweizer rückten sogar noch weiter vor, wobei viele der Angreifenden getödtet wurden. Selbst jetzt wäre daher für den König noch Alles zu gewinnen gewesen, zumal da die außerhalb der Stadt Paris garnisonirende Abtheilung der Schweizer bereits im Anzuge war, und die getreuen Bataillone der Nationalgarde sich bereit zeigten, Hülfe zu leisten. Allein auch im letzten entscheidenden Augenblicke scheiterte wieder Alles an der Schwäche des Königs. Die National-Versammlung erschrack nämlich, als sie sich mit dem Verluste der Vortheile bedroht sah, die sie dadurch erlangt hatte, daß der König in ihre Gewalt gekommen war; mehrere Deputirten nahten sich daher drohend dem Könige und schüchterten ihn so sehr ein, daß er den Schweizern befehlen ließ, das Schießen einzustellen und gleich ihm in der National-Versammlung Schutz zu suchen. Dieser Schritt des Königs verhalf dem Volke zum Siege. Von etwa hundert Schweizern, welche dem

königlichen Befehle gemäß aus dem Schlosse abzogen, entging nur ein Drittel der Wuth des Volkes; die anderen Schweizer aber wurden größtentheils von der zurückströmenden Masse ermordet. Dasselbe Loos hatten viele andere Personen, die man den Stürmenden ausdrücklich bezeichnete. Doch büßten auch einige hundert der Letzteren durch die Kugeln der Schweizer ihr Leben ein. Die Zahl der am 10. August auf beiden Seiten Gefallenen wird, wiewohl gewiß übertrieben, auf fünftausend angegeben. Von den neunhundert Schweizern verloren siebenhundertfünfzig das Leben. Als das Schloß in der Gewalt des Volkes war, wurde dasselbe geplüudert uud im Inneren zerstört. Selbst dies geschah planmäßig. Auch die Stadt gab man damals dem Gesindel Preis, und einige Tage hindurch herrschten Raub, Mord und Verwirrung in allen Straßen.

Der König und die Seinigen mußten nicht weniger als sechszehn Stunden in dem engen Kämmerchen zubringen, in welches man sie eingesperrt hatte. Nachdem sie vor Hitze fast erstickt waren, wies man ihnen und ihren Begleitern vier Zimmer in einem nahen Gebäude an. Drei Tage nach einander wurden sie immer wieder in die National-Versammlung gebracht, und mußten anhören, wie man die Vernichtung des Königthums und die auf seinen Trümmern zu schaffenden neuen Einrichtungen berieth und beschloß. Die in diesen drei Tagen gefaßten Beschlüsse waren von einem Ausschusse, dessen Berichterstatter Condorcet war, schon vor der Beendigung des Kampfes in den Tuilerien beantragt worden. Auch konnten sie, da sie aus zwölf Artikeln und sieben Motivirungen bestanden, unmöglich in Eile entworfen sein. Ihr wesentlicher Inhalt war die Suspendirung der königlichen Gewalt und die Einberufung einer neuen constituirenden National-Versammlung. Diese Versammlung, die man die National-Convention oder den Convent nannte, sollte eine auf Freiheit und Gleichheit gegründete neue Verfassung ausarbeiten, oder mit anderen Worten der Republik, welche durch einen solchen Beschluß bereits proklamirt war, die gesetzliche Form verleihen. Die Erwählung ihrer Mitglieder ward in die Hände der niedrigsten Bürgerklassen und ihrer Leiter gelegt; denn man erließ nicht nur das Gesetz, daß jeder über einundzwanzig Jahre alte Franzose das Wahlrecht haben solle, und daß jeder, der über vierundzwanzig Jahre alt sei, Wahlmann und Deputirter werden dürfe, sondern man setzte auch jedem Wähler für je eine Stunde Weges, die er zur Wahl-

versammlung zu machen hatte, einen Franc und für jeden Tag, den er dabei brauchte, drei Francs aus. An die Stelle der königlichen Regierung ward einstweilen ein von der National-Versammlung ernanntes Ministerium gesetzt, welches unter Aufsicht eines Ausschusses der Versammlung die Geschäfte leiten sollte. Die neuen Minister waren: Roland für das Innere, Servan für den Krieg, Clavière für die Finanzen, Monge für das Seewesen, Lebrün für die auswärtigen Angelegenheiten und Danton für die Justiz. Durch den Letzteren kam die Regierung ganz in die Gewalt der Schreckensmänner; denn Danton hatte nicht nur das Staatssiegel in Händen, mit welchem die Beschlüsse der National-Versammlung untersiegelt sein mußten, um ausgeführt werden zu können, sondern er war auch der eigentliche Leiter der Pariser Gemeinde, welche seit dem 10. August Frankreich regierte.

Für die königliche Familie war durch die National-Versammlung eine Wohnung im Palast Lüxembourg bestimmt worden, in welchem sie, wie es hieß, unter der Schutzwache der Bürger und des Gesetzes stehen sollte. Die Pariser Gemeinde bewirkte aber, daß sie am 14. August in den sogenannten Temple, ein ehemaliges Besitzthum des Tempelherrn-Ordens, gebracht wurde. Dadurch ward sie der Bewachung der Staatsbehörden entzogen und dagegen dem Gemeinderathe übergeben. Dieser Gemeinderath wurde seit dem 10. August nicht mehr von schwärmenden Politikern, wie Petion und Manuel, geleitet, sondern von einem Danton, Marat, Robespierre, Chaumette, Tallien, Fréron und anderen praktischen Demagogen, welche die alte Ordnung der Dinge von Grund aus zu zerstören und auf seinen Trümmern ein ganz neues Staatsgebäude zu errichten suchten. Sogar die National-Versammlung ward damals ein bloßes Werkzeug der im Pariser Gemeinderathe herrschenden Männer; denn sie war fortan genöthigt, allem dem, was diese zu verfügen für gut fanden, durch ihre Zustimmung die gesetzliche Form zu verleihen.

Die Mittel, welche Danton und seine Partei zur Erreichung ihres Zweckes anwandten, bestanden in der Fanatisirung der großen Masse und in der Erregung von Schrecken. Schon im August ward deshalb von ihnen ein den Gräueln der Bartholomäus-Nacht zu vergleichendes Gemetzel aller derer vorbereitet, welche der alten Ordnung der Dinge anhingen. Tausende von Menschen wurden nämlich als sogenannte Aristokraten im ganzen Reiche verhaftet,

allen Übrigen aber durch Maßregeln der verschiedensten Art die Flucht unmöglich gemacht; Haussuchungen und Brief-Eröffnungen wurden im größten Maßstabe organisirt und die Nationalgarde überall in ein Werkzeug der Demokraten umgewandelt. Außerdem ward aber nicht nur am 17. August ein außerordentlicher Gerichtshof errichtet, welcher unter dem Namen Tribunal des 10ten August ein Vorspiel des späteren Revolutions-Tribunals war, sondern man ordnete auch an, daß alle Armen von Paris, welche körperlich kräftig waren, Tag für Tag aus der Gemeindekasse besoldet wurden, damit man sich ihrer zu den beabsichtigten Mordthaten bedienen könne.

Am 2. September 1792 begann die Ausführung des schrecklichen Planes, welche mit dem Namen des September-Mordes oder der Septembrisirungen bezeichnet zu werden pflegt. Man verfuhr dabei ganz systematisch, und gebrauchte förmliche Banden von bezahlten Mördern. Diese begaben sich jeden Morgen, nachdem ihnen mit einer Glocke das Zeichen ertheilt worden war, in die Gefängnisse, um die verhafteten Aristokraten zu tödten. Das Morden hörte nachher ebenso pünktlich auf, als es begonnen hatte, und die Ordnung trat ganz rasch wieder ein: ein Beweis, daß Alles von oben herab geleitet wurde. In Paris dauerte das Morden vom 2. bis zum 6. September. Der Justiz-Minister Danton selbst, also der Mann, dem die Gerechtigkeit zum Schutze der Bürger anvertraut war, war der Hauptanstifter und Hauptleiter der gräßlichen Mordthaten. Diese erhielten sogar das Ansehen und die Form eines gerichtlichen Verfahrens; denn die Mörder ließen sich zuerst die Verhafteten zur Aburtheilung vorführen, und sprachen nach einigen wenigen Fragen die Todesstrafe über sie aus. Nur sehr wenige Gefangene, deren Namen man auf besonderen Listen niedergeschrieben hatte, wurden freigesprochen. Die Mörder erhielten gegen Quittungen aus der Gemeindekasse ihren Lohn für das, was sie ihre Arbeit an den Gefängnissen nannten. Die schauderhaften Scenen des September-Mordes beschreiben wir nicht im Einzelnen, weil wir bei der genauen Kenntniß der Art, wie rührende und unterhaltende Bücher gewöhnlich geschrieben werden, allen Anekdoten, allen wörtlich berichteten Aussprüchen und Reden, allen bis ins Einzelne gehenden Schilderungen wenigen oder gar keinen Glauben schenken. Dergleichen Dinge werden überdies von den

verschiedenen Schriftstellern ganz verschieden erzählt. Auch über die Zahl der vom 2. bis 6. September in Paris Ermordeten herrscht eine große Verschiedenheit in den Angaben. Gewiß ist, daß sich dort gegen dreitausend Personen in Haft befanden, und daß von ihnen nach den September-Tagen nur noch einige hundert am Leben waren. In den Provinzen wurde, obgleich man überall durch abgeschickte Commissäre dazu auffordern ließ, das systematische Morden nicht vorgenommen. Blos drei oder vier Gemeinderäthe folgten dem Beispiele der Stadt Paris, und auch diese ließen nur einige hundert Menschen morden. Dagegen schickte man am 9. September von Paris aus eine Mörderschaar nach Versailles, um den früheren Minister Delessart und etliche fünfzig andere Staatsverbrecher zu tödten, welche bisher in Orleans gesessen hatten und unter dem Vorwande, sie in Paris vor das Tribunal des 10ten August zu stellen, bis nach Versailles gebracht worden waren. Der furchtbare Fournier (s. S. 289) war der Anführer dieser Mörderbande, und an ihm scheiterten alle Versuche des Gemeinderathes von Versailles, die Unglücklichen zu retten. Danton pries die Banditen, als sie von Versailles nach Paris zurückkehrten, vom Balkon des Kanzlei-Gebäudes herab öffentlich wegen ihrer „lobenswerthen Wuth", und zwar, wie er sich ausdrückte, nicht als Minister der Justiz, sondern als Minister der Revolution.

Der September-Mord war, gleich der von Jesuiten-Schülern veranstalteten Bartholomäus-Nacht, eine kalt berechnete politische Maßregel. Er hatte aber, zum Unterschiede von dieser, die Erreichung des beabsichtigten Zweckes unmittelbar zur Folge. Es wurden nämlich erstens durch ihn Alle, welche das Neue begünstigt hatten, mit Danton und seinen Mördern für das Geschehene solidarisch verbindlich gemacht und die Brücke hinter ihrem Rücken abgebrochen; denn eine künftige Reaction konnte nicht die eigentlichen Mörder treffen, welche zum Theil aus verurtheilten Verbrechern bestanden und jedenfalls nicht mehr zu ermitteln waren, sondern nur diejenigen, welche ruhig zugesehen hatten, daß man ihre philosophische Bürger-Republik auf Blut gründete. Zweitens hatten die Gräuelthaten des September die Wirkung, daß bei den bevorstehenden Wahlen zur National-Convention niemand wagen konnte, seine Stimme einem Anderen als einem bekannten Jakobiner zu geben. Drittens ward durch die Vertilgung der monarchischen Generation

und durch die erzwungene Vereinigung aller Revolutionäre der neuen Generation Raum und Besitzthum geschaffen. Die National-Versammlung ordnete nämlich gerade am 2. September den Verkauf der eingezogenen Emigranten-Güter an, und in Folge desselben kamen dann diese Güter stückweise in die Hände vieler neuen Besitzer.

3. Krieg der Franzosen mit Östreich, Preußen und anderen Staaten bis zu Dümourier's Entweichung.

Als Östreich und Preußen ihre Truppen in Frankreich einbrechen ließen, glaubten sie es mit einem sich selbst zerfleischenden Volke ohne Heer und ohne Regierung zu thun zu haben. Sie hatten freilich Recht; allein sie übersahen dabei die sich entwickelnden Keime eines ganz neuen Zustandes, und ahnten nicht, wie schnell sich aus den Trümmern der alten Generation ein Geschlecht voll Giganten-Macht und Titanen-Kühnheit erheben werde. So groß nämlich auch die Anarchie in Frankreich war, so behauptete doch die Civilisation bald ihr Recht. Sie stieß, wie sie zu thun pflegt, alles das, was der Umbildung ganz unfähig war, von sich aus, und gewährte dem Gesunden, Kräftigen, Lebensfähigen Raum und Gedeihen. Wer brauchbar und gebildet war, fand sich bald in den veränderten Umständen zurecht; und die neuen Beamten, welche ihre Stellen nur ihrer Tüchtigkeit und Regsamkeit verdankten, thaten Wunder, weil sie zur neuen Ordnung der Dinge paßten. Die Kräfte der Nation erhielten gerade durch die Aufregung, in die sie versetzt worden waren, den höchsten Grad der Spannung und eine furchtbare Energie. Das sich neu bildende Heer der Franzosen war von Freiheits-Fanatismus, von Ehrgefühl, von Nationalgeist und von der Hoffnung emporzusteigen beseelt. Es zog nach undenklicher Zeit zum ersten Male wieder nicht für die Ruhmbegierde eines Königs, für die politischen Plane eines Kabinets oder für die Interessen eines einzelnen Standes, sondern für das Vaterland selbst in den Kampf. Dazu kam noch, daß seine Führer bald ein ganz neues System der Kriegführung erdachten, auf welches die Feinde nicht vorbereitet waren. Wie hätten einem solchen Heere gegenüber die Truppen und Generale der Alliirten auf die Dauer etwas auszurichten vermocht! Ihre Soldaten waren Miethlinge oder ausgehobene Truppen, welche nur durch das Gebot des Herrschers in

den Kampf getrieben wurden; und die Führer derselben, die man mit Rücksicht auf Geburt, Rang und Verbindungen gewählt hatte, waren nicht blos in die steifen Regeln der alten methodischen Kriegskunst festgebannt, sondern sie wurden auch noch durch die beim Heere anwesenden Prinzen und Hofleute gehemmt, welche sogar die gehörige Versorgung der Truppen erschwerten. Die Alliirten siegten daher nur so lange, bis sich aus dem alten französischen Heere nach und nach ein neues gebildet hatte.

Um dies noch besser zu verstehen, muß man die Persönlichkeiten ins Auge fassen, welche bei den Alliirten den Haupteinfluß auf die Leitung der Dinge überhaupt und auf die Kriegführung insbesondere hatten. Im Rathe der Alliirten übten nicht nur die französischen Prinzen und zuweilen auch Calonne einen verderblichen Einfluß aus, sondern auch ein anderer Franzose, der Generalmajor Heymann, der sich als Ludwig's XVI. Agent in Berlin aufhielt, hatte durch seine Intriguen das größte Gewicht erlangt. Dieser Mann stand aber zugleich mit Dümourier in Verbindung, und diente beiden Theilen, um Beide zu betrügen. Mit ihm kabalirten in Wien und Berlin der östreichische Vice-Kanzler Philipp Cobenzl und der Graf Haugwitz, welchen Friedrich Wilhelm im Mai 1792 zu seinem Gesandten am kaiserlichen Hofe ernannte. Der Erstere (s. S. 278 f.) dachte und handelte wie die Leute am alten französischen Hofe, deren Bildung er erhalten hatte, und wie die russische Kaiserin Katharina und ihr Potemkin, in deren Schule er früher gewesen war. Der Graf Haugwitz, der später durch seine innige Verbindung mit Lucchesini und Lombard der böse Genius Preußen's ward, war schon im Anfange des Krieges durch seine Verbindung mit dem Alles vermögenden General-Adjutanten des Königs, dem Obersten Mannstein, verderblich. Sein Ziel erreichte er mehrentheils durch eine der Mätressen des Königs. Er hatte sich allerdings die vielseitige und oberflächliche Bildung der vornehmen Welt, aber auch zugleich die Grundsatzlosigkeit derselben zu eigen gemacht, und betrieb die Staatsgeschäfte auf eine ebenso leichtfertige Weise, wie früher in Frankreich Calonne (s. S. 54 f.). Der sehr bedeutende Einfluß, den er um jene Zeit in Berlin ausübte, beruhte darauf, daß er mit der genialen Lustigkeit der Wüstlinge den Myticis[illegible] Bischofswerder zu verbinden verstand. Auch der [illegible] des alliirten Heeres, Herzog Ferdinand von

Braunschweig, war weit mehr Franzose als Deutscher (s. Th. XVI., S. 301). Er hatte aber dabei noch den Fehler, daß er als Hofmann sich in die Einfälle seines Königs fügte, und doch auch seine eigene Ansicht nie ganz aufzugeben vermochte. Er verfolgte daher eines Theiles keinen festen Plan im Kriege, und war anderes Theiles stets mehr geneigt, den französischen Agenten, als den Generalen des verbündeten Heeres, welche unter seinem Befehle standen, Gehör zu geben.

Die Franzosen hatten gegen die Alliirten drei Heere aufgestellt, eines im Elsaß und in Lothringen unter dem General Luckner, welcher bald nachher durch Victor Broglio und dann durch Biron ersetzt wurde, eines an der Mosel und Maas unter Lafayette und eines an der Nordgrenze unter Rochambeau, an dessen Stelle gleich nach dem Beginne des Krieges Luckner trat. Im Juni kam zu den genannten Generalen noch Dümourier hinzu, welcher den jungen Sohn des Herzogs von Orleans, Louis Philipp, als seinen Zögling bei sich hatte. Er wurde der von Luckner befehligten Abtheilung beigegeben, und intriguirte gegen diesen wie gegen Lafayette, um mit Hülfe der Republikaner Oberbefehlshaber zu werden. An dieser Partei hatte er eine treffliche Stütze, weil sie vermittelst seiner die Plane zu vereiteln hoffte, welche Lafayette, Luckner und andere Generale zu Gunsten der Monarchie entworfen hatten. Auch leistete Dümourier, als Lafayette gleich nach dem Sturze des Königthums eine Contre-Revolution machen wollte, den Republikanern die besten Dienste.

Lafayette glaubte vermittelst seines Heeres und unter dem Beistande vieler monarchisch gesinnter Departements-Behörden das Königthum wiederherstellen zu können; er war aber kein Mann für ein solches Unternehmen, weil er mehr in den Salons und in der doctrinären Welt, als im gewöhnlichen Leben und in den bürgerlichen Kreisen zu Hause war. Anstatt rasch zu handeln, wartete er im Augenblicke der Entscheidung viel zu lange, und gewährte also den Jakobinern, die ihn durch Dümourier und dessen Agenten umgarnt hatten, die nöthige Zeit, seine Truppen von ihm abwendig zu machen. Die National-Versammlung erließ, gleich als er seinen Versuch begann, ein Anklage-Decret gegen ihn und seine Freunde, und schickte in der Person des lahmen Advokaten Couthon einen Commissär zum Heere. Dieser war kaum angekommen, als Lafayette

sich von seinen Truppen verlassen sah und an seine eigene Rettung denken mußte. Schon in der Nacht nach Couthon's Ankunft (20. August) entfloh Lafayette mit Alexander Lameth, Latour-Maubourg und Büreau de Püzy, welche gleich ihm Mitglieder der constituirenden Versammlung gewesen waren und zur monarchisch-constitutionellen Partei gehörten, aus Frankreich. Die Flüchtlinge wurden, was ganz in der Ordnung war, an der Grenze angehalten, gleich darauf aber den Emigranten zu Gefallen von der preußischen und östreichischen Regierung als Kriminal-Verbrecher behandelt. Man schleppte sie fünf Jahre lang von einem Kerker zum anderen, bis endlich 1797 Bonaparte die Östreicher zwang, den Wohlthäter der Franzosen und seine Leidensgefährten wieder frei zu geben. Nach Lafayette's Flucht ward Luckner bei Seite geschoben und durch Kellermann ersetzt, Dümourier aber zum Oberbefehlshaber ernannt.

Die Alliirten begingen den großen Fehler, daß sie, anstatt den Zwist der constitutionellen und republikanischen Officiere sogleich zu benutzen, erst dann in Frankreich einbrachen, als ein Mann von Energie, Talent und Kenntnissen wie Dumourier an der Spitze des französischen Heeres stand, und dasselbe ganz neu organisirte. Erst am 19. August führte Ferdinand von Braunschweig die alliirten Truppen über die Grenze. Selbst dann noch blieb er, anstatt rasch vorzudringen, der methodischen Langsamkeit getreu, deren er vom siebenjährigen Kriege her gewohnt war. Er gewährte dadurch dem raschen und gewandten Dümourier die Gelegenheit, ihm mit der Besetzung der Pässe des Argonner Waldes zuvorzukommen, durch welche die Alliirten marschiren mußten, um über Chalons gegen Paris ziehen zu können. Erst Mitte September kamen die Letzteren, welche am 23. August die kleine Festung Longwy und am 2. September Verdün erobert hatten, in den Besitz dieser Pässe. Sie befanden sich aber jetzt in der Champagne, deren Wege durch lang anhaltende Regenwetter grundlos gemacht worden waren, und litten zu gleicher Zeit durch ansteckende Krankheiten, sowie durch Mangel an Lebensmitteln.

Dümourier wandte mit großer Geschicklichkeit diplomatische Mittel an, um die Alliirten so lange aufzuhalten, bis ihnen ebenso bei einem weiteren Vordringen als beim Rückzuge Gefahr drohe. Er wurde darin durch Männer des preußischen Kabinets selbst unter-

stützt. Daß sowohl von Dümourier's Seite, als von Seiten der Männer, denen der preußische König sein Ohr lieh, sehr verdächtige Unterredungen veranstaltet wurden, ist ausgemacht; wie weit aber beide Theile gingen, und was sie einander versprachen, läßt sich aus allem dem, was in unseren Tagen darüber bekannt geworden ist, nicht mit Sicherheit bestimmen. Gewiß ist, daß, wenn man Clairfait, welcher die beim preußischen Heere befindlichen Östreicher commandirte, gefolgt wäre, die Sache einen anderen Ausgang gehabt haben würde. Als dies nicht geschah und Unterhandlungen angeknüpft wurden, verlor man allerdings die kostbarste Zeit und konnte nicht mehr vorrücken, sondern mußte froh sein, wenn man mit dem Reste eines ganz aufgelösten Heeres nur die Grenzen wieder erreichte. König Friedrich Wilhelm selbst sah freilich, während die Leute, die ihn umgaben, mit Dümourier unterhandelten und durch Verrath zu erlangen suchten, was sie mit Gewalt nicht erreichen konnten, endlich ein, daß er getäuscht worden sei. Er befahl deshalb, eine Schlacht zu liefern; es war jedoch vielleicht besser, daß sein Befehl nicht befolgt wurde, weil die Preußen nach einem Siege übler daran gewesen wären, als vorher. Als nämlich die Preußen am 20. September bei Valmy dem General Kellermann gegenüber in Schlachtordnung standen, kam es nicht zu einem wirklichen Treffen, sondern es wurden nur durch eine von keinem Angriffe unterstützte Kanonade einige tausend Franzosen getödtet. Das preußische Heer ward hierauf sogleich wieder ins Lager zurückgeführt.

Unmittelbar nachher begannen die Unterhandlungen aufs neue. Was indessen von einer Übereinkunft mit Kellermann, nach welcher die Preußen beim Rückzuge an die Grenze nicht verfolgt werden sollten, erzählt wird, wagen wir nicht nachzuerzählen. Der Befehl zum Rückzuge der Preußen ward schon am 30. September ertheilt, und in Folge desselben waren die Östreicher und ganz Belgien den Feinden preisgegeben. Das preußische Heer wurde bei seinem Rückzuge durch Mangel an Lebensmitteln, durch Krankheiten und durch unaufhörliche Regengüsse in eine so traurige Lage gebracht, daß sich alle Ordnung in demselben auflöste. Es hätte daher durch die Franzosen leicht aufgerieben werden können. Dessenungeachtet ward es von diesen nicht verfolgt. Man behauptete, dies sei geschehen, weil schon damals Dümourier und seine Freunde im Pariser

Convent Preußen von Östreich trennen zu können hofften. Wir wissen nicht, ob dies gegründet ist; gewiß ist nur, daß die Östreicher Belgien gern preisgaben, um dadurch England und Holland zur Theilnahme am Kriege zu nöthigen. Die Intriguanten am preußischen Hofe setzten die Kabalen, die sie auf französischem Boden begonnen hatten, auch nachher noch fort; ihre Bemühungen scheiterten aber vorerst an dem Könige, welcher von Treulosigkeit und von einem Anschlusse an Frankreich nichts wissen wollte.

Nach dem Rückzuge der Preußen breitete sich die in Frankreich herrschende revolutionäre Bewegung auch über die obere Hälfte des linken Rhein-Ufers, sowie nach Savoyen hin aus. In das letztere Land, dessen Beherrscher, der König von Sardinien, durch die Emigranten ebenfalls in einen Krieg mit Frankreich verwickelt worden war, hatte man ein Heer unter dem General Montesquiou geschickt. Dieses wurde, als es gegen Ende September dort erschien, von den über den Despotismus ihres Königs erbitterten Einwohnern mit solchem Jubel empfangen, daß die sardinischen Truppen aus Furcht, verrathen zu werden, das Land fast ohne Schwertstreich räumten. Auf dem linken Rhein-Ufer wurden die Franzosen, als sie unter Cüstine Ende des September daselbst erschienen, mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der bei dem traurigen Zustande dieser Theile des deutschen Reiches nicht befremden kann. Daß aber die größeren Reichsstände am Rhein, besonders die drei geistlichen Kurfürsten und der Kurfürst von der Pfalz, die in das Reich eindringenden Franzosen nicht abwehrten, sondern ihnen vielmehr das Feld räumten, läßt sich aus der ganzen Beschaffenheit ihrer Höfe und ihrer Regierungsart leicht erklären.

Das linke Rhein-Ufer war in eine Anzahl von Fürstenthümern, Grafschaften, Reichsritterschaften, reichsfreien Städten, Klöstern und Stiftern zerrissen, welche unaufhörlich in Zank und Streit mit einander lagen. Alle Misbräuche des Mittelalters lasteten auf dem wackeren Bürger und Bauer, der von den übrigen Ständen tief verachtet, von Amtsleuten und Vögten mishandelt wurde; und wenn auch die Steuern nicht so hoch waren, als heut' zu Tage, so hatte dagegen das Volk vor lauter Festtagen, Wallfahrten und Gottesdiensten keine Zeit, sich durch seiner Hände Fleiß einen Wohlstand zu schaffen. Wer sollte sich daher wundern, daß man die Franzosen

mit Freude aufnahm, da diese ja Erlösung und Freiheit zu bringen versprachen, und damals noch nicht die Einwohner gewaltsam in Franzosen umzuwandeln suchten! Unter den deutschen Fürsten am Rhein war der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, welcher zugleich Baiern beherrschte, bekanntlich (s. Th. XVI., S. 270. ff.) ein Spielwerk von Pfaffen und Buhlerinnen, und seine Beamten schalteten und walteten in der Pfalz auf unerhörte Weise. Die Politik, die er seit dem Ausbruche der französischen Revolution befolgte, war schwankend, weil er nur daran dachte, sein zunächst bedrohtes Herzogthum Jülich zu retten. Er stellte nämlich zwar ein Contingent zum Reichskriege, ließ Mannheim befestigen, und erlaubte den Östreichern, eine Heeresabtheilung auf seinem Gebiete zu sammeln; als aber Cüstine's Schaaren gegen Speier und Worms heranzogen, verhielt er sich neutral, und gab also seine Unterthanen zugleich den Feinden und den Freunden preis. Ebenso machten es auch die benachbarten Fürsten von Baden, Würtemberg und Hessen-Darmstadt. Diese unterhandelten sogar insgeheim mit dem Reichsfeinde. Der Landgraf von Hessen-Kassel, Wilhelm IX., hatte zwar, als die Preußen durch sein Land gegen Frankreich zogen, sechstausend Mann zu ihnen stoßen lassen; dies war aber nur dem Könige von Preußen zu Gefallen geschehen, welcher überdies jene Truppen bezahlte. Unter den drei geistlichen Kurfürsten war Maximilian von Köln, ein Bruder des Kaisers Joseph II., unstreitig der beste. Er gewährte aber aus Liebe zu seiner Schwester Marie Antoinette den Emigranten Unterstützungen, welche zu seinen Mitteln in keinem Verhältnisse standen. Der Kurfürst von Trier, Clemens Wenzel, hatte sich nicht nur durch Habgier und Geiz verhaßt gemacht, sondern er hegte auch die Jesuiten, von welchen man weder in Mainz noch in Köln etwas wissen wollte, und schützte die Emigranten, die durch ihren Übermuth und ihre Liederlichkeit seine Unterthanen noch mehr gegen ihn erbitterten. In Mainz hatte sich früher Emmerich Joseph, welcher bis 1774 lebte, zugleich als einen Vater seiner Unterthanen und als einen ächt christlichen Bischof erwiesen. Sein Nachfolger dagegen, Karl Joseph von Erthal, lebte und handelte nach ganz anderen Grundsätzen. Er hielt einen glänzenden Hof, förderte mit freigebiger Hand Kunst und Wissenschaft, stattete seine Residenz mit einer Universität aus, an welche Männer von großem Namen

berufen wurden, und beschenkte mit dem Gelde seiner Unterthanen Höflinge, Schmeichler und Mätressen. Dagegen wurden aber die Festungswerke der Hauptstadt ganz vernachlässigt, und das Mainzer Heer, dessen Officiere ihre Stellen nicht blos ihrer Geburt, sondern oft auch nur ihrer schönen Gestalt verdankten, befand sich in einem solchen Zustande, daß man, als Cüstine vor Mainz erschien, es nicht gegen diesen zu gebrauchen wagte.

So lange östreichische und Reichs-Truppen das linke Rhein-Ufer deckten, konnte Biron, der im Elsaß ein schwaches Heer befehligte, nicht daran denken, durch einen Einfall in jenes Land die Preußen im Rücken zu beunruhigen. Im September wurde aber der größte Theil der alliirten Truppen, welche bis dahin in der Gegend von Mainz, Worms und Speier gestanden hatten, zum Hauptheere gezogen; und nun schickte Biron den General Cüstine mit einem kleinen Corps über die Grenze. Cüstine's Truppen bestanden fast blos aus Nationalgarden; sie wurden aber durch einige tausend demokratisirte Bauern verstärkt. Sie besetzten rasch die Städte Speier und Worms, und zogen dann gerades Weges auf Mainz los, was ihnen nicht möglich gewesen sein würde, wenn der Landgraf von Hessen-Darmstadt mit seinen braven und gut eingeübten Soldaten ihnen den Weg verlegt hätte. Dieser schickte aber unter dem Vorwande, daß ja noch kein Reichskrieg erklärt sei, seine Truppen nach Gießen. In Mainz ergriffen beim Herannahen der Franzosen der Kurfürst, seine Räthe, das Dom-Kapitel und der Adel sogleich die Flucht. Cüstine hatte, als er mit seinen National-Garden, Bauern und wenigen Husaren vor Mainz erschien, nicht einmal schwere Artillerie bei sich; dessenungeachtet ergab sich ihm am 21. Oktober das Hauptbollwerk des deutschen Reiches ohne alle Gegenwehr. Die augenblickliche Übergabe einer Festung, welche nachher von den Franzosen gegen die Preußen und Hessen bis über die Mitte des folgenden Jahres hinaus behauptet wurde, war so unbegreiflich, daß man sie nur als das Ergebniß einer Verrätherei ansehen zu können geglaubt hat. Der Verdacht fiel auf den Oberstlieutenant Eikenmeyer, welcher den Commandanten Gymnich leitete und nachher in französische Dienste trat. Er hat sich indessen später in einer Schrift, welche unlängst verbessert und vermehrt neu aufgelegt worden ist, vertheidigt, und seine Schuld ist allerdings schwer nachzuweisen.

Nach der Übergabe von Mainz bildeten sich auf dem linken Rhein-Ufer Klubbs nach französischer Art, und die Erbitterung gegen das bisherige Adels-, Pfaffen- und Beamten-Regiment äußerte sich auf eine so bedenkliche Weise, daß überall die Aristokratie und Hierarchie sammt ihren Werkzeugen die Flucht ergriff. Auch der Kurfürst von Trier ließ sich vom Schrecken überwältigen, und seine Landstände knüpften sogar mit Cüstine eine Unterhandlung wegen der Übergabe von Koblenz an, obgleich dieser gar nicht daran denken konnte, sich so weit am Rhein hinab auszubreiten. Bei dieser völligen Haltlosigkeit der mittelalterlichen Regierungen hätte daher Cüstine wohl auch die Kurfürstenthümer Trier und Köln zum Aufstande bringen und dadurch die Preußen im Rücken bedrohen können; er beging aber, von seinem Glücke berauscht, die Thorheit, in die jenseit des Rheins gelegenen protestantischen Länder einzudringen, in denen man sich nicht so leicht, wie auf dem linken Rhein-Ufer, von einem Extrem zum anderen fortreißen ließ. Er besetzte Frankfurt und die Mainzer Feste Königstein, brandschatzte die erstere Stadt, und drang bis Nauheim in der Wetterau vor. Er mußte aber, als die Preußen und Hessen gegen ihn heranzogen und am 2. December Frankfurt einnahmen, über den Rhein zurückweichen. Bei der Wiedereroberung von Frankfurt wurde eine Schaar wackerer Hessen nutzlos geopfert; denn man ließ diese ein Thor der Stadt stürmen, obgleich die Franzosen sich in derselben keinen Augenblick länger behaupten konnten.

Das deutsche Reich hatte damals endlich (23. November) beschlossen, ein Heer aufzustellen; zu einer Kriegserklärung kam aber der Reichstag erst am 22. März des folgenden Jahres. Je langsamer die Schritte der Deutschen waren, desto rascher verfuhr der Convent in Paris. Mainz ward reichlich mit Vorräthen und Artillerie versehen. Die tüchtigsten Officiere wurden in diese Stadt, die entschlossensten Mitglieder des Convents als Commissäre in die eroberten Länder geschickt. Savoyen wurde mit Frankreich vereinigt; und auch die Mainzer mußten durch eine Deputation um Aufnahme in die französische Republik nachsuchen. Die Leitung der Dinge befand sich damals ganz in den Händen der Anhänger des elenden Herzogs von Orleans, welche ebenso praktisch tüchtig, als in moralischer Hinsicht verächtlich waren. Von den zwei bedeutendsten Männern dieser Partei war der Eine, Dümourier, Meister im Felde, der Andere,

Danton, zeigte sich ebenso tüchtig in dem herrschenden Klubb der Hauptstadt, im Convent und bei der gährenden Masse. Auch des Herzogs von Orleans junger Sohn, Louis Philipp, war von der Frau von Genlis ganz vortrefflich erzogen worden, um je nach den Umständen die Maske eines Demokraten, Republikaners oder Liberalen anzulegen, und sich so den Weg zum Thron zu bahnen. Dümourier, welcher die Erziehung des jungen Herzogs in gleichem Geiste fortsetzte, hatte die geheime Absicht, die Monarchie in der Art wieder aufzurichten, daß an die Stelle der geächteten Bourbons das Haus Orleans gesetzt würde. Dies auszuführen war jedoch, auch wenn Dümourier nicht zuletzt vom Glücke verlassen worden wäre, schon wegen der Erbärmlichkeit des Herzogs von Orleans unmöglich. Der Letztere machte sich gerade damals durch seine Niederträchtigkeit und seinen schmutzigen Geiz noch verächtlicher, als er schon vorher gewesen war. Er ließ sich z. B. thörichter Weise mit dem frechen Marat ein, verweigerte aber demselben nachher eine versprochene Zahlung, und wurde dafür von ihm in Maueranschlägen öffentlich beschimpft. Er legte ferner zur Zeit der Convents-Wahlen seinen Ehrgeiz und seine Feigheit so klar an den Tag, daß sowohl die Girondisten als Robespierre's Anhänger sich über seine wahren Absichten unmöglich täuschen konnten. Er ließ sich nämlich, blos damit er zum Convents-Deputirten gewählt werde, auf Manuel's Rath vom Pariser Gemeinderath den Namen Philipp Gleichheit (Philippe Egalité) ertheilen, und dankte dafür mit pomphaften revolutionären Worten, aus welchen die Heuchelei klar hervorleuchtete.

Im Oktober wußte sich Dümourier die Mittel zu einem Winter-Feldzuge in Belgien zu verschaffen, obgleich nicht nur die Girondisten und der Kriegs-Minister Pache, welcher kurz vorher an Servan's Stelle getreten war, sondern auch Marat und Robespierre ihm auf jede Weise entgegenarbeiteten. Er setzte damals mit Hülfe Danton's, Santerre's und anderer Freunde des Herzogs von Orleans durch, daß Kellermann, der in seinen geheimen Plant nicht eingeweiht war, als Ober-General zur Alpen-Armee geschickt wurde. Sobald hierauf Dümourier die nöthigen Verstärkungen erhalten hatte, eilte er Belgien zu erobern, weil er nur durch Siege und durch Bereicherung der Leute, die ihm als Commissäre oder Lieferanten zugesandt wurden, seine eigentlichen Absichten durchfüh-

ren konnte. Er marschirte mit seinem ganzen Heere rasch dem Oberbefehlshaber der Östreicher, dem Herzoge von Sachsen-Teschen, entgegen, um ihn noch vor dessen Vereinigung mit Clairfait anzugreifen; und der Herzog war thöricht genug, eine Schlacht anzunehmen, obgleich erst ein Theil von Clairfait's Truppen eingetroffen war. Die Östreicher erlitten in und unmittelbar nach dieser Schlacht, welche am 6. November bei dem Dorfe Jemappes geliefert wurde, eine so bedeutende Niederlage, daß Clairfait, dem der Herzog von Sachsen am 14. November den Oberbefehl abtrat, sich genöthigt sah, die Vertheidigung Belgien's ganz aufzugeben. Schon am 26. November wurde daher Lüttich von den Franzosen besetzt, und im December waren sie Herren von ganz Belgien.

Über das eroberte Land ergoß sich sogleich ein ganzer Schwarm von Commissären, Lieferanten und Abenteuerern aller Art, um dasselbe auszuplündern. Diese Leute mishandelten zugleich die französischen Truppen auf arge Weise; denn sie ließen, um sich zu bereichern, die armen Soldaten die größte Noth leiden. Dümourier mußte die Räuber und Betrüger gewähren lassen, weil er sich ihrer zu seinen Kabalen bediente, wenn er auch nicht, was dahin gestellt bleiben mag, die Vortheile ihres schmutzigen Geschäftes theilte. Das Übel wurde dadurch noch größer, daß die anti-orleanische Partei in Paris, weil sie mit Recht dem General Dümourier nicht traute, die wüthendsten Republikaner, den Kern der höllischen Anhänger Marat's, zum Heere sandte. Diese fielen wie Geier über die reichen und bigotten Belgier her. Zum Ober-Kriegs-Commissär wurde z. B. der rasende Ronsin gewählt, welcher als Chef der Revolutions-Armee rund um Paris herum gewüthet hatte, und später in Lyon, sowie in der Vendée alle Welt mit Entsetzen erfüllte. Dümourier wäre schon damals verloren gewesen, wenn er nicht an den bei ihm anwesenden Convents-Deputirten der anderen Partei, Camüs, Gossuin, Danton und Lacroix, eine Stütze gehabt hätte. Mit den beiden Letzteren zerfiel übrigens Dümourier bald nachher, weil er der übermäßigen Habgier und Willkür, mit der sie in Belgien verfuhren, entgegentrat. Dümourier hatte überhaupt, wenn man seinen Versicherungen Glauben schenken darf, über die Art, wie Frankreich mit den gemachten Eroberungen verfahren

müsse, weit richtigere Begriffe, als die eiteln Republikaner, welche ihre Nationalität anderen Völkern aufzudringen suchten, und als Bonaparte, welcher die Rolle Cäsar's und Karl's des Großen spielen wollte. Er war nämlich der Meinung, daß man Lüttich, Belgien, das linke Rhein-Ufer und Savoyen nicht dem französischen Reiche einverleiben, sondern für selbstständige Republiken erklären und durch Dankbarkeit und Bündnisse an Frankreich fesseln solle.

Als im Februar 1793 der Krieg von Neuem begann, hatte er eine weit größere Ausdehnung erhalten, weil es den Engländern gelungen war, eine neue Verbindung europäischer Staaten zu Stande zu bringen. Die Bildung dieser sogenannten ersten Coalition hing mit dem Zustande und Charakter des englischen Aristokraten-Staates und seiner Politik enge zusammen. Das englische Volk gleicht dem römischen, wie dieses zu Cäsar's Zeit war. National-Stolz, National-Ruhm, Verachtung jedes Menschen, der nicht Engländer (foreigner, d. i. barbarus) ist, und eine gewisse Freiheit und Frechheit, die man klüglich dem Haufen gestattet, entschädigen John Bull ebenso, wie einst die Romuliden, für den Übermuth einer Alles verschlingenden Aristokratie, welche verdorben, aber nicht physisch entnervt und dabei gleich der römischen durch praktische Tüchtigkeit ausgezeichnet ist. Jeder Engländer glaubt den Wohlstand und Ruhm seiner Nation zu theilen, obgleich Millionen im größten Elende leben; jeder hält England für den besten Staat der Welt und sich selbst für den freiesten Bürger, obgleich der Arme wie ein Verbrecher behandelt wird. Dieses National-Vorurtheil wird von der Aristokratie, welche von jeher zugleich die Hierarchie des Landes bildet, und sich seit dem sechszehnten Jahrhundert auch noch durch die Plutokratie verstärkt hat, vortrefflich benutzt, um sich, trotz ihrer scheinbaren Spaltung in zwei feindliche Parteien, im Besitze der Herrschaft und im Genusse der Staatseinkünfte zu erhalten. Auch die auswärtige Politik der englischen Aristokratie bleibt von Generation zu Generation dieselbe. Die fremden Staaten werden vom englischen Adel nur als Werkzeuge für England's Zwecke angesehen, ihre Streitigkeiten unter einander und ihre Revolutionen als ein Mittel betrachtet, England's Herrschaft zu erweitern, seinen Handel auszubreiten und seine Schifffahrt zu vermehren.

Von der französischen Revolution hatten die englischen Aristokraten für sich selbst schon aus dem Grunde nichts zu befürchten, weil in Frankreich eine Republik nie lange zu bestehen vermag. Davon war der Premier-Minister Pitt und mit ihm jeder ächte Alt-Engländer vollkommen überzeugt, so sehr auch Burke über die französische Revolution und ihre Grundsätze tobte, und so sehr die wenigen Radikalen in England sich trügerischen Hoffnungen hingaben. Das englische Ministerium hatte daher zwar bisher in der Stille alles Mögliche gethan, um den Krieg gegen Frankreich anzufachen; es nahm aber an demselben nicht eher Theil, als bis sein Interesse es erheischte. Dieser Fall trat ein, als nach der Schlacht bei Jemappes auch Holland von den Franzosen bedroht wurde. Aber selbst jetzt war es den Ministern und dem Parlament nicht sowohl um die Herstellung der Monarchie in Frankreich zu thun, als vielmehr darum, Frankreich seiner Seemacht, seiner Colonieen und seines Handels zu berauben, während die Continental-Mächte, durch englisches Geld unterstützt, einander im Landkriege aufrieben.

Gerade als der englische Premier-Minister sich zum Kriege entschloß, arbeitete ihm der Convent in Paris, ohne es zu ahnen, in die Hände. Dieser erließ nicht nur am 19. November 1792 ein Decret, in welchem allen Völkern, die sich gegen ihre Regierungen erheben würden, der Beistand der Franzosen zugesagt wurde, sondern er gewährte auch einer Deputation von englischen Republikanern eine sehr ehrende Audienz. Er erregte dadurch zu derselben Zeit, als Pitt die Kabinette von Wien und Berlin zu einer Coalition gegen Frankreich aufforderte, und diese seinen Vorschlag annahmen, die Besorgniß der Alt-Engländer für die Kirche, das Königthum und den Wohlstand England's. Pitt selbst ließ, um diese Besorgniß zu steigern, außerordentliche, aber durchaus unnöthige Sicherheits-Maßregeln in London ergreifen, rief das Parlament ein, nahm in der bei dieser Gelegenheit erlassenen Proclamation eine sehr bedenkliche Miene an, und sorgte dafür, daß in das Parlament eine Anzahl unverständiger Schreier und Franzosen-Hasser gewählt wurde. Unter den Letzteren, welche von den Verständigen mit dem Namen der Alarmisten bezeichnet wurden, war natürlich Burke der Chor-Führer. Unmittelbar nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. ließ Pitt sich vom Parlament die Mittel geben, um den Krieg mit Frankreich

zu beginnen und die Kräfte von ganz Europa gegen dieses Reich zu richten. Er bewog, nachdem er mit Östreich und Preußen sich schon früher verständigt hatte, im März und April 1793 Sardinien, Spanien und Portugal, sowie im Juli Neapel, zum Eintritt in die Coalition. Mit Katharina II. von Rußland schloß er zwei Verträge, in welchen diese ihre Theilnahme am Kriege, die freilich nachher nicht gewährt wurde, sowie die Beschränkung des französischen Handels und gewisse Vortheile für den englischen zusagte, während England sich verpflichtete, den russischen Unternehmungen in Polen ruhig zuzusehen, und die Besitznahme der Stadt Danzig durch die Preußen zu gestatten. Die Engländer bezahlten für den bevorstehenden Krieg Subsidien an Spanien, an Sardinien, an Neapel und an deutsche Staaten, besonders an Hessen-Kassel und Pfalz-Baiern. Der Landgraf von Hessen-Kassel hatte sich dafür sogar die Bedingung gefallen lassen, daß seine Soldaten nicht blos am Rhein, sondern auch in England und Irland gebraucht werden könnten.

Nach dem Kriegsplan der Verbündeten sollten die Preußen nebst dem einen Theile der Reichs-Armee über Mainz, die Östreicher mti dem anderen über Belgien, die Engländer und Holländer aber an der flandrischen Küste her in Frankreich einfallen. Noch ehe jedoch die beiden Letzteren ins Feld rücken konnten, brach Dümourier gegen Holland auf. Er kam also den Feinden zuvor, und hatte außerdem noch den doppelten Vortheil, daß die vertriebenen holländischen Patrioten (s. S. 49 f.) ihm auf diesem Zuge wichtige Dienste leisteten, und daß durch die Revolution tüchtige Männer zu den höchsten Stellen im Heere gebracht worden waren. Zu diesen Männern rechnen wir unter Andern Westermann, welcher in wenigen Monaten vom Sergeanten bis zum Obersten emporgestiegen war, und den General d'Arçon, den ausgezeichnetsten Ingenieur-Officier der alten französischen Armee, der zwar als Erfinder der schwimmenden Batterieen vor Gibraltar unglücklich gewesen war (s. S. 23), in den neunziger Jahren aber mit Carnot verbunden, vortreffliche Plane für die französischen Heere entwarf.

Die Franzosen waren, als sie in Holland einbrachen, anfangs ebenso glücklich, wie im vorigen Jahre am Rhein und in Belgien. Sie hatten jedoch übersehen, daß an der Spitze der Östreicher zwar der Prinz von Sachsen-Koburg stand, welcher noch kurz vor-

her im Türken-Kriege seine Unfähigkeit hinlänglich bewiesen hatte (s. S. 239 f.), daß aber das östreichische Heer während des Winters nicht nur sehr verstärkt, sondern auch durch Clairfait ganz neu organisirt worden war. Außerdem wurden die Vorschaaren dieses Heeres von Clairfait und von einem östreichischen Prinzen geführt, welcher nachher seinem Hause und der deutschen Nation durch sein Talent großen Ruhm erworben hat. Dieser Prinz war der Erzherzog Karl, ein Bruder des Kaisers Franz, welcher damals unter Clairfait den Kriegsdienst erlernte.

Die Östreicher entsetzten, als sie in den ersten Tagen des März den Krieg begannen, alsbald das vom General Miranda belagerte Maastricht, und bedrohten das französische Hauptheer, welches gegen Holland marschirt war, in seinem Rücken. Dümourier wurde dadurch genöthigt, vom Angriffe auf Holland abzustehen und seine ganze Kraft auf die Vertheidigung Belgien's zu wenden. Mittlerweile waren auch die Engländer gelandet und rückten gegen ihn heran. Sein Heer kam also in eine schwierige Lage, zumal da die Einwohner des Landes wegen der Mishandlungen, welche die fanatischen und räuberischen Jakobiner gegen sie begangen hatten, erbitterte Feinde der Franzosen waren. Dümourier suchte daher durch rasches Vorrücken den gesunkenen Muth seiner Truppen wiederaufzurichten. Es gelang ihm zwar, am 15. März in einem kleinen Gefechte einige Vortheile zu erfechten; drei Tage nachher aber (18. März) wurde er bei Neerwinden völlig geschlagen, und verlor nicht blos gegen siebentausend Mann an Todten und Gefangenen, sowie den größten Theil seiner Geschütze, sondern er konnte auch trotz aller Anstrengungen nicht verhindern, daß sich sein Heer, welches fast ganz aus ungeübten Leuten bestand, auflöste und zerstreute. Großen Antheil an dem glänzenden Erfolge, den die östreichischen Waffen bei Neerwinden errangen, hatte der junge Erzherzog Karl; denn dieser schlug, während der vorsichtige, systematisch handelnde Prinz von Koburg schon Anstalten zum Rückzuge traf, den linken Flügel der Franzosen zurück, und nöthigte dadurch auch das übrige Heer derselben zur Flucht.

Nach der Schlacht bei Neerwinden hatte Dümourier einerlei Schicksal mit Lafayette: er verlor die Gunst seiner Soldaten, und zugleich schwand das Vertrauen oder vielmehr die Furcht des Con-

vents vor ihm. Er wußte sich jedoch durch seine diplomatische Künste unter den Feinden Frankreich's Schützer und Freunde zu erwerben. Es war den in Paris herrschenden Männern längst bekannt, daß er mit dem Gedanken umgehe, an der Spitze seiner Soldaten die Monarchie wiederherzustellen und das Haus Orleans auf den Thron zu erheben. Jetzt knüpfte er zu diesem Zwecke mit dem Prinzen von Koburg eine verrätherische Unterhandlung an. Es ward eine förmliche Übereinkunft geschlossen, in welcher Dümourier der gewöhnlichen Angabe nach sich verpflichtete, mit seinem Heere gegen Paris zu ziehen, den Convent aus einander zu treiben und den Östreichern, die ihm ihren Beistand zusagten, einstweilen zwei Festungen als Sicherheitsplätze zu übergeben. Jedenfalls zog sich Dümourier nach einer Verabredung, die er mit dem später als General berüchtigt gewordenen östreichischen Oberst Mack getroffen hatte, bis über Brüssel hinaus zurück. Der ganze Plan scheiterte jedoch, weil der Convent, der durch Spione schon längst Dümourier's Verrätherei ausgekundschaftet hatte, zur rechten Zeit seine Maßregeln ergriff, und weil Dümourier im entscheidenden Augenblicke von seinen Truppen verlassen wurde. Der Convent faßte am 30. März den Beschluß, Dümourier verhaften zu lassen. Er beauftragte eine aus den Deputirten Camüs, Quinette, Bancal und Lamarque bestehende Commission mit der Vollziehung dieses Beschlusses, und übertrug das Commando von Dümourier's Heer einstweilen dem damaligen Kriegsminister Beurnonville. Diese fünf Herren ließ Dümourier unmittelbar nach ihrer Ankunft im Lager festnehmen und als Geißeln für die in Paris gefangen gehaltene königliche Familie den Östreichern übergeben (2. April). Als er jedoch hierauf die Truppen zur Empörung aufforderte und zwei Festungen dem Feinde in die Hände spielen wollte, ließ man ihn in die Festungen, die er verrathen wollte, nicht mehr ein und feuerte sogar aus der einen auf ihn, als er sich ihr nahte. Es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als sich selbst zu den Feinden zu retten. Am 4. April ging er in das Lager der Östreicher. Nur etwa fünfzehnhundert Mann Infanterie und Cavallerie folgten seinem Beispiele.

4. Innere Bewegungen in Frankreich vom Beginne des Convents an bis zur Einsetzung des Wohlfahrts-Ausschusses.

Die Wahlen zu der National-Convention oder dem Convent wurden unter dem Einflusse des seit dem 10. August herrschenden Schreckens gehalten. Sie fielen daher auf republikanisch Gesinnte. Die Mehrzahl der Deputirten bildeten die Girondisten oder jene gemäßigteren Republikaner, welche ungeachtet ihrer enthusiastischen Liebe zur Freiheit weder wilde Verwirrung, noch mörderische Gräuel billigten. Sie hatten jedoch sehr verschiedene Richtungen, und ermangelten eines entschlossenen Führers; denn Brissot de Warwille und Roland, nach deren Namen sie von ihren Gegnern Brissotisten und Rolandisten geschimpft wurden, waren dies nie. Die Minderzahl des Convents bestand aus der mit dem Namen des Berges bezeichneten Partei (s. S. 216) oder mit anderen Worten aus Männern, welche die Revolution bis zur Ausrottung alles Alten zu treiben suchten, und die sich, um ihren Zweck zu erreichen, weder durch irgend eine Rücksicht aufhalten ließen, noch vor irgend einem Verbrechen zurückbebten. Diese Leute besaßen also Energie, und da sie nicht nur unermüdlich thätig, sondern auch unter einander einig waren, so erlangten sie trotz ihrer geringeren Zahl zuletzt doch die Herrschaft. Zu ihnen gehörten Danton, Marat, Robespierre und sein unbedeutender Bruder, Couthon, St. Just, Chabot, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, der Maler David, Vadier, Bazire u. A. Der Berg zerfiel in zwei Parteien; diese waren jedoch gegen die Girondisten mit einander enge verbunden, und wandten ihre Waffen erst dann gegen einander, als ihre gemeinschaftlichen Gegner aus dem Felde geschlagen waren. Die eine Partei oder die sogenannten Cordeliers folgten Danton's Winken. Die andere, die man vorzugsweise den Berg oder auch den heiligen Berg nannte, erkannte Robespierre als ihr Haupt und Marat als ihren Haupt-Journalisten an.

Der Convent erklärte, nachdem er am 21. September 1792 eröffnet worden war, gleich am folgenden Tage Frankreich in aller Form für eine Republik. Mit dieser Erklärung begann eine völlig

neue Ordnung der Dinge; denn es wurden, während die Anarchie und die Aufstände fortdauerten, vom Convent die vortrefflichsten Einrichtungen gemacht, um auf den Trümmern des Mittelalters ein dem Geiste der neueren Zeit entsprechendes Staatswesen zu gründen. Convents-Deputirte, welche mit unumschränkter Vollmacht in die Departements gesandt wurden, ersetzten die überall suspendirten oder ganz abgeschafften Behörden. Die allgemeine Regierung, Verwaltung und Polizei wurden durch Ausschüsse des Convents geleitet, während die Minister nur die Ausführung der gefaßten Beschlüsse und die Handhabung der täglichen Geschäfte behielten. Andere Ausschüsse legten den Grund zu den neuen Einrichtungen und Gesetzen, welche den Franzosen zum Theil bis auf den heutigen Tag geblieben sind, und von ihnen als der größte Gewinn der Revolution betrachtet werden. In diesen Ausschüssen saßen die erfahrensten und weisesten Männer des Convents. Sie hielten sich von der tobenden Art der Berathschlagung, wie sie im Convent an der Tagesordnung war, frei; und wenn sie das Zutrauen des Convents besaßen, so decretirte dieser Alles, was von ihnen vorgeschlagen wurde. Dagegen war der Convent in allen Beschlüssen, welche das Bedürfniß des Augenblickes erforderte, vom Pariser Gemeinderath und dadurch mittelbar vom Jakobiner-Klubb abhängig.

Von jenen Ausschüssen hatten der eine die Staats-Polizei zu leiten (comité de surveillance); er bestand aus dreißig Mitgliedern. Vierundzwanzig Deputirte bildeten den Ausschuß für die militärischen Angelegenheiten, fünfzehn den für das Rechnungswesen, zweiundzwanzig den für alles dasjenige, was Finanzen, Münzen und Assignaten anging. Sehr sorgfältig und ohne alle Rücksicht auf Parteiung war der Gesetzgebungs-Ausschuß gewählt, dessen Verfügungen, freilich mit den Modificationen des Kaiserreiches, noch jetzt von den Franzosen, sowie von den Bewohnern des deutschen linken Rhein-Ufers als ihr Palladium angesehen werden. Achtundvierzig im Leben und in den Gerichten gebildete Rechtsgelehrte waren die Mitglieder dieses Ausschusses. Sie waren insgesammt aus den alten Schulen hervorgegangen, welche für die Massen schlecht sein mochten, ebendarum aber für die Wenigen, die von der Schale zum Kern drangen, desto bildender waren. Auch einen Ausschuß zur Entwerfung einer Constitution setzte man ein;

denn obgleich alle drei Parteien des Convents wußten, daß für den Augenblick an keine Verfassung zu denken sei, so mußte man sich doch das Ansehen geben, als wenn das Volk bald von der Willkür des Convents unabhängig gemacht werden solle. Dieser Ausschuß bestand aus den Girondisten Gensonné, Vergniaud, Condorcet, Brissot, Petion und Barere, sowie aus den Mitgliedern des Berges Danton und Thomas Payne (s. S. 83 f.) und dem schlauen Dialektiker Sièyes, welcher bis zur Wiederherstellung der Monarchie bei keiner Constitutions-Berathung fehlte, sich in allen Phasen der französischen Staatsumwälzung zurechtzufinden wußte, und schweigend oder doch nur leise auftretend auch die gefährliche Zeit des Convents glücklich überstand. Der Verfassungs-Ausschuß bestand also der Mehrzahl nach aus Girondisten. Dies wurde nachher von den Gegnern benutzt, um die Gironde dem Volke als eine Partei verhaßt zu machen, durch deren Schuld das Volk so lange ohne Constitution bleibe, weil sie, gleich der Frankfurter Versammlung von 1848—49 vor lauter Reden und Berathen zu keinem Rathe oder Beschlusse kommen konnten.

Die genannten Ausschüsse sollten zugleich dazu dienen, der angemaßten Gewalt des Pariser Gemeinderathes und dem mächtigen Einflusse des Jakobiner-Klubbs ein Ende zu machen; sie konnten daher auch erst nach einem heftigen Kampfe der beiden Haupt-Parteien des Convents organisirt werden. Auch den Einfluß der Schreckensmänner, besonders des furchtbaren Danton, suchte die girondistische Mehrzahl des Convents zu brechen. Sie verlangte aus diesem Grunde eine gerichtliche Untersuchung der September-Mordthaten, bedrohte Danton mit einer Anklage wegen Bestechlichkeit und Unterschleifs, und zwang ihn durch das auf ihren Antrag erlassene Gesetz, daß niemand mehr zugleich Minister und Deputirter sein dürfe, zum Austritte aus dem Justiz-Ministerium. Robespierre und Marat wurden ebenfalls gleich anfangs angegriffen, der Erstere wegen seiner Verdächtigungen jedes Menschen, welcher mehr Talent hatte als er, der Letztere wegen seiner unaufhörlichen Aufreizungen zum Rauben und Morden. Dafür gelang es aber am 3. Oktober den Gegnern der Gironde, den Kriegs-Minister Servan zu verdrängen und einen Anhänger Robespierre's, Pache, an seine Stelle zu bringen. Außerdem erhielten sie im November durch die

Entdeckung des eisernen Wandschrankes im königlichen Palast Gelegenheit, die ausgezeichnetsten Männer der Gironde als geheime Royalisten zu verdächtigen. König Ludwig hatte nämlich im Mai 1792 einen eisernen Schrank zur Aufbewahrung aller seiner Papiere machen und im Tuilerien-Palast einmauern lassen; dies ward im November durch den Schlosser, dessen er sich dazu bedient hatte, dem Ausschusse für die Staats-Polizei angezeigt. Der Convent bestellte hierauf eine Commission zur Prüfung der in dem Schranke befindlichen Papiere. Als nachher die Papiere bekannt gemacht wurden, beschuldigte man die girondistischen Mitglieder dieser Commission, manches von dem Gefundenen, namentlich die von Brissot, Vergniaud und anderen Girondisten an den König geschriebenen Briefe (s. S. 287), vernichtet zu haben.

Es bestand also schon seit dem Oktober ein förmlicher Kampf zwischen den gemäßigten Deputirten, welche im Convent die Mehrheit bildeten, und der ihnen an Energie und Einheit weit überlegenen Minderzahl desselben. In diesem Kampfe zeichnete sich am meisten von allen Girondisten der edele Lanjuinais aus, ein Mann, der sich im ganzen Verlaufe der Revolution weder durch Furcht, noch durch politische Klugheit von dem, was er für Recht hielt, abbringen ließ. Er drang um jene Zeit namentlich mit unerschütterlicher Festigkeit auf die Untersuchung und Bestrafung des September-Mordes. Diese wurde auch beschlossen, und Lanjuinais brachte sie später immer wieder in Anregung; die Gegen-Partei wußte aber die Sache hinzuhalten und nachher ganz zu hintertreiben. Einen schneidenden Gegensatz gegen Lanjuinais und die wenigen übrigen Männer der Revolution, welche stets ihrer Überzeugung treu blieben, bildet der glatte Barere. Dieser besaß, wie Talleyrand und Fouché, neben einer völligen Grundsatzlosigkeit das Talent, sich durch alle Gefahren hindurchzuwinden, und bei jeder Veränderung sich im Voraus seinen Platz zu sichern. Er war 1790 gemäßigter Royalist gewesen, hatte sich nachher an die Gironde angeschlossen, ward später der Judas Ischariot derselben, und erwarb sich dann als Robespierre's Genosse durch die feinen akademischen Redensarten, mit denen er die Mordberichte der Schreckenszeit auszuschmücken verstand, den Namen des Anakreon der Guillotine. Seine Schlangennatur bewährte sich gleich in der

ersten Zeit des Convents, als er durch die Papiere des eisernen Schrankes in Gefahr gebracht wurde; denn er wußte bei dieser Gelegenheit auf eine sehr geschickte Weise den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Die Partei des Berges sah ein, daß sie nur durch Schreckens-Maßregeln das Übergewicht im Convent erlangen könne. Sie ließ daher durch ihre Werkzeuge im Pöbel die Hinrichtung des Königs fordern. Ein Proceß über den König gewährte nämlich dem Berge den Vortheil, daß die Girondisten, wenn sie sich des Königs annahmen, mit dem fanatisirten Volke entzweit wurden, im umgekehrten Falle aber sich nicht nur zu Mitschuldigen einer blutigen That machten, sondern auch zu allem dem die Hand bieten mußten, was sie gegen die Rache der Anhänger des Alten schützen konnte. An und für sich selbst hätte die Gironde den gefangenen König gern erhalten, da er ihr im Nothfalle als Stütze gegen ihre himmelstürmenden Collegen dienen konnte. Allein seit dem September herrschte der durch Journalisten und Klubbs aufgereizte Pöbel so unbedingt, daß, sobald er den Tod des Königs verlangte, jeder Widerspruch ein Todesurtheil für denjenigen war, der ihn zu äußern gewagt hatte. Welche erbitterte Stimmung oder vielmehr welche Wuth damals in der Hefe des französischen Volkes herrschte, kann man aus der nachfolgenden Schilderung sehen, welche zwei Augenzeugen in Bezug auf die Zeit des königlichen Processes machen. „In allen Straßen der Stadt, sagen sie, erblickte man Marktschreier, die auf einer Bühne standen und, nachdem sie durch den Ton einiger Instrumente eine Anzahl Leute um sich versammelt hatten, ein Zwiegespräch begannen, in welchem König Ludwig wie ein Kannibale dargestellt wurde, und das stets mit den Worten endigte, sein Kopf müsse fallen, damit die Freiheit festbegründet werde. Abends sah man im Palais Royal wüthende Menschen, welche mit dem Säbel in der Hand brüllend schrieen: An die Guillotine mit Capet, an die Guillotine! Volksgesellschaften schrieben aus den Departements, Capet müsse sein Verbrechen mit dem Leben büßen. Leute, welche am 10. August verwundet worden waren, ließen sich Rache schreiend in dem Saale des Convents umhertragen. Redner der Sectionen strömten an die Schranken desselben, forderten das Todesurtheil gegen Capet, und erklärten laut, erst wenn es keine Priester mehr gebe, werde die Menschenliebe auf Erden herrschen."

Übrigens muß man, um den Eifer, mit welchem nachher ein Theil des Convents die Verurtheilung Ludwig's betrieb, und das Schweigen oder die Feigheit so vieler anderen Deputirten ganz begreifen zu können, auch den Umstand mit in Anschlag bringen, daß der herrschende Fanatismus sogar die besten Menschen fortriß. Nur so lassen sich die Reden erklären, welche der von utopischer Tugend träumende fromme Gregoire, der mit Rousseau's Sentimentalität erfüllte Marquis St. Just, welcher den Gesellschaftsvertrag desselben gleich der Bibel citirte, und Andere in jener Zeit hielten. Der Erstere hatte z. B. schon am 21. September seinen Antrag auf Proclamirung der Republik mit folgenden Worten eingeleitet: „Alle Regenten-Familien sind von jeher nichts als Geschlechter von Raubthieren gewesen, welche von Menschenfleisch lebten. Man muß aber die Freunde der Freiheit dadurch sicher stellen, daß man jenen Talisman vernichtet, durch dessen magische Kraft noch immer viele Menschen betäubt werden können. Ich verlange daher, daß durch ein Gesetz die Abschaffung des Königthums förmlich und feierlich ausgesprochen werde." Wer hätte da, wo Männer wie Gregoire rasten, ohne Lebensgefahr wagen können, verständig und kalt zu bleiben? Diese Männer waren indessen wenigstens wirkliche Enthusiasten. Aber neben ihnen standen Leute wie Robespierre, welche mit kalter Bosheit Alles berechneten, und mit giftigen Worten jeden Andersdenkenden als Aristokraten und Volksfeind verläumdeten.

Der förmliche Antrag, den König vor Gericht zu stellen, wurde am 7. November gemacht. Schon am 13. begannen die Debatten desselben. Am 20. November berichtete Roland als Minister über die im eisernen Wandschrank gefundenen Papiere, auf welche die Anklage gegründet werden sollte. Am 3. December statteten die ausgezeichneten Juristen, welche den Gesetzgebungs-Ausschuß bildeten, ihren Bericht ab; und in Folge dieses Berichtes ward die Anklage beschlossen. Der ganze Proceß war, wie einst die Processe gegen Huß und gegen den englischen König Karl I. (s. Th. IX., S. 154. ff. und Th. XV., S. 125 ff.), eine bloße leere Form, durch welche einem politischen Morde der Schein des Rechtes verliehen werden sollte. Unter den vorgebrachten Actenstücken befand sich kein einziges, auf welches man ein peinliches Verfahren gründen konnte. Sie bewiesen blos, daß Ludwig zu einer Zeit, als ihm nicht einmal die

geringe Macht, welche die Constitution ihm verlieh, eingeräumt wurde, mit den Feinden des ihn mishandelnden Volkes in Verkehr gestanden und ihnen Geld gegeben habe; dies war aber kein Kriminal-Verbrechen. Außerdem hatte ja gerade zu derselben Zeit das Volk sich noch weit mehr gegen den König vergangen, als dieser gegen das Volk. Der Convent selbst scheute sich nicht, zugleich Kläger und Richter zu sein; denn alle Versuche, zu bewirken, daß wenigstens, wie zu Karl's I. Zeit in England, ein eigenes Gericht bestellt werde, waren vergeblich. Der Convent vereinigte sogar, ganz gegen den Geist der seit 1790 bestehenden Einrichtungen, bei diesem Processe das Geschäft der Geschworenen und der Richter in sich. Am 6. December ernannte man eine Commission von einundzwanzig Deputirten, welche die Anklagepunkte aufsetzen sollte. Schon am 10. stattete diese Commission ihren Bericht ab; und am nächsten Tage ward der König vor den Convent gebracht, um von ihm verhört zu werden.

Daß der Convent bei seinem Verfahren gegen den König nur einen politischen Zweck verfolgte, wurde von Barere in den Debatten geradezu ausgesprochen. „Eine neu gegründete Republik, sagte Barere, erfordert zu ihrer Befestigung die Bestrafung des Tyrannen. Auch die Vertreibung des Tarquinius war nur eine Sicherheitsmaßregel, welche die Römer zur Gründung ihrer Republik trafen. Laßt uns daher über die Frage des gesetzlichen Rechtes keine Zeit verlieren!" Vergebens protestirten gegen den beabsichtigten gerichtlichen Mord zehn Männer, welche seit 1789 mit Feuereifer für Freiheit und Recht gekämpft hatten, und gerade deshalb in den Convent gewählt worden waren. Zu diesen Männern gehörten Louvet, Fauchet und der edelste unter den vielen Rechtsgelehrten im Convent, der Jansenist Lanjuinais, der beim Processe des Königs sich doppelt edel zeigte, weil er weder ein alter Freund Ludwig's war, noch zur royalistischen Partei gehörte, also nicht für eine bloße Meinung oder für angewöhnte Sitten, sondern für die unsterbliche Sache der Tugend und des Rechtes kämpfte. Einen grellen Gegensatz gegen solche Männer bildete auch bei dieser Gelegenheit der schleichende Barere, welcher damals noch zu einer und derselben Partei mit ihnen gehörte. Dieser hatte am 11. December als Präsident des Convents den König zu befragen und dann einen

Bericht darüber abzustatten. Er faßte denselben mit seiner gewohnten hinterlistigen Verschmitztheit so ab, daß er mit dem Strome schwamm, dabei aber doch für alle künftigen Fälle sich eine Hinterthür offen hielt.

Von dem Augenblicke an, als der Proceß gegen den König beschlossen worden war, hatte man diesen als einen Kriminal-Gefangenen behandelt und sammt seiner Familie mit empörenden Unwürdigkeiten überhäuft. Man redete ihn sogar lächerlicher Weise Louis Capet an. Dies Alles war schlau und boshaft berechnet, um den letzten Rest des Nimbus zu zerstören, welcher in den Augen des Volkes das Königthum noch umgab. Ludwig selbst benahm sich im Gefängnisse und vor Gericht so, wie es von seinem mehr weiblichen, als männlichen Charakter zu erwarten gewesen war. Er setzte der unwürdigen Behandlung seiner Feinde die Geduld eines Mönchs oder eines Weibes entgegen, nicht jene Würde und männliche Haltung, durch welche die Gemeinheit beschämt und elende Menschen daran erinnert werden, daß sie mit Seelen von Koth geboren sind. Wir scheuen uns nicht, dies trotz alles dessen, was auch sogar von einem Lamartine in seinen Girondisten und von unzähligen Anderen über diese Sache Rührendes und Sentimentales berichtet worden ist, als Resultat des Studiums und der Erforschung der hierher nicht gehörenden Einzelnheiten dreist und offen auszusprechen. Wir thun es um so mehr, da wir aus guten Gründen keiner von allen rührenden und geistreichen Anekdoten, welche in den für die Menge berechneten Geschichtsbüchern und Denkwürdigkeiten erzählt werden, den geringsten Glauben schenken. Wir können es z. B. nur als Schwäche des Königs ansehen, daß er, anstatt die Gewalthaber zu nöthigen, ihn geradezu zu morden, sich auf die Proceß-Handlung einließ, und so mit dazu beitrug, daß dieselbe den Schein eines gerichtlichen Verfahrens erhielt.

Der Proceß zog sich bis über die Mitte des Januar 1793 hinaus, weil die Mehrheit Alles aufbot, um den König zu retten, in so weit dies geschehen konnte, ohne dadurch die niedere Volksklasse gegen sich selbst aufzureizen. Niemand war dabei thätiger, muthiger, reicher an juristischen Einwendungen und Hemmungen, als der edele Lanjuinais. Auch Gensonné, Vergniaud und Andere versuchten alles Mögliche, um wenigstens einen Aufschub herbeizuführen. Das Talent der Girondisten scheiterte aber an der eisernen Conse-

quenz der Schreckensmänner und an der Art, wie diese die rohe Gewalt des Pöbels für ihre Zwecke organisirt hatten. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1792 wurde durch die Schreier im Volke ein neuer zehnter August oder zweiter September für nöthig erklärt. Jede im Kriege erlittene Niederlage ward der Gironde schuldgegeben; jeder hervorragende Mann dieser Partei wurde in Zeitungen und in den Klubbs ein Intriguant, ein Verräther, ein Schurke geschimpft.

Nachdem König Ludwig vor dem Convent verhört worden war, setzte man den Beginn des eigentlichen Processes auf den 26. December fest. Zugleich ward dem Könige erlaubt, drei Rechtsbeistände anzunehmen. Er wählte den achtundsiebenzigjährigen Malesherbes, der sich edelmüthiger Weise ihm dazu erboten hatte (s. Th. XVI., S. 413 f., 416 ff.), den fast eben so alten Tronchet und einen rüstigeren Mann, de Sèze. Der Letztere hielt am 26. December, wo Ludwig noch einmal vor dem Convent erschien, die Vertheidigungsrede. In den vier Tagen vom 14. bis 17. Januar fand die Debatte und Abstimmung über die drei Fragen Statt, ob der König schuldig sei, ob das über ihn zu fällende Urtheil der Bestätigung des Volkes bedürfe, und welche Strafe ihn treffen solle. Schon durch die Stellung dieser Fragen war die Gironde in die Grube gestürzt, die sie selbst ein Jahr früher aus republikanischem Eifer den Constitutionellen gegraben hatte. Vergebens suchten Guadet und Lanjuinais eine andere Stellung durchzusetzen. Couthon fuhr sie mit den Worten an: „Schon haben wir drei Stunden um eines Königs willen verloren! Sind wir Republikaner? Nein, wir sind Sklaven!" Von allen Seiten her stimmte man ihm bei, und die vorgeschlagene Fragestellung wurde angenommen. Am 15. Januar ward König Ludwig mit sehr großer Stimmenmehrheit für schuldig erklärt. Noch an demselben Tage wurde, trotz der Bemühung vieler Mitglieder, eine Befragung des Volkes durchzusetzen, die zweite Frage mit vierhundertvierundzwanzig Stimmen gegen zweihundertdreiundachtzig verneinend entschieden. Die Abstimmung über die dritte Frage zog sich vom 16. bis zum Abend des 17. hinaus. Man beschloß für dieselbe mit boshafter Arglist den Namensaufruf, damit die Mehrzahl durch die Furcht, sich des Royalismus verdächtig zu machen, eingeschüchtert und zugleich künftig außer

Stand gesetzt werde, ihren Antheil am Morde abzuleugnen. Wie viel Muth die wenigen Männer besaßen, welche damals ihrer Überzeugung gemäß unbedingt mit Nein! stimmten, und wie viele Entschuldigung die schwächeren Seelen verdienen, die sich von Furcht und Schrecken überwältigen ließen, kann man aus dem nachfolgenden Berichte eines Augenzeugen über die Stimmung und das Verhalten des Pariser Volkes ermessen. „Die September-Mörder, sagt derselbe, hatten mit Stöcken und Säbeln bewaffnet die Zugänge zum Sitzungssaale angefüllt. Sie empfingen jeden eintretenden Deputirten, der in den letzten Tagen von Gnade gesprochen hatte, mit dem Zurufe: Entweder seinen Kopf oder den deinigen! In den der Rednerbühne gegenüber befindlichen Zuhörer-Logen saßen Weiber im gewähltesten Putze, wie wenn sie einer Theater-Vorstellung beiwohnten. Die Deputirten ihrer Bekanntschaft unterhielten sich mit ihnen, man reichte ihnen Erfrischungen dar, und sie sahen der Abstimmung wie einem Schauspiele zu, wobei sie sich besonders für die Physiognomie eines jeden Abstimmenden und für den Ton seiner Stimme interessirten...... Auch der Auswurf der Vorstädte erschien in immer größerer Zahl auf dem Zuhörerraum. Man trank dort Wein oder Branntwein, machte Wetten für oder gegen den Tod des Königs, und pointirte, wie an den Pharo-Tischen im Palais Royal, auf Karten die verschiedenen Stimmen. Langeweile, Ungeduld und Ermüdung waren auf allen Gesichtern zu lesen, wenn diese nicht, was mitunter der Fall war, durch Zorn und Wuth entstellt wurden."

Vor der Abstimmung versuchten zwei Rechtsgelehrte noch ein letztes Mittel zur Rettung des Königs. Lehardy und Lanjuinais nahmen nämlich für Ludwig das sonst bei allen gerichtlichen Todesurtheilen geltende Recht in Anspruch, daß zur Verurtheilung zwei Drittel der Stimmen erforderlich seien. Auch diese Forderung ward zurückgewiesen, und das Toben der Anwesenden steigerte sich bis ins Unglaubliche. Dennoch stimmten von siebenhunderteinundzwanzig Deputirten nur dreihunderteinundsechszig unbedingt für den Tod. Um also die absolute Mehrheit herauszubringen, zählte man die Stimmen aller derer mit, welche zwar aus Feigheit für den Tod gestimmt, aber die Bedingung des Aufschubes der Strafe oder irgend eine andere Clausel beigefügt hatten. Nachher stellten einige

muthige Männer unter den Deputirten in der Hoffnung, daß die Raserei nur kurzdauernd sein werde, den Antrag auf einen Aufschub der Hinrichtung; aber auch dieser Antrag wurde am 19. mit dreihundertachtzig Stimmen gegen dreihundertzehn verworfen. Ebenso vergeblich waren die Versuche, welche auswärtige Regierungen zur Rettung Ludwig's machten. König Karl IV. von Spanien hatte z. B. nicht nur seinem Gesandten in Paris zwei Millionen zur Bestechung der vornehmsten Deputirten angewiesen, sondern auch die strengste Neutralität im Kriege und ein Bündniß mit dem neuen Frankreich angeboten, wenn man das Leben des Königs verschone; allein Alles half nichts, weil die Leute, welche den Convent beherrschten, nicht stille stehen konnten und durften.

Schon am 21. Januar ward die Hinrichtung vollzogen. Durch diesen gerichtlichen Mord wurde auf der einen Seite die Revolution erst recht begründet, weil er gewissermaßen einen Damm bildete, welcher die Verschmelzung des Alten und Neuen für lange Zeit hinderte. Auf der anderen Seite war aber Ludwig's Hinrichtung, ganz abgesehen vom Moralischen, ein politischer Fehler; denn sie kränkte sowohl die Mehrheit der Franzosen, als auch alle auswärtigen Fürsten und Regierungen aufs tiefste, verwandelte das bisher von den Meisten gehaßte Oberhaupt des Staates in einen Märtyrer, und bewirkte, daß die Person und die Sache des Königs innig mit einander verknüpft wurden.

Seit der Hinrichtung des Königs führten die Jakobiner mit der Gironde einen Kampf auf Leben und Tod. Die Ersteren wollten alles Bestehende und jeden Menschen, der den Fanatismus für das Neue nicht theilte, vernichten und, erst wenn dies geschehen wäre, wieder zur gesetzlichen Ordnung zurückkehren. Sie gingen mit energischer, rücksichtsloser Festigkeit auf ihr Ziel los, stützten sich dabei ganz allein auf die rohe Gewalt des Auswurfes der Nation, und ließen, um ihre Feinde schnell und sicher zu vernichten, dem Pöbel durch Marat und andere Mordverkündiger tagtäglich predigen, daß in Frankreich fortan nichts weiter geduldet werden dürfe, als Hütten, Brod, Eisen und Soldaten. Ihre Gegner, die philosophischen Männer der Gironde, waren an Geist, Bildung und Beredsamkeit ihnen weit überlegen; aber sie ermangelten der Schlauheit, der Energie und der Kenntniß der Menschen, wie sie sind und behandelt werden

müssen. Die Girondisten konnten daher, den kräftigen, rastlos thätigen Jakobinern gegenüber, ihren Traum von einer Republik des Bürgerthums und der Bildung nicht verwirklichen. Sie selbst wurden vielmehr das erste Opfer, welches Robespierre und seine Partei nach dem Tode des Königs ihrem System brachten.

Schon im Januar gelang es den Häuptern der Gewalt-Partei, den Girondisten Roland aus dem Ministerium zu verdrängen. Die Girondisten ließen dies zwar nur unter der Bedingung geschehen, daß auch der Kriegs-Minister Pache, der zur entgegengesetzten Partei gehörte, seine Stelle aufgebe; allein die Jakobiner bewirkten dafür Pache's Ernennung zum Maire von Paris, und da der Pariser Gemeinderath, dessen Syndics (procureurs) zwei andere Leute derselben Partei, Chaumette und Hebert, waren, Frankreich beherrschte, so war jetzt Pache mächtiger als vorher. Roland blieb ohne Amt; Kriegs-Minister dagegen ward Beurnonville, an welchem die Gironde eine kräftige Stütze hatte, bis er im April von Dümourier verhaftet und in die Hände der Feinde geliefert wurde (s. S. 311). Schon am 25. Februar stiftete die Gewalt-Partei einen gegen die Getraidehändler und gegen die Reichen überhaupt gerichteten Aufstand des Pöbels an, bei welchem Bäcker- und Krämerläden geplündert und durch den gemeinen Haufen feste Preise für alle Waaren verlangt wurden. Weder der Convent noch der Gemeinderath vermochte dem Unfuge Einhalt zu thun. Die Mehrheit des Ersteren griff zwar am folgenden Tage Marat, der in seinem Blatt vom 25. Februar zu Plünderungen aufgefordert hatte, mit allem Nachdrucke an, und setzte den Beschluß durch, daß die Sache untersucht und die Anstifter bestraft werden sollten; allein dieser Beschluß blieb nachher auf sich beruhen, da niemand ihn in Ausführung bringen wollte und konnte. Ja, schon vierzehn Tage später gründeten Marat's Schützer, Robespierre und Danton, auf dessen Pöbelherrschaft ihre künftige Dictatur.

Nachdem man nämlich durch Erregung von Schrecken, durch die Verbreitung beunruhigender Gerüchte, durch tolle Maßregeln, welche der Pariser Gemeinderath vom Convent fordern mußte, und durch andere ähnliche Mittel Alles gehörig vorbereitet hatte, wurde am 10. März im Convent die Errichtung eines außerordentlichen Gerichtshofes durchgesetzt, welcher nachher unter dem Namen des

Revolutions-Tribunals das Mord-Instrument der Terroristen ward. Der Antrag dazu ging von einem protestantischen Pfarrer, dem Deputirten Jean Bon St. André, aus. Er wurde von Danton, der als Justiz-Minister die September-Mörder beschützt hatte, und von dem gelehrtesten Juristen, Cambacérès, welcher ebensowohl der Trebonianus der Schreckenszeit, wie auch des Bonapartischen Kaiserthums war, aufgegriffen und durchgeführt. Derselbe Cambacérès sorgte in Verbindung mit einem anderen Juristen von gleicher Art, Merlin von Douay, bald nachher dafür, daß der neue Gerichtshof eine politische Maschine ward, vermittelst deren man, ohne die verrufenen Künste der monarchischen Inquisitions-Gerichte anzuwenden, jeden verderben konnte, welcher anderer Meinung war, als die Machthaber. Vergebens kämpften Lanjuinais und Guadet, Juristen von ganz anderer Art, gegen die Errichtung eines solchen Tribunals; vergebens suchten sie dasselbe wenigstens auf die Stadt Paris zu beschränken. Sie konnten sogar nur mit Mühe erlangen, daß nicht die Richter, sondern Geschworene über den Thatbestand erkennen sollten. Auch wurde Alles, was die damals noch mächtige Gironde bei der Organisation des furchtbaren Tribunals durchsetzte, später nach ihrer Besiegung wieder beseitigt.

Wir übergehen andere Verfügungen, welche der Convent um jene Zeit traf, und bemerken nur, daß an demselben 10. März, an welchem die Einsetzung des Revolutions-Tribunals beschlossen wurde, gegen den Convent selbst ein ähnlicher Versuch gemacht wurde, wie er am 10. August 1792 gegen den König gemacht worden war. Die Hefe der Jakobiner wollte nämlich zuerst die Minister verjagen oder ermorden, dann gewaltsam in den Convent eindringen und die Ausstoßung eines Theiles der Deputirten erzwingen. Der Anschlag scheiterte jedoch an dem Muthe des Kriegs-Ministers Beurnonville, welcher an der Spitze von vierhundert Brester Föderirten das Gesindel auseinander jagte. Die eigentlichen Anstifter blieben auch bei dieser Gelegenheit im Hintergrunde, und niemand wollte, als der Anschlag gescheitert war, etwas von demselben gewußt haben. Führer der feigen Pöbelhaufen waren Fournier, Lasusky und andere Werkzeuge eines Danton, Marat und Robespierre gewesen.

Der Verrath, welchen Dümourier im Anfange des Monats April beging, gab neuen Anlaß zu Verdächtigungen und Angriffen. Auch der Herzog von Orleans wurde damals auf Befehl des Convents verhaftet und einstweilen als Staatsgefangener nach Orleans, sowie später nach Marseille gebracht. Er hatte nie eine Bedeutung gehabt und sich allen Parteien verächtlich gemacht. Danton hatte sich seiner als eines bloßen Werkzeuges bedient; er mußte ihn jetzt preisgeben, da Robespierre heftig gegen den Herzog tobte. Um dieselbe Zeit gewährten die Girondisteu ihren Gegnern Gelegenheit, sie beim Pariser Volke noch weit mehr als seither verhaßt zu machen. Die Girondisten erkannten nämlich schon im März, daß sie in Paris ihren Gegnern unterliegen müßten, weil die ganze Leitung der Dinge an den dortigen Gemeinderath und an die beiden Klubbs übergegangen war. Man warf ihnen Allen vor, was doch nur von einem von ihnen, Brissot, gelten konnte, daß sie gegen die Centralisation aller Regierung und Bildung in Paris eiferten, und klagte sie an, daß sie den Plan gemacht hätten, Frankreich nach dem Muster Nordamerika's in eine Anzahl von Republiken aufzulösen, welche zusammen einen Föderativ-Staat bilden sollten. Dieser Gedanke Brissot's wurde zwar von Barbaroux, Guadet, Condorcet und anderen besonnenen Männern aufgegriffen; zu seiner Ausführung aber machte man nicht die geringste Anstalt. Dagegen benutzte der Berg die Sache sehr geschickt, um das Pariser Volk gegen die Girondisten zu erbittern, und die Namen Föderalisten und Brissotisten, mit denen man diese jetzt bezeichnete, wurden bald ebenso, wie früher das Wort Aristokrat, zu einem Todesurtheil für jeden, dessen man sich entledigen wollte.

Der Schrecken, welchen Dümourier's Verrath erregte, ward von den Jakobinern trefflich benutzt, um das Revolutions-Tribunal durch eine furchtbare Erweiterung seiner Gewalt zu einem bloßen Werkzeuge für ihre Partei zu machen und zugleich die erste Grundlage der nachherigen Schreckensregierung zu legen. Was das Letztere betrifft, so wurde am 25. März, also sieben Tage nach Dümourier's Niederlage, der Beschluß gefaßt, unter dem Namen Wohlfahrts-Ausschuß (comité de salut public) ein neues Regierungs-Collegium zu errichten, welches aus fünfundzwanzig Mitgliedern bestehen und alle zur Vertheidigung der Republik gegen innere und äußere

Feinde nöthig scheinende Gesetze vorschlagen solle. Schon am 6. April als die Nachricht von Dümourier's Flucht nach Paris kam, ward der Ausschuß der allgemeinen Vertheidigung, welcher mit dem Wohlfahrts-Ausschusse hatte verbunden sein sollen, von diesem getrennt und beiden Behörden eine neue Einrichtung und eine größere Macht verliehen. Der Wohlfahrts-Ausschuß ward eine aus neun (gleich nachher zehn) Personen bestehende höchste Regierungsbehörde, welche alle Schritte der executiven Gewalten leiten und überwachen, dem Convent die Gesetze über Verwaltungsangelegenheiten oder die Grundsätze, nach welchen zu regieren sei, vorschlagen und in dringenden Fällen ohne Weiteres die nöthigen Maßregeln ergreifen solle. Der Ausschuß der allgemeinen Vertheidignng dagegen, von jetzt an Sicherheits-Ausschuß (comité de sûreté générale) genannt, ward zugleich eine Staats-Inquisition und die executive Behörde. Beide Ausschüsse sollten geheime Berathschlagungen halten, und sich nur in gewissen dringenden Fällen mit einander vereinigen. Man sieht, das Gerüste zur Errichtung des Schreckens-Systems war fertig, als die Gironde im Convent und in dessen Ausschüssen noch das Übergewicht hatte.

5. Innere Bewegungen in Frankreich, von der Einsetzung des Wohlfahrts-Ausschusses an bis zur beginnenden Alleinherrschaft der Terroristen.

Durch die Errichtung des Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausschusses war der Grund zu einer despotischen Oligarchie gelegt, welche bald ganz in die Gewalt der beiden heftig demokratischen Factionen, der Anhänger Danton's und der Partei Robespierre's, kam, obgleich ihre Gegner, die Girondisten, noch immer die Mehrzahl im Convent bildeten. Die zunehmende Auflösung aller Ordnung machte nämlich, in Verbindung mit den Gefahren des Krieges, die Erhaltung des Staates unmöglich, wenn nicht die Einheit hergestellt und eine rücksichtslose Energie in die Leitung der Dinge gebracht wurde. Dies konnte aber nur durch die furchtbare Consequenz und Kraft praktischer Männer, nicht durch die Schlaffheit und doctrinäre Weisheit einer Partei bewirkt werden, welche ein unbestimmtes philosophisches Ziel verfolgte, und deshalb im

Drange der Ereignisse hin und her schwankte. Auch ward wirklich durch die Tyrannei und Energie der Demokraten nicht nur Frankreich nach außen gerettet, sondern auch alles Alte bis zu dem Grade ausgerottet, daß nachher Bonaparte, die Bourbons, Louis Philipp und Napoleon III. blos den Schein desselben wiederherzustellen vermochten.

Bei der Bekämpfung der Girondisten wurden dieselben Mittel angewandt, deren man sich zum Sturze des Königthums bedient hatte. Man hetzte durch Schreier und Schreiber, unter welchen Marat der gemeinste, zugleich aber auch der für diesen Zweck am meisten befähigte war, den Pöbel gegen die Girondisten auf. Man ließ den Convent mit Petitionen und Deputationen bestürmen, welche die Ausstoßung der Girondisten forderten. Man verdächtigte diese des Einverständnisses mit Dümourier's Verrath. Man schob die Schuld der Anarchie im Inneren und des Unglückes im Kriege auf sie, weil durch ihren Widerspruch die Kraft der Regierung gelähmt werde. Die Gironde glaubte die Anschläge ihrer Gegner dadurch vereiteln zu können, daß sie vor allem Anderen das Hauptwerkzeug derselben zu vernichten suchte. Sie bewirkte also durch einen Convents-Beschluß vom 12. April die Verhaftung und Anklage Marat's, nachdem sie schon früher durchgesetzt hatte, daß jeder Deputirte, der eines National-Verbrechens beschuldigt sei, vor das Revolutions-Tribunal gestellt werden solle. Die gerichtliche Verfolgung des schamlosen Frevlers konnte jedoch nur dazu dienen, diesem eine größere Bedeutung zu verleihen, als er jemals gehabt hatte. Marat wurde nicht nur von den jakobinischen Richtern und Geschworenen des Revolutions-Tribunals freigesprochen, sondern der Staatsankläger hatte auch bei der öffentlichen Proceß-Verhandlung die Fragen so gestellt, daß Marat Gelegenheit erhielt, in seinen Antworten die Ankläger selbst als Staatsverbrecher darzustellen. Als die Freisprechung erfolgt war, trug der Pöbel den Angeklagten im Triumph nach dem Convent zurück. Robespierre und die übrigen Leiter des Berges gönnten dem sogar von ihnen verachteten Marat gern die Ehre, der Götze des Pöbels zu sein, weil sein Triumph zugleich ein Sieg ihrer Partei war.

Da die Hauptmacht des Berges in dem Pöbel und dem Gemeinderath von Paris lag, so wurden Beide in eine innige Ver-

bindung mit einander gebracht. Man organisirte nämlich in allen achtundvierzig Sectionen einen aus zwölf Personen bestehenden revolutionären Ausschuß, durch welchen jeden Augenblick die ganze fanatische Volksmasse gegen den Convent aufgeboten werden konnte. Zugleich ward die Veranstaltung getroffen, daß der Gemeinderath sich bei jedem der vielen Tumulte durch Mitglieder dieser Ausschüsse verstärkte. Sobald derselbe die Beschlüsse der Revolutions-Ausschüsse bestätigt hatte, ängstigten die Mitglieder des Convents, welche dies Alles leiteten, ihre gemäßigteren Collegen so lange, bis die vom Gemeinderath geforderten Beschlüsse erlassen wurden. Auf diese Weise erwirkte man ein gezwungenes Anlehen von den Reichen, die Festsetzung eines höchsten Getraidepreises, die Entfernung der zuverlässigen Truppen aus Paris, ihre Ersetzung durch Räuber- und Mörder-Schaaren und andere ähnliche Verfügungen. Die immer mehr bedrohte Gironde wandte sich endlich an ihre Wähler um Schutz. Auch liefen hierauf wirklich aus den Departements Adressen ein, in welchen diese sich erboten, eine bewaffnete Macht nach Paris zu schicken. Zu gleicher Zeit widersetzten sich einzelne größere Städte, wie Lyon und Marseille, dem Unfuge, welchen die Convents-Commissäre und deren Anhänger trieben. Dadurch wurde aber die Wuth der Jakobiner nur noch mehr gereizt. Die Straßen-Tumulte wurden häufiger und schrecklicher, und in dem Sitzungs-Saale des Convents tobten, so oft die girondistische Mehrheit in ihrem Interesse einen Beschluß durchsetzen wollte, nicht nur die Zuhörer mit wildem Lärm, sondern auch die Deputirten selbst geriethen in ein Handgemenge.

Endlich that die Gironde einen kühnen und energischen Schritt, der sie gerettet haben würde, wenn nicht einer ihrer eigenen Anhänger an ihr zum Verräther geworden wäre. Guadet malte am 18. Mai 1793 im Convent den Despotismus des Pariser Pöbels mit so grellen Farben, daß selbst die Feigen, welche aus Furcht stets mit dem Berge stimmten, zwei von ihm vorgeschlagene Decrete billigten. Durch diese Beschlüsse ward die Auflösung des Pariser Gemeinderathes ausgesprochen und zugleich festgesetzt, daß eine Anzahl von Stellvertretern der Convents-Deputirten ernannt werden sollten, welche, im Falle dem Convent Gewalt angethan würde, in der Stadt Bourges einen neuen Convent bilden sollten. Guadet's Absicht ward

jedoch durch Barere vereitelt, und damit zugleich der vernichtende Schlag von den Häuptern der Schreckens-Partei abgelenkt. Barere machte nämlich als Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses den vermittelnden Vorschlag, zur Beschützung des Convents eine mit außerordentlicher Polizei-Gewalt ausgestattete Commission von zwölf Deputirten zu ernennen, welche die Handlungen des Pariser Gemeinderathes untersuchen, und dann zum Behufe weiterer Beschlußnahme dem Convent Bericht abstatten solle. Der Vorschlag wurde angenommen und die mit dem Namen der Saal-Inspectoren bezeichnete Commission eingesetzt. Dies konnte natürlich, wie jede halbe Maßregel, welche unter schwierigen Umständen ergriffen wird, durchaus nichts nützen.

Die Saal-Inspectoren hatten gleich anfangs nicht nur an dem Maire Pache, an dem Gemeinde-Procurator Chaumette, welcher damals der Leiter des Gemeinderathes war, und an dessen Substitut Hebert, sondern sogar auch an dem Minister Garat furchtbare Gegner. Hebert, welcher in seinem von den niederen Klassen eifrig gelesenen Journal (Père Duchesne) selbst einen Marat an Gemeinheit und Schamlosigkeit überbot, hetzte sogar den Pöbel zu einer neuen Empörung auf. Die Saal-Inspectoren ließen ihn deshalb am 25. Mai zugleich mit zwei anderen Männern verhaften. Dies ward dann das Signal zur Erhebung der seit 1791 mobilen Pöbelmasse. Schon am 26. Mai war Tumult in allen Straßen. Am 27. drangen freche Menschen in den Saal des Convents ein, mischten sich unter die Deputirten, und nahmen an der Abstimmung Theil. Der girondistische Präsident des Convents, Isuard, hielt durch seine Festigkeit eine Zeitlang die Unverschämten in Schranken; am Abend wurde er aber durch Danton's Creatur Hérault de Sechelles ersetzt, welcher immer zum Präsidenten erkoren wurde, wenn ein schlechter Streich ausgeführt werden sollte. Dieser ließ, sobald der furchtsame Theil des Convents sich entfernt hatte, den Beschluß fassen, daß die Verhafteten in Freiheit gesetzt und die Saal-Inspectoren zur Rechenschaft gezogen werden sollten.

Dies war die Einleitung zu einem neuen Aufstande. Die Jakobiner verkündigten in einer allgemeinen Sections-Versammlung, welche am 30. Mai gehalten wurde, den Empörungszustand, erklärten jede Behörde für suspendirt, und setzten einen Aufstandsrath nieder.

Zum Präsidenten des Letzteren wurde der zugleich mit Hebert verhaftet gewesene d'Opsen ernannt; sein eigentlicher Leiter aber war Hebert selbst. Weder der Maire Pache, noch der Procurator Chaumette widersetzte sich dieser neuen Behörde. Ebenso wenig ergriff der Wohlfahrts-Ausschuß energische Maßregeln, obgleich er damals noch aus Männern der verschiedenen Parteien zusammengesetzt war. Er ließ vielmehr, durch Danton's Freund Lacroix geleitet, gleich nach der Einsetzung des Aufstandsrathes in allen Sectionen Sturm läuten, und ernannte an der Stelle Santerre's, welcher in die Vendée gegangen war, einen der verworfensten Menschen zum Commandanten der Nationalgarde. Dieser neue Oberbefehlshaber, Henriot, war zuerst Lakai, dann nacheinander Schleichhändler, Zöllner und Polizei-Spion gewesen, und mehrmals mit entehrender Strafe belegt worden, hatte sich aber durch die große Rolle, die er bei den September-Mordthaten spielte, den Feinden der Gironde empfohlen.

Am Morgen des 31. Mai zog der Pöbel von Paris mit den Deputationen der Sectionen in den Sitzungssaal des Convents, und verlangte die Aufhebung der Saal-Commission, so wie die Anklage von zweiundzwanzig Convents-Deputirten. Da trotz alles Lärmens und Drohens die wilde Volksmasse gewiß nicht gewagt hätte, offene Gewalt zu gebrauchen, so würde die ganze Absicht des Aufstandes vereitelt worden sein, wenn nicht Barere die Gironde noch einmal verrathen hätte. Auf seinen vermittelnden Antrag wurde die Commission der Saal-Inspectoren wirklich aufgehoben und dadurch der Convent jedes Schutzes beraubt. Die Ruhe ward durch diesen Beschluß nur für einen Augenblick hergestellt. Schon am Abend des 1. Juni veranstaltete man einen neuen Aufstand, um den Convent zu zwingen, die von den Jakobinern geächteten Deputirten in Anklagestand zu versetzen. Eine große Zahl von handfesten Leuten, die man schon vorher unter dem Vorwande, daß aus ihnen eine Revolutions-Armee gebildet werden solle, auf Kosten der Staatskasse in Sold genommen hatte, umlagerte in der Nacht den Sitzungssaal des Convents. Sie blieb, auch als die Sitzung geschlossen worden war, dort zurück, und wurde reichlich mit Wein und Speisen versorgt.

Am 2. Juni, einem Sonntag, wagten die meisten der vom Volke geächteten Deputirten nicht, im Convent zu erscheinen. Unter denen, welche auch diesmal sich nicht abschrecken ließen, ist vorzugsweise Lanjuinais zu nennen, weil er niemals da fehlte, wo es galt, für Sittlichkeit und Recht das Leben einzusetzen. Er bestieg im Convent sogleich die Rednerbühne, um mit dem größten Nachdruck die Bestrafung des revolutionären Unfuges zu verlangen. Vergebens packten der Metzger Legendre und der Postmeister Drouet ihn mit der Faust an, und setzten ihm die Pistole auf die Brust; er behauptete sich auf der Rednerbühne, und blieb auch dann noch unerschütterlich fest, als bereits Henriot den Convent mit der gesammten Macht des wilden Pöbels eingeschlossen, und vor dem Haupteingange Kanonen aufgepflanzt hatte. Barere wollte auch bei dieser Gelegenheit seine alte Rolle wieder spielen; er wurde aber von Lanjuinais auf gebührende Weise zurechtgewiesen. Als nämlich der Convent sich schämte, seine wackersten Mitglieder dem Auswurfe der Stadt Paris preiszugeben, forderte der heimtückische Barere die Geächteten auf, sie möchten um des Friedens willen mit edelmüthiger Selbstaufopferung freiwillig aus dem Convent treten. Lanjuinais wies diese niederträchtige Zumuthung mit den Worten zurück, daß man ein Opferthier zwar schlachte, aber nicht beschimpfe. Barere und der auch diesmal wieder präsidirende Hérault de Sechelles wagten hierauf nicht, dem Begehren des Pöbels offen das Wort zu reden; sie stellten sich vielmehr, als wenn sie entschlossen seien, ihre geächteten Collegen zu retten.

Wir wollen weder erzählen, welche Scenen in den zwölf Stunden vorkamen, während deren Henriot und seine Banden den Convent eingeschlossen hielten, noch auch die pikanten Anekdoten, Declamationen und Redensarten anführen, an denen es ebensowenig bei dieser Gelegenheit, wie bei allen anderen Hauptereignissen der französischen Geschichte mangelte. Wir wollen nicht einmal angeben, wie der Convent zuletzt sich zu dem Entschlusse bewegen ließ, in Procession hinaus zu dem sogenannten Volke zu gehen und dadurch der ganzen französischen Nation den Schimpf zuzuziehen, daß die höchste Behörde ihres Reiches von Lumpengesindel verhöhnt und gleich einer Viehheerde in den Saal zurückgetrieben wurde. Das Endergebniß der ganzen schmählichen Sache war, daß der Convent

auf Couthon's Antrag beschloß, den Forderungen des Pöbels nachzugeben. Vierunddreißig Deputirte, unter ihnen die zwölf Saal-Inspectoren, sowie die beiden Minister Clavière und Lebrün, wurden auf Befehl des Convents in Haft genommen. Doch gelang es einem Theile von ihnen, sich durch die Flucht zu retten. Dreiundsiebenzig andere Deputirte weigerten sich einige Tage nachher an den weiteren Berathungen des Convents Theil zu nehmen, und protestirten sowohl gegen die Verhaftung ihrer Collegen, als auch gegen alle in ihrer Abwesenheit zu erlassenden Decrete. Sie wurden dafür später verhaftet und als Leute behandelt, welche den Staat außer Stande setzten, gültige Gesetze zu machen. Robespierre, der mit richtigem Tact einsah, daß eine Zeit kommen werde, wo er sich ihrer bedienen könne, bewirkte, daß viele von ihnen nicht guillotinirt wurden; diese spielten dann nach seinem Tode wieder eine bedeutende Rolle im Convent.

Der Sturz der Gironde war in moralischer Beziehung eine schreiende Ungerechtigkeit; in politischer Hinsicht aber kann man nicht läugnen, daß nur durch die Vernichtung jener Partei der Regierung die nöthige Kraft verliehen werden konnte, um zugleich die Heere des Auslandes und die Royalisten des Inlandes besiegen zu können. Dasselbe gilt von dem System, welches seit dem 2. Juni in Frankreich herrschend ward. Dieses sogenannte Schreckens-System war sowohl an und für sich, als auch in Betreff der zu seiner Durchführung angewandten Mittel das verruchteste Regierungs-System, dessen die Weltgeschichte gedenkt; faßt man aber blos seine Wirkungen ins Auge, so erscheint es als das vortrefflichste, welches erdacht werden konnte, um den französischen Staat durch neue Sitten, Einrichtungen und Gesetze zu verjüngen und ihm die Herrschaft über das morsche Europa zu verschaffen.

Die Regierung ward jetzt ganz in den Wohlfahrts-Ausschuß zusammengedrängt. In diesem herrschte bis zum 10. Juli, an welchem Tage Danton austrat, noch einige Verschiedenheit der Meinungen; seit dem 11. Juli aber, wo der Ausschuß ganz neu besetzt wurde, erhielt er diejenige Einheit und Festigkeit, die ihn nachher so furchtbar machte. Mitglieder des Ausschusses waren in der letzten Hälfte der Schreckenszeit (vom December 1793 an bis zum Juli 1794) Robespierre, St. Just, Couthon, Barere,

Billaud-Varennes, Carnot, Collot d'Herbois, Prieur, Lindet und Jean Bon St. André. Von diesen waren die drei Ersten, die man deshalb auch unter dem Namen der Triumvirn zusammenfaßt, ohne Widerspruch die eigentlichen Herren von Frankreich. Der Einzige, der ihnen hätte widersprechen können, war Carnot; diesem überließen aber seine Collegen die ganze Leitung des Kriegswesens, wodurch er so sehr beschäftigt und zerstreut ward, daß er, erst als es zu spät war, auf den Misbrauch aufmerksam ward, den der Wohlfahrts-Ausschuß mit der ihm anvertrauten Gewalt trieb.

Der Sicherheits-Ausschuß war und blieb ein Werkzeug des Wohlfahrts-Ausschusses, da er nicht Rath zu geben, sondern nur Befehle zu empfangen hatte. Der Convent, welcher beim Sturze der Gironde ein Drittel seiner Mitglieder verloren hatte und nicht wieder ergänzt wurde, sank ebenfalls in eine untergeordnete Stellung herab. Er war fortan nur eine Maschine des Wohlfahrts-Ausschusses, welcher vermittelst desselben seinen Geboten die Form von Gesetzen verleihen und die ihm nöthig scheinenden Scenen ins Werk setzen ließ. Übrigens benutzte man damals auf treffliche Weise alle die Mitglieder des Convents, welche Talent besaßen und die Bildung der alten Zeit entweder mit Liebe zur Freiheit, oder mit sittlicher Verdorbenheit, oder mit Ehrgeiz und Eitelkeit, oder auch mit Feigheit verbanden. Einem Carnot übertrug man die Leitung des Kriegswesens. Ein Barere diente mit seiner blumenreichen Rede als Berichterstatter und Sprachrohr des Wohlfahrts-Ausschusses. Einem Merlin von Douay und einem Cambacérès, welche Beide mit ihrer großen Rechtsgelehrsamkeit jeder Art von Despotie huldigten, überließ man die Abfassung jener Gesetze, welche nachher dem Code Napoleon zu Grunde gelegt wurden. Das Haupt-Instrument des Wohlfahrts-Ausschusses war und blieb das Revolutions-Tribunal. Dieser Gerichtshof ward ebenso mit energischen Männern besetzt, wie der Wohlfahrts-Ausschuß. Auch fand man unter den Dienern der früheren Ministerial-Despotie Leute genug, die sich zu jedem Unrechte gebrauchen ließen; denn alle Gräuel der Revolution gingen von Männern der alten Bildung aus, nicht vom Pöbel, welcher stets blos Hammer oder Schwert war. Derselbe Fall trat später auch unter Bona-

parte in Rücksicht auf Polizei und Despotie ein, und ebenso geht es auch jetzt in einigen Ländern. Von den ersten Präsidenten des Revolutions-Tribunals, Montané, d'Opsen, Herman, Dümas und Coffinhal, war der vorletzte ein ehemaliger Mönch, also ein Theolog, die übrigen insgesammt Juristen der alten Zeit. Fouquier-Tinville, der sich als öffentlicher Ankläger beim Revolutions-Tribunal zum Abscheu der Menschheit gemacht hat, war früher Procüreur beim Kriminal-Gericht des Chatelet gewesen; seine beiden Substitute waren ein ehemaliger Priester und ein früherer Jurist. Der Vormann der blutgierigen Geschworenen, d'Antonelle, war der Sohn eines Marquis und ehemaliger Hauptmann eines königlichen Regimentes. Die Geschworenen dieses schändlichen Gerichtes, welche übrigens seit dem 2. Juli täglich achtzehn Francs Diäten erhielten, wurden ebenso wie der Convent durch den Schrecken beherrscht; denn sie hatten in Folge eines Gesetzes vom 26. Juni, welches ihnen laute und öffentliche Abstimmung vorschrieb, keine andere Wahl, als entweder den Angeklagten zum Tode zu verurtheilen, oder sich selbst in Lebensgefahr zu bringen. Von den einzelnen gerichtlichen Mordthaten, welche durch das Revolutions-Tribunal vollbracht wurden, reden wir nicht. Es genügt die Angabe, daß in Paris allein vom März 1793 bis zum Juni 1794 fünfhundertsechsundsiebenzig und während der Monate Juni und Juli 1794 gar tausendzweihundertfünfundachtzig Menschen verurtheilt und hingerichtet wurden.

6. Die girondistischen und royalistischen Aufstände in den Provinzen Frankreich's.

Die Girondisten suchten gleich nach ihrem Sturze die Provinz-Bewohner gegen die Stadt Paris, welche den Convent tyrannisirte, in Aufstand zu bringen. Dies gelang ihnen aber nur in sieben oder acht Departements der Normandie und der Bretagne. Die übrigen wollten erst den nächsten Erfolg des Aufstandes abwarten. Das Unternehmen der Girondisten diente deshalb blos dazu, ihren Feinden größeres Ansehen zu verschaffen und das von diesen aufgestellte System des Terrorismus zu befestigen. Schon der erste Versuch eines Kriegszuges gegen Paris, den die Girondisten im Juli 1793 mit den rüstigen Nationalgarden der Normandie machten,

misglückte völlig. Die empörten Nationalgarden, zu deren Führern man sonderbarer Weise ein Mitglied der constitutionellen Partei, Wimpfen, und einen Mann der alten monarchischen Zeit, Puisaye, gewählt hatte, wurden gleich anfangs besiegt; und die Gewaltherrscher schickten darauf in die Normandie und Bretagne Convents-Commissäre, welche zum abschreckenden Beispiele Hunderte, später sogar Tausende von Menschen gerichtlich morden ließen.

Zu derselben Zeit, als der girondistische Feldzug gegen Paris scheiterte, befreite der blinde Fanatismus eines Mädchens die Jakobiner von einem Manne, der ihnen längst lästig geworden war. Charlotte Corday von Caen ward in ihrem väterlichen Hause von der republikanischen Begeisterung des Advokaten Barbaroux so sehr hingerissen und zugleich von der Schönheit dieses Mannes so sehr eingenommen, daß sie den Entschluß faßte, durch Aufopferung ihrer selbst die Welt von dem Ungeheuer Marat zu befreien, das sie als ein Haupthinderniß für die Herstellung der girondistischen Ideal-Republik ansah. Sie reiste, ohne irgend einem Menschen ihre Absicht kundzugeben, nach Paris, verschaffte sich am 13. Juli Zutritt bei Marat, und stieß denselben mit fester Hand nieder. Sie wurde, da sie nicht einmal den Versuch zu entfliehen machte, sogleich festgehalten, zum Tode verurtheilt und am 17. Juli hingerichtet. Bis zum letzten Augenblicke verharrte sie fest und muthig in der Überzeugung, ihr Vaterland von einem Tyrannen befreit zu haben. Die jakobinischen Bösewichter wußten aus der Ermordung Marat's, der für sie selbst gerade zur rechten Zeit gestorben war, den besten Nutzen zu ziehen. Sie trieben mit dem Ermordeten vergötternden Unfug, brachten seinen unwürdigen Leib in das Pantheon, ließen ein Gemälde seiner Ermordung im Convent aufhängen, und unterhielten zu seiner Ehre das Volk, welchem damals die religiösen Feste mangelten, mit skandalösen Aufzügen.

Alle Empörungen, welche von einzelnen Städten und Departements gemacht wurden, hatten einen und denselben unglücklichen Ausgang, weil man sich, der furchtbaren Energie und Einheit eines Robespierre und seiner Genossen gegenüber, schwankend und unsicher benahm. Wir brauchen daher ihrer auch nur im Allgemeinen zu gedenken. Man sprengte in den meisten Städten des Südens und Westens die revolutionären Klubbs, verhaftete oder vertrieb die Ja-

kobiner, rüstete Heere aus, und entwarf den Plan einer großen Verbindung, durch welche die Herrschaft über Frankreich den Händen der Stadt Paris und der dortigen Jakobiner entrissen werden sollte. Am Ende blieben aber alle Bewegungen doch vereinzelt. Sie wurden daher auch von den Commissären und Truppen des Convents leicht unterdrückt.

Die Stadt Marseille wurde am 25. August von den Convents-Truppen besetzt und dann den wildesten Horden preisgegeben. Nachher errichteten Fréron und Barras als Convents-Commissäre ein Revolutions-Tribunal ohne Geschworene, zu dessen Richtern Galeeren-Sträflinge und ähnliche Leute ernannt wurden. Fréron schien sogar die Gebäude und den Hafen der Stadt völlig zerstören zu wollen. Er nannte in seinen officiellen Berichten die Stadt nach der wilden Manier jener Zeit nicht „Marseille", sondern „Gemeinde ohne Namen."

In Toulon suchten sich die empörten Bürger dadurch zu helfen, daß sie am 28. August den Engländern ihre Thore öffneten. Die Stadt wurde hierauf von den Convents-Truppen belagert und am 19. December eingenommen. Das Verdienst ihrer Eroberung gebührt dem damals erst dreiundzwanzig Jahre alten Napoleon Bonaparte, welcher die Belagerungs-Artillerie leitete. Dieser bewies nämlich den Convents-Deputirten, daß der von Paris geschickte und vom commandirenden General Cartaux gebilligte Plan nur langsam zum Ziele führen werde, und wußte sie dagegen für einen ganz anderen Plan zu gewinnen. Cartaux ward hierauf entfernt, und Dügommier an seine Stelle gesetzt; dieser verfuhr nach Bonaparte's Ansichten, und eroberte die Stadt in kurzer Zeit. Die Engländer nahmen, als sie abzogen, fünfzehn Schiffe mit, und verbrannten noch dazu die reichen Marine-Vorräthe der Stadt, sowie zwanzig französische Kriegsfahrzeuge, unter denen sich elf Linienschiffe befanden, obgleich alles dies ihnen von der Stadt Toulon nicht als siegenden Feinden übergeben, sondern als Bundesgenossen zur Beschützung anvertraut worden war. Nach der Einnahme von Toulon wütheten Barras und Fréron auch in dieser Stadt auf schreckliche Weise. Statt jeder Schilderung ihrer Gräuelthaten führen wir, um den Charakter dieser beiden Männer und den herrschenden Geist zu bezeichnen, nur das Eine an, daß Fréron sich später mit der

Versicherung entschuldigen zu können glaubte, er habe von zehntausend Menschen nur achthundert hinrichten lassen, und daß Barras, ein Mann aus einer der ältesten Familien, in den Briefen an seine Collegen ausspricht, er habe in Toulon durchaus keine anderen ordentlichen Leute (honnêtes gens) gefunden, als die Galeeren-Sklaven.

In Bordeaux wüthete der Convents-Commissär Tallien auf ähnliche Weise. In Nantes trieb ein anderer Unmensch, Carrier, die republikanische Wuth sogar noch weiter. Er ließ nicht nur die Menschen in Masse erschießen, sondern er erdachte auch die sogenannten Noyaden und republikanischen Heirathen. Diese teuflischen Erfindungen bestanden darin, daß Männer und Weiber zusammengebunden und so in der Loire ertränkt wurden, und daß man ganze Bootsladungen von Menschen durch plötzlich geöffnete Luken in das Wasser versenkte. Mit förmlichem Wahnsinn wütheten Lebon in Arras und Maignet in Orange.

In Lyon hatte der Aufstand keinen girondistisch-republikanischen, sondern einen royalistischen Charakter. Dort spielte der frühere Priester Chalier eine Zeitlang die Rolle Marat's, und der von ihm geleitete Pöbel wüthete nach dem Beispiele des Pariser Pöbels gegen alle Reichen und Vornehmen. Schon am 4. Februar 1793 sprengten jedoch die gemäßigten Bürger den Jakobiner-Klubb, bildeten aus den Anhängern ihrer eigenen Partei geregelte Bataillone, und ergriffen entschiedene Maßregeln gegen Chalier und seine Fanatiker. Diese bewirkten dagegen durch Marat und Robespierre, daß Convents-Commissäre mit Truppen geschickt wurden. Am 29. Mai ward in der Stadt selbst ein förmliches Treffen geliefert. Die Jakobiner unterlagen, und wurden theils vertrieben, theils gefangen genommen. Die Letzteren, unter ihnen auch Chalier, wurden nach Urtheil und Recht mit dem Tode bestraft. Jetzt schickte die in Paris herrschende Faction ein ganzes Heer gegen die Lyoner aus. Diese aber, denen nur noch das letzte Mittel der Verzweiflung übrig blieb, setzten schnell die Befestigungswerke ihrer Stadt in Stand, und rüsteten unter der Leitung tüchtiger Officiere ein starkes Heer aus. Die gegen sie heranziehenden Convents-Truppen, welche von Dübois-Crancé, einem geschickten Artillerie-Officier von altem Adel, angeführt wurden, zerstörten im August durch Bomben

den schönsten Theil von Lyon, weil in demselben die reicheren Bürger wohnten. Nachher sandte der Convent zu dem Belagerungsheere Couthon, Collot d'Herbois, Fouché und andere Commissäre, welche nicht blos das Bombardement mit verstärkter Heftigkeit fortsetzen ließen, sondern auch, als die Stadt durch Hunger und Zwietracht genöthigt am 9. Oktober ihre Thore geöffnet hatte, das terroristische Ausrottungs-System mit furchtbarer Strenge und Consequenz bis zum April 1794 durchführten. Sie ließen ganze Reihen von Häusern niederreißen, zahllose Menschen einsperren, und Tag für Tag Hinrichtungen vornehmen. Zuletzt erdachten Collot d'Herbois und sein würdiger Genosse, der Anführer der Revolutions-Armee Ronsin, um besser morden zu können, die sogenannten Mitrailladen, welche darin bestanden, daß ganze Schaaren von Menschen auf öffentlichen Plätzen zusammengebunden und dann durch Kartätschen niedergeschmettert wurden. Der Convent selbst beschloß am 12. Oktober auf Barere's Antrag, die Stadt Lyon bis auf die Häuser der Armen ganz zu zerstören und ihrem Überreste den neuen Namen „Commüne affranchie" zu geben. Dies konnte zwar nicht vollständig ausgeführt werden; dagegen setzte man aber das Niederreißen der Gebäude, sowie die Hinrichtungen und die Mitrailladen unablässig fort. Dabei zeichnete sich Fouché, der nachher bis in unser Jahrhundert hinein die ersten Stellen in Frankreich bekleidete und Herzog von Otranto wurde, besonders aus, obgleich er nicht gerade, wie Couthon, von Natur grausam war.

Den energischen, ächt politisch-praktischen und consequent handelnden damaligen Beherrschern von Frankreich, die sich nach der neuen Moral als Leute, welche den Umständen gewachsen waren, auszeichneten, gelang die rettende That ebenso gut, als sie einem Canrobert und St. Arnauld am 2. December 1851 gelungen ist. In kurzer Zeit wurden durch sie die schwärmerischen Idealisten und die um Leben und Eigenthum besorgten Städter ebenso unterdrückt, wie umgekehrt die genannten Generale durch ein gleiches Verfahren die Proletarier und Socialisten unterdrückt haben. Dagegen hatten dieselben Männer einen weit längeren und hartnäckigeren Kampf mit den royalistisch gesinnten Bewohnern der Vendée zu bestehen. In diesem Lande herrschte noch die Einfalt der alten Zeit, die Einwohner hingen fest an ihrem Cultus und an ihren Priestern, und zwischen

dem Adel und den Bauern hatte sich eine Art von patriarchalischem Verhältnisse erhalten, da beide Stände in Sitten und Bildung einander nahe standen, und der Bauer mit seinem Gutsherrn den Ertrag des Bodens theilte. Die Einwohner der Vendée waren daher auch vom Anfange der Revolution an mit Allem, was in Paris vorging, unzufrieden gewesen. Die Hinrichtung des Königs hatte ihre Erbitterung gesteigert; ein Convents-Beschluß aber, durch welchen anstatt der seitherigen Anwerbungen für das Heer eine Recruten-Aushebung befohlen wurde, trieb sie zur förmlichen Empörung. Sie hatten bei ihrem bewaffneten Widerstande nicht nur den Vortheil, daß sie ganz ausgezeichnete Anführer erhielten, sondern sie wurden auch durch die Bodenbeschaffenheit ihres Ländchens unterstützt; denn dieses war von Hecken, Gräben und Dämmen vielfach durchschnitten, hatte fast gar keine fahrbaren Straßen, und erschwerte also geregelten Truppen den Kampf ungemein. Noch verderblicher aber, als diese äußeren Verhältnisse, wurde den Letzteren der Umstand, daß die Bewohner der Vendée mit dem Muthe der Verzweiflung, mit der Energie des tief eingewurzelten Vorurtheiles und mit einer unzerstörbaren Einigkeit kämpften.

Die Empörung der Vendée, welche am 11. März 1793 in zwei Gemeinden begann, verwandelte sich so rasch in einen allgemeinen Aufstand, daß schon im April ein förmliches Heer, das man die katholische und königliche Armee nannte, gebildet und das ganze Land militärisch in Divisionen eingetheilt war. Von den fünf Haupt-Anführern gehörten drei, d'Elbée, Bonchamp und Laroche-Jacquelin, dem alten Adel des Landes, die beiden anderen, Cathelineau und Stofflet, dem niederen Stande an. Cathelineau war ein reicher Bauer und Frachtfuhrmann, Stofflet der Förster eines Gutsbesitzers gewesen. Außer diesen fünf Männern bewies sich auch der ehemalige Marine-Officier Charette als einen Helden und tüchtigen Führer, bis er zuletzt wieder in die Liederlichkeiten seiner früheren Zeit zurücksank. Die Aufständischen führten den Krieg so lange mit Glück, bis sie sich im Juni durch den Erfolg ihrer Waffen zu dem Entschlusse verleiten ließen, den Kampf über die Grenzen ihres Landes auszudehnen, und die Stadt Nantes, einen der Hauptsitze des Republikanismus, anzugreifen. Sie wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit fiel

Cathelineau, welcher kurz vorher zum Ober-Anführer gewählt worden war.

Die Vendée würde schon damals wieder unterworfen worden sein, wenn die republikanischen Truppen andere Führer gehabt hätten. Diese wurden nach einander von Menou und Biron, zwei unfähigen Officieren der königlichen Zeit, angeführt. Unter dem Letzteren commandirten der Brauer Santerre, der frühere Sergeant Westermann, welcher in einem einzigen Jahre bis zum General emporgestiegen war, und der als elender Tragödien-Schreiber gescheiterte Ronsin, der sich als Kriegs-Commissär in Belgien, sowie als Anführer der sogenannten Revolutions-Armee berüchtigt gemacht hatte (s. S. 306 u. 338). Von diesen waren Santerre und Ronsin zu nichts weniger als zu Heerführern geeignet; Westermann aber, welcher militärische Talente besaß, steigerte durch seine Grausamkeiten die Hartnäckigkeit der Gegner. Als im Juli Biron abgerufen wurde, schickte man auf Ronsin's Empfehlung den früheren Kupferschmiedgesellen Rossignol, der sich noch im Jahre 1800 rühmte, bei den September-Mordthaten achtundsechszig Priester mit eigener Hand erschlagen zu haben. Mit ihm und Ronsin war zugleich die Revolutions-Armee, deren man sich in der Hauptstadt entledigen wollte, geschickt worden. Dieser Auswurf des Pariser Gesindels trieb dann durch systematisches Ausbrennen des Landes oder durch das, was man höllische Colonnen nannte, die Bauern der Vendée zur Verzweiflung. Sogar der bisher neutral gebliebene Theil der Bevölkerung wurde erbittert und aufgereizt, als der Convent durch ein Decret vom 1. August den Befehl ertheilte, alle Häuser, sowie alle Waldungen und Getraidefelder niederzubrennen und kein lebendes Wesen auf dem Boden der Vendée zu dulden. Die Royalisten würden daher obgesiegt haben, wenn nicht im Beginne des Herbstes tüchtige Generale und geübte, disciplinirte Truppen nach der Vendée geschickt worden wären. Diese Truppen waren die Garnisonen von Mainz und Valenciennes, welche Ende Juli die ihnen anvertrauten Festungen nach tapferer Gegenwehr hatten übergeben müssen. Es war ihnen bei der Capitulation die Bedingung auferlegt worden, ein Jahr lang nicht gegen die alliirten Heere zu dienen; man verwendete sie daher zum Kampfe in der Vendée, und schickte dagegen die dortigen schlechten Truppen an die

Ostgrenze, wo sie, unter andere gemischt und von besseren Generalen geführt, gute Dienste leisteten.

Den neuen Truppen, welche einen Kleber, einen Haxo und andere ausgezeichnete Generale zu Führern hatten, wurde die Unterwerfung der Vendée dadurch erleichtert, daß ihre Gegner sich im Herbst 1793 verleiten ließen, mit den Engländern in Verbindung zu treten. Die Hauptmacht der Vendéer verließ, um sich eines Hafens in der Bretagne zu bemächtigen, ihre durchschnittene Heimath, in welcher sie trotz des Sengens und Brennens der Feinde sicher war, und setzte sich durch den Übergang über die Loire (17. bis 19. Oktober) einem Kampfe in unbekannten Gegenden und auf offenem Lande aus. Sie wurde mehrmals völlig geschlagen und bis auf einige hundert Mann vernichtet. Von ihren Führern fiel Bonchamp im Kampfe, d'Elbée gerieth tödtlich verwundet in Gefangenschaft und wurde hingerichtet.

Seit dieser Zeit (December 1793 und Januar 1794) war bei den Bewohnern der Vendée von offenem Kriege, von Ritterthum und ritterlichem Edelmuth keine Rede mehr; der Kampf für Thron und Altar artete vielmehr unter Charette's und Stofflet's Führung in ein Raubfehde-Wesen aus. Das Morden, Rauben und Verheeren ließ auf beiden Seiten erst dann nach, als die Tyrannei des Wohlfahrts-Ausschusses gebrochen war, und die Männer, welche nach Robespierre's Sturz die Regierung übernahmen, den Weg der Versöhnung und Milde einschlugen. Im December 1794 wurde auf Carnot's Rath der Vendée eine vollständige Amnestie verkündigt, und zugleich für deren strenge Ausführung Sorge getragen. Doch ließen es Charette, Stofflet, die Emigranten und England auch dann noch nicht zu Ruhe und Frieden kommen.

Die angegebenen Aufstände, besonders die girondistischen, hatten die herrschende Partei gleich anfangs zu einem unverschämten Betruge veranlaßt. Um nämlich das Volk mit der Hoffnung zu täuschen, daß es vom Convent dasjenige freiwillig erhalten werde, zu dessen gewaltsamer Herbeiführung die ausgestoßenen Deputirten überall den Aufruhr predigten, machte man schnell eine neue Verfassung bekannt. Eine Commission mit Hérault de Sechelles an der Spitze hatte dieselbe mit solcher Eile verfertigt, daß der Entwurf schon am 10. Juni dem Convent vorgelegt werden konnte.

Vierzehn Tage später war die neue Verfassung von diesem geprüft und gebilligt. Am 24. Juni ward sie in die Departements geschickt, um den Primär-Versammlungen zur Annahme vorgelegt zu werden. Sie wurde, wie man sich leicht vorstellen kann, überall angenommen und dann am 10. August unter prunkenden, aber aller Wahrheit baaren Festlichkeiten, wie sie in Revolutionen häufig vorkommen, proclamirt. Kaum waren jedoch die girondistischen Aufstände unterdrückt und damit der Zweck, um dessentwillen man die neue Constitution gemacht hatte, erreicht, als am 10. Oktober (einen Tag nach der Einnahme von Lyon) der Convent durch ein längst fertiges Decret das ganze Werk wieder über den Haufen warf. Dieses Decret erklärte die neue Constitution bis zum Frieden für verhüllt und vertagt, und verordnete, daß bis dahin die provisorische Regierung als eine revolutionäre fortdauere, und Alles dem Wohlfahrts-Ausschusse, der dem Convent Rechenschaft abzulegen habe, unterworfen sein solle.

Der Antrag zu diesem Beschlusse war von St. Jüst gestellt worden, einem republikanischen Enthusiasten, welcher wie Danton und Desmoulins aus Überzeugung dem Grundsatze huldigte, daß in einer Revolution nur Muth, Energie und völlige Rücksichtslosigkeit zum Ziele führen. Nach diesem Grundsatze wurde Frankreich fortan beherrscht. Mit welcher Energie derselbe in Ausführung gebracht wurde, kann man aus einigen wenigen Convents-Beschlüssen jener Zeit ersehen. Ein Decret vom 17. September gebot die Verhaftung aller sogenannten Verdächtigen, und gab diesem Worte einen so ausgedehnten Begriff, daß man es auf jeden beliebigen Menschen anwenden konnte. Am 3. Oktober erklärte der Convent geradezu, daß politisch Angeklagte, nur um verurtheilt zu werden, vor Gericht gestellt würden; denn er verfügte, daß im Fall einer Meinungsverschiedenheit unter den Richtern die mildere Meinung nicht obsiegen dürfe, und daß deshalb bei Stimmengleichheit noch eine andere Person als Richter zugezogen werden müsse. An demselben Tage ließ der Convent eine große Zahl seiner eigenen Mitglieder, unter ihnen die edelsten Vertheidiger gesetzmäßiger Freiheit, sowie zugleich die Königin vor das Revolutions-Tribunal stellen. Schon am 16. Oktober wurde die Letztere, am 31. Oktober einundzwanzig republikanische Deputirte, Vergniaud, Lasource,

Brissot, Gensonné, Lehardy u. A., sowie am 6. November der Herzog von Orleans hingerichtet. Bald nachher erlitten die früheren Deputirten Bailly, Manuel und Barnave, die Generale Houchard und Biron, der ehemalige Minister Lebrün u. A. dasselbe Schicksal. Die Zahl derer, welche im Anfang des December 1793 zu Paris als politische Gefangene verhaftet waren, betrug nach einer officiellen Angabe nicht weniger als viertausend achthundert und dreißig.

7. Frankreich unter der Herrschaft der Triumvirn.

Am 3. December wurde die neue Regierungsweise, welche in dem Decret vom 10. Oktober eine revolutionäre genannt worden war, auf den Antrag von Billaud-Varennes und Bazire in ein förmliches System gebracht, und damit die Schreckensherrschaft gesetzlich festgestellt. Von dieser Zeit an geboten die zehn Männer, welche den Wohlfahrts-Ausschuß bildeten, oder vielmehr drei von ihnen, Robespierre, St. Jüst und Couthon, denen die übrigen sich fügten, unumschränkt über Leben, Freiheit und Eigenthum aller ihrer Mitbürger. Auf ihr Geheiß mußte jeder Franzose Soldat werden und bei Lebensstrafe alles, was man von ihm forderte, zu einem bestimmten Preise liefern. Die überallhin gesandten Commissäre des Convents, des Wohlfahrts-Ausschusses und des diesem untergeordneten Sicherheits-Ausschusses standen über jeder anderen Behörde, hatten unumschränkte Gewalt, drückten die Vornehmen und Reichen nieder, und hoben dagegen die Geringen und Armen, damit man sich ihrer bedienen könne, empor. Den genannten beiden Ausschüssen stand ein Tribunal zur Seite, welches ohne Proceß-Verfahren, ohne Appellation, und ohne daß dem Angeklagten ein Vertheidiger gestattet wurde, über Leben und Eigenthum entschied. Alles, was der früheren Zeit angehörte, und alle Menschen, welche Anhänglichkeit an das Alte zeigten, waren dem Untergange geweiht. Wer nach dem einen Gesetze, welches alle Feinde des Vaterlandes dem Tode weihte, nicht hingerichtet werden konnte, wurde nach dem anderen, welches über alle Verdächtigen die Todesstrafe aussprach, und also jeden gerichtlichen Beweis unnöthig machte, ums Leben gebracht.

Durch alles dies wurde der Zweck der neuen Regierung, die Ausrottung des Alten, freilich erreicht, aber auf eine solche Weise, daß

nachher, als das Neue wieder vernichtet ward, über Frankreich die-selben Übel hereinbrachen, an denen Deutschland und England kränkeln. Die eigentliche Religion nämlich ward ausgerottet; der Aberglauben und der Fanatismus aber blieben dem Schwerte der Zerstörer unerreichbar und wucherten deshalb nachher wieder empor. Die ehrwürdige gallikanische Kirche ging unter; an ihre Stelle trat aber nachher der papistische Jesuitismus. Die Denkmäler der Vergangenheit wurden mit vandalischer Wuth zerstört, damit in unseren Tagen ihre Formen, welche zu unseren Sitten und Ansichten nicht passen, als lächerliches Roccoco wieder erneut würden. Die Akademieen, denen Europa unsäglich viel verdankt, wurden vernichtet, später aber als leeres Ordenswesen wieder hergestellt. Die Gräber der Könige wurden entweiht und zerstört; dagegen ward in unseren Tagen vom kleinen Thiers und von Louis Philipp, dem Zöglinge Dümourier's, mit Napoleon's Asche Komödie gespielt, wobei dieselben Leute im Hermelin prangten, die einst als Sanscülotten um den Freiheitsbaum getanzt hatten.

Mit der Vernichtung des Alten war die dictatorische Einführung neuer Sitten, Einrichtungen und Formen des Lebens enge verbunden; denn der demokratische Wohlfahrts-Ausschuß hegte, wie alle Despoten, die Uberzeugung, daß man Religion, Sitte, Meinung und Verhältnisse durch bloße Befehle zu schaffen vermöge. Maß und Gewicht wurden auf eine solche Weise neu eingerichtet, daß dasjenige, was damals in Betreff ihrer festgesetzt wurde, sich bis zum heutigen Tag erhalten und sogar über Frankreich hinaus verbreitet hat. Der Kalender ward völlig umgeändert: man theilte das Jahr in zwölf gleich lange Monate mit fünf Ergänzungstagen, sowie den aus dreißig Tagen bestehenden Monat in drei Dekaden; man ersetzte die kirchlichen Namen der Tage durch astronomische und naturhistorische; man führte statt der christlichen Aera eine neue Zeitrechnung ein, nach welcher die Jahre vom ersten Tage der Republik (22. September 1792) an neu gezählt wurden. Ebenso wurden die Namen von Straßen und sogar von Städten und Dörfern verändert, die Feier der Sonn- und Festtage verboten, andere Ruhezeiten und Feste angeordnet u. dgl. m. Um das Alte leichter vertilgen und durch Neues ersetzen zu können, regte man die ganze Rohheit der demoralisirten niederen Volksklassen auf, bezahlte diejenigen, deren man

sich dazu bediente, aus der Staatskasse, und ließ am 15. November 1793 durch den Convent eine Summe Geldes für die Volksgesellschaften, welche zur Verbreitung guter Grundsätze unentbehrlich seien, anweisen, nachdem schon am 5. September durch Convents-Beschluß festgesetzt worden war, daß jeder arme Bürger oder, wie man sich ausdrückte, jeder Sanscülotte für seine Theilnahme an den Sections-Versammlungen täglich vierzig Sous erhalten solle.

Der vielen Gesetze und Verfügungen, welche in diesem Sinne gemacht wurden, gedenken wir nicht, weil alle auf ein uud dasselbe Ziel gerichtet waren. Nur über die empörenden Scenen und Aufzüge, welche ein Chaumette, ein Hébert, ein Momoro, ein eiteler adeliger Narr wie Cloots und andere gottlose Anhänger Danton's veranstalteten, muß Einiges bemerkt werden, weil sie nachher von den Triumvirn zur Vernichtung Danton's und seiner Freunde benutzt wurden. Die genannten Leute gaben, um in den Augen des Volkes jede Furcht vor dem Höheren auszurotten, nicht blos die Kirche und das Pfaffenthum, sondern auch die Religion selbst dem frevelhaftesten Spotte preis. Sie hielten gotteslästerliche Umzüge, entweihten die kirchlichen Heiligthümer, und führten in den Kirchen und auf den Straßen theatralische Scenen zur Verhöhnung der Religion und des Cultus auf. Sogar den Saal des Convents machten sie zum Schauplatze ihrer Gotteslästerungen. Am 7. November führten sie dort bei Gelegenheit einer ihrer Processionen eine scandalöse Scene herbei, bei welcher der Bischof von Paris, Gobet, die ihm zugewiesene Hauptrolle aus Angst übernahm. Dieser sagte sich nämlich feierlich von seinem Priesteramte los, und seinem Beispiele folgten die übrigen Priester im Convent, unter ihnen auch der protestantische Pfarrer Jülien. Nur ein einziger von allen, Gregoire, hatte den Muth, der Todesgefahr Trotz zu bieten. Er erklärte nicht blos laut, daß er nach wie vor Katholik und Priester bleiben werde, sondern er erschien auch gerade jetzt öffentlich in seiner Priestertracht. Der Abbé Sièyes dagegen, welcher sonst immer schweigend da saß, sprach laut aus, daß der Triumph der Vernunft über Aberglauben und Fanatismus ihn ganz ungemein freue.

Unmittelbar nach dem schmählichen Auftritte des 7. November machte der Convent sich durch ein Decret lächerlich, durch welches an die Stelle der christlichen Religion, die doch der ganzen Mensch-

heit, nicht der französischen Nation allein angehörte, ebenso eine neue Religion gesetzt werden sollte, wie man an die Stelle des französischen Königthums die französische Republik gesetzt hatte. Dieses Decret lautete: „Der katholische Cultus wird abgeschafft und durch den der Vernunft ersetzt." Die neue Göttin, zu deren Tempel man die Kirche Notre-Dame zu Paris bestimmte, ward am 10. November durch das sogenannte Fest der Vernunft gewissermaßen feierlich eingesetzt. Neben ihr wurden auch anderen allegorischen Gottheiten, wie der Freiheit, der Jugend, der ehelichen Treue u. s. w., Kirchen eingeräumt. Bei den öffentlichen Umzügen, die man den neuen Gottheiten zu Ehren hielt, figurirten gemeine Dirnen. Auch Momoro's Gattin stellte einst die Göttin der Vernunft vor Täglich liefen beim Convent schriftliche Anzeigen von Verläugnung der Religion ein, welche meistens mit frechen Lästerreden ausgestattet waren. Hébert verlangte sogar, daß man alle Kirchthürme, als dem Princip der Freiheit widersprechend, abtragen solle.

Das Ärgerniß, welches der Cynismus und die Himmelstürmerei von Danton's Anhängern hervorriefen, gab dem tückischen Robespierre einen erwünschten Vorwand, um sich auch dieser Leute und ihres Hauptes, des eigentlichen Gründers der Republik, zu entledigen. Robespierre hatte dabei den Vortheil, daß, gerade als er Danton und seine Anhänger zu verderben suchte, mehrere von diesen auf förmlichen Gaunerstreichen ertappt wurden. Es war bekannt, daß Hébert, einer der ärgsten Gotteslästerer, sich vom Kriegs-Minister hundertundzwanzigtausend Francs für Exemplare seines Blattes (des Père Duchesne) hatte bezahlen lassen, welche angeblich unter die Soldaten des Heeres vertheilt wurden, um den Sansculottismus derselben zu beleben. Andere Dantonisten, unter ihnen der Pfarrer Jülien, der ehemalige Kapuziner Chabot, der Advokat Bazire, der frühere Theater-Dichter Fabre d'Eglantine, hatten wuchernde Börsen-Speculationen getrieben, und man sagte, Danton habe den Gewinn mit ihnen getheilt. Bald nachher ließen sich einige der Genannten durch die Directoren der ostindischen Compagnie mit einer halben Million bestechen, und verfälschten zu deren Gunsten ein Actenstück. Diese Fälschung ward bewiesen und vereitelt; Robespierre aber benutzte sie zu seinen Zwecken. Eines seiner Werkzeuge im Convent, der Advokat Amar, mußte am

18. November die Bestrafung derjenigen, welche als offenbare Gauner niemand in Schutz nehmen durfte, beantragen. Diese wurden hierauf verhaftet mit Ausnahme Jülien's, der sich durch die Flucht rettete. Da jedoch der Anhang der eingezogenen Gauner noch allzu mächtig war, so suchte Robespierre der Partei von einer anderen Seite her beizukommen. Er benutzte das Ärgerniß, welches der zur Schau getragene Atheismus vieler Dantonisten erregt hatte, um den besseren Theil der Convents-Deputirten und des Volkes an sich zu ziehen und dann auch den Kern der Gegen-Partei zu verderben. Am 20. November hatten Cloots und Consorten eine Procession in den Convent veranstaltet, bei welcher Kanoniere in Chorröcken erschienen, Kirchengeräthe auf Eseln oder auf Tragbahren geladen dem Spotte preisgegeben und tolle Lieder gesungen wurden. Dieses Übermaß des Unfuges, über welchen auch Danton erbittert war, nahm Robespierre zum Anlaß, um sich schon am Tage nachher im Jakobiner-Klubb für einen Gegner des Atheismus, den er eine aristokratische Sache nannte, zu erklären. Seine heimtückische Heuchelei hatte den beabsichtigten Erfolg: Robespierre erschien als die letzte Zuflucht der unterdrückten Mehrzahl nicht-demoralisirter Franzosen. Alle Freunde der Ordnung schlossen sich an ihn an, weil sie die Blasphemieen, Schwelgereien und Gaunereien der Dantonisten für ein weit größeres Übel hielten, als die Tyrannei der Triumvirn, die sich früher oder später selbst zerstören mußte. Alle Deputirten, welche bisher furchtsam geschwiegen hatten, sahen, daß sie jetzt laut werden dürften. Der Convent ergriff daher auch jetzt endlich Maßregeln gegen die Verhöhnung der Religion und des Cultus. Ende November wurden Maskeraden, wie die so eben erwähnte, verboten und zugleich die förmliche Erklärung erlassen, daß die Religions-Freiheit nicht beeinträchtigt werden solle.

Von diesem Augenblicke an schwebte das Schwert über dem Nacken der Cordeliers, und die Zwietracht zwischen ihnen und Robespierre's Anhängern ging in einen offenen Kampf über. Die Jakobiner stießen im December alle Cordeliers aus ihrem Klubb aus. Dagegen kündigte im Anfange des Jahres 1794 Camille Desmoulins den Triumvirn und ihrem Schreckens-System förmlich den Krieg an. Er rückte nämlich Stellen des Tacitus, in welchen Tiber's Despotie und Grausamkeit mit sehr grellen Farben

dargestellt werden, auf eine solche Weise in sein Journal (Le vieux cordelier) ein, daß jedermann in der Schilderung Tiber's das Bild der Triumvirn erkennen mußte. Danton hätte, da er durch seinen Anhang furchtbarer war, als Robespierre durch den seinigen, den gegen ihn gerichteten Schlag auf das Haupt der Triumvirn ablenken können. Er that dies jedoch nicht, theils weil er durch sein Wohlleben indolent und schlaff geworden war, theils auch, weil er aus Patriotismus keinen Vernichtungskampf der Patrioten gegen einander selbst veranlassen wollte. Er erlag daher trotz seiner größeren Macht der beweglichen Schlangennatur Robespierre's. Danton und Desmoulins hatten ihr Ziel erreicht: sie hatten durch schrankenlose Kühnheit Frankreich befreit und zugleich sich selbst bereichert. Sie wollten daher jetzt einerseits dem Schrecken und der Vernichtung Einhalt gethan haben, andererseits aber auch in Ruhe dem Genusse leben. Sie hatten schon längst dem nüchternen und unablässig thätigen Robespierre das Feld im Wohlfahrts-Ausschusse geräumt. Nachher hatte Danton sich gerade im entscheidenden Augenblicke nach seiner Vaterstadt Arcis für Aube begeben, wo er mehrere Monate blieb und mit seiner jungen Frau aller Pariser Kabalen vergaß. Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt hatte er wegen der geringen Meinung, die er von Robespierre hegte, mit diesem keinen Kampf begonnen. Als er endlich sich aufraffte, sah er, daß es zu spät sei.

Robespierre schritt gegen Danton sehr langsam vorwärts, weil er recht gut wußte, wie sehr dieser ihm durch sein Talent und seinen Anhang überlegen sei. Er vernichtete zuerst einen seiner Anhänger nach dem anderen, und griff ihn selbst nicht eher an, als bis er seiner Sache ganz sicher war. Er hatte dabei den Vortheil voraus, daß der große Haufen ihm ergeben war, Danton und seine Freunde aber haßte. Dies hatte einen doppelten Grund. Robespierre buhlte nämlich stets um die Gunst der Menge, während Danton die Meinung der Menschen verachtete. Dieser und seine Genossen handelten aber außerdem auch frevelnd und trotzend, und trugen ihre Räubereien, ihr Schwelgen und ihren egoistischen Materialismus offen zur Schau. Robespierre dagegen war zwar von Herrschsucht, Hochmuth und Neid erfüllt und ließ Tausende ums Leben bringen; aber er pochte dabei auf seine Tugend, blieb stets unbestechlich, hielt Schwelgerei

und Glanz von sich ab, und affectirte in Sitten und Lebensweise den Bürgersmann, weshalb denn auch die niedrigste Volksklasse wie die Schreiners-Familie Lebas, bei welcher er wohnte und speiste, ihn abgöttisch verehrte. Auch im Convent und im Jakobiner-Klubb hatte Robespierre aus den angegebenen Gründen ein größeres Gewicht erlangt, als seine Talente ihm jemals hätten verschaffen können.

Das Mittel, durch welches er Danton und seine Partei zu vernichten suchte, war das schon oft angewandte. Man brachte Gerüchte von einer angeblichen Verschwörung in Umlauf, und ließ dann ein Gesetz machen, vermittelst dessen diejenigen, die man im Auge hatte, getroffen werden konnten. Die angebliche Verschwörung bestand darin, daß die Cordeliers Geld vom Auslande genommen, und eine sogenannte Fremden-Faction zur Sprengung des Convents und zum Sturze der Republik gebildet haben sollten. Am 13. März 1794 berichtete St. Jüst im Convent über diese Verschwörung, und trug im Namen des vereinigten Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausschusses auf ein Gesetz an, durch welches der Begriff der Verdächtigen bedeutend erweitert ward. Es sollten nämlich neben den bisherigen royalistischen, aristokratischen und hierarchischen Todesverbrechern noch drei andere Klassen geschaffen werden. Die beiden ersten Klassen begriffen diejenigen Demokraten in sich, welche die Corrupten hießen, oder mit anderen Worten die speculirenden Gauner und die Ultra-Revolutionärs. Diese wurden in St. Jüst's Berichte sehr ausführlich charakterisirt. Die dritte Klasse bestand aus den Gemäßigten. Ihrer wurde nur obenhin gedacht, weil Alles auf die beiden anderen Klassen abgesehen war.

Sobald das von St. Jüst beantragte Gesetz erlassen worden war, brachte man es gegen neunzehn Männer in Anwendung, welche niemand bedauern oder ernstlich vertheidigen konnte. Es waren September-Mörder, wie der General der Revolutions-Armee Ronsin, betrügerische Speculanten und verkäufliche Agenten, wie die Leute, welche einst Dümourier ausspionirt hatten, und einige jener unsinnigen Religions-Spötter, wie Momoro, Cloots und Hébert. Ein Theil der sogenannten Corrupten oder überwiesenen Gauner, wie Chabot, Bazire und Fabre d'Eglantine, wurde boshafter Weise aufgespart, um bald nachher zugleich mit Danton

hingerichtet zu werden und dadurch diesem eine Schmach zu bereiten. Der Maire Pache, welcher in dieselbe Kategorie gehörte, schlüpfte diesmal sowie später durch, und ward in der Folge ein vornehmer Herr. Schon am 24. März wurden die neunzehn Angeklagten hingerichtet. Die Tyrannen beraubten sich übrigens damals selbst der Mittel, ihre Herrschaft zu erhalten, weil diese auf der physischen Kraft der niederen Klassen beruhte, und seit Rousin's Hinrichtung, in Folge deren am 27. März die Revolutions-Armee aufgelöst wurde, sich niemand mehr an die Spitze des bewaffneten Pöbels stellen konnte.

Daß auch der Kern der Männer, welche mit Kopf und Faust die neue Republik gegründet hatten, vernichtet werden sollte, war damals jedermann klar. Danton hätte vielleicht mit seinen höllischen Schaaren sich noch retten oder doch wenigstens sein Leben theuer verkaufen können; er besaß aber trotz aller seiner Frevelthaten zu viel Gemüth, Hoheit des Sinnes und Patriotismus, um das Anerbieten Westermann's anzunehmen, welcher mit seinen Soldaten und den Vorstädtern einen Angriff auf die Triumvirn machen wollte. Robespierre selbst hegte eine solche Furcht vor Danton's und seiner Freunde Talent und Charakter-Kraft, sowie vor der Stärke ihres Anhanges, daß er zu ihrer Verhaftung nicht blos die Zustimmung der beiden Regierungs-Ausschüsse, sondern auch die des zahlreichen Ausschusses der Gesetzgebung einholen zu müssen glaubte. Erst nachdem dies geschehen war, wagten die Triumvirn in der Nacht vom 30./31. März, den furchtbaren Danton und mit ihm seine Freunde Desmoulins, Lacroix und Philippeaux, von denen der Letztere die in der Vendée verübten Gräuel enthüllt und ihre Bestrafung verlangt hatte, verhaften zu lassen. Am folgenden Morgen stellten die Triumviren im Convent den Antrag, daß die Verhafteten zugleich mit einer Anzahl anderer Männer als Mitverschworene des Herzogs von Orleans, Dümourier's und Fabre d'Eglantine's angeklagt werden sollten. Der Convent decretirte, wie immer, was ihm befohlen wurde, obgleich die Mehrzahl seiner Mitglieder den Angeklagten gewogen war. In den Proceß der genannten vier Männer wurden noch elf andere verwickelt, und zwar nicht blos Leute wie Westermann und Hérault de Sechelles, sondern auch ein Fabre d'Eglantine, ein Chabot, ein Bazire und andere Gauner.

Am 1. April begann der Proceß vor dem Revolutions-Tribunal; er dauerte bis zum 4ten. Danton und Desmoulins erschreckten durch ihre unerschütterliche Haltung die Richter; und es herrschte im Gerichtssaal während der ganzen Verhandlung ein furchtbarer Lärm und Tumult. Als Danton und Desmoulins zuletzt gar die persönliche Erscheinung ihrer Ankläger, sowie die Vorführung von sechszehn Deputirten als Zeugen verlangten, oder mit anderen Worten als sie den Proceß in eine Anklage ihrer Feinde verwandeln wollten, verzagten selbst solche Leute, wie der Präsident Herman und der Staatsankläger Fouquier Tinville waren. Diese wußten sich nur durch ein Mittel von ganz außerordentlicher Art zu helfen. Sie wandten sich mitten in der letzten Sitzung des Tribunals an den Wohlfahrts-Ausschuß, und verlangten, daß ein besonderes Gesetz für diesen einzelnen Fall gemacht werde. St. Jüst eilte hierauf sogleich in den Convent und trug auf ein solches Gesetz an. Zur Begründung seines Begehrens bediente er sich eines Spions, welcher mit den Angeklagten eingesperrt worden war und angezeigt hatte, daß er einen von diesen habe sagen hören, sie könnten wohl durch einen Aufstand befreit werden. Diese Aussage wurde als die Anzeige einer im Gefängnisse angezettelten Verschwörung genommen, und der Convent faßte, auf dieselbe gestützt, den Beschluß, daß das Revolutions-Tribunal über die Angeklagten ein Urtheil sprechen und einen jeden, der ihm nicht die schuldige Achtung beweise oder Lärm und Unruhe veranlasse, ohne weitere Form verurtheilen solle. Diesem Convents-Beschlusse gemäß wurden die Angeklagten sogleich abgeführt und am folgenden Tage (4. April) summarisch zum Tode verurtheilt. Am 5. April bestiegen sie das Schaffot. Sie behielten ihre feste Haltung bis zum letzten Augenblicke bei. Acht Tage nachher wurden achtzehn andere Personen, die zu den Gegnern der Triumvirn gehörten, unter ihnen auch der Bischof Gobet und der gemeinste von der ganzen Sippschaft, der Gotteslästerer Chaumette, hingerichtet. Man hatte den Letzteren absichtlich aufgespart, um durch seine Genossenschaft die anderen Hingerichteten zu beschimpfen.

Die Triumvirn schienen gesiegt zu haben; sie hatten aber jetzt einen hoffnungslosen Kampf mit den zahlreichen Anhängern Danton's zu bestehen, sowie mit allen Gegnern des Jakobinismus,

die sich, mochten sie nun Royalisten oder Republikaner sein, an den Rest von Danton's Partei im Convent anschlossen. Robespierre mußte daher seit April seine Grausamkeiten bis aufs Äußerste steigern, zumal da er durch Hochmuth, Herrschsucht und Neid auch seinen Collegen im Wohlfahrts-Ausschuß unerträglich geworden war. Die Zahl der politischen Gefangenen in Paris, welche schon am 1. Mai auf achttausend gestiegen war, wuchs immer mehr an, obgleich anfangs jeden Tag wenigstens ein, nachher zwei, dann drei und zuletzt sogar vier Dutzend Menschen und darüber hingerichtet wurden. Bei der Menge von energischen Bösewichtern, welche geopfert werden mußten, machte immer eine Hinrichtung zehn andere nothwendig; und die Triumvirn hätten, blos um sich halten zu können, Frankreich zu einer Einöde machen müssen. Danton hatte daher auch vor seinem Ende mit vollem Rechte voraussagen können, daß in kurzer Zeit seine Mörder selbst das Schaffot besteigen würden. Am 10. Juni (22. Prairial) erließ der Convent auf Couthon's Antrag sogar das Gesetz, daß beim Revolutions-Tribunal alle Zeugen entbehrlich seien oder, wie man sich ausdrückte, daß das Gewissen der von Patriotismus und Gerechtigkeitsliebe erfüllten Richter und Geschworenen zum Urtheilsspruche genügen sollte. Durch dasselbe Gesetz wurde das Revolutions-Tribunal in vier Senate getheilt, welche aus je drei Richtern und je neun bezahlten Geschworenen bestanden, und zu gleicher Zeit neben einander Sitzung hielten.

Zu den Opfern, welche im Frühling des Jahres 1794 dem herrschenden furchtbaren System gebracht wurden, gehörte auch Ludwig's XVI. Schwester Elisabeth. Fast in demselben Augenblicke, als diese Prinzessin, das Muster jeder weiblichen und christlichen Tugend, hingerichtet wurde (10. Mai), kam der zähe und neidische Zerstörer aller wahren Freiheit auf den Einfall, der Prophet eines republikanischen Gottes zu werden. Er fühlte nämlich, daß sein Thron wanke, und glaubte bei den vielen Menschen, die sich nach der Wiederkehr religiöser Gefühle und sittlicher Grundsätze sehnten, eine Stütze finden zu können, wenn er plötzlich Religion predige. Er machte sich aber dadurch auch noch lächerlich, nachdem er schon längst verhaßt gewesen war. Am 7. Mai hielt er im Convent eine pomphafte Rede über die Religion und Moral und ihren Zusammenhang mit den republikanischen Grundsätzen, und bewog die

Versammlung, durch ein förmliches Decret das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele für Wahrheit zu erklären. Zugleich ließ er nicht blos vier große National-Feste zur Erinnerung an den 14. Juli 1789, an den 10. August 1792 und an den 21. Januar und 31. Mai 1793 anordnen, sondern auch die Dekaden oder die Sonntage des republikanischen Kalenders zu Festtagen erklären, welche dem höchsten Wesen, dem Menschengeschlechte, dem französischen Volke, den Wohlthätern der Menschheit, der Freiheit, der Jugend, dem Ackerbau u. s. w. gewidmet seien. Nachdem auf solche Weise eine republikanische Religion geschaffen und ein neuer Cultus für dieselbe eingerichtet worden war, ließ Robespierre am 8. Juni (20. Prairial) das sogenannte Fest des höchsten Wesens halten, eine mit Processionen, Prunkreden, Hymnen und symbolischen Handlungen ausgeschmückte theatralische Scene, bei welcher der hochmüthige Heuchler selbst als Großpriester der neuen Religion figurirte. Alles dies erregte auf der einen Seite den Spott von Robespierre's Collegen, auf der anderen den Unwillen jeder reineren Seele. Robespierre selbst verirrte sich damals in ein ihm ganz fremdes theoretisches Gebiet. Der kalte, nur für nackte Realität empfängliche Mann wollte gleich seinem Freunde, dem Idealisten St. Jüst, schwärmen; er verlor aber, während er in die Sterne zu schauen glaubte, das vor seinen Füßen liegende erreichbare Ziel aus den Augen, glitt aus, und wurde dann durch seine rein praktischen Collegen im Wohlfahrts-Ausschusse, einen Collot d'Herbois und Billaud-Varennes, vollends zu Boden geworfen.

Die Gegner der Triumvirn im Wohlfahrts-Ausschuß hatten, als sie diese zu stürzen suchten, den Vortheil, daß sie selbst später ihre Hände in Unschuld waschen und alle begangenen Mordthaten den drei Männern zuschreiben konnten. Dieser Vortheil ward ihnen durch den Umstand gewährt, daß jedes Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses sein besonderes Fach hatte. Die Triumvirn konnten übrigens die Absicht ihrer Gegner schon im Juni klar erkennen; denn es zeigte sich damals, daß sowohl im Convent, als in den beiden Regierungs-Ausschüssen die Mehrheit ihnen nicht mehr blindlings folge. Robespierre hielt daher auch von dieser Zeit an für rathsam, den Sitzungen des Wohlfahrts-Ausschusses gar nicht mehr beizuwohnen. Gegen die ihnen drohende Gefahr suchten sich die

Triumvirn durch ihr gewöhnliches Mittel zu helfen. Sie erdichteten eine Conspiration, um ihre Feinde als Theilnehmer an derselben vernichten zu können. Ihre Haupt-Stütze war der ihnen unbedingt ergebene Jakobiner-Klubb, welcher damals noch allmächtig in Paris war, da ihm nicht nur die Richter und der Staatsankläger des Revolutions-Tribunals, sondern auch der Maire Fleuriot und die Mitglieder des Gemeinderathes angehörten. Außerdem konnten sich die Triumvirn auf die unter dem Namen Nationalgarde bestehende furchtbare Miliz von Paris verlassen; denn diese wurde von Henriot befehligt, welcher der Jakobiner-Faction auf Tod und Leben ergeben war.

Sobald Collot d'Herbois und Billaud-Varennnes, die Häupter der gegen die Triumviren entstandenen Verbindung, aus den Verhandlungen des Jakobiner-Klubbs erkannten, daß sie bedroht seien, beschlossen sie, durch den Sturz der Triumvirn ihrem eigenen Untergange zuvorzukommen. Auch Carnot, der in sein Fach verloren lange Zeit geschwiegen hatte, war endlich gegen das Treiben dreier Leute aufgetreten, welche tief unter ihm standen. Barere dagegen lauerte noch, bis er des neuen Windes ganz sicher war und danach seine Segel anders spannen konnte. Die übrigen Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses, Lindet, Prieur und Jean Bon St. André, waren schon längst gewohnt, einen und denselben Weg mit Carnot zu gehen. An die genannten Gegner der Triumvirn im Wohlfahrts-Ausschusse schlossen sich Fouché, Tallien, Fréron, Legendre, Thüriot, Bourdon und andere Convents-Deputirte an. Von diesen wurden Bourdon, Legendre und Thüriot als Dantonisten von dem Wunsche geleitet, die Ermordung ihrer Freunde zu rächen. Fouché, Fréron und Tallien aber ergriffen die Gelegenheit, um ihre in Lyon, Marseille, Toulon und Bordeaux verübten Gräuelthaten vergessen zu machen. Die beiden Letzteren waren damals aus Sanscülotten elegante Herren geworden, und besonders spielte Tallien als Gatte einer der reichsten Weltdamen, der Frau von Fontenay geb. Cabarrüs, die er aus dem Gefängnisse gerettet und dann auf einige Zeit geheirathet hatte, die Rolle eines eifrigen Convertiten der Aristokratie.

Die Triumvirn suchten gegen ihre Feinde die Scene vom 31. Mai und 2. Juni 1793 (s. S. 330 ff.) zu wiederholen. Sie fanden jedoch

einen ganz anderen Widerstand, als die Girondisten an jenen beiden Tagen geleistet hatten; denn ihre Gegner waren im Boden der Revolution fest gewurzelt, und hatten einen bedeutenden Anhang. Die Triumvirn begannen ihren Angriff damit, daß sie Fouché und andere ihrer Gegner aus dem Jakobiner-Klubb ausstoßen ließen, und dadurch diejenigen bezeichneten, die sie zu verderben wünschten. Dann hielt Robespierre am 8. Thermidor (26. Juli) im Convent eine Rede, durch welche er auf einen von St. Jüst am folgenden Tage abzustattenden Bericht über Conspirationen vorbereiten wollte. Sie ward von einem Theile der Deputirten mit Murren, von dem anderen mit Schweigen aufgenommen, und die Art, wie unmittelbar nachher Fréron und Andere gegen Robespierre auftraten, mußte diesem zeigen, daß bereits die Ratten das scheiternde Schiff des Triumvirats zu verlassen anfingen. Jetzt gewann endlich auch Barere Muth; er sprach sich am Abend dieses Tages in der Sitzung der vereinigten Regierungs-Ausschüsse offen und dreist gegen das Triumvirat aus. Beide Theile rüsteten sich am Abend und am folgenden Morgen zu dem bevorstehenden Kampfe. St. Jüst arbeitete in der Sitzung der beiden Ausschüsse selbst, abgesondert von den übrigen Mitgliedern, eine Anklage-Acte aus, welche in die Form eines im Namen dieser Ausschüsse zu verlesenden Berichtes eingekleidet war; er theilte aber denselben seinen Collegen trotz ihrer Aufforderung nicht mit. Die Letzteren, welche bereits von anderer Seite her das Vorhaben der Triumvirn erfahren hatten, arbeiteten daher auch ihrerseits einen Bericht aus. Sie wurden jedoch erst um die Mittagsstunde des folgenden Tages, als St. Jüst seinen Bericht im Convent bereits vorzutragen begonnen hatte, mit dem ihrigen fertig. Er enthielt den Antrag, daß Robespierre nebst allen seinen Genossen in Anklagestand versetzt und verhaftet, eine Proclamation an das Volk erlassen und die Pariser Nationalgarde neu organisirt werden solle.

Am Morgen des 9. Thermidor (27. Juli) befaßte sich der Convent, dessen Präsident an diesem Tage zuerst Collot d'Herbois, nachher aber Thüriot, ein alter Feind Robespierre's, war, anfangs mit untergeordneten Geschäften. Nachher begann St. Jüst seinen Bericht vorzutragen. Jetzt erschienen aber die Mitglieder der beiden Ausschüsse mit ihrem Berichte; und diese waren kaum in den Saal

eingetreten, als St. Jüst sogleich am Fortlesen gehindert wurde. Vergebens suchte er wieder zum Worte zu kommen; vergebens bot Robespierre Alles auf, um ihm dazu zu verhelfen; vergebens hatte man Jakobiner in den Saal geschickt, um den Augenblick zu erspähen, wo Henriot und seine Schaaren herbeigerufen werden sollten. Es ballten sich alle Fäuste, welche früher auf Danton's Geheiß so oft mit Erfolg thätig gewesen waren; Robespierre und St. Jüst wurden durch unaufhörliches Schreien im Reden gehindert, die spähenden Jakobiner zum Saale hinausgeworfen, und dann das Wort dem dazu ausersehenen Tallien gegeben. Jetzt ward der Lärm noch ärger. Die ganze Versammlung drängte sich um die Rednerbühne; und als Robespierre immer wieder zu reden versuchte, ertönte von allen Seiten her der Ruf: „Du hast das Wort nicht! Nieder mit dem Tyrannen!" Man ließ ihn und seinen Genossen St. Jüst nicht wieder zum Worte kommen; und als Tallien inmitten des Tumultes gegen die bisherigen Tyrannen sprach, wurden plötzlich alle Feigen kühn. Auf solche Weise errangen, zur großen Freude aller gemäßigten Deputirten, Frevler und Schurken einen Sieg über Ihresgleichen, welchen rechtliche Leute nie errungen haben würden. Als die Stimme der Triumvirn erstickt worden war, bestieg Barere die Tribüne, um den Bericht der beiden Ausschüsse vorzulesen. Auf seinen Antrag wurde die Umgestaltung der Nationalgarde, eine Proclamation an das Volk und die Verhaftung von Robespierre, St. Jüst und Couthon beschlossen. Diese ward augenblicklich vollzogen. Gleich nachher wurde auf Befehl der Regierungs-Ausschüsse auch der Commandant Henriot, gerade als derselbe das Volk zu den Waffen rief, in Haft genommen.

Der Convent hob, sobald der Sieg errungen war, einstweilen seine Sitzung auf. Als sie um sieben Uhr Abends wieder eröffnet wurde, hatte Alles ein anderes Ansehen erhalten. Die Jakobiner hatten die Sectionen einberufen; der ihnen angehörende Gemeinderath war seinerseits thätig gewesen; Coffinhal hatte Henriot aus der Haft befreit, und dieser zog mit zahlreicher Artillerie gegen die Tuilerien, in welchen der Convent so eben seine Sitzung wieder eröffnete. Bald nachher wurden auch die anderen Verhafteten befreit. Man führte sie sogleich auf das Stadthaus, wo ihre Freunde sich versammelt hatten. Zum Glück für den Convent verlor jedoch

Robespierre, anstatt rasch zu handeln, die Zeit mit Berathschlagungen, und Henriot, welcher ganz betrunken war, konnte seine Kanoniere nicht zum Feuern bewegen, als diese die Nachricht erhielten, daß der Convent die Acht über ihn ausgesprochen habe. Der Convent benutzte die Unentschlossenheit seiner Feinde, um rasch Gegenanstalten zu machen. Er erklärte, wie man das nannte, Robespierre und seine Freunde außer dem Gesetze, ließ durch ausgesandte Commissäre die den Jakobinern feindlichen Quartiere zu den Waffen rufen, und ernannte den Deputirten Barras zum Oberbefehlshaber der ganzen bewaffneten Macht. Der Letztere, welcher früher als Convents-Commissär in Marseille und Toulon seine Grausamkeit und Energie bewiesen hatte (s. S. 336 f.), besaß zwar keine große militärische Erfahrung, er gebrauchte aber stets tüchtige Leute als Unterbefehlshaber. Gegen drei Uhr Morgens rückten die von den Convents-Commissären gesammelten Schaaren von allen Seiten her gegen das Stadthaus heran, vor welchem der Pöbel dicht gedrängt stand und noch immer auf die Befehle seiner Führer harrte. In kurzer Zeit war die Masse vertrieben. Die Truppen des Convents drangen in das Stadthaus ein, und nahmen dort um halb vier Uhr Morgens die geächteten Männer gefangen. Von diesen ließ nur St. Jüst sich ohne Widerstreben verhaften. Lebas tödtete sich durch einen Pistolenschuß. Robespierre versuchte dasselbe, zerschmetterte sich aber nur die Kinnlade und wurde gräßlich entstellt fortgeschleppt. Sein Bruder stürzte sich aus dem Fenster, fand jedoch den gewünschten Tod nicht. Der lahme Couthon wurde unter dem Tische festgenommen, wo er sich, als wenn er todt wäre, hingelegt hatte. Henriot war in eine Kloake gekrochen, und ward voll Unraths mit einem Haken hervorgeholt.

Die Verhafteten, zweiundzwanzig an der Zahl, wurden noch an demselben Tage hingerichtet. Die Regierungs-Ausschüsse erklärten nämlich, daß bei Geächteten kein Proceß nöthig sei, sondern blos die Identität ihrer Personen durch das Revolutions-Tribunal festgestellt werden müsse. Fouquier-Tinville suchte vergebens die Hinrichtung zu verzögern; der Convent machte es gerade so, wie er selbst es bei Danton's Hinrichtung gemacht hatte: er gebot dem Tribunal die sofortige Ausführung des Ächtungsbefehles. Sein Gebot wurde vollzogen, und kurz vor dem Schlusse seiner Sitzung erhielt der Convent die Nachricht, daß die Häupter der Verhafteten gefallen seien. Zu den

am 9. Thermidor Hingerichteten gehörten die beiden Robespierre, St. Jüst, Couthon, Henriot, der Präsident des Revolutions-Tribunals Dümas und der Maire Fleuriot. An den beiden folgenden Tagen wurden noch zweiundsiebenzig andere Jakobiner und Anhänger Robespierre's, unter ihnen die meisten Mitglieder des Pariser Gemeinderathes, hingerichtet. Die Geschichte der Menschen, welche zwei Jahre lang Frankreich mishandelt hatten, endigte also wie ein Räuber-Drama.

Der glückliche Ausgang der Sache war, wie einer der zuverlässigsten unter den vielen Memoiren-Schreibern jener Zeit, der Convents-Deputirte Thibaudeau, urtheilt, gleich den meisten großen Begebenheiten eine Wirkung des Zufalls gewesen. „Wenn Unternehmungen, setzt Thibaudeau hinzu, fehlschlagen, so klagt der Mensch das Schicksal an; gelingen sie aber, so schreibt er sie seiner eigenen Weisheit zu. Jeder nahm daher nach dem Sturze der Triumvirn die Ehre Anspruch, mehr oder weniger zu demselben beigetragen zu haben." Auch über den wahren Charakter des Kampfes gegen Robespierre urtheilt dieser Mann, der zu den wenigen ruhigen und verständigen Freiheitsfreunden seiner Zeit gehörte, durchaus richtig und treffend. Er sagt, der Zweck des Kampfes sei nicht die Vernichtung der Tyrannei, sondern blos ein Wechsel in den Personen der Tyrannen gewesen. Wirklich war auch der Sturz der Triumvirn nicht mit einer unmittelbaren Änderung des herrschenden Systems verbunden; denn diese würde eine gerichtliche Untersuchung gegen die Urheber und Träger des Schreckens-Systems, also auch gegen die Besieger der Triumvirn oder, wie man sie nannte, die Thermidoristen herbeigeführt haben. Es schien sogar, als wenn gleich nach dem 9. Thermidor der Terrorismus noch mehr gesteigert werden sollte. Die Thermidoristen, ein Fouché, Barras, Fréron, Legendre und Tallien, waren ja der Rumpf der Dantonisten, Leute ohne Gewissen und Grundsatz, welche nicht, wie St. Jüst, schwärmten, sondern ihre Verbrechen kalt berechneten. Freilich konnten diese Leute sich nicht lange im Besitze der höchsten Gewalt behaupten; denn sie hatten den Pöbel, der sie allein gegen den besseren Theil der Nation hätte schützen können, unversöhnlich beleidigt, und sich also selbst ihrer Stütze beraubt.

8. Gang des ersten Coalitions-Krieges in den Jahren 1793 und 1794.

Der Krieg, welchen das verbündete Europa mit Frankreich führte, nahm schon nach anderthalb Jahren einen für die Alliirten unglücklichen Ausgang. Dies erklärt sich ebenso, wie das spätere Kriegsglück der Franzosen, ganz einfach daraus, daß für die Franzosen der Krieg eine National-Angelegenheit, für ihre Feinde dagegen nur eine Sache der Minister und ihrer Politik war. Außerdem waren aber auch auf Seiten der Letzteren die commandirenden Generale und ihre Herrscher stets unter einander uneinig, während dagegen bei den Franzosen ein einziger Mann, Carnot, die Kriegsangelegenheiten mit unumschränkter Gewalt leitete. Dieser erfahrene und geniale Kriegsmann bekämpfte die bei ihrer alten Methode beharrenden Führer der Feinde durch ein neu erfundenes System der Kriegskunst. Er wurde dabei, wegen des herrschenden terroristischen Systems, in allen seinen Maßregeln weder durch irgend eine Rücksicht, noch durch die geringste Schwierigkeit gehemmt. Alles, was zum Kriege erforderlich war, Menschen, Geld, Pulver, Kanonen und Lebensmittel, wurde damals in Frankreich überall, wo man es fand, weggenommen, und der Tod drohte jedem, der sich dabei widersetzte. Unter solchen Umständen und gegenüber der Tapferkeit eines Heeres, das aus der gesammten waffenfähigen Mannschaft eines kriegerischen Volkes bestand, mußte die Weisheit systematischer Feldherren, die einer vorübergegangenen Zeit angehörten, nothwendiger Weise zu Schanden werden.

Wir haben diese allgemeine Bemerkung vorausgeschickt, und wollen sie noch durch einige weitere Ausführungen erläutern, weil die Kriegsbegebenheiten selbst nur ganz kurz berichtet werden können. Herzog Ferdinand von Braunschweig selbst hat, als er im Jahre 1794 seine Entlassung nahm, öffentlich ausgesprochen, daß die Alliirten mit den beschränkten Mitteln, welche ihre veralteten Staatseinrichtungen ihnen gewährten, nicht im Stande seien, der kolossalen demokratischen Einheit der Franzosen die Spitze zu bieten. Und doch gehörte er selbst zu den Generalen, welche einem fanatisirten Volke und seinem neuen Kriegs-System gegenüber der alten methodischen Kriegführung nicht zu entsagen vermochten. Eben solche Generale

waren sein Nachfolger im Commando, Möllendorf, der die Östreicher führende Prinz von Koburg und der Herzog von York, Georg's III. Sohn, welcher das englische Landheer befehligte. Eine Ausnahme bildeten freilich Clairfait und der Erzherzog Karl; aber diese Männer besaßen den nöthigen Einfluß im Kabinet nicht, und sahen sich sowohl durch die politischen Kabalen, welche während des Krieges beständig angesponnen wurden, als auch durch die Zwietracht ihrer Regierungen und durch den Mangel an Munition und Lebensmitteln in ihren Unternehmungen gehemmt. Für die Kriegsbedürfnisse war so wenig gesorgt, daß, als 1793 die Preußen Mainz, die Östreicher Valenciennes und Condé belagerten, Beide nicht einmal das erforderliche Geschütz hatten, sondern es von den Holländern leihen mußten. Sogar die Art, wie man die Feldzugs-Plane entwarf, machte es jedem tüchtigen General unmöglich, etwas Erfolgreiches zu unternehmen. Als z. B. im Februar 1794 der Plan für den Krieg dieses Jahres berathen werden sollte, versammelte man nicht etwa blos die Heerführer und Generale, sondern auch eine große Anzahl von Prinzen und Grafen. Mit dem papiernen Product einer solchen Versammlung sollten dann Feinde bekämpft werden, welche von Einer festen Hand geleitet und von den tüchtigsten Feldherren angeführt wurden.

Sogar unter den Generalen selbst herrschte Zwietracht. Man mußte z. B. im Jahre 1793 wegen der Eifersucht, welche zwischen Ferdinand von Braunschweig und dem östreichischen General Wurmser bestand, die sonderbare Einrichtung treffen, daß alle Befehle des Ersteren an den Letzteren nicht von jenem, sondern vom preußischen Könige ertheilt wurden. Die Zwietracht unter den Regierungen war noch größer, weil jede derselben ihr besonderes Ziel verfolgte. Die Östreicher zeigten schon bei der ersten Unternehmung, die sie 1793 nach Dümourier's Verrätherei machten, daß sie die Coalition nur dazu benutzen wollten, um für sich Eroberungen zu machen; denn sie nahmen die beiden Festungen Condé und Valenciennes, welche sie damals eroberten, nicht als anvertrautes Gut, sondern als Eigenthum in Besitz. Sie erregten dadurch das größte Mistrauen bei ihren Bundesgenossen, und leiteten diese ganz auf dieselbe Bahn. Der damalige Groß-Pensionarius von Holland, van Spiegel, sagt geradezu, man habe von Anfang an eilen müssen, die einem

jeden Staate im Voraus zugetheilten Landstriche auch seinerseits in Besitz zu nehmen. Diese verderbliche Politik war zugleich mit allen Kabalen und Falschheiten kleinlicher Seelen durch den bekannten Baron Thugut (s. S. 278 f.) in das östreichische Kabinet gebracht worden. Bei den Preußen, deren König in der Gewalt einer Gräfin Lichtenau war (s. S. 51), trieben Lucchesini und Haugwitz dasselbe ränkevolle Spiel. Im Anfange des Jahres 1794 erhielten diese durch die Mitwirkung des Ministers Hardenberg eine neue Stütze für ihre unselige Politik, welche eine Vergrößerung Preußen's auf Unkosten Deutschland's bezweckte. Hardenberg hatte früher im Dienste des letzten Markgrafen von Ansbach und Baireuth gestanden und denselben dazu gebracht, daß er schon bei seinen Lebzeiten (1791) sein Land an Preußen abtrat. Er war nachher dirigirender Minister dieses neuen preußischen Besitzthumes geworden, hatte sich als solcher einen großen Einfluß am Hofe verschafft, und kam im Anfange 1794 an den Rhein, nicht um die Vertheidigung des deutschen Stromes zu fördern, sondern um sie zu verhindern. Von diesem Augenblicke an hatte das preußische Kabinet kein anderes Ziel im Auge, als sich des Krieges mit Frankreich ganz zu entledigen, damit ihm sein Antheil an der Beute in Polen gesichert bleibe. Von dem deutschen Reiche und seiner Theilnahme am Kriege darf die Geschichte nicht reden, weil in Betreff seiner nur von Berathungen und von dem, was geschehen sollte, nicht von dem, was wirklich geschah, berichtet werden könnte.

Was den Krieg selbst betrifft, so geht aus den so eben gegebenen Andeutungen hervor, daß die Führung desselben auf Seiten der Alliirten vorzugsweise durch politische Rücksichten und durch die unter ihnen bestehenden Verhältnisse bestimmt wurde. Es ist daher auch nicht möglich, den Zusammenhang der Kriegsbegebenheiten in der Kürze klar zu machen; wir müssen uns vielmehr auf eine bloße Angabe der Hauptereignisse beschränken.

Nach Dümourier's Entweichung suchten die Alliirten einerseits die Franzosen wieder vom Ober-Rhein zurückzutreiben und andererseits von Belgien aus in Frankreich einzubrechen. Am Ober-Rhein drangen die Östreicher unter Wurmser's Führung gegen den Elsaß vor. Zu gleicher Zeit wurde Mainz von den Preußen belagert. Diese Festung war von den Franzosen nicht allein neu her-

gestellt, sondern auch mit den nöthigen Geschützen und mit einer Besatzung von zweiundzwanzigtausend Mann unter tüchtigen Generalen versehen worden. Sie konnte daher nur durch Hunger zur Übergabe gebracht werden. Dies geschah am 22. Juli, nachdem die Festung bereits seit dem 14. April enge eingeschlossen gewesen war. Um dieselbe Zeit fielen im Norden die beiden Festungen Condé und Valenciennes. Dort war zuerst Dampierre und, als dieser bald nachher den Tod fand, Cüstine an Dümourier's Stelle gesetzt worden. Der Letztere konnte das seit April belagerte Condé nicht retten; er wurde dafür nach dem Falle dieser Festung (11. Juli) verhaftet und dann im August guillotinirt. Sein Nachfolger im Commando war Houchard. Dieser vermochte ebenso wenig das durch den Herzog von York belagerte Valenciennes zu retten, das sich schon am 28. Juli ergab.

Nach der Eroberung von Condé und Valenciennes scheiterten die weiteren Unternehmungen der Alliirten an den oben angegebenen Verhältnissen und Umständen. Der Herzog von York lagerte sich vor Dünkirchen, um diesen befestigten Hafen für England zu erobern. Die Östreicher und Preußen aber zersplitterten ihre Kräfte, um der alten Methode gemäß eine Festung nach der anderen zu belagern und die Zeit mit Hin- und Her-Marschiren zu verderben. Unterdessen schuf der Wohlfahrts-Ausschuß eine aus zehn Heeren bestehende nationale Kriegsmacht, welche unter die Leitung tüchtiger Generale gestellt ward; und Carnot, der am 13. August in den Wohlfahrts-Ausschuß trat, erfand ein ganz neues System der Kriegführung. Nach diesem System wurden im Gegensatz gegen das langsame Verfahren der Alliirten Leichtigkeit und Raschheit der Bewegungen, sowie plötzliche Angriffe mit überlegenen Massen zur Hauptsache gemacht, und überdies nicht, wie die Gegner mit ihren geworbenen Truppen thaten, darauf Rücksicht genommen, wie viele Leute geopfert würden. Man glaubte einen großen Zweck nie zu theuer erkaufen zu können, und brachte überhaupt das Leben von Tausenden niemals in Anschlag. Um das bedrängte Dünkirchen zu retten, verstärkten die Franzosen, ohne daß die Alliirten es merkten, Houchard's Corps durch Truppen, welche mit Postpferden herbeigeführt wurden. Houchard griff hierauf den Herzog von York an, schlug ihn am 8. September bei Handscoote völlig, und erzwang

dadurch die Aufhebung der Belagerung von Dünkirchen. Gleich nachher drängte er die Holländer und Engländer in Flandern zurück; er wurde aber, als diesen die Östreicher zu Hülfe kamen, am 15. September geschlagen, und mußte dafür später, wie Cüstine, mit dem Leben büßen. Statt seiner ward Jourdan Oberbefehlshaber der Nord-Armee. Dieser erhielt, als die Östreicher Maubeuge bedrohten, den Befehl, das Äußerste zu wagen. Er griff also am 15. Oktober bei Wattignies den General Clairfait an. Sein Angriff scheiterte zwar; in der folgenden Nacht wurde aber das französische Heer bedeutend verstärkt, und am Tage darauf erfocht Carnot, der sich als Convents-Deputirter bei Jourdan befand und das Commando einer Division übernommen hatte, einen vollständigen Sieg. Viele Militärs behaupten jedoch, daß der Herzog von Koburg in Folge dieser Schlacht allzu eilig die Belagerung von Maubeuge aufgehoben habe. Dies lassen wir unentschieden; gewiß ist, daß der Krieg, als beide Theile im November die Winterlager bezogen, zum Vortheile der Franzosen ausgegangen war.

Den gleichen Ausgang hatte der Krieg am Ober-Rhein, wo das französische Heer anfangs sehr im Nachtheile gewesen war, aber durch die Selbstsucht, Zwietracht und Langsamkeit der Alliirten bald ebenfalls die Oberhand erhielt. Dort versagten zuerst die Preußen dem General Wurmser, als derselbe gegen den Elsaß vordrang, die nöthige Unterstützung. Als sie diese endlich gewährten, und am 14. September bei Pirmasens ein kleines französisches Heer völlig schlugen, wurde dadurch nichts gewonnen, weil gerade damals König Friedrich Wilhelm viele Truppen vom Rhein nach Polen schickte und gleich nachher selbst dahin abreiste (s. S. 255). Am 13. Oktober gelang es den Östreichern und Preußen, die Weißenburger Linien, eine von Vauban angelegte Reihe von Feldschanzen, zu erstürmen und sich dadurch den Weg nach dem Elsaß zu bahnen. Allein gleich darauf lähmte die offenbare Absicht des preußischen Kabinets, sich der weiteren Theilnahme am Kriege zu entziehen, wieder alle Unternehmungen. Die Franzosen schickten damals zwei junge Männer, Hoche und Pichegrü, welche zu Generalen geboren waren, mit frischen Truppen an den Ober-Rhein. Hoche wandte sich gegen die Preußen, Pichegrü gegen die Östreicher. Der Erstere erlitt zwar am 30. November bei Kaiserslautern

eine Niederlage; Ferdinand von Braunschweig verfolgte aber seinen Sieg nicht, und leistete dem General Wurmser die nöthige Hülfe erst dann, als es zu spät war. Der Letztere konnte nämlich seinen Plan, die stets verstärkten Angriffe Pichegrü's durch eine offensive Unternehmung zu vereiteln, nicht ausführen, weil Ferdinand, welcher den alten Wurmser für zu sehr auf die Eroberung des Elsaß erpicht hielt, mit seinem Beistande so lange zauderte, bis die Franzosen ihre Vertheidigungsanstalten getroffen hatten und ihrerseits Ende December die Linien stürmten. Die Alliirten mußten hierauf alles Land bis nach Worms räumen.

Auch im Süden und Westen von Frankreich waren die Republikaner 1793 überall siegreich. Sie bezwangen im Oktober das empörte Lyon; sie eroberten im December das von den Engländern besetzte Toulon; und wenn auch an den Pyrenäen die Spanier noch in demselben Monat ein Stück von Frankreich besetzten, so wurden sie doch bald nachher durch Dügommier nicht blos zurückgetrieben, sondern auch in ihrem eigenen Lande angegriffen.

Im folgenden Jahre (1794) erging es den Alliirten nicht besser. Auf Seiten der Preußen ward im Januar Ferdinand von Braunschweig abgerufen und durch den alten Möllendorf ersetzt, welcher ebenso wenig wie sein Vorgänger zur Bekriegung der Franzosen geeignet war und zugleich dessen Verfahren gegen die Östreicher fortsetzte. Die Kaiserlichen aber vergeudeten die Zeit mit Berathschlagungen und mit dem Entwerfen von Kriegsplanen, welche gleich nachher wieder aufgegeben werden mußten. Die Männer, denen Kaiser Franz das Ruder überlassen hatte, machten sogar, wiewohl vergebens, den Franzosen Friedensanträge. Das preußische Kabinet würde sich schon im Frühjahr sogar ganz von der Coalition losgesagt haben, wenn nicht die Engländer und Holländer es durch einen am 19. April geschlossenen Subsidien-Vertrag dahin gebracht hätten, daß es für Geld sich verpflichtete, mit zweiundsechzigtausend Mann auch fernerhin am Kriege Theil zu nehmen. Freilich ging es deshalb nicht anders als vorher: Möllendorf verweigerte, als man einen Feldzugs-Plan entworfen hatte, unter allerlei Vorwänden seine Mitwirkung, weil er nicht in die Niederlande, wo ein Hauptschlag geschehen sollte, ziehen, sondern unabhängig bleiben wollte.

Der Feldzug, welcher erst in der Mitte April eröffnet werden konnte, war anfangs für die Alliirten glücklich. Dies änderte sich indessen bald, weil der Wohlfahrts-Ausschuß alle ihm zu Gebote stehenden Mittel gegen die Feinde anwandte. Drei französische Heere wurden gegen die Niederlande hin aufgestellt, und diese erhielten Ober- und Unterbefehlshaber, welche in der Kriegsgeschichte unsterblich geworden sind. Zwischen der Saar und der Mosel stand Jourdan mit der sogenannten Mosel-Armee, und unter ihm dienten Championet, Lefevbre und Bernadotte. Zwischen Philippeville und Charlemont war die Ardennen-Armee unter Charbonnier aufgestellt, zu dessen Unterbefehlshabern Kleber, Marceau und Marescot gehörten. Von Givet an bis nach Dünkirchen endlich lag die Nord-Armee unter Pichegrü, bei dem sich Moreau, Souham und andere ausgezeichnete Unter-Generale befanden. Was vermochten gegen solche Feldherren ein Koburg und ein York! Nach einigen für die Alliirten glücklichen Gefechten wurde am 29. April Clairfait bei Moescroen geschlagen. Die Alliirten eroberten zwar am folgenden Tage die Festung Landrecies; sie sahen sich aber eines Theiles in ihrem Centrum bedroht, und konnten anderes Theiles nicht über einen festen Plan einig werden, während zu gleicher Zeit der östreichische General Mack, welcher überall Verderben brachte, den in den Niederlanden angekommenen Kaiser Franz für seine Entwürfe zu gewinnen wußte, und das östreichische wie das preußische Kabinet die Hauptlast des Krieges auf die Engländer und Holländer zu wälzen suchte. Am 18. Mai erfochten Moreau und Souham bei Tourcoing einen vollständigen Sieg über den Herzog von York. Nachher fielen in einer Reihe von Gefechten, welche die Franzosen in Flandern und an der Sambre den Östreichern lieferten, auf beiden Seiten viele Leute; den Franzosen wurden aber fast täglich neue Schaaren zugesendet, die Östreicher dagegen erhielten nur geringe oder gar keine Verstärkungen. Während so die tapferen östreichischen Soldaten bluteten und Clairfait das Unmögliche leistete, überzeugten Thugut und Koburg am 24. Mai in einem Kriegsrathe, dessen Ergebniß sorgfältig geheim gehalten wurde, den Kaiser Franz, daß es für Östreich am vortheilhaftesten sei, wenn man die Niederlande aufgebe, und sich dagegen bei der bevorstehenden dritten Beraubung

Polen's betheilige. Auch die Preußen wurden von England und Holland vergebens bestürmt, für das Geld, das man ihnen zahlte, die vertragsmäßige Hülfe in den Niederlanden zu leisten.

Diese Umstände benutzte Carnot, um dadurch, daß er die drei französischen Heere unter Einen General vereinigte und noch mit fünfzehntausend Mann von der Rhein-Armee verstärkte, die rasche Eroberung Belgien's herbeizuführen. Jourdan war derjenige, den er an die Spitze der aus neunzigtausend Mann bestehenden vereinigten Kriegsmacht stellte (Anfang Juni). Dieser wurde zwar, als er am 16. Juni den Übergang über die Sambre nach dreimaligem vergeblichen Versuche endlich erzwungen hatte, durch das sogenannte erste Treffen bei Fleurüs wieder zurückgetrieben; er setzte aber zum fünften Male über, brachte am 25. Juni das belagerte Charleroi zum Fall, und lieferte am folgenden Tage den Östreichern das zweite Treffen bei Fleurüs. Dieses endigte für die Letzteren zwar keineswegs mit einer Niederlage; allein der Prinz von Koburg gab unmittelbar nach demselben den Befehl zum Rückzuge, und verschaffte dadurch den Franzosen alle Vortheile des Sieges. Was auch der Grund dieses Benehmens gewesen sein mag, Koburg setzte gleich nachher, anstatt sich mit dem Herzoge von York zu vereinigen und noch eine Hauptschlacht zu liefern, seinen Rückzug weiter fort. Die Franzosen drangen daher immer weiter vor, und die Führer der englischen und holländischen Truppen sahen sich bald genöthigt, nur an die Deckung Holland's zu denken. Jetzt kam Alles darauf an, daß die Verbindung mit Holland und dem Rhein erhalten und die Straßen nach Limburg und Luxemburg behauptet würden; allein das preußische Heer unter Möllendorf, dessen man zu diesem Zweck durchaus bedurfte, ließ die Engländer und Holländer im Stiche.

Am Ober-Rhein hatte Möllendorf zwar schon im Mai zugleich mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, welcher dort an Wurmser's Stelle Befehlshaber geworden war, die französische Rhein-Armee angegriffen und bei Kaiserslautern geschlagen; er hatte sich aber nachher blos auf die Defensive beschränkt, und es war zwischen ihm und dem Herzog Albert dieselbe Zwietracht ausgebrochen, wie früher zwischen Ferdinand von Braunschweig und Wurmser. Außerdem hatten die Alliirten am Ober-

Rhein den doppelten Fehler begangen, daß sie ihre ganze Heeresmacht auf der langen Linie von Speier bis Trier zerstreut, und die Schwächung der französischen Rhein-Armee, von welcher bekanntlich ein Theil in die Niederlande marschirt war, nicht benutzt hatten. Es war daher auch für die Franzosen, sobald diese in den Niederlanden ihren Zweck erreicht hatten, nicht schwer, am Rhein die Preußen und Östreicher wieder in ihre früheren Stellungen zurückzutreiben und ihnen den Weg nach Luxemburg zu verlegen.

Nachher focht Möllendorf mit Ruhm in der Gegend von Kaiserslautern und am Hundsrück; allein schon am 16. September ließ sein König in Wien erklären, daß er seine Truppen vom Rhein wegziehen werde, weil er ihrer in Polen bedürfe. Östreich und Preußen klagten damals einander öffentlich an, und Beide machten zugleich dem deutschen Reiche Vorwürfe. Östreich drohte sogar, ebenfalls seine Truppen zurückzuziehen und Deutschland seinem Schicksale zu überlassen. Dies verhinderten jedoch die Engländer durch zwei Millionen Pfund Sterling Subsidien, wogegen Östreich den Prinzen von Koburg zurückrufen und den Oberbefehl an Clairfait übertragen mußte. Koburg schloß damals seine ruhmlose militärische Laufbahn für immer. Seine Ersetzung durch den fähigen Clairfait nützte indessen vorerst nichts, weil man den General Mack wieder zum Heere geschickt hatte, und weil die Verbindung zwischen den alliirten Truppen nicht mehr hergestellt werden konnte. Pichegrü drängte sich zwischen die Engländer und Holländer, sowie Jourdan, dessen Heer achtzigtausend Mann stark war, zwischen diese und die Östreicher. Die Holländer wurden immer weiter zurückgetrieben, und verloren im Oktober und November alle ihre Grenzfestungen. Schon im Oktober zwang Jourdan auch die Östreicher, das ganze linke Rhein-Ufer bis nach Mainz hinauf preiszugeben, und am 26. rückte er in Koblenz ein. In demselben Monat führte Möllendorf die Preußen über den Rhein zurück. Auf der ganzen linken Seite dieses Flusses waren, als das Jahr zu Ende ging, nur noch Mainz und Luxemburg im Besitze der Alliirten.

9. Innere Geschichte Frankreich's vom Sturze Robespierre's an bis zur Auflösung des Convents im Oktober 1795.

Die Thermidoristen, ein Fouché, Tallien, Barere, Billaud-Varennes, Barras, Collot d'Herbois, Legendre, Vadier u. A., hatten bei der Vernichtung der Triumvirn keine Veränderung des herrschenden Systems beabsichtigt; ja, sie mußten diese sogar zu hintertreiben suchen, weil sich sonst der Royalismus erhoben und sie um die Früchte ihres Sieges gebracht hätte. Sie waren jedoch andererseits auch klug genug, um einzusehen, daß die glückliche Wendung des Krieges mit dem Auslande nothwendiger Weise die Rückkehr zu den Grundsätzen herbeiführen werde, die man, so lange die Existenz des Reiches bedroht war, hatte verschmähen dürfen. Sie sahen sich außerdem genöthigt, gegen ihre erbittertsten Feinde, die Jakobiner, bei den Vornehmen und Reichen Hülfe zu suchen, und zuletzt sogar ihren heftigsten Gegner, die Girondisten, wieder in den Convent aufzunehmen. Übrigens war auch die Mehrzahl der Convents-Deputirten niemals ultra-revolutionär gesinnt gewesen; sie hatte aber bisher der energischen Minderzahl ihrer Collegen nicht zu widerstehen vermocht, und mußte jetzt den Umsturz des an sich guten neuen Staatsgebäudes ohne Hierarchie, Pfaffenthum und Adels-Privilegien befürchten, wenn das sogenannte souveraine Volk oder auch das Revolutions-Tribunal außer Thätigkeit gesetzt würde. Die Lage der Dinge selbst führte also nach dem 9. Thermidor ein Schaukel-System herbei, das sich sogar bis über die Zeit des Convents hinaus erhielt, und vermöge dessen man bald die Royalisten durch die Terroristen, bald diese durch jene im Zügel zu halten suchte. Doch machten sich, mitten in der anscheinenden Verwirrung und trotz der alten revolutionären Mittel, welche die Parteien gegen einander anwandten, die Grundsätze der Mäßigung, der Ordnung und der Ruhe immer mehr geltend.

Der Convent behielt die bisherigen revolutionären Regierungsbehörden, den Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausschuß, zwar bei; der Erstere wurde aber auf die auswärtigen Angelegenheiten, der Zweite auf die hohe Polizei beschränkt. Zugleich nahm man Beiden das Recht, Convents-Deputirte verhaften zu lassen, und verordnete die

monatliche Ersetzung von je vier Mitgliedern eines jeden Ausschusses durch neu Gewählte. Auch das Revolutions=Tribunal wurde beibehalten; dagegen erklärte der Convent schon fünf Tage nach Robespierre's Sturz das furchtbare Justiz=Gesetz vom 22. Prairial (s. S. 352) für aufgehoben. Ebenso ließ man zwar die revolutionären Ausschüsse der Gemeinden noch eine Zeitlang bestehen; allein es wurde nicht nur ihre Zahl verringert, sondern man beschränkte auch die Sections=Versammlungen auf eine einzige in jeder Dekade, und verdrängte dadurch, daß die Bezahlung von vierzig Sous an jeden sie besuchenden Bürger eingestellt wurde, die ganz arme Klasse aus denselben. Auf solche Weise milderte der Convent eine Maßregel der letzten Zeit nach der anderen. Leider erhielten jedoch damals auch die Männer und Weiber der Salons ihren früheren Einfluß wieder.

Von diesen Salons standen sich zwei, der des Herrn Devaines und der Frau Tallien oder früheren Fontenay=Cabarrüs, als Repräsentanten der alten und der neuen Zeit gegenüber. In dem Ersteren, in welchem Devaines Gattin präsidirte, bildeten die Royalisten den Kern der Gesellschaft; neben ihnen fanden sich jedoch auch Männer wie Thibaudeau und Maret ein. In dem Salon der Frau Tallien erschienen die Männer der Schreckenszeit, welche dort von den Damen des guten Tons gebändigt wurden. Einen dritten Salon für die elegante Welt hatte die Gattin des Bankiers Recamier geöffnet. Diese durch Schönheit glänzende, achtungswerthe Frau, welche im Ganzen stets derselben politischen Ansicht wie die Frau von Staël huldigte, vereinigte eine Anzahl Leute um sich, die nicht gerade entschieden einer Partei angehörten. Später hielt auch die Frau von Staël einen Salon für alle jene Feuillants von 1791, denen Freiheit und Bürgerwohl nur Mittel, nicht Zweck schienen. In diesem Kreise ward Talleyrand, nachdem er im Herbst 1795 aus der Verbannung zurückgekehrt war, die Hauptperson; doch besuchte er auch den Salon von Devaines.

Der Kampf, welcher unmittelbar nach dem 9. Thermidor in Paris die revolutionären Scenen der letzten Jahre erneute, war nicht ein Streit um Partei und Meinung, sondern ein Kampf der Rache und Vergeltung in Beziehung auf einzelne Personen. Die aus dem Reste der Cordeliers bestehenden Thermidoristen mußten um ihrer eigenen Existenz willen die Macht der Jakobiner, ihrer früheren

Freunde, zu brechen suchen, und wurden darin durch die vornehmen jungen Leute von Paris unterstützt, welche das Leben wieder mit der Eleganz der alten Zeit auszuschmücken wünschten. Die Thermidoristen und der ganze Convent geriethen jedoch dabei in die größte Verlegenheit, weil das, was man gegen die Jakobiner vorbringen konnte, alle Convents-Deputirten traf, und weil man gegen die royalistische Reaction, die sich zu regen begann, des Pariser Pöbels bedurfte. Der Jakobiner-Klubb, welchen Legendre am 9. Thermidor gewaltsam geschlossen hatte, wurde daher auch schon vier Tage nachher mit dessen Zustimmung wieder eröffnet; und obgleich er nachher fortwährend angegriffen und in die Enge getrieben wurde, so dauerte es doch noch sechs Monate, bis er endlich ganz unterdrückt wurde. Schon während des Monats August beschloß der Convent die Verhaftung Fouquier-Tinville's, Lebon's, Rossignol's und anderer Schergen Robespierre's. Unmittelbar darauf ließen Fréron, Barras und Legendre dasselbe gegen Carrier, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barere und Andere beantragen; es gelang ihnen aber nur gegen den Ersteren einen Anklage-Beschluß zu erwirken, und auch dieser ward erst am 21. November durchgesetzt. Carrier wurde hierauf am 16. December zum Tode verurtheilt und am folgenden Tage hingerichtet. In Betreff der Jakobiner brachten Fréron, Tallien und ihre Freunde es schon am 16. Oktober 1794 dahin, daß der Convent jede Verbindung der Jakobiner-Klubbs unter einander verbot, oder mit anderen Worten, daß die ganze revolutionäre Organisation Frankreich's zerstört und dadurch die Macht des Pariser Mutter-Klubbs gebrochen wurde.

Die allmälige Vernichtung der Jakobiner ward nicht durch Convents-Beschlüsse allein zu Stande gebracht, sondern sie war auch mit förmlichen Straßenkämpfen verbunden, weil die Thermidoristen den Convent nur durch Schrecken zur Aufhebung des Klubbs zu treiben vermochten. Bei diesen Kämpfen theilte sich die vornehme Jugend von Paris mit dem Pöbel in die Rolle, welche der Letztere zu Danton's und Robespierre's Zeit allein gespielt hatte. Fréron, welcher damals selbst erst sechsundzwanzig Jahre alt war, hatte zugleich mit Tallien eine Anzahl junger Leute aus vornehmen Familien in eine Kampfschaar vereinigt. Diese mit Knitteln bewaffneten und

durch gleichförmige Tracht ausgezeichneten Jünglinge, welche man die goldene Jugend (la jeunesse dorée) oder auch die Müscadins nannte, warben zu ihrer Verstärkung eine Anzahl handfester Männer an, und neckten, beschimpften und klopften die Jakobiner überall, wo dieselben sich sehen ließen. Ihre Losung war der Ruf: Es lebe der Convent! Auch hatten sie ihr Partei-Lied, das Erwachen des Volkes (reveil du peuple) genannt, welches sie der Marseillaise der Jakobiner entgegensetzten. Im Tuilerien-Garten, im Palais Royal und in verschiedenen Straßen kämpften sie fast täglich mit den Klubbisten und mit dem Pöbel der Vorstädte. Sie stellten sich manchmal auch am Eingange des Klubbs auf, und griffen die eintretenden Jakobiner an. Am 9. November drangen sie mit ihren Helfershelfern sogar stürmend in das Klubb-Gebäude ein, prügelten die versammelten Männer mit ihren Stöcken durch, und trieben mit Peitschenhieben die anwesenden Weiber hinaus, indem sie dieselben ermahnten, sich künftig blos mit ihrer Haushaltung abzugeben. Die Behörden hätten allen Prügeleien leicht vorbeugen können; sie blieben aber ganz ruhig, weil man schon längst auf einen Vorwand wartete, um den Jakobiner-Klubb ganz zu unterdrücken. Dieser Vorwand gab eine neue furchtbare Prügelei, welche am 11. November vorfiel. Die vereinigten Ausschüsse der Wohlfahrt, der Sicherheit, des Krieges und der Gesetzgebung ließen noch an demselben Tage den Saal der Jakobiner schließen; der Convent bestätigte am 12. November ihr Verfahren und machte damit dem Klubb, der sich überlebt hatte, für immer ein Ende. Ein halbes Jahr später ward auf Befehl des Convents das Jakobiner-Kloster sogar geschleift und der Platz, auf dem es gestanden hatte, zu einem Marktplatze gemacht.

Am 2. December that der Convent einen Schritt zu Gunsten der Royalisten und sechs Tage später einen anderen zu Gunsten der Girondisten. Am ersteren Tage wurden nämlich die grausamen Beschlüsse gegen die royalistischen Kämpfer in der Vendée und Bretagne aufgehoben, und allen denen, welche die Waffen niederlegen würden, eine Amnestie zugesagt. Am 8. December wurden die noch in Haft befindlichen Girondisten nicht blos freigegeben, sondern auch wieder in den Convent aufgenommen. Diese verlangten sogleich auch die Zulassung derer von ihren Partei-Genossen,

welche geächtet worden waren und sich durch die Flucht gerettet hatten. Dies konnten sie jedoch nicht ohne einen langen und schwierigen Kampf durchsetzen. Erst am 9. März 1795 wurden Lanjuinais, Isnard, La Reveillère-Lepeaux und einige Andere wieder in den Convent aufgenommen. An die Übrigen kam die Reihe sogar erst noch später.

Die Wiederaufnahme der zuletzt genannten Girondisten in den Convent geschah besonders aus dem Grunde, weil man ihrer Hülfe bedurfte, um den nur mit Mühe bewirkten Beschluß einer Anklage der Deputirten Barere, Vadier, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois aufrecht erhalten und durchführen zu können. Dieser Beschluß trieb nämlich die Freunde Robespierre's und Danton's zu gewaltsamen Schritten gegen den Convent. Sie erweckten im Pariser Volke und in einem Theile der Deputirten den alten Fanatismus der Freiheit, und ermunterten den Pöbel zur Wiederholung der Scenen vom 10. August 1792 und vom 2. Juni 1793. In Folge davon ward die Stadt Paris und besonders der Sitzungssaal des Convents zu wiederholten Malen der Schauplatz förmlicher Waffenkämpfe. Dies setzte dann alle verständigen Menschen in Schrecken, zumal da die Anhänger des Alten die Angst vor den Anarchisten zu benutzen suchten, um alles Neue über den Haufen zu werfen. Übrigens war schon im Februar 1795 ein Hauptschritt zur Vernichtung der Pöbelherrschaft gethan worden, welche vier Jahre lang ihren Mittelpunkt im Pariser Gemeinderathe gehabt hatte. Der Convent hatte nämlich damals durch ein besonderes Decret Paris in zwölf von einander getrennte Municipalitäten mit ebenso vielen Gemeinderäthen und Maires getheilt, und so die Macht der Republik Paris und den mehr als königlichen Einfluß ihres Maire gebrochen.

Die Unruhen, welche damals in Paris ausbrachen, verdienen hier keiner ausführlichen Erwähnung, weil sie eine Wiederholung der früheren Auftritte waren. Auch die Mittel, die man zu ihrer Erregung anwandte, waren die alten. Man trieb den Pöbel an, die sofortige Einführung der Constitution von 1793 zu fordern, und benutzte zugleich, wie am 5. Oktober 1789, die große Theuerung, welche damals durch die zunehmende Entwerthung der Assignaten und durch die erschwerte Zufuhr von Lebensmitteln entstanden war.

Der unmittelbare Zweck der Aufwiegler war die Rettung der vier angeklagten Deputirten. Schon am 1. Germinal (21. März) 1795 drang eine große Masse von Weibern und Männern unter dem Geschrei: Brod und die Constitution von 1793! in den Convents-Saal ein; es gelang aber der goldenen Schaar Fréron's, welche der Sicherheits-Ausschuß durch eine Anzahl handfester Leute verstärkt hatte, den belagert gehaltenen Convent wieder zu befreien. Das mislungene Unterrehmen der Jakobiner-Partei wurde ebenso, wie seit 1830 alle Emeuten in Frankreich, von der herrschenden Partei benutzt, um Dinge auszuführen, an die man vorher nicht zu denken gewagt hatte. Der Convent stellte nämlich auf den Antrag des Abbé Siéyes, welcher nach der Beseitigung der Gefahr den Mund wieder öffnete, das früher aufgehobene Martial-Gesetz in geschärfter Form wieder her. Zugleich verfügte er, daß, wenn er aus einander gesprengt werde, ein neuer Convent sich sogleich in Chalons versammeln und unter militärischem Schutze nach Paris ziehen solle.

Unmittelbar nachher setzte man den Proceß gegen die angeklagten vier Terroristen fort; der Convent zerfiel aber bei den Verhandlungen über denselben unter sich selbst, weil Deputirte von großem Ansehen, wie Carnot, Prieur und Lindet, sich der Angeklagten annahmen, deren Strafwürdigkeit blos auf solchen Handlungen beruhte, die sie als Convents-Deputirte und als Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses oder mit anderen Worten als Collegen und Mitschuldige dieser ihrer Vertheidiger gethan hatten. Dadurch wurde dann Anlaß zu neuen Emeuten gegeben. Schon am 7. Germinal drang der Pöbel wieder in den Convents-Saal ein. Er wurde zwar an diesem Tage sogleich wieder hinausgetrieben, erneuerte aber am 11. Germinal (31. März) seinen Angriff, und wurde damals nur durch die Festigkeit des Präsidenten Pelet de la Lozère an der Erreichung seines Zweckes gehindert. Schon am Tage darauf, am 12. Germinal oder 1. April, wiederholte der Pöbel den Versuch, und diesmal würde der Anschlag gelungen sein, wenn nicht die wilden Volkshaufen sich selbst um alle Früchte ihres Sieges gebracht hätten. Am Nachmittag des 12. Germinal sprengte nämlich der Pöbel die Thüren des Convents-Saales, und behauptete sich dann vier Stunden lang im Besitze desselben. Er verübte aber einen solchen Lärm, daß die terroristischen Deputirten mit ihrer Stimme

nicht durchdringen und das, was man erstrebte, zu Beschlüssen erheben lassen konnten. Während dieser Zeit hatten die Regierungsausschüsse die bewaffneten Bürger der wohlhabenden Sectionen gesammelt, welche dann zugleich mit Fréron's Schaar gegen sechs Uhr in den Tuilerien erschienen, und durch ihre Zahl und Haltung einen solchen Eindruck machten, daß die terroristischen Deputirten selbst den Pöbel aufforderten, wieder abzuziehen. Da die tobende Menge die Nacht hindurch in Waffen blieb, so that der Convent am folgenden Tage mehrere energische Schritte. Er verurtheilte die angeklagten Deputirte ohne weitere Debatte zur Deportation, ließ mehrere andere Deputirte verhaften, und ernannte den General Pichegrü, der sich damals zufällig in Paris befand, zum Oberbefehlshaber der Stadt. Dieser traf in Verbindung mit Barras und Merlin von Thionville, die ihm zur Seite gesetzt worden waren, die nöthigen militärischen Maßregeln, und bot namentlich neben der Nationalgarde auch die vielen auf Urlaub anwesenden Soldaten und Officiere des Heeres auf. Als der Pöbel, wie vorauszusehen gewesen war, die Abführung der verurtheilten vier Terroristen aus Paris gewaltsam hindern wollte, jagte Pichegrü ihn überall, wo er sich zeigte, mit Waffengewalt aus einander, und nöthigte ganze Sectionen, die Waffen auszuliefern. Dann legte er die übertragene Gewalt, die ihm nur für den Augenblick der Gefahr ertheilt worden war, wieder nieder. In den nächstfolgenden Tagen wurden hierauf noch andere terroristische Deputirte verhaftet. Was die deportirten vier Freunde derselben betraf, so wurden nur zwei von ihnen, Collot d'Herbois und Billaud-Varennes, nach Guyana gebracht, wo der Erstere schon im Januar 1796 starb, der Andere aber 1801 entfloh, um bis zu seinem 1819 erfolgten Tode unter allerlei Abenteuern die verschiedenartigsten Rollen in Amerika zu spielen. Den beiden Anderen, Vadier und Barere, gelang es noch in Frankreich selbst zu entkommen. Der Letztere diente später dem ersten Consul als Spion.

Nach dem Aufstande vom 12. Germinal nahm der Convent mit Eifer die Abfassung einer Constitution vor, um allem Gerede von der unmöglichen Constitution von 1793 ein Ende zu machen. Zu gleicher Zeit wurden auf den Antrag von Deputirten, welche an allen Rasereien der Schreckenszeit Theil genommen hatten, die ge-

richtlichen Verfolgungen fortgesetzt. So wurden unter Anderen im Mai durch das Revolutions-Tribunal der frühere Ankläger und Präsident dieses Gerichtes, Fouquier-Tinville und Herman, nebst fünfzehn Richtern und Geschworenen desselben zum Tode verurtheilt und dann enthauptet. Da alle diese Männer nicht schuldiger waren, als ihre Ankläger, so kamen bei Gelegenheit ihres Processes auch die Verbrechen derjenigen Deputirten an den Tag, welche jetzt die Gemäßigten spielten. Der Convent machte sich also durch Verfolgungen und Hinrichtungen, welche nur aus Egoismus und Rachsucht hervorgegangen waren, im ganzen Reiche verhaßt und verächtlich. Die Erbitterung gegen ihn ward noch durch die herrschende Noth, die man dem Convent allein schuld gab, gesteigert, sowie durch die immer sichtbarer werdende Haltlosigkeit einer Regierung, welche dadurch, daß man sie in eine Anzahl Ausschüsse vertheilt hatte, der Fähigkeit, rasch und energisch zu handeln, beraubt worden war. Mangel und Theuerung nahmen fortwährend zu, weil jedes Mittel, die ganz werthlos gewordenen Assignaten wieder zu heben, fruchtlos blieb; und die Finanzen geriethen, seitdem man im April den bisherigen geschickten Leiter derselben, Cambon, als Terroristen verhaftet hatte, in eine solche Unordnung, daß sogar die Truppen der nöthigsten Bedürfnisse entbehren mußten.

Unter diesen Umständen war es ganz natürlich, daß im April und Mai die Aufstände sich wiederholten. Als nun gar der Convent sich für eine Verfassung mit zwei Kammern erklärte, als er am 11. April auch noch die letzten Reste der girondistischen Deputirten wieder in seine Mitte aufnahm, ruhten die Jakobiner, denen jetzt jede Hoffnung auf Rückkehr zur höchsten Gewalt abgeschnitten war, nicht eher, als bis es ihnen gelungen war, das Volk noch einmal zu einem Sturme auf den Convent zu treiben. Dieser Aufstand fand am 1. Prairial (20. Mai) 1795 Statt, und war furchtbarer und gefährlicher, als irgend einer seit dem 9. Thermidor. Die Leiter desselben hatten sogar die Kühnheit, den Plan desselben einen Tag vorher gedruckt vertheilen zu lassen. Dagegen entschloß sich der Convent nicht eher, als im letzten Augenblicke, zur Ergreifung von energischen Maßregeln, weil er fürchtete, diese möchten von den Royalisten zu einer Contre-Revolution benutzt werden. Er erklärte seine Sitzung für permanent, ließ durch zwölf Deputirte die

gutgesinnten Bürger zu seinem Schutze aufbieten, sprach über jeden Anführer eines Volkshaufens die Acht aus, beauftragte den Militär-Ausschuß, die Linien-Truppen gegen das Volk zu gebrauchen, und übertrug, da Barras zufälliger Weise nicht anwesend war, den Oberbefehl über dieselben an Delmas, welcher schon am 9. Thermidor neben diesem commandirt hatte.

Am Tage des Aufstandes kamen die bewaffneten Schaaren der gutgesinnten Bürger erst gegen Mittag zusammen. Dagegen hatte sich der Pöbel längst zusammengerottet, und als der Convent seine Sitzung eröffnete, waren die Tribünen bereits von dichtgedrängten, meist aus Weibern bestehenden Haufen besetzt, welche die Verhandlungen auf jede Weise zu stören suchten. Gleich darauf brachen noch andere Schaaren in den Sitzungssaal ein, um den terroristischen Deputirten Beistand zu leisten, welche gewisse vorbereitete Beschlüsse erzwingen sollten. Die Volksmasse wurde zwar wieder hinausgetrieben, drang aber nach kurzer Zeit aufs neue ein, und der Sitzungssaal war Stunden lang eine Stätte des wildesten Treibens. Der Präsident Boissy d'Anglas erwarb sich damals durch seinen Muth ein unsterbliches Verdienst. Er ließ sich durch keine Drohung bewegen, die revolutionären Vorschläge der Terroristen, deren Armee den Saal füllte, zum Vortrage zu bringen. Man belagerte ihn förmlich auf seinem Stuhle; man erschlug vor seinen Augen den Deputirten Feraud, der ihm Hülfe leisten wollte; man hielt ihm das abgeschnittene Haupt desselben entgegen; man drang mit Piken und Bajonetten auf ihn ein; er beharrte aber unerschütterlich fest auf seiner Weigerung. Um neun Uhr Abends ward endlich der Pöbel, nachdem er bereits sieben Stunden lang im Saale gelärmt hatte, Herr über den Convent, und erzwang, als Vernier an des erschöpften Boissy Stelle den Präsidenten-Stuhl eingenommen hatte, die Annahme der von seinen Führern gemachten Anträge. Durch diese Beschlüsse wurden alle seit dem 9. Thermidor erlassenen Decrete cassirt, die bestehenden Regierungsbehörden suspendirt, ein aus den heftigsten Terroristen gebildeter Ausschuß an deren Stelle gesetzt, und ein jakobinischer Oberbefehlshaber der Militär-Macht erwählt. Nachdem so die Volksmasse den ihr gegebenen Auftrag erfüllt hatte, verließ der größte Theil derselben den Saal und begab sich nach Hause; jetzt erschienen aber die aufgebotenen Bataillone

des Bürgerheeres, drängten den Rest des Volkes aus dem Saale hinaus, und setzten die Versammlung in den Stand, die so eben erwähnten Beschlüsse wieder aufzuheben und die Verhaftung einer Anzahl von terroristischen Deputirten zu decretiren.

Der Convent war durch die aus wohlhabenderen Bürgern bestehenden Abtheilungen der Nationalgarde gerettet worden, diese hatten aber die Waffen nur aus dem Grunde ergriffen, weil ihr Leben und ihr Eigenthum bedroht waren; denn am Fortbestehen des verhaßten Convents lag ihnen wenig. Es war daher für den Letzteren ein Glück, daß der Militär-Ausschuß, dessen Präsident Delmas war, die in der Nähe von Paris liegenden Linien-Truppen herbeigerufen hatte, und daß diese, als am 2. Prairial der Pöbel sich von neuem erhob, in der Stadt anlangten. Die Vorstädter, welche den Kern der jakobinischen Streitmacht bildeten, kämpften an diesem Tage mit großem Nachdruck und zum Theil auch mit Glück; als sie aber die vom General Menou angeführten regulären Truppen heranziehen sahen, ließen sie sich auf Unterhandlungen ein, und lieferten ihre Kanonen und Waffen aus. Auf solche Weise ward im Mai 1795 zum ersten Male die eigentliche Militär-Gewalt für das Schicksal des französischen Staates entscheidend, was dieselbe nachher bekanntlich bis zum Jahre 1833 geblieben und seit 1848 wieder geworden ist.

Gegen die Terroristen wurde nach der Unterdrückung des Aufstandes vom 1. Prairial sehr strenge verfahren. Der Convent ließ die Leiter desselben, zu denen auch viele seiner eigenen Mitglieder gehörten, verhaften und, soweit es ihnen nicht gelang zu entfliehen, gerichtlich bestrafen. Sechs Convents-Deputirte wurden nebst einunddreißig anderen Bürgern zum Tode, die übrigen Verhafteten theils zur Deportation, theils zum Kerker verurtheilt, und zwar durch Kriegsgerichte, welche von jetzt an statt des am 31. Mai aufgehobenen Revolutions-Tribunals gebräuchlich wurden. Den Weibern ward der Zutritt zu den Tribünen des Convents verboten. Eine Division von Linien-Truppen, die man aus gedienten Soldaten bildete, blieb fortan als Garnison in Paris. Alle jakobinisch gesinnten Officiere des Heeres wurden theils verhaftet, theils entlassen. Diese völlige Unterdrückung der terroristischen Partei verlieh jedoch den Royalisten neue Kraft, und die Furcht vor ihnen ward bald so

groß, daß der Convent zu seinem Schutze schon im Herbst einige tausend Bürger, denen man vorher die Waffen genommen hatte, wieder bewaffnen ließ.

Unmittelbar nachher wurde die neue Verfassung berathen und angenommen. Eine Commission von elf Deputirten, unter welchen Daunou, Boissy d'Anglas, La Reveillère-Lepeaux, Lanjuinais und Thibaudeau die bedeutendsten waren, hatte den Entwurf derselben schneller zu Stande gebracht, als dergleichen Dinge sonst beendigt zu werden pflegen. In diese Commission war auch der Abbé Sièyes, welcher stets den Schein tiefer Staatsweisheit um sich zu verbreiten wußte, gewählt worden; er hatte aber, da ein Gesetz den Mitgliedern der Regierung die Theilnahme an dem Verfassungs-Ausschusse verbot, vorgezogen, im Wohlfahrts-Ausschusse zu bleiben. Der von der Commission vorgelegte Entwurf ward mit nur wenigen Veränderungen vom Convent angenommen.

Die neue Verfassung, welche die Constitution des Jahres 3 oder die Directorial-Verfassung genannt zu werden pflegt, trennte die Regierung und Gesetzgebung völlig von einander. Die Erstere ward an ein Directorium von fünf Männern, die Letztere an zwei Kammern, den Rath der Fünfhundert und den Rath der Alten, übertragen. Die Mitglieder dieser beiden Kammern wurden zwar vom Volke erwählt, aber nicht unmittelbar, sondern durch die von ihm ernannten Wahl-Collegien. Dem Rathe der Fünfhundert, dessen Mitglieder wenigstens dreißig Jahre alt sein mußten, wurde das ausschließliche Vorschlagsrecht für neue Gesetze ertheilt; er hatte aber in Betreff derselben keine entscheidende Stimme, sondern nur das Recht zu berathschlagen. Der Rath der Alten bestand aus zweihundertfünfzig Deputirten, welche mindestens vierzig Jahre alt und entweder verheirathet oder Wittwer sein mußten. Er hatte die von der anderen Kammer beantragten Gesetze zu prüfen und dann unbedingt anzunehmen oder zu verwerfen. Die fünf Directoren, welche ebenfalls wenigstens vierzig Jahre alt sein mußten, wurden vom Rathe der Alten aus einer durch die Fünfhundert gemachten Liste von fünfzig Männern gewählt. Sie hatten durchaus blos die Regierungsgeschäfte zu führen, und waren von den beiden Kammern ganz getrennt; denn es war ihnen weder das

Recht des Vorschlages, noch das der Bestätigung der Gesetze, ja nicht einmal der geringste Einfluß auf die Berathung und Abfassung derselben gewährt. Schon dieser einzige Umstand zeigt die große Mangelhaftigkeit der neuen Verfassung. Dazu kam aber noch, daß dieselbe weder die Herstellung und Befestigung der Ordnung, noch auch eine kräftige und consequente Regierung gestattete, weil sowohl die beiden Kammern, als auch das Directorium jedes Jahr theilweise erneuert wurden. Von den Ersteren wurde nämlich jährlich ein Drittel ihrer Mitglieder durch neu Gewählte ersetzt, und von den fünf Directoren mußte ebenfalls jährlich einer, den das Loos bezeichnete, einem neu Gewählten Platz zu machen. Die Verfassung wurde, was freilich damals wie immer nur eine leere Form war, dem gesammten Volke zur Bestätigung oder Verwerfung vorgelegt, und am 6. September von den Urversammlungen desselben fast einstimmig angenommen.

Der Convent hatte der neuen Verfassung zwei Nachfugen angehängt, welche zugleich mit ihr dem Volke zur Abstimmung vorgelegt worden waren. Diese Nachfugen wurden nicht mit Unrecht als Ausflüsse der Selbstsucht und Herrschgier angesehen, und riefen deshalb in Paris einen blutigen Aufstand hervor. Die Mitglieder des Convents hatten nämlich gefürchtet, daß bei dem Hasse, den sie sich zugezogen hatten, nur wenige von ihnen in die neuen Gesetzgebungs-Behörden gewählt werden würden, und daß alsdann die Royalisten alle Macht an sich reißen, die neuen Einrichtungen umstoßen und die Anhänger der Republik mit grausamer Wuth verfolgen würden. Sie hatten also, um dies zu verhindern, in Bezug auf den neuen gesetzgebenden Körper eine Maßregel ergriffen, welche demjenigen, was einst die constituirende National-Versammlung in Betreff der legislativen Versammlung beschlossen hatte, gerade entgegengesetzt war. Die Letztere hatte durch einen Act der Großmuth alle ihre Mitglieder von der Wahl in die legislative Versammlung ausgeschlossen (s. S. 211); der Convent dagegen hatte durch zwei besondere Beschlüsse, die er am 5. und 13. Fructidor (22. und 30. August) faßte, der Verfassung noch die nachträgliche Bestimmung beigefügt, daß zwei Drittel der neuen Gesetzgeber aus den Convents-Mitgliedern gewählt werden müßten, und daß, wenn bei der Wahl dieser beiden Drittel die Stimmen verschiedener Wahl-

Collegien auf dieselben Männer fielen, nicht das Volk, sondern der Convent die Ergänzungswahlen vornehmen solle.

Diese Nachfugen hatten zwar jedermann erbittert; aber bei dem allgemein herrschenden Wunsche, von der Tyrannei des Convents endlich befreit zu werden, hatte man in Betreff der Departements unbesorgt sein können, zumal da die Convents-Mitglieder als frühere Jakobiner sich auf die Mittel, das Volk zu bearbeiten, vortrefflich verstanden. Nur die Stimmung der Pariser Bürgerschaft war für den Convent bedenklich gewesen. Dies hatte sich, schon als die erste Nachfuge beschlossen worden war, gezeigt. Die Bürger der wohlhabenden Quartiere äußerten damals laut ihren Unwillen, hielten berathschlagende Sections-Versammlungen, und schickten protestirende Deputationen an den Convent; kurz, sie übernahmen die Rolle, welche früher die Vorstädter gespielt hatten. Diese Bewegung in der Hauptstadt erschreckte den Convent so sehr, daß er Truppen bei Paris zusammenziehen ließ; er trieb aber dadurch die Pariser nur zu noch größerer Hartnäckigkeit. Die Section Lepelletier oder die frühere Section der Nonnen von St. Thomas (des filles de St. Thomas), welche einst am längsten für das Königthum gekämpft hatte, veranstaltete sogar die Bildung eines leitenden Central-Ausschusses aller Sectionen, welcher gleich dem Gemeinderathe der Jahre 1793 und 1794 in die Regierung und Gesetzgebung des Reiches eingreifen zu wollen schien. Als der Convent die Theilnahme an diesem Ausschusse für ein Majestäts-Verbrechen erklärte, machte man gegen ihn die im Grunde noch gesetzlich bestehende Theorie der Volks-Souverainität geltend. Alles dies deutete auf einen bevorstehenden entscheidenden Kampf, und belebte die Hoffnungen der royalistischen Partei so sehr, daß sowohl die Constitutionellen von 1791, als die Kämpfer der Vendée in großer Zahl nach Paris strömten, und die Einwohner zu größerem Widerstande reizten. Bei der Abstimmung über die neue Verfassung und ihre Nachfugen (6. September) nahmen die Pariser Bürger zwar die Erstere an, verwarfen aber die Letzteren. Da sie sich überzeugt hielten, daß dasselbe von den meisten anderen Urversammlungen geschehen sei, so beschloß ihr Central-Ausschuß, sich mit allen Gemeinden des Reiches in Verbindung zu setzen. Gegen das letztere Vorhaben erließ dann der Convent am 7. September ein terroristisches Gesetz, durch wel-

ches jede Sendung von einer Gemeinde an die andere bei Todesstrafe verboten wurde. Vierzehn Tage später (21. September) suchte er die royalistische Partei, von welcher der Widerstand besonders ausging, dadurch einzuschüchtern, daß er alle unbeeidigten Priester, sowie alle Verwandten derselben sammt denen der Emigranten von den Staatsämtern ausschloß.

Unterdessen hatten beide Theile sich zu einem förmlichen Waffenkampfe gerüstet. Der Convent hatte dasselbe Gesindel, gegen welches er einige Monate früher durch die wohlhabendere Klasse der Pariser Bürgerschaft geschützt worden war, bewaffnen und einüben lassen; die Letzteren aber hielten dieselben Bataillone, mit denen sie damals den Convent gerettet hatten, zu einem Kampfe gegen ihn bereit. Am 23. September machte der Convent bekannt, daß in den Urversammlungen der Departements sowohl die Verfassung, als auch die Nachfugen derselben von der sehr überwiegenden Mehrzahl der Abstimmenden angenommen worden seien. Dies war, soweit es die Nachfugen betraf, ausgemachter Weise falsch, da dieselben von drei Viertheilen der Abstimmenden abgelehnt worden waren. Die Pariser ließen sich daher auch durch jene Bekanntmachung in ihrem Widerstande nicht irre machen. Sie organisirten, als die Wahlen für die neuen gesetzgebenden Behörden vom Convent ausgeschrieben worden waren, am 3. Oktober (11. Vendemiaire) aus den in ihrer Stadt ernannten Wählern eine Art von souverainer Versammlung. Diese bot einer Verordnung des Convents, durch welche jede Vereinigung der Wähler mehrerer Sectionen untersagt wurde, mit aller Entschiedenheit Trotz. Hierauf erklärte sich der Convent für permanent, und beauftragte den General Menou als Befehlshaber der Truppen in und um Paris, mit diesen und den gräßlichen Schaaren der Vorstädter militärisch einzuschreiten. Menou selbst war jedoch der Sache, gegen die er kämpfen sollte, im Herzen zugethan. Er knüpfte deshalb, anstatt die Waffen zu gebrauchen, mit den Führern der Pariser eine Unterhandlung an, schloß unter dem Vorwande, daß seine Truppen in der Straße Vivienne eingeschlossen und mit dem Untergange bedroht seien, eine Übereinkunft mit der Bürgerschaft, und zog dann die Truppen aus den bereits besetzten Straßen zurück (4. Oktober oder 12. Vendemiaire). Er wurde

dafür abgesetzt und einige Tage später vor ein Kriegsgericht gestellt, jedoch auf Verwenden Bonaparte's freigesprochen.

Statt seiner schlug Barras, den der Convent zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt hatte, einen anderen General vor, welcher alle erforderlichen Eigenschaften besaß, um den Streit mit den Bürgern auf militärisch-terroristische Weise zu beendigen. Dieser General war der damals erst sechsundzwanzig Jahre alte Korse Napoleon Bonaparte. Er hatte sich durch die Eroberung von Toulon in ganz Europa berühmt gemacht (s. S. 336), war nachher mit den Terroristen in Verbindung getreten und deshalb nicht nur nach dem 9. Thermidor eine Zeitlang verhaftet gewesen, sondern auch im Mai 1795 aus dem Dienste entlassen worden. Ihn ernannte das Kriegs-Comité in der Nacht vom 4/5. Oktober zum Befehlshaber der Convents-Truppen. Diese bestanden zwar nur aus sechstausend Mann; allein die ihnen an Zahl weit überlegenen Schaaren der Pariser konnten als ein Gemisch von Republikanern, Constitutionellen und Royalisten es weder mit regulären Truppen und mit Terroristen aufnehmen, noch hatten sie einen Führer, welcher einem Manne wie Bonaparte gewachsen gewesen wäre. Auch ward schon am frühen Morgen des 13. Vendemiaire (5. Oktober) der Ausgang des Kampfes im Voraus entschieden; denn Bonaparte bemächtigte sich gleich nach seiner Ernennung durch seinen nachherigen Schwager, den Hauptmann Mürat, der Kanonen, welche früher den Terroristen abgenommen und vor der Stadt aufgestellt worden waren, und konnte also die Pariser, welche kein Geschütz hatten, rasch durch Kartätschen und Bajonette besiegen. Er stellte seine Truppen und Kanonen um die Tuilerien herum auf, erwartete, während die herangezogenen Truppen der Pariser unentschlossen zauderten, ruhig den Angriff, und ließ, als gegen fünf Uhr Nachmittags aus einem Hause ein Schuß gefallen war, sein Kartätschen-Feuer beginnen. In einer Stunde war, trotz der hartnäckigen Gegenwehr der Pariser, von denen eine große Zahl getödtet wurde, der Sieg des Convents entschieden. Am Morgen des folgenden Tages ward derselbe vollendet, und Militair-Commissionen oder Kriegsgerichte, die man am 7. Oktober einsetzte, räumten nachher unter den Gegnern des Convents schnell auf. Der Retter des Letzteren wurde am 10. Oktober unter dem Titel Ge-

neral der Armee des Inneren zum Commandanten von Paris ernannt. Er hütete sich jedoch sorgfältig, mit dem verhaßten Convent auch fernerhin gemeinschaftliche Sache zu machen. Dagegen erlangte er durch den von ihm geleisteten Dienst, sowie durch seine im März 1796 vollzogene Vermählung mit Josephine, der Wittwe des Generals Beauharnais, ein so großes Ansehen, daß er schon im Frühling des Jahres 1796 an die Spitze des italiänischen Heeres gestellt wurde.

Der Convent, der sich am 26. Oktober auflöste, ergriff noch in den letzten Wochen seiner Herrschaft sehr gehässige Maßregeln gegen seine Feinde, und erschütterte dadurch den Glauben an die Fortdauer der Republik. Er sicherte sich durch die sorgfältig ausgewählten Deputirten, die er für die neuen Gesetzgebungs-Behörden zu ernennen hatte, auch in diesen die Herrschaft. Er verkündigte am 3. Brümaire (25. Oktober) eine Amnestie, schloß aber alle die Bürger, welche an den Bewegungen im Vendemiaire Theil genommen hatten, von derselben aus, und entzog ihnen ebenso, wie früher den Emigranten und ihren Verwandten, das Recht, irgend ein Amt zu bekleiden. Seine Mitglieder lenkten endlich im Rathe der Fünfhundert und in dem der Alten die Wahl der neuen Regierungsbehörde sehr geschickt und künstlich auf solche Männer, welche dem bisher vom Convent befolgten System nicht untreu werden durften. Gewählt wurden zu Directoren Sièyes, Reubel, Barras, La Reveillère-Lepaux und Letourneur; der Erstere entschuldigte sich jedoch, da ihm vorerst die Umstände zu bedenklich waren, auf pfäffisch heuchelnde Weise, und an seine Stelle wurde Carnot gesetzt.

10. Geschichte des Krieges der Franzosen in den Jahren 1795 bis 1797.

1. Der Krieg in der Vendée und die Friedensschlüsse von Basel.

Die Bewohner der Vendée, welche dem alten Glauben und der alten politischen Einrichtung mit unerschütterlicher Treue ergeben blieben, hatten 1793 und 1794 gegen die himmelstürmenden Schöpfer einer neuen Ordnung mit größerem Erfolge gestritten, als die verbündeten Hauptmächte von Europa (s. oben S. 338 ff.).

Neben ihnen hatten auch die royalistischen Einwohner benachbarter Provinzen, besonders die der Bretagne, die man mit dem Namen Chouans zu bezeichnen pflegte, die Waffen gegen die Republik ergriffen. Diesem verheerenden Bürgerkriege im Westen hatte der Convent im Beginne des Jahres 1795 dadurch ein Ende gemacht, daß er eine auf billige Bedingungen gegründete Amnestie verkündigen und dieselbe auch ehrlich ausführen ließ. In Folge dieser Amnestie schlossen Charette, Stofflet und andere royalistische Anführer im Februar und März 1795 zu La Jaunaye und La Mabilais einen Friedensvertrag, und erkannten im Namen ihrer empörten Landsleute die Republik an. Es wurde ihnen dafür nicht allein die Freiheit ihres Cultus verbürgt und ein Schadenersatz für die Verwüstung ihres Landes zugesichert, sondern man gewährte ihnen auch das Recht, eine Anzahl Truppen unter dem Namen Territorial-Garde beizuhalten, damit sie die wiederhergestellte Ordnung und Ruhe befestigen könnten.

Diesem Frieden mistraute mit Recht der General Hoche, welcher das republikanische Heer im Westen befehligte; denn ein Theil der royalistischen Anführer hatte die geschlossenen Verträge gar nicht angenommen, und auch die anderen betrachteten den Frieden nur als einen Waffenstillstand, weil sie den Republikanern als Feinden der Kirche keine Treue schuldig zu sein glaubten. Überdies wußte Hoche recht gut, daß die Häupter der Emigranten und das englische Kabinet unausgesetzt bemüht seien, das lodernde Feuer der Empörung aufs neue anzufachen. Hoche hatte ebensowohl durch Mäßigung und Wohlwollen, als durch strenge Handhabung der Zucht in seinem Heere und durch gute militärische Maßregeln die Ruhe im Westen bald wiederherzustellen gewußt; denn er besaß nicht nur wie Bonaparte große militärische, administrative und politische Talente, sondern er zeichnete sich auch durch Offenheit des Charakters und Großartigkeit der Gesinnung aus. Er hatte aber zugleich, weil er den Wiederausbruch der Empörung voraussah, auf weitere Kriegsanstalten gedrungen. Dies war ihm in Paris so gedeutet worden, als wenn er sich seine Macht auf unbestimmte Zeit erhalten wolle; und man hatte ihm deshalb einen bedeutenden Theil seiner Truppen entzogen. Um so größer war sein Ruhm, als sich schon einen Monat nach dem Frieden von La Mabilais zeigte, wie

richtig er geurtheilt, und wie weise er für den Ausgang des bevorstehenden neuen Kampfes dadurch gesorgt habe, daß er nicht, gleich seinen Vorgängern, die Truppen in die einzelnen offenen Orte des Landes, sondern in befestigte Lager vertheilt hatte.

Pitt hatte, damit Östreich sich nicht wie Preußen von der Theilnahme am Kriege zurückziehe, dem Kaiser Franz neue Subsidien zugesagt, und zugleich in einem am 4. Mai 1795 geschlossenen Vertrage das Versprechen gegeben, eine Diversion zu Gunsten des östreichischen Heeres zu machen. Zu diesem Zwecke ließ Pitt drei Emigranten-Heere ausrüsten, welche, von einer englischen Flotte unterstützt und mit einer großen Masse von Kriegsbedürfnissen versehen, an der Küste der Bretagne landen und einen neuen allgemeinen Aufstand im Westen erregen sollten. England hatte dabei noch den Vortheil, daß es einer großen Zahl lästiger Gäste entledigt wurde. Deshalb mischte man unter die drei Emigranten-Heere auch die kriegsgefangenen Republikaner, obgleich vorauszusehen war, daß dieselben Verräther und Überläufer werden würden.

Das erste Emigranten-Heer landete am 27. Juni 1795 auf der Halbinsel Quiberon, die sich an der Westküste der Bretagne vor der gleichnamigen Bai hin erstreckt. Es gelang demselben sogleich, das auf einer schmalen Landenge gelegene Fort Penthièvre zu erobern. Auch gesellten sich alsbald einige tausend ganz unbrauchbare Bauern und Chouans den Emigranten zu. Diese versäumten jedoch rasch vorzudringen, während Hoche schnell seine Truppen herbeiführte und am Eingang der Halbinsel ein festes Lager aufschlug. Die Royalisten machten am 16. Juli, einen Tag vor der Ausschiffung der zweiten Emigranten-Abtheilung, einen Angriff auf das feindliche Lager; sie wurden aber nicht nur zurückgeschlagen, sondern es gelang auch dem General Hoche, welcher durch Überläufer von Allem genau unterrichtet war, am 20. Juli das Fort Penthièvre zu erstürmen. Dadurch wurden die Emigranten genöthigt, auf den englischen Schiffen Zuflucht und Rettung zu suchen. Hoche würde sie haben entkommen lassen; dies gaben aber die beiden Convents-Deputirten Tallien und Blad nicht zu, von denen der Erstere damals die Rolle eines Gemäßigten wieder mit der eines Wütherichs vertauscht hatte. Die fliehenden Emigranten wurden daher an der Einschiffung gehindert, und mußten die Waffen strecken. Nach

der Versicherung der royalistischen Schriftsteller ward bei dieser Gelegenheit zwischen Hoche und einem der Emigranten-Führer eine mündliche Capitulation geschlossen; die republikanischen dagegen behaupten, daß keine Art von Übereinkunft getroffen worden sei. Wie es sich auch hiermit verhalten haben mag, es wurden, während man den Troß davon laufen ließ, nahe an achthundert Emigranten festgehalten, vor ein Kriegsgericht gestellt und hingerichtet. In England zeigte nachher Pitt, als er im Parlament wegen des misglückten Unternehmens zur Rede gestellt wurde, die kalte Selbstsucht eines ächten Engländers, dem die Ausländer oder, wie die Römer sie nannten, die Barbaren nur Mittel und Werkzeuge für egoistische Zwecke sind. Er entschuldigte den Ausgang des Unternehmens mit den Worten, es sei dabei wenigstens kein englisches Blut geflossen. Sheridan antwortete ihm jedoch mit Recht: „Dafür floß aber englische Ehre aus allen Poren.“

Hoche marschirte, als das Unternehmen der beiden ersten Emigranten-Heere so kläglich gescheitert war, nach St. Malo, wohin das dritte Heer bestimmt zu sein schien. Diese vom Grafen Artois befehligte Abtheilung war jedoch zwei Monate lang aufgehalten worden, und als sie endlich am 2. Oktober auf einer Insel an der Küste landete, fand sie bereits Alles entschieden. Sie kehrte daher im November wieder nach England zurück. Der Hauptzweck des ganzen Unternehmens, eine Diversion zu Gunsten Östreich's, war vollständig erreicht. Welche Kosten die Engländer für diesen Zweck aufgewendet hatten, kann man daraus schließen, daß Hoche im Fort Penthièvre außer einer großen Summe Geldes siebenzigtausend vollständige Waffenrüstungen, sowie Uniformen und Vorräthe für vierzigtausend Mann gefunden, und überdies noch an der Küste sechs mit Lebensmitteln beladene Schiffe weggenommen hatte.

Hoche wußte nachher durch sehr verständige Anordnungen den Wiederausbruch der Empörung unmöglich zu machen. Der Convent hatte ihm Ende August, obgleich er damals erst siebenundzwanzig Jahre alt war, das Commando über die sogenannte Armee des Oceans oder über sämmtliche Heere des Westens ertheilt, welche zusammen aus hunderttausend Mann bestanden haben sollen. Er vertheilte seine Soldaten im ganzen Lande, gewann die irregeleiteten Einwohner durch Maßregeln der Milde, verfolgte die Führer der

räuberischen Banden mit unerbittlicher Strenge, und wußte, da er als schöner Officier in den Salons glänzte, durch die Damen die Geheimnisse der Männer zu erforschen. Er waltete damals im ganzen westlichen Frankreich ebenso mächtig und unumschränkt, als zu derselben Zeit Bonaparte in Italien. Stofflet, Charette und andere Bandenhäupter wurden, als sie den Kampf fortsetzten, von Hoche verfolgt und endlich gefangen genommen. Er ließ dieselben, da sie mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren, vor ein Kriegsgericht stellen und im Februar und März 1796 erschießen. Im Juli 1796 konnte er dem Directorium melden, daß der Bürgerkrieg im Westen völlig beendigt und die Ruhe überall wiederhergestellt sei.

Als die Vendée völlig bezwungen war, wurde Hoche mit einem Unternehmen in Irland beauftragt. Dort herrschte unter den Einwohnern, besonders den katholischen, die größte Unzufriedenheit über den Druck, welchen nicht nur die englische Regierung, sondern auch das irländische Parlament gegen sie übte. Die Katholiken der Insel waren daher schon vor dem Ausbruche der französischen Revolution auf den Gedanken einer völligen Emancipation von England gekommen. Vergebens suchte Pitt den Fanatismus der Orangisten und Anglikaner zu mäßigen. Er erregte dadurch ein solches Geschrei unter diesen und ein solches Misvergnügen bei dem am Hergebrachten festhaltenden König Georg, daß er den eingeschlagenen Weg der Milde wieder verlassen mußte. Man schickte hierauf absichtlich einen streng anglikanischen Juristen, Lord Camden, als Lord-Lieutenant oder Vice-König nach Irland, damit durch gerichtliche Strenge das alte Verfolgungs-System wieder hergestellt werde. Seit dem März 1796 wurden daher ganze Grafschaften Irland's in Kriegszustand erklärt, nachdem bereits vorher die Orangisten der Insel eine förmliche Verbindung zur Vertilgung der Papisten geschlossen hatten. Dadurch wurden dann die katholischen Irländer, welche ebenfalls eine geheime Verschwörung gebildet hatten, zum Äußersten getrieben. Sie knüpften durch Flüchtlinge in Paris eine Verbindung mit dem französischen Directorium an, und gewannen zugleich den General Hoche für den von ihnen entworfenen Plan eines allgemeinen Aufstandes. Das Directorium genehmigte diesen Plan, und ließ gegen das Ende des Jahres 1796 ein Heer und eine Flotte in Brest ausrüsten.

Das Unternehmen mußte, wegen der großen Überlegenheit der Engländer zur See, bis zum Augenblick seiner Ausführung geheim gehalten und im Winter gemacht werden, mislang aber gerade deswegen völlig. Die Flotte ward gleich nach ihrem Auslaufen durch Stürme sehr beschädigt und auseinander getrieben. Ein Theil der Schiffe landete zwar am 24. December 1796 in Irland; da aber Hoche, welcher allein das Geheimniß der Expedition kannte, mit dem Reste verschlagen worden war, so segelte der französische Admiral ohne Weiteres wieder nach Brest zurück. Auch Hoche mußte daher, als er gleich darauf mit den anderen Schiffen eintraf, zu seinem großen Schmerze das Unternehmen wieder aufgeben. Dieses hatte nicht blos eine bedeutende Summe Geldes gekostet, sondern auch drei Linienschiffe und mehrere andere Fahrzeuge, welche theils durch Stürme, theils durch die Engländer vernichtet worden waren.

Die große Mehrzahl des irländischen Volkes hatte bei der Landung der Franzosen nicht im mindesten eine revolutionäre Gesinnung gezeigt, sondern sich vielmehr zur Abwehr der Franzosen gerüstet. Dessenungeachtet behielt die anglikanische Regierung ihre schonungslose Härte bei. Ein neuer Landungsversuch, welchen die Franzosen 1797 durch eine holländische Flotte unter de Winter machen ließen, diente nur dazu, durch einen glänzenden Sieg, welchen Lord Duncan über diese Flotte erfocht, die Überlegenheit der Engländer zur See zu beweisen. Als auf solche Weise die Hülfe der Franzosen abgeschnitten war, ergriffen das irische Parlament und der Vice-König Lord Camden neue unerhörte Maßregeln, um Todesstille in Irland zu verbreiten. Sie bewogen dadurch die Häupter der katholischen Verschwörung zu einem neuen Aufstandsversuche, der sich jedoch wegen des gegenseitigen Mistrauens der Letzteren und des französischen Directoriums bis zum Ende des Sommers 1798 verzögerte. Die Engländer ließen in der Zwischenzeit die Verschworenen ausspioniren, und schürten sogar selbst das Feuer, damit sie gerichtliche Beweise erhielten, und bei gelegener Zeit das Land durch Hochverraths-Processe einschrecken könnten. Das Letztere begannen sie im Februar und März 1798 zu thun. Sie verhafteten damals die Häupter der Verschwörung und die Mitglieder des geheimen revolutionären Directoriums, welches diese in Irland errichtet hatten; und nun wütheten die Kriegsgerichte, das Parlament und die Sol-

daten wetteifernd gegen die Verschworcnen. Als hierauf endlich der Aufstand ausbrach, erhob sich unglücklicher Weise nicht das ganze Land auf einmal, sondern eine Grafschaft nach der anderen. Auch schickten die Franzosen damals weder militärische Hülfe, noch Waffen. Der Aufstand wurde daher mit leichter Mühe unterdrückt. Er diente den Engländern als Vorwand, das System der französischen Schreckenszeit in Irland anzuwenden. Sie setzten an Lord Camden's Stelle einen Militär, den General Lord Cornwallis, bestellten eine Special-Commission, und ließen diejenigen, welche man vermittelst dieser nicht treffen konnte, dadurch vernichten, daß das Oberhaus nach der alten schrecklichen Weise sie gesetzlich (vermittelst einer bill of attainder) des Todes schuldig erklärte (s. Th. XVI., S. 249).

Lord Cornwallis stellte in Irland die Ruhe auf dieselbe Weise wieder her, wie Hoche in der Vendée und Bretagne. Er verkündigte eine allgemeine Amnestie, und traf solche Maßregeln, daß er die Rebellen auf einmal und von allen Seiten her fassen konnte. Erst als die Empörer überall wieder unterworfen und entwaffnet worden waren, kam die französische Hülfe an (22. August 1798). Sie bestand aus einer kleinen Flotte mit nur elfhundert Mann unter dem General Hümbert. Dieser konnte natürlich jetzt nichts mehr ausrichten; er sah sich vielmehr selbst nach einigen rühmlichen Kämpfen gezwungen, zu capituliren (8. September). Gleich darauf lief zwar eine zweite französische Flotille von Brest aus; diese wurde aber am 12. Oktober vom englischen Admiral Warren geschlagen. Einer der Leiter der irländischeu Empörungen, der auch als gelehrter Schriftsteller berühmte Horne Tooke, gerieth bei dieser Gelegenheit in Gefangenschaft, und ward, ohne Rücksicht auf seine Eigenschaft als französischer Officier und als Kriegsgefangener, ja sogar mit Verletzung eines zu seinen Gunsten erlassenen Beschlusses des obersten Gerichtshofes, vor das unter dem Namen Kriegsgericht in Dublin eingesetzte Revolutions-Tribunal gestellt, das ihn dann zum Tode verurtheilte. Er kam seiner Hinrichtung durch Selbstmord zuvor. In Irland herrschte fortan Todesstille; und im Jahre 1801 wurde, wie wir später sehen werden, die Insel dadurch der Willkür der englischen Regierung völlig unterworfen, daß man ihr Parlament mit dem englischen verschmolz.

Zu derselben Zeit, als die Franzosen den ersten Versuch einer Landung in Irland machten, hatten sie bereits mehrere der bisher gegen sie verbündeten Staaten zum Frieden gezwungen. Der erste Fürst, welcher ihre Republik anerkannte, war der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., ein Bruder des Kaisers Franz. Dieser schloß im Februar 1795 einen Friedensvertrag mit Frankreich. Auch das östreichische Kabinet würde sich damals mit den Franzosen verständigt haben, wenn es nicht im Herbst 1794 durch sechs Millionen Pfund Sterling, welche England ihm unter dem Namen eines Darlehens auszahlte, auf andere Gedanken gebracht worden wäre. Preußen hatte, während seine Truppen noch am Rhein fochten, mit den Franzosen zu unterhandeln begonnen. Am deutschen Reichstage zu Regensburg endlich verlangten sechsunddreißig Stimmen unter siebenundfünfzig die Anknüpfung von Friedensunterhandlungen.

Wir übergehen die einzelnen Ereignisse und Unterhandlungen, welche mit dem Abfalle Preußen's und Norddeutschland's von der Sache des gemeinschaftlichen Vaterlandes endigten, um nicht Blößen der Fürsten zu enthüllen, welche besser verhüllt bleiben. Nachdem das preußische Kabinet schon durch Möllendorf mit den Franzosen insgeheim unterhandelt hatte, schickte es am Ende des Jahres 1794 den Grafen Golz und, als dieser im Februar 1795 gestorben war, den Minister Hardenberg nach Basel, um dort mit dem französischen Gesandten in der Schweiz, Barthelemy, einen Friedensvertrag zu Stande zu bringen. Dieser unter dem Namen des Baseler Friedens bekannte Vertrag wurde, obgleich die Engländer Alles zur Hintertreibung desselben aufgeboten hatten, schon am 5. April 1795 abgeschlossen. Die Artikel desselben waren im Wesentlichen von Haugwitz entworfen worden. Dieser unselige Vertrag gab Holland und das linke Rhein-Ufer den Franzosen preis, riß die nördliche Hälfte Deutschland's von der südlichen los, und sicherte, worauf es dabei besonders abgesehen war, dem preußischen Kabinet seinen Antheil an dem zu vertheilenden deutschen Reiche. Es ward nämlich durch den Baseler Frieden zuerst den Franzosen die Besetzung des linken Rhein-Ufers vorläufig zugestanden und Preußen's Vermittelung allen denjenigen Reichsständen verkündigt, welche gleich ihm das Reich im Stiche lassen und mit Frankreich unterhandeln wollten. Dann wurde für alle deutschen Länder, welche nördlich von

einer mitten durch das Reich gezogenen Demarcations-Linie lagen, also auch, was für Preußen's geheime Absichten sehr bedeutend war, für das ganze Kurfürstenthum Hannover die Neutralität ausgesprochen. Es ward dadurch zugleich der südliche Theil des Reiches den Franzosen, sowie dem an England verkauften östreichischen Kabinet preisgegeben. In einigen geheimen Artikeln verpflichtete sich überdies Preußen, die Franzosen in ihren Absichten auf Holland oder auf irgend ein anderes von ihnen besetztes Land nicht zu hindern, und gegen eine ihm selbst zu gewährende Entschädigung einzuwilligen, daß Frankreich seine Grenzen bleibend bis an den Rhein ausdehne.

Bald nachher schloß auch Spanien Frieden mit der französischen Republik. Dieses Reich hatte unter der Leitung des erfahrenen Aranda (s. Th. XVI., S. 379), welcher vom König Karl IV. an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt worden war, bis auf Ludwig's XVI. Tod den Krieg mit Frankreich vermieden. Als jedoch im November 1792 der Gardist Godoy, ein Mann ohne Fähigkeiten, ohne Kenntnisse und ohne National-Gefühl, welchen die Königin Luise Marie zu ihrem zweiten Gemahle erkoren hatte, an Aranda's Stelle getreten und unumschränkter Gebieter des Reiches geworden war, hatte auch Spanien an dem Kreuzzuge gegen Frankreich Theil genommen. Dies bereute der von seinen Landsleuten tief verachtete Emporkömmling schon im Jahre 1794, als die französischen Truppen siegend in Spanien eindrangen (s. S. 364); und da er außerdem in der französischen Regierung eine Stütze gegen den Unwillen der spanischen Großen zu finden hoffte, so knüpfte er am Schlusse dieses Jahres Friedensunterhandlungen an. Im Mai 1795 schickte er, um dieselben zum Schlusse zu bringen, Yriate nach Basel. Die Sache zog sich anfangs in die Länge, weil man von Seiten Spanien's die Freilassung der beiden Kinder Ludwig's XVI., des Dauphin oder, wie die Royalisten ihn nannten, Ludwig's XVII. und der nachherigen Herzogin von Angouleme, verlangte, und der Convent doch unmöglich einen Prätendenten ins Ausland gehen lassen durfte. Im Juni ward jedoch durch den am 8. erfolgten Tod des französischen Prinzen und durch die Bereitwilligkeit der französischen Regierung, dessen Schwester freizulassen, diese Schwierigkeit beseitigt; und nun kam am 22. Juli 1795 der Frieden zu

Stande. Dieser in Basel abgeschlossene Frieden war für Spanien so günstig, daß Godoy wegen desselben von seinem Könige mit dem Titel Friedensfürst beehrt, und von der spanischen Nation eine Zeitlang als eine Stütze ihres Reiches betrachtet wurde; denn der Convent wollte Godoy zu einer Creatur Frankreich's machen, um vermittelst seiner eine Hauptquelle des englischen Handels zu verstopfen und zugleich die spanische Flotte mit der französischen gegen England zu vereinigen. Alle von den Franzosen gemachten Eroberungen wurden an Spanien zurückgegeben, und dieses mußte dafür blos seinen Antheil an der Insel Domingo abtreten. Dem Könige von Spanien ward ferner die Vermittelung für Neapel, Parma und den Pabst zugestanden. In Betreff der französischen Prinzessin aber wurde eine Verhandlung zwischen Östreich und der Republik zugesagt, in Folge deren das Directorium auch im December 1795 die Prinzessin den Östreichern überlieferte, und dagegen von diesen die fünf Deputirten, welche Dümourier im April 1793 den Östreichern übergeben hatte (s. S. 311), sowie Drouet, Maret und Semonville, die von ihnen gefangen genommen worden waren, zurück erhielt. Die Prinzessin vermählte sich bald nach ihrer Ankunft in Wien mit ihrem Vetter, dem Herzoge von Angouleme.

Dem Beispiele Preußen's und Spanien's folgten auch andere Staaten. Hessen-Kassel schloß im August Frieden mit der französischen Republik. Schweden schickte im April einen Gesandten nach Paris, um sich wieder bei der dortigen Regierung vertreten zu lassen. Venedig und die Schweiz thaten derselben gleichfalls ihre Ergebenheit kund. Portugal und der Pabst behaupteten, mit Frankreich nie im Kriege gewesen zu sein. Neapel wollte, um der spanischen Vermittelung zu entgehen, Unterhandlungen anknüpfen. Sogar Sardinien war nicht abgeneigt, dasselbe zu thun. Holland aber war, wie wir sogleich berichten werden, damals schon von den Franzosen erobert worden. Ein großer Theil von Europa schien also zu der Zeit, als die neue Verfassung in Frankreich eingeführt wurde, unter die französische Republik gebeugt.

2. Eroberung von Holland und Krieg in Deutschland während der Jahre 1795 und 1796.

Am Ende des Jahres 1794 besaßen die Franzosen nicht nur das ganze linke Rhein-Ufer mit alleiniger Ausnahme, von Mainz und Luxemburg, sondern sie hatten auch einen Theil der holländischen Festungen erobert, und die Engländer und Holländer bis hinter die Waal und den Leck zurückgetrieben. In das eigentliche Holland einzudringen, schien sowohl wegen der späten Jahreszeit, als auch namentlich wegen des traurigen Zustandes der französischen Truppen unmöglich. Diese litten durch die Habgier der Commissäre und Lieferanten an Allem Mangel, sogar an den nothwendigsten Lebensmitteln und an der Fußbekleidung. Andrerseits hatten jedoch die Franzosen, wenn sie in Holland einbrachen, an der dort herrschenden Unzufriedenheit mit dem Erbstatthalter und seiner Partei, sowie an den vielen flüchtigen holländischen Demokraten, welche ganze Compagnieen des französischen Heeres bildeten und mit ihren Landsleuten Verbindungen unterhielten (s. S. 49 f.), mächtige Bundesgenossen. Gelang es aber, Holland zu erobern, so konnte dieses Land nicht allein durch Demokratisirung den Engländern für immer entrissen werden, sondern man erhielt auch Gelegenheit, mit den Ersparnissen der reichen Holländer der Noth des französischen Heeres und dem Geldmangel seiner Regierung abzuhelfen. Als daher im December die eingetretene starke Kälte die Möglichkeit gewährte, über die zugefrorenen Moräste, Flüsse und Kanäle in Holland einzudringen, setzte sich Pichegrü, der Befehlshaber der Nord-Armee, sogleich in Marsch, und machte am 27. December den kühnen Versuch, mit seinen durch Mangel und Noth erschöpften Truppen Holland zu erobern.

Dieser Versuch gelang innerhalb weniger Wochen vollkommen. Die Franzosen wurden bei demselben durch die Rathlosigkeit der englischen Generale sehr gefördert. Schon Mitte Januar sahen sich die englischen und hannöverischen Truppen in Holland, neben denen es nur ein kleines einheimisches Heer gab, zum Rückzuge nach Westphalen und Ostfriesland genöthigt. Sie litten auf diesem Marsch durch Mangel und Kälte so sehr, daß ihr Aussehen ganz

dem jammervollen Zustande des Napoleonischen Heeres zu vergleichen war, welches 1813 nach der Schlacht bei Leipzig dem Rhein zueilte. Am 20. Januar hielt Pichegrü seinen Einzug in Amsterdam, welches der Erbstatthalter, Wilhelm V., erst zwei Tage vorher verlassen hatte, um sich nach England zu retten. Die französischen Truppen wurden sogleich durch alle sieben Provinzen vertheilt und auf Kosten derselben genährt, gekleidet und besoldet. Die Holländer erfuhren also damals, welch ein Übel es ist, wenn ein Volk aus Trägheit oder Gewinnsucht wehrlos wird. Sie wurden überdies in der nächsten Zeit auch noch von ihren seitherigen Schützern und Freunden, den Engländern, beraubt. Diese bemächtigten sich nämlich nicht nur der in englischen Häfen befindlichen Kriegs- und Kauffahrtei-Schiffe der Holländer und gaben dieselben nachher nicht wieder heraus, sondern sie nahmen auch alle holländischen Colonieen außer der Insel Java in Besitz. Sie trugen also auch diesmal allen Vortheil des Krieges für sich allein davon, zumal da sie schon früher auch einen Theil der französischen Flotte vernichtet und französische Colonieen in Westindien erobert hatten.

Das eroberte Land wurde unter der Form eines selbstständigen demokratischen Freistaates, welcher den Namen batavische Republik erhielt, in einen französischen Vasallen-Staat umgewandelt. Noch ehe man aber die neuen Einrichtungen machen ließ, beeilte man sich, mit der alten Oberbehörde, den Generalstaaten, einen Vertrag zu Stande zu bringen, weil man recht gut wußte, daß mit den Demokraten nicht so leicht fertig zu werden sei, als mit erfahrenen Geschäftsmännern. Dieser Vertrag, welcher schon am 16. Mai 1795 unterzeichnet wurde, gewährte den Franzosen den Besitz von Venloo, Staats-Limburg, Maastricht und Staats-Flandern, sowie das Besatzungsrecht von Vliessingen und die freie Schifffahrt auf der Schelde, der Maas und dem Rhein. Er verpflichtete außerdem die Holländer zur Zahlung von hundert Millionen Gulden Kriegskosten, und brachte sie zugleich dadurch in bleibenden Gehorsam gegen Frankreich, daß die neue Republik in Kriegszeiten fünfundzwanzigtausend französische Soldaten ernähren, besolden und bekleiden mußte. Der letztere Punkt ward für die Holländer eine besonders drückende Last; denn Frankreich rief nachher die fünfundzwanzigtausend Mann stets nach kurzer Zeit wieder

ab, und schickte andere, welche dann ebenfalls auf holländische Kosten gekleidet und ausgerüstet wurden. —

Der Krieg in Deutschland wurde aus verschiedenen Gründen erst im August ernstlich begonnen. Doch hatten die Franzosen schon im Frühjahr angefangen, Mainz förmlich zu belagern, und im Juni Luxemburg zur Übergabe gezwungen. Die ihnen gegenüber stehenden deutschen Truppen waren durch den unseligen Frieden von Basel um die Hälfte verringert worden. Außerdem warteten Würtemberg, Baden, Pfalz-Baiern und andere süddeutsche Staaten mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo sie sich gleichfalls von der Sache des Vaterlandes lossagen könnten. Die ganze Last des Krieges fiel also auf die Östreicher. Diese kämpften im Jahre 1795 heldenmüthig und glücklich für die deutsche Ehre, obgleich bereits jede Hoffnung, das linke Rhein-Ufer retten zu können, verschwunden war. Sie hatten während des Winters die großartigsten Rüstungen gemacht, und zu ihrem Glücke ward schon im April der unfähige Herzog von Sachsen-Teschen vom Commando abberufen, und Clairfait als Feldmarschall mit dem Oberbefehle der beiden Armeen des Ober- und Nieder-Rheins, zu denen auch der Rest der Reichs-Armee gehörte, beauftragt. Im Juli wurde zwar das Heer des Ober-Rheins wieder von der Haupt-Armee am Mittel- und Nieder-Rhein getrennt; man ernannte aber zum Oberbefehlshaber desselben den alten Wurmser, der sich längst als einen tüchtigen General bewährt hatte. Auf Seiten der Franzosen ward im August Pichegrü als Befehlshaber der in Holland stehenden Nord-Armee durch Moreau ersetzt, um das Commando der Rhein- und Mosel-Armee zu übernehmen, während Jourdan an der Spitze der Sambre- und Maas-Armee blieb. Unter diesen drei Generalen befand sich, ohne daß man es ahnte, ein Verräther. Pichegrü hatte sich nämlich von den Bourbons erkaufen lassen und mit dem Prinzen von Condé, der als Anführer des Emigranten-Heeres unter Wurmser diente, sowie mit dem englischen Minister Wickham, welcher als Gesandter in der Schweiz durch seine gewissenlosen diplomatischen Künste berüchtigt und selbst in England verhaßt und verachtet war, über Verrath verständigt. Er hoffte seine Truppen für das Königthum gewinnen und dann gegen Paris führen zu können.

Erst im September begannen die bedeutenderen Unternehmungen des Feldzuges von 1795. Sie wurden damit eröffnet, daß Jourdan sein Heer oberhalb Düsseldorf über den Rhein setzen ließ. Dies war ihm nur dadurch möglich geworden, daß er einerseits, um die Feinde umgehen zu können, sich nicht gescheut hatte, die im Baseler Frieden festgesetzte Demarcations-Linie zu verletzen, und daß andererseits der pfalz-baierische Minister von Hompesch, trotz aller Vorstellungen des kaiserlichen Generals, die Stadt Düsseldorf mit dreihundertfünfzig Stück Geschützen und vielen Handwaffen übergeben hatte. Jourdan's Vordringen nöthigte die Östreicher, sich bis über den Main zurückzuziehen. Um dieselbe Zeit (20. September) übergab auch der pfalz-baierische Minister Oberndorf den Truppen Pichegrü's das feste Mannheim, obgleich ein Theil von Wurmser's Heer im Anzuge war, gleich bei der ersten Aufforderung. Vier Tage später wurden jedoch zwei Divisionen Pichegrü's, welche Heidelberg besetzen sollten, bei Handschuchsheim geschlagen; und nun ergriff sowohl Wurmser, als Clairfait wieder die Offensive, um einerseits das belagerte Mainz zu entsetzen und andererseits Mannheim den Franzosen wieder zu entreißen. Clairfait marschirte auf die Nidda-Brücke bei Höchst am Main los, und setzte ohne Rücksicht auf die Demarcations-Linie über den Main, wozu er vollständig berechtigt war, weil Jourdan im Bergischen das neutrale Gebiet nicht beachtet und der Kaiser den Baseler Frieden nicht anerkannt hatte. Die Franzosen geriethen dadurch in eine solche Verlegenheit, daß sie am 12. Oktober schnell auf das linke Rhein-Ufer zurückwichen, und die Belagerung von Mainz in eine Blokade verwandelten. Am Ober-Rhein hatte unterdessen Wurmser einen schweren Stand, weil Pfalz-Baiern sich durchaus neutral verhalten wollte, und weil er den bei seinem Heere befindlichen Truppen des Herzogs von Würtemberg, welcher mit den Franzosen in Unterhandlungen stand, nicht trauen konnte. Dagegen war es ein Glück für ihn, daß Pichegrü seines verrätherischen Vorhabens wegen nicht mehr that, als durchaus nöthig war. Am 18. Oktober begann Wurmser die Belagerung der Stadt Mannheim; und am 22. November mußte sich die aus fast zehntausend Mann bestehende Besatzung derselben kriegsgefangen geben, weil Clairfait das französische Heer, welches Mainz belagerte, am 29. Oktober vollständig besiegt und zerstreut

hatte. Nach solchen Unfällen war sowohl Pichegrü als Jourdan genöthigt, sich zurückzuziehen.

Gegen das Ende des Jahres ward plötzlich ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit geschlossen, welcher zum Theil in dem zwischen Condé und Pichegrü verabredeten Plane seinen Grund hatte. Unmittelbar nachher begab sich Clairfait nach Wien, um dem Unwesen der Lieferanten und Wucherer Einhalt zu thun, die sich im Einverständnisse mit den Ministern und mit den Officieren seines Heeres auf Unkosten der Soldaten bereicherten; er konnte jedoch gegen die mächtige östreichische Aristokratie nichts ausrichten, und legte deshalb seine Stelle nieder. Man gab ihm nachher keine Gelegenheit mehr, der Nation nützlich zu sein; er ward aber von dieser bis an seinen 1798 erfolgten Tod als Retter der deutschen Ehre gepriesen. An seine Stelle trat im Anfange des folgenden Jahres sein würdiger Zögling, der damals erst vierundzwanzig Jahre alte Erzherzog Karl. Auch von den beiden Oberbefehlshabern der Franzosen ward der Eine, Pichegrü, am 18. März 1796 entfernt, weil das Directorium zuverlässige, wenn auch nicht gerichtliche Beweise seiner Verrätherei erhalten hatte. Er zog sich auf ein Landgut zurück, und setzte von dort aus seine geheimen Bemühungen für die Rückkehr der Bourbonen fort. An seiner Stelle erhielt sein Freund Moreau das Commaudo der Rhein-Armee.

Im Frühling des folgenden Jahres (1796) begann Bonaparte seine glänzenden Unternehmungen in Italien, und erfocht dort zu aller Welt Erstaunen gleich anfangs einen Sieg nach dem anderen. Der Erzherzog Karl kündigte daher am 21. Mai den Waffenstillstand auf, um eine Diversion zu Gunsten des in Italien stehenden Heeres zu machen. Gegen ihn zog Jourdan, welcher unterdessen Düsseldorf stark befestigt hatte, am rechten Rhein-Ufer her zu Felde; er wurde jedoch am 15. Juni vom Erzherzoge bei Wetzlar geschlagen und dadurch zum Rückzuge auf das linke Rhein-Ufer genöthigt. Auf diesem Rückzuge erlitt ein Theil seines Heeres bei Kircheip (unweit Altenkirchen an der Südgrenze des Bergischen) eine nochmalige Niederlage durch den General Kray. Die errungenen Vortheile nützten indessen den Östreichern nichts, weil sie durch Bonaparte's Siege genöthigt wurden, einen Theil ihrer Rhein-Armee, sowie ihre besseren Generale nach Italien zu schicken. Jour-

dan konnte daher schon am 28. Juni wieder über den Rhein gehen, und das linke Rhein-Ufer ward bis nach Mainz hin aufs neue von den Franzosen besetzt. Zu den östreichischen Generalen, welche damals nach Italien gesandt wurden, gehörte auch Wurmser. Er war schon am 17. Juni mit fünfundzwanzigtausend Mann abmarschirt. An seine Stelle war Latour getreten, während der Erzherzog das Commando des gesammten kaiserlichen Heeres in Deutschland erhielt.

Die glückliche Wendung des Krieges am Rhein verdankten die Franzosen nicht blos den Siegen Bonaparte's, sondern auch den geheimen Unterhandlungen, welche mehrere süddeutsche Fürsten mit ihnen angeknüpft hatten, um nach dem Vorgange von Preußen die Sache des Vaterlandes ihrem Privat-Vortheile zum Opfer zu bringen. Aus diesem Grunde hatte Jourdan, als er sich von Wetzlar zurückzog, den Erzherzog Karl so weit Rhein-abwärts gelockt. Aus demselben Grunde stellte sich gleich darauf Moreau, als wenn er Mannheim angreifen wolle, setzte aber statt dessen am 24. Juni bei Straßburg über den Rhein. Er eroberte, da die schwäbischen Truppen keinen Widerstand leisteten, die Festung Kehl beim ersten Anlauf, rückte dann rasch in Schwaben ein, drängte den herbeieilenden Erzherzog zurück, und suchte denselben von der Verbindung mit Östreich abzuschneiden. Zu gleicher Zeit erschien auch Jourdan's Heer, nachdem es die Östreicher über den Main zurückgetrieben hatte, in Süddeutschland, und drang durch Franken nach der Donau hin vor. Jetzt konnten die süddeutschen Staaten ihren längst beabsichtigten Abfall vom Reiche ausführen. Am 17. Juli schloß zuerst Würtemberg einen Waffenstillstand mit Frankreich; dann folgten Baden, der schwäbische Kreis und die Reichsstände in Franken. Alle erkauften das Recht, zum Abschlusse eines Friedens Gesandte nach Paris schicken zu dürfen, mit Contributionen und Lieferungen, welche weit größer waren, als alles das, was sie während des ganzen Krieges für das Reich geleistet hatten. Im August rief auch Sachsen seine Truppen vom Reichsheere zurück. Zu gleicher Zeit benutzte das preußische Kabinet die Bedrängniß des kaiserlichen Heeres, um durch eine geheime Übereinkunft mit Frankreich das deutsche Reich zu berauben. In diesem am 5. August 1796 geschlossenen Vertrage wiederholte der König von Preußen nicht nur sein Versprechen, den

Franzosen zum bleibenden Besitze des linken Rhein-Ufers zu verhelfen, sondern er verpflichtete sich auch, der unter dem Namen batavischen Republik neu entstandenen französischen Provinz ein Stück des Bisthums Münster zu verschaffen, wogegen ihm selbst der Rest desselben zugesprochen, und seinem Schwager, dem Erbstatthalter Wilhelm V. von Holland, der Besitz von Würzburg und Bamberg nebst der Kurwürde verbürgt wurde.

Als auf der einen Seite Jourdan durch die Ober-Pfalz hin sich der Donau näherte, und auf der anderen Moreau nach Augsburg heranzog, gab Erzherzog Karl durch einen unerwarteten Marsch dem Kriege eine andere Wendung. Er war dem General Moreau nach Baiern vorausgekommen, zog dort eine Verstärkung von fünfzehntausend trefflichen ungarischen Grenadieren an sich, und setzte am 21. August plötzlich wieder auf das linke Donau-Ufer über, um eine Heerabtheilung Jourdan's anzugreifen, die sich unter Bernadotte's Führung zu weit vorgewagt hatte. Es gelang ihm, dieses Corps zu sprengen und dadurch Jourdan zum Rückzuge aus der Ober-Pfalz zu nöthigen. Er folgte hierauf dem fliehenden Feinde rastlos nach, schwächte ihn, ohne eine entscheidende Schlacht zu liefern, durch unaufhörliche kleine Gefechte, schlug ihn am 3. September bei Würzburg, und trieb ihn hierauf gegen den Rhein hin. Das Unglück der Franzosen hatte die gewöhnliche Folge, welche bei ihnen eintritt, wenn sie auf fremdem Boden Niederlagen erleiden: Jourdan's Truppen verloren den Muth, alle Ordnung löste sich auf, und der Rückzug artete in wilde Flucht aus. Jetzt erhoben sich auch die deutschen Bauern, welche ganz anders gesinnt waren, als die Regierungen und ihre Beamten; sie ergriffen im Spessart, im Odenwald, an dem Rhein, dem Main und der Lahn die Waffen, bildeten einen Landsturm und erschlugen alle durchziehenden Franzosen, die sich zerstreut sehen ließen. Derjenige Theil von Jourdan's Heer, welcher beisammen geblieben war, wurde am 16. September bei Limburg und am 20. bei Altenkirchen geschlagen und zerstreut. Die Trümmer desselben eilten über den Rhein, auf dessen rechter Seite nur Düsseldorf und der Brückenkopf von Neuwied in den Händen der Franzosen blieben. Jourdan nahm bald darauf seinen Abschied; das französische Directorium aber schuf schnell ein neues Heer und ernannte Beurnonville zum Oberbefehlshaber desselben.

Unterdessen war Moreau von Schwaben her in Baiern eingedrungen, und Kurfürst Karl Theodor, dessen adelige Günstlinge schon vorher die Festungen Mannheim und Düsseldorf den Franzosen verrathen hatten, und der immer von Verräthern und Feiglingen umgeben war, hatte am 7. September mit Moreau einen Waffenstillstand geschlossen. Der Kurfürst scheute sich damals nicht, durch den verrätherischen Waffenstillstand seinen Unterthanen zum Besten der Franzosen weit größere Lasten aufzuladen, als man jemals dem Reiche zu Liebe übernommen haben würde. Dagegen begannen die von ihren Landsleuten verrathenen tapferen Östreicher schon am 11. September die Befreiung von Baiern und Schwaben, und zugleich erhoben sich im letzteren Lande die von Freund und Feind gedrückten Bauern zur Vernichtung des Reichsfeindes. Von allen Seiten her drangen die Östreicher siegend gegen Moreau's Truppen vor. Der Erzherzog überließ die Verfolgung Jourdan's einigen seiner Generale, und eilte an den Ober-Rhein, um dem Feinde den Rückzug nach Frankreich abzuschneiden. Moreau, der schon am 21. September sein Haupt-Quartier nach Ulm verlegt hatte, war in der größten Gefahr; er rettete aber sein Heer durch einen meisterhaften Rückzug, und gelangte ohne bedeutenden Verlust Ende Oktober glücklich nach Hünningen, ohne daß, wie es bei Jourdan's Corps der Fall gewesen war, sein Heer aufgelöst und vernichtet wurde. Nachdem auf solche Weise Erzherzog Karl den Franzosen das ganze rechte Rhein-Ufer bis auf die Stadt Kehl wieder entrissen hatte, zwang er im Januar 1797 auch die letztere Festung, sowie im Februar den Brückenkopf von Hünningen zur Capitulation. Hierauf ward ein Waffenstillstand geschlossen. Gleich nachher aber eilte der Erzherzog nach Östreich, um das von Bonaparte bedrohte Wien zu retten.

3. Der Krieg in Italien und die Friedens-Präliminarien von Leoben.

In Italien waren die Franzosen schon 1792 eingedrungen. Sie hatten im Herbst dieses Jahres Savoyen erobert und bald darauf dasselbe ihrem Reiche einverleibt (s. S. 301 und S. 304). Doch waren sie weder damals, noch in den folgenden Jahren über die Alpen gezogen. Sie hatten auch dort, wie überall, durch die Betrügereien der Lieferanten und Commissäre unsäglich zu leiden.

Nichts desto weniger schlugen sie, als im Jahre 1795 der Frieden von Basel und das Waffenglück in Deutschland die Zusendung von bedeutenden Verstärkungen möglich machte, gegen das Ende dieses Jahres sowohl die Östreicher, als die Sardinier.

Im Februar 1796 ward **Bonaparte** zum Ober-General der italiänischen Armee ernannt. Er war zwar damals erst siebenundzwanzig Jahre alt; aber das Directorium war ihm Dank schuldig, und hatte außerdem auch politische und militärische Gründe, ihn an die Spitze des italiänischen Heeres zu stellen. Bonaparte hatte sich nämlich bereits als einen tüchtigen General bewährt, der mit dem angeborenen Scharfblicke des Feldherrn und Staatsmannes jeden Fehler seiner Gegner meisterhaft zu benutzen verstand. Er war ferner als halber Italiäner vor allen anderen Generalen zur Leitung des italiänischen Krieges geeignet. Endlich mußte aber auch das Directorium hochstrebende Feldherren bei guter Laune erhalten, weil es furchtbare Gegner hatte, mit denen über kurz oder lang ein gefährlicher Kampf bevorstand. Schon die erste Wahl für die beiden gesetzgebenden Räthe hatte entschiedene Royalisten in dieselben gebracht, und es war mit Sicherheit anzunehmen, daß die erste Ergänzung der beiden Räthe dieser Partei die Stimmenmehrheit verschaffen werde. In Italien selbst machte sich Bonaparte, obgleich er durch sein eigenmächtiges Verfahren bei den Directoren Eifersucht und Besorgniß erregte, diesen ganz unentbehrlich, weil er nicht blos sein eigenes Heer zu ernähren wußte, sondern sogar auch bedeutende Summen Geldes nach Paris und an die in Deutschland kämpfenden Truppen schickte. Wie groß diese Summen waren, kann man daraus schließen, daß Bonaparte schon im Jahre 1797 seinen Soldaten erklärte, er habe elf Monate lang alle Kosten für sie bestritten und außerdem noch dreißig Millionen nach Frankreich gesandt. Übrigens gelangten die von ihm erpreßten Summen keineswegs alle an die Regierung; ein großer Theil blieb vielmehr in den Händen des revolutionären Gesindels, welches unter dem Titel Commissäre nach Italien geschickt wurde.

Während das Directorium den fähigsten seiner Generale nach Italien sandte, begingen die östreichischen Minister den doppelten Fehler, daß sie den kühnen Neu-Franzosen einen einundsiebenzigjährigen Mann, den Wallonen **Beaulieu**, als Oberfeldherrn entgegenstell-

ten, und daß sie gegen dessen Willen den unfähigen und nachlässigen General Argenteau an der Spitze einer bedeutenden Abtheilung ihres Heeres ließen. Beaulieu sah sich noch dazu in allen Unternehmungen durch seine Verbündeten gehemmt, weil das sardinische Kabinet, welches von anderen politischen Ansichten geleitet wurde, als das östreichische, jeden seiner Schritte mit Mistrauen beobachtete. Auf diese Misverhältnisse seiner Gegner gründete Bonaparte gleich nach den ersten glücklichen Treffen seine militärischen und politischen Maßregeln.

Bonaparte traf am 27. März im Haupt-Quartier der französischen Armee ein, welche im Süden der See-Alpen und der Apenninen von Nizza an bis gegen das Gebiet von Genua hin stand. Er fand das Heer in einem wahrhaft kläglichen Zustande. Die Soldaten litten an Allem Mangel, so daß ein Theil von ihnen sogar baarfuß ging, und daß die Officiere sich seit langer Zeit mit einem monatlichen Solde von nur acht Francs hatten begnügen müssen. Bonaparte mußte also schon aus dem Grunde mit einem entscheidenden Schritte beginnen, damit seine Truppen so schnell als möglich Lebensmittel, Kleider, Geld und Pferde erhielten. Diese Aussicht eröffnete er seinen Soldaten, als er den Feldzug damit eröffnete, daß er den Kamm der Apenninen zu erstürmen suchte, um die Östreicher und Sardinier von einander zu trennen und dann in die reichen Ebenen von Piemont und der Lombardei einzudringen. Er regte die Soldaten zugleich durch die ihm eigenthümliche, an Rotomontade grenzende Beredsamkeit auf, die noch jetzt, in Büchern und von den Kathedern herab wiederholt, die militärischen und nationaleiteln Herzen aller Franzosen rührt, und die man sogar auch in den akademischen Phrasen eines Villemain wiederfindet.

Schon in dreizehn Tagen erreichte Bonaparte seinen Zweck. Er schlug, nachdem er am 10. April seine Truppen hatte aufbrechen lassen, in den Treffen bei Montenotte, Millesimo, Dego, Ceva und Mondovi die Östreicher und Sardinier, und trennte Beide von einander. Er setzte durch seine Siege, sowie durch den drohenden Ausbruch demokratischer Verschwörungen, deren Fäden er selbst in den Händen hatte, den König Victor Amadäus III. von Sardinien so sehr in Schrecken, daß derselbe Friedensunterhandlungen anbot. Schon am 28. April schloß Victor Amadäus

mit Bonaparte einen Waffenstillstand, welcher dann im Mai zu Paris unter noch weit härteren Bedingungen in einen Frieden umgewandelt wurde. Der Abschluß dieses Waffenstillstandes ist als der Anfang jener schlauen Politik anzusehen, durch welche Bonaparte in allen seinen Kriegen mehr gewann, als durch die vorausgegangenen glänzenden Siege. Der König von Sardinien mußte den Franzosen Savoyen und Nizza für immer, alle seine Festungen aber außer Turin auf unbestimmte Zeit abtreten, und überdies ihren Truppen nicht nur stets den Durchmarsch durch Piemont offen halten, sondern sogar sein Land zu Contributionen und zur Lieferung von Lebensmitteln preisgeben.

Der mit Sardinien geschlossene Friedensvertrag hatte in Verbindnng mit dem weiteren siegreichen Vordringen Bonaparte's den Erfolg, daß auch die Herzöge von Parma und Modena sich den Geboten des französischen Feldherrn fügten. Beide schlossen schon im Mai einen Waffenstillstand mit Bonaparte. Bei dieser Gelegenheit begann der Letztere jenen systematisch betriebenen Raub von Kunstwerken, den er nachher mit jedem Friedensvertrage verband. Gemälde, Bildhauerwerke, Bücher und Handschriften wurden für Paris zusammengeraubt, damit die eiteln Franzosen durch den Anblick dieser Trophäen und durch den erhöhten Glanz ihrer Hauptstadt befriedigt und für Bonaparte begeistert würden; und dieser ward dafür von französischen und italiänischen Rhetoren auf dieselbe Weise im Übermaße gepriesen, wie einst die römischen Helden, welche Griechenland ausplünderten (s. Th. III., S. 459 f.), von den griechischen Rhetoren. Ebenso wurden fortan überall die Schatzkammern der Staaten und der Klöster beraubt, um mit ihren Schätzen dem Directorium, sowie den französischen Heeren aus der Noth zu helfen. In Betreff des Herzogs Ferdinand I. von Parma, der ein Geschwisterkinds-Vetter des spanischen Königs war, nahm Bonaparte den Schein an, als wenn derselbe besonders gelinde behandelt werden solle, weil die Franzosen Spanien gegen England zu gebrauchen gedachten. Nichtsdestoweniger mußte der Herzog zwei Millionen Francs zahlen, siebenzehnhundert Pferde nebst einer bedeutenden Masse von Lebensmitteln geben, und zwanzig Gemälde nach der Auswahl der Franzosen ausliefern. Weit ärger ward mit dem Herzog Herkules III. Rainald von Modena verfahren. Diesem

wurden nicht nur ebenfalls zwanzig Gemälde abgenommen, sondern er mußte auch achthalb Millionen Francs baar und dritthalb Millionen in Getraide zahlen. Beide Fürsten betrog man außerdem noch dadurch, daß sie wegen eines Friedens an das Directorium gewiesen wurden, oder mit anderen Worten, daß man diesem die weitere Beraubung derselben vorbehielt. Mit dem Herzoge von Parma kam der Frieden erst am 5. November zu Stande. Herkules Rainald aber wurde mit Hoffnungen so lange hingehalten, bis Bonaparte am 5. Oktober es im Interesse Frankreich's fand, den Waffenstillstand aufzukündigen und das Herzogthum Modena zu besetzen.

Dem Kriege gab Bonaparte gleich nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit Sardinien eine entscheidende Wendung. Er überschritt am 7. Mai nicht da, wo er nach einem Artikel dieses Vertrages hatte vermuthen lassen, sondern weiter abwärts den Po, und ereilte die über die Adda zurückweichenden Östreicher bei Lodi. Hier erzwang er am 10. Mai jenen Übergang über die Adda-Brücke, welcher nach den romantischen Erzählungen der Franzosen eine der größten Kriegsthaten der Weltgeschichte war, obgleich Alles, was sie von demselben erzählen, erwiesener Maßen unwahr ist. Eine große Zahl von östreichischen Kanonen, heißt es, spie Tod und Verderben, die französischen Truppen wagten nicht vorwärts zu gehen, da stellten sich Berthier und mehrere andere Generale nach einander an ihre Spitze, und führten die Sturm-Colonnen mitten durch den furchtbarsten Kartätschen-Hagel über die Brücke. Wie wenig Wahres an diesen Erzählungen ist, geht schon daraus hervor, daß Berthier selbst in seinem Berichte sagt, die Brücke sei gleich beim ersten Sturme erobert worden. Doch bleibt es nach dem Urtheile aller Kriegskundigen auffallend, daß eine dreihundert Schritte lange, durch Kanonen gedeckte Brücke mit Sturm genommen werden konnte. Auch waren die unmittelbaren Folgen des Gefechtes bei Lodi sehr bedeutend. Mailand und die Lombardei waren nämlich der Preis desselben, und die östreichischen Truppen mußten sich theils nach Mantua, theils gegen Tyrol hin zurückziehen. Sie wurden außerdem zugleich entmuthigt, während das französische Heer mit größerem Vertrauen zu Bonaparte und das gesammte Europa mit der Bewunderung seiner Thaten erfüllt ward.

Am 14. Mai hielt Bonaparte seinen Einzug in Mailand, dessen Citadelle sich nachher noch bis zum 27. Juni behauptete. Er wurde dort mit dem Jubelruf der von Republik träumenden vornehmen Schwärmer empfangen, und erwiderte die Schmeicheleien derselben durch leere Phrasen, zwang aber dessenungeachtet die Stadt zur Zahlung von zwanzig Millionen Francs. Ähnliche Erpressungen wurden auch gegen andere Städte der Lombardei geübt. Bei der weiteren Verfolgung der Östreicher ließ Bonaparte auch die venetianischen Aristokraten seine Macht fühlen. Er legte ohne Rücksicht auf die Neutralität der Republik Venedig Besatzungen in die Städte derselben, erklärte den früheren Aufenthalt des Grafen von Provence, der sich Ludwig XVIII. nannte, in Verona für eine Beleidigung Frankreich's, setzte den venetianischen Commandanten dieser Stadt durch die barschesten Drohungen in Schrecken, und erlangte so die Übergabe der Forts von Verona.

Von der Verfolgung des östreichischen Heeres wandte sich Bonaparte wieder gegen Mittel-Italien, um auch dort einen Staat nach dem anderen niederzuwerfen und für das Directorium neue Geldsummen herbeizuschaffen. Der dadurch in Schrecken gesetzte König von Neapel eilte Frieden anzubieten. Er erhielt einstweilen einen Waffenstillstand unter leidlichen Bedingungen, weil Bonaparte vor der Hand nur das östreichische Heer der guten neapolitanischen Reiterei, die sich vier Regimenter stark bei demselben befand, zu berauben suchte. Der Waffenstillstand ward unter Vermittelung des spanischen Gesandten am 5. Juni abgeschlossen, und verpflichteten Neapel zur Neutralität. Der Abschluß des Friedens selbst wurde vom Directorium bis zum Oktober verzögert. Auch Pabst Pius VI. bat, als die französischen Truppen in sein Land einrückten, um Frieden. Er reichte damals mit den gewöhnlichen römischen Künsten nicht aus, weil er es mit einem Korsen zu thun hatte, welcher schlauer und energischer war, als er und seine Kardinäle. Bonaparte zwang ihn in dem Waffenstillstande, welcher am 23. Juni geschlossen wurde, zur Zahlung von fünfzehn und einer halben Millionen Francs baar, sowie von sechsthalb Millionen in Naturalien, zur Herausgabe von hundert Kunstwerken und fünfhundert Handschriften und zur Abtretung eines Landstriches. Auch das Großherzogthum Toscana mußte, obgleich es längst mit Frankreich befreundet war, seinen Theil

zu den Schätzen beitragen, welche damals die habgierigen Directoren durch Bonaparte in Italien erpressen ließen. Den Vorwand dazu gaben die englischen Waaren, welche in Livorno lagen. Es wurden in dieser Stadt für zehn bis zwölf Millionen Waaren weggenommen.

Bonaparte hatte gleich nach dem Rückzuge der Östreicher aus der Lombardei die noch in ihrer Gewalt befindliche Festung Mantua zu belagern begonnen. Ende Juli erhielt er jedoch die Nachricht, daß Wurmser, welcher mit bedeutenden Verstärkungen vom Rhein herbeigezogen war, in Tyrol ein aus sechszigtausend Mann bestehendes neues Heer gebildet und die an der Tyroler Grenze stehenden Franzosen unter Massena zurückgedrängt habe. Auf diese Nachricht hob Bonaparte sogleich die Belagerung von Mantua auf, um das Schicksal der Festung durch eine Feldschlacht zu entscheiden. Wurmser selbst erleichterte ihm dies, weil er, wie vor ihm Beaulieu, der alten methodischen Kriegsführung treu blieb und sein Heer zersplitterte, während Bonaparte umgekehrt damals, wie immer, den Kern seiner Macht zusammenhielt, und mit demselben einen Theil seiner Feinde nach dem anderen angriff. Der östreichische Feldherr zog nämlich mit der einen Hälfte seines Heeres, die er wieder vielfach theilte, durch das Etsch-Thal, die andere ließ er unter Quosdanowich an der Westseite des Garda-Seees her ziehen, um bei Riva und Salo hervorzubrechen. Bonaparte wandte sich zuerst gegen Quosdanowich. Er schlug diesen innerhalb weniger Tage zweimal, und trieb ihn bis an das nördliche Ende des Garda-Seees zurück. Wurmser war zwar unterdessen nach Mantua vorgedrungen, und hatte eine Verstärkung in diese Stadt geworfen; es war ihm aber, als er dieselbe am 2. August wieder verlassen hatte, nicht gelungen, sich mit Quosdanowich zu vereinigen. Bonaparte zog ihm sogleich entgegen, und schlug ihn am 5. August in der entscheidenden Schlacht bei Castiglione, in welcher besonders Augereau und Massena sich Verdienste erwarben. Wurmser mußte sich, nachdem ihm in dieser Schlacht nicht weniger als zweitausend Mann getödtet und tausend gefangen genommen worden waren, unter fortwährenden Verlusten nach Tyrol zurückziehen; Bonaparte aber ließ Mantua aufs neue einschließen.

Wurmser erhielt zwar in Tyrol Verstärkungen, welche sein Heer fast auf die gleiche Zahl mit dem französischen brachten; er beging

aber wieder den Fehler, mit getheilten Kräften zu handeln. Er selbst brach mit dem einen Theile seines Heeres nach dem Brenta-Thal auf, um über Bassano nach Mantua zu marschiren; den anderen führte Davidowich durch das Etsch-Thal. Der Letztere wurde am 5. September bei Roveredo geschlagen, und dann durch das Etsch-Thal hinauf bis nach Neumarkt getrieben. Hierauf wandte sich Bonaparte mit seiner ganzen Macht in das Brenta-Thal, um Wurmser von hinten her anzugreifen. Er holte ihn am 8. September bei Bassano ein, nahm ihm, ohne eine eigentliche Schlacht zu liefern, zweitausend Mann als Gefangene und dreißig Kanonen, und trennte das östreichische Heer in zwei Theile. Von diesen rettete sich der eine unter Quosdanowich nach Friaul; mit dem aus sechszehntausend Mann bestehenden Reste schlug Wurmser selbst sich nach Mantua durch. Vor den Mauern dieser Festung wagte der östreichische Oberbefehlshaber noch einmal ein Treffen; er wurde aber (am 14. und 15. September) wieder besiegt, verlor mehr als zweitausend Mann, und gelangte nur mit Mühe in die Stadt zurück. Die Franzosen begnügten sich hierauf mit einer bloßen Einschließung der Festung, weil sie bei der großen in Mantua zusammengedrängten Zahl von Menschen sicher sein konnten, daß Mangel und Noth in Verbindung mit den Dünsten des die Stadt umgebenden Sumpfes und Seees die Besatzung bald aufreiben würden.

In der nächsten Zeit beschäftigte sich Bonaparte mit der Errichtung einer sogenannten cispadanischen und transpadanischen Republik in Ober-Italien. Die Erstere sollte aus den vom Pabste abgetretenen Strichen und aus dem Herzogthum Modena gebildet werden. Bonaparte nahm daher eine Volksbewegung in Reggio zum Vorwande, um den Herzog von Modena des Friedensbruches zu beschuldigen und für abgesetzt zu erklären. Zu gleicher Zeit suchte er die in Genua herrschende Aristokratie einstweilen auszupressen, bis sie ganz gestürzt werden könne. Den Vorwand dazu gab ihm der Umstand, daß die Engländer unter den Kanonen der Stadt Genua eine französische Fregatte gekapert hatten. Genua mußte als Ersatz für diese Fregatte zwei Millionen Francs und unter dem Scheine eines unverzinslichen Anlehens noch zwei weitere Millionen zahlen. Neapel brachte noch gerade zur rechten Zeit (10. Oktober) seinen Friedensvertrag mit dem Directorium zu Stande.

Im Oktober stellte Östreich ein neues Heer zur Rettung von Mantua auf. Auch dieses ward jedoch in zwei Theile geschieden, und sollte erst in der Gegend von Verona sich wieder vereinigen, um dann, unterstützt durch einen Ausfall Wurmser's aus Mantua, die Franzosen zurückzutreiben. Der eine Theil zog unter Alvinzy von Friaul her auf Bassano los, der andere unter Davidowich von Tyrol aus an der Etsch herab. Beide waren anfangs glücklich, und drängten den Feind durch siegreiche Kämpfe zurück; allein Davidowich blieb nach diesen ersten Erfolgen mehrere Tage lang unthätig stehen, und machte es dadurch den Franzosen möglich, sich rasch auf Alvinzy zu werfen. Dieser wurde von Bonaparte am 15. November bei Arcole angegriffen und nach dreitägigem Kampfe vollständig besiegt. Seine Niederlage hatte die unmittelbare Folge, daß er selbst hinter die Brenta, sowie Davidowich bis nach Trient zurückgeworfen, und der beabsichtigte Entsatz von Mantua völlig vereitelt ward.

Mit bewunderungswürdiger Anstrengung brachte Östreich, zum vierten Male im Laufe eines halben Jahres, ein neues Heer zusammen. Dieses bestand aus etwa fünfundvierzigtausend Mann und wurde, als es mit dem Beginne des Jahres 1797 sich in Marsch setzte, wiederum in zwei Colonnen getheilt. Die eine zog unter Provera von Bassano und Padua her gerades Weges auf Mantua los; die andere stärkere marschirte unter Alvinzy längs der Etsch her. Bonaparte wandte sich sogleich gegen das letztere Heer, und erfocht am 14. Januar bei Rivoli einen so glänzenden Sieg, daß er nicht weniger als zehntausend Mann zu Gefangenen machte. Unmittelbar darauf zog er gegen Provera, welcher bereits am 15. vor Mantua angelangt war, und in Verbindung mit der Besatzung dieser Festung das französische Belagerungsheer angreifen wollte. Dies sollte am 16. geschehen; Bonaparte war aber schon in der vorhergehenden Nacht mit Massena vor Mantua erschienen, und traf am 16. seine Anordnungen so vortrefflich, daß bereits um zehn Uhr Morgens Provera mit sechstausendsiebenhundert Mann die Waffen strecken mußte. Die Folge dieser fast beispiellosen, in wenigen Tagen erfochtenen Siege war die Übergabe von Mantua, dessen Besatzung durch Mangel und Krankheiten so sehr gelitten hatte, daß von achtundzwanzigtausend Mann siebentausend gestorben wa-

ren und sechstausend in den Spitälern lagen. Bonaparte gewährte dem General Wurmser eine ehrenvolle Capitulation. Dieser durfte nämlich mit siebenhundert Mann und allen seinen Stabs-Officieren abziehen, während der aus fünfzehntausend Mann bestehende Rest seines Heeres kriegsgefangen wurde.

Als Mantua endlich gefallen war, kam die Reihe an Pabst Pius VI. Dieser hatte schon seit dem ersten Erscheinen Wurmser's in Italien Rüstungen gemacht und seine Truppen durch östreichische Officiere neu organisiren lassen. Davon nahm Bonaparte, sobald er freie Hand hatte, Anlaß, den Pabst noch ärger zu brandschatzen, als es früher geschehen war. Er zeigte sich dabei als einen Meister des Betruges und der Hinterlist. Er kündigte, obgleich ein neues östreichisches Heer unter dem Erzherzog Karl im Anzuge war, dem Pabste schon am 1. Februar den Waffenstillstand auf, und nahm, um ihn in Schrecken zu setzen, die Miene an, als wenn er gerades Weges auf Rom losmarschiren wolle. Er erreichte den damit beabsichtigten Zweck um so leichter, da die feigen Söldlinge des Pabstes schaarenweise zu ihm überliefen. Pius bat um Frieden, und zeigte sich um so mehr zu Allem bereitwillig, je mehr Bonaparte sich stellte, als wenn er von keinem Frieden hören wolle. Dadurch gelang es dem Letzteren, ihn zur Annahme harter Bedingungen zu bringen. Der Pabst verstand sich nämlich in dem am 19. Februar 1797 zu Tolentino geschlossenen Friedensvertrage dazu, Avignon, Venaissin, Bologna, Ferrara und die Romagna abzutreten, in Ancona eine französische Besatzung aufzunehmen, und nicht blos die von der früheren Contribution rückständigen sechszehn Millionen Francs, sondern auch noch fünfzehn weitere Millionen zu bezahlen. Bei Gelegenheit des Zuges gegen den Pabst war auch der Schatz von Loretto geplündert worden, auf welchen das Directorium schon seit langer Zeit seine gierigen Blicke geworfen hatte. Die schlauen Pfaffen hatten jedoch schon längst das Gold und die Edelsteine, mit denen das wunderthätige Bild der Madonna geschmückt war, durch falsche Steine und durch Flitterwerk ersetzt, wiewohl immer noch reicher Raub für die Franzosen übrig geblieben war.

Im März eröffnete Bonaparte den Krieg gegen den Erzherzog Karl, welcher den Oberbefehl über das zum italiänischen Kriege bestimmte neue Heer des Kaisers übernommen hatte. Bonaparte,

welcher gleich nach der Schlacht bei Rivoli den General Joubert zur Verfolgung Alvinzy's in Tyrol hatte einrücken lassen, war dem Erzherzoge an Truppenzahl weit überlegen; denn er hatte im Februar zwei Divisionen des Rhein-Heeres unter Delmas und Bernadotte an sich gezogen. Er eilte seinen Gegner, welcher mit nur zwanzigtausend Mann am Tagliamento stand, anzugreifen, ehe die vom Rhein heranziehenden Verstärkungen bei demselben eingetroffen waren. Am 16. März nöthigte er das schwache Heer des Erzherzogs bei Valvassone zur Umkehr. Dieses zog sich nach Kärnthen und Steiermark zurück, und Bonaparte folgte ihm mit solcher Schnelligkeit nach, daß er schon am 30. März in der Stadt Klagenfurt ankam, welche Karl erst am Tage vorher verlassen hatte. Hier fand sich jedoch Bonaparte in einer sehr kritischen Lage. Er hatte keine Nachrichten von Joubert, erfuhr aber dagegen, daß ganz Tyrol im Aufstande sei, daß auch die Bewohner von Ungarn, Kroatien, Krain, Kärnthen und Steiermark sich in Masse zu erheben drohten, und daß die Stadt Triest, welche kurz vorher französische Truppen eingelassen hatte, von diesen wieder habe geräumt werden müssen. Er war also in Gefahr, von Italien abgeschnitten zu werden, und mußte überdies noch befürchten, daß die Östreicher jeden Augenblick Verstärkungen vom Rhein her erhalten würden. In dieser bedenklichen Lage schrieb er am 31. März von St. Veit aus an den Erzherzog, und eröffnete ihm die Aussicht auf einen leidlichen Frieden, während er zugleich noch bis achtzehn Meilen von Wien weiter vordrang. Der Erzherzog ging auf die angebotene Unterhandlung ein, und am 7. April 1797 ward ein Waffenstillstand geschlossen. Schon elf Tage nachher erfolgte die Unterzeichnung von Friedens-Präliminarien.

Dieser ganz unerwartete Ausgang des Krieges war das Ergebniß einer Kabale, welche die furchtbare, aber in ihrer Art geniale Königin Marie Karoline von Neapel (s. Th. XVI., S. 235) durch hren Gesandten zu Wien, den Marquis de Gallo, hatte anspinnen lassen, um die ihrem Reiche drohende Gefahr abzuwenden. Jedermann war überrascht, als so schnell der Abschluß eines Präliminar-Vertrages erfolgte, und das allgemeine Erstaunen ward noch größer, als man erfuhr, daß die Verhandlungen über einen Vertrag, welcher für das Schicksal Deutschland's, Italien's, Ungarn's und Öst-

reich's entscheidend war, von einem Neapolitaner, dem Marquis de Gallo, geführt worden seien. Der Letztere hatte den Kaiser durch seine Gemahlin, eine Tochter der neapolitanischen Königin, die ihn ganz beherrschte, für den schnellen Abschluß eines Friedens bearbeiten lassen, und war zugleich insgeheim mit Bonaparte in Unterhandlung getreten. Auch einen der Minister des Kaisers, den verächtlichen Thugut, hatte man in die Intrigue hineingezogen. Der Widerstand des Erzherzogs Karl aber war dadurch beseitigt worden, daß man den Grafen Bellegarde, welcher demselben damals stets zur Seite stand, gewonnen hatte, ohne ihn jedoch in das eigentliche Geheimniß einzuweihen. Auf solche Weise ward nicht nur die Zustimmung des Kaisers zum Abschlusse eines Friedens erlangt, sondern man brachte diesen sogar dazu, daß er, worüber selbst Bonaparte erstaunte, die ganze Sache in die Hand eines fremden Gesandten legte. Der Marquis de Gallo ward nämlich mit der Unterhandlung der Präliminarien beauftragt. Man gesellte ihm zwar den Grafen Meerfeld bei; dies geschah aber nur der Form wegen. Die Unterhandlungen fanden auf einem bei Leoben gelegenen Schlosse Statt, und schon nach wenigen Tagen (am 18. April 1797) wurde der Präliminär-Vertrag von Leoben unterzeichnet. Dieser Vertrag, welcher für den Abschluß eines definitiven Friedens einen bis zum 1. Oktober dauernden Zeitraum festsetzte, war von beiden Seiten nicht ernst gemeint. Er sollte vielmehr blos ein Blendwerk sein, um die insgeheim beschlossene Theilung der Republik Venedig vor den Engländern verbergen zu können. Er ward deshalb auch sehr geheim gehalten, und ist eigentlich nie bekannt gemacht worden. Da Alles lauter Trug war, so können wir hier die einzelnen Punkte des Vertrages ganz übergehen.

Gerade an demselben Tage, an welchem die Friedens-Präliminarien von Leoben unterzeichnet wurden, begann der Krieg am Rhein aufs neue. Am 18. April setzte nämlich die Sambre- und Maas-Armee, zu deren Befehlshaber Hoche ernannt worden war, bei Neuwied über den Rhein. Die Rhein- und Mosel-Armee, an deren Spitze Moreau stand, begann ihren Rhein-Übergang am folgenden Tage bei Straßburg. Moreau nahm die Festung Kehl im ersten Anlaufe ein, und hatte bereits einen allgemeinen Angriff

auf das östreichische Heer angeordnet, als die Nachricht von dem in Leoben abgeschlossenen Waffenstillstande ihn zur Einstellung der Feindseligkeiten nöthigte. Am Nieder-Rhein hatte unterdessen Hoche den unfähigen General Werneck überrascht und geschlagen. Er war nachher unaufhaltsam bis in die Nähe von Frankfurt vorgedrungen, und nur ein Zufall hatte ihn gehindert, diese Stadt zu besetzen, ehe die Nachricht von dem Waffenstillstande bei ihm eintraf. Beide französische Armeen blieben auf der rechten Seite des Rheins, und wurden nach wie vor von den Deutschen verpflegt und bereichert.

11. Bonaparte's Organisationen in Italien.

Bonaparte fuhr nach der Beendigung des Krieges fort, wie ein Dictator zu handeln, und das französische Directorium durfte ihm in keinem Dinge entgegen sein, weil er ein unentbehrlicher Mann war. Seine rücksichtslose Gewaltthätigkeit traf zuerst die Republik Venedig, durch deren Aufopferung er den Frieden von Östreich zu erkaufen willens war. Schon während des Krieges hatte er die feigen und selbstsüchtigen Aristokraten, welche in Venedig herrschten, zu wiederholten Malen fühlen lassen, daß er kein Recht des Schwachen gegen den Starken anerkenne. Er hatte, obgleich die Venetianer mit Frankreich im Frieden waren, ihre Städte Verona, Brescia, Bergamo und Crema besetzt. Nachher waren die Bewohner dieser Städte angetrieben worden, sich eigenmächtig von Venedig loszusagen und die Wiedervereinigung mit Mailand zu verlangen, zu dem sie in früheren Zeiten gehört hatten. Der venetianische Senat hatte sich theils aus Furcht und Schwäche, theils weil er die Absicht, ihn in eine Falle zu locken, erkannte, Alles gefallen lassen, und sogar den Räubereien und Erpressungen, welche von Seiten der Franzosen auf seinem Gebiete verübt wurden, ruhig zugesehen. Als jedoch Bonaparte im März und April 1797 bis in das Innere von Östreich vorgedrungen war, hatten die Venetianer zugleich mit italiänischen Jakobinern und französischen Emissären, welche Abfall von Venedig predigten, die Bewohner des ganzen Landes von Bergamo an bis nach Istrien zur Empörung gereizt, und Hunderte von Franzosen waren durch die erbitterten Bauern erschlagen worden. Diese Aufstände hätten für Bonaparte, welcher

damals zu weit vorgedrungen war, verderblich werden können; allein der elende venetianische Senat schickte, anstatt dieselben zu unterstützen, eine bittende Gesandtschaft an Bonaparte. Sie ward von diesem, welcher kurz vorher (7. April) den Waffenstillstand von Leoben unterzeichnet hatte, mit barschen, drohenden Worten empfangen.

Bonaparte's Streben war nur darauf gerichtet, die Stadt Venedig wehrlos zu machen und ihr eine französische Besatzung aufzudringen, damit sie zuerst ausgeplündert und dann als Entschädigung an Östreich übergeben werden könne. Er heuchelte die größte Erbitterung wegen einer mit der Unterschrift eines venetianischen Statthalters versehenen Proclamation, in welcher zur Ermordung der Franzosen aufgefordert ward, obgleich sowohl jener Statthalter, als auch der venetianische Senat gegen die Ächtheit derselben protestirte. Bonaparte schrieb damals einen im gröbsten Tone abgefaßten Brief an den venetianischen Senat, und sein Unter-General Jünot, welcher denselben überbrachte und im Senat vorlas, fügte in gleichem Tone arge Kränkungen hinzu. Als der feige Senat auch dies über sich hatten ergehen lassen, wurde die Bestrafung eines französischen Kapers, welcher gegen die Polizei-Gesetze in den inneren Hafen von Venedig eingedrungen war, zum Vorwande genommen, um neue Drangsale über die Republik zu verhängen, obgleich der Senat sich bereit erklärte, jede Art von Genugthuung zu leisten. Am 2. Mai kündigte Bonaparte den Venetianern geradezu den Krieg an. Zugleich ließ er nicht nur die ganze Terra firma besetzen, sondern auch durch ein in die Lagunen geschicktes Corps die Inselstadt vom festen Lande abschneiden. Nur zwei Senatoren Venedig's riethen damals zu einer verzweifelten Gegenwehr, durch welche wenigstens die Ehre des Senats gerettet worden wäre; allein für wahre Freiheit und Ehre hatte die verdorbene venetianische Aristokratie keinen Sinn. Überdies gab es in Venedig eine französische Partei, an deren Spitze die beiden Senatoren Battaglia und Dona standen, und der französische Gesandtschafts-Secretär Villetard, welcher auch noch nach der Kriegserklärung in der Stadt geblieben war, hatte in Bonaparte's Auftrage schon längst Intriguen aller Art angesponnen. Der Senat faßte daher, als die französische Kriegserklärung erschienen war, den Beschluß, sich in Alles zu fügen.

Er schickte zwei Gesandte an Bonaparte; dieser gewährte ihnen aber keine Audienz. Dessenungeachtet verstanden sich die Häupter der einst so stolzen Nobili von Venedig nicht nur dazu, die treffliche Flotte der Republik zu entwaffnen und die aus zehntausend Mann bestehenden slavonischen Regimenter, welche tapfer und kampfbegierig waren, aufzulösen, sondern sie nahmen auch selbst ihre Entlassung, um einer demokratischen Regierung Platz zu machen, welche die Stadt in die Gewalt der Franzosen bringen sollte. Die Auflösung der alten aristokratischen Verfassung wurde mit nicht weniger als siebenhundertfünfzig Stimmen gegen fünf beschlossen. Die abtretenden vornehmen Herren schämten sich nicht, bei dieser Gelegenheit eine Art Almosen für sich auszubedingen. Man legte nämlich der neuen Regierung die Verpflichtung auf, die Pensionen und Kapitalien, welche der Staat bisher zur Unterstützung verarmter Adels-Familien verwendet hatte, auch fernerhin auszuzahlen.

Am 12. Mai wurde ein neuer Rath eingesetzt, den man aus allen Klassen und sogar aus den verschiedenen Nationalitäten gewählt hatte. Dieser entfernte die Slavonier, welche meuterisch geworden waren, aus der Stadt, und forderte am 14. Mai den in den Lagunen liegenden französischen General Baraguay d'Hilliers auf, einen Theil seiner Truppen insgeheim in die Stadt zu schicken. Am 16. Mai rückten hierauf viertausend Franzosen in Venedig ein. An demselben Tage schloß eine noch vom alten Senat ernannte Commission einen Friedensvertrag ab. Diesen Vertrag weigerte sich Bonaparte zu bestätigen, weil, wie er selbst in einem Briefe eingesteht, die Friedensverhandlung ihm blos dazu hatte dienen sollen, einen Vorwand zur Ausplünderung der Stadt zu erhalten. Wirklich ward auch die ganze Zeit bis zur Überlieferung der Stadt an die Östreicher angewandt, um das reiche Venedig gleich einem Schwamme auszupressen und sich der in seinen Arsenalen aufgehäuften Kriegsbedürfnisse zu bemächtigen. Als dies geschehen und der Frieden zwischen Östreich und Frankreich geschlossen worden war, ward Venedig ohne Weiteres den Östreichern übergeben.

Auf dieselbe Weise, wie gegen Venedig, verfuhr Bonaparte auch gegen die Republik Genua. Der französische Gesandte in Genua, Faypoult, spielte dort Villetard's Rolle. Zuerst ließ man durch

genuesische Demokraten, die sich mit lombardischen, französischen und sardinischen Revolutionären verbanden, eine Änderung der bestehenden Verfassung verlangen. Dann ward ein Aufstand der niederen Volksklassen, welche in Genua ebenso wie in Venedig und Bern der Aristokratie ergeben waren, von dem Dictator Italien's benutzt, um auch an die genuesische Regierung einen groben Brief zu schreiben. Diesen las Bonaparte's Adjutant Lavalette dem kleinen Rathe von Genua in ebenso trotzigem Tone vor, wie Jünot in Venedig gethan hatte. Unmittelbar nachher ward durch Lavalette den Genuesen ein Vertrag aufgedrungen, welcher ihre aristokratische Republik in einen demokratisch eingerichteten Staat umwandelte. Die neue Republik, die den Namen der ligurischen erhielt und am 15. August definitiv constituirt wurde, brachte man dadurch unter französische Botmäßigkeit, daß ihre Truppen französischen Generalen untergeordnet wurden, denen auch die Regierung Folge leisten mußte.

Aus der Lombardei, dem Herzogthum Modena und den von Venedig und dem Kirchenstaat abgerissenen Gebieten bildete Bonaparte seine sogenannte cisalpinische Republik. Diese wurde ganz nach dem Muster der französischen eingerichtet und am 9. Juli feierlich proklamirt. Toscana, Parma, Sardinien, Neapel und sogar Spanien mußten alsbald Gesandte nach Mailand schicken, um zu einer neuen Einrichtung Glück zu wünschen, die ihnen selbst Verderben drohte. Östreich dagegen erkannte die cisalpinische Republik erst beim Abschlusse des Friedens an. Mit Sardinien, welches seit dem im Oktober 1796 erfolgten Tode des Königs Victor Amadäus von dessen Sohn Karl Emanuel IV. beherrscht wurde, hatte Bonaparte schon am 5. April 1797 ein sogenanntes Offensiv- und Defensiv-Bündniß geschlossen. Der König von Sardinien übernahm in demselben die Verpflichtung, sein vertreffliches Heer zu Bonaparte's Verfügung zu stellen und die französischen Truppen und Beamten, so oft sie durch sein Land zögen, mit Lebensmitteln zu versorgen.

12. Innere Zustände Frankreich's bis zum Staatsstreiche des 18. Fructidor 1797.

Bonaparte verfuhr, wie das Vorhergehende gezeigt hat, in Italien ganz so, als wenn er über der höchsten Vollziehungsbehörde des französischen Reiches stehe. Dieselbe Stellung hatte Hoche an der Spitze seiner Truppen eingenommen. Ein dritter General, Pichegrü, hatte schon seit 1795 den Royalisten seinen Arm zur Wiederherstellung der alten Ordnung angeboten. Ein vierter endlich, Moreau, hatte im April 1797 bei der Erbeutung eines östreichischen Packwagens Pischegrü's verrätherische Correspondenz gefunden, machte aber erst im September dem Directorium Anzeige davon. Dieses rücksichtslose Verfahren der ersten Generale Frankreich's hatte seinen Grund in der erbärmlichen Art und Weise, wie das Directorium den Staat leitete. Gleich den Generalen hatten auch fast alle übrigen Franzosen weder Achtung vor der Regierung, noch Vertrauen zu ihr; und jedermann war überzeugt, daß eine Umwälzung nahe bevorstehe. Auf diesen Zustand der Dinge gründete Bonaparte seine weiteren Plane. Andererseits zog auch Östreich die Friedensverhandlungen in die Länge, weil es hoffte, daß sich in Frankreich bald Alles ändern werde. Ehe wir daher zu jenen Friedensverhandlungen übergehen, ist es nöthig, zunächst die inneren Zustände Frankreich's darzustellen.

Von den fünf Directoren war Carnot, welcher das Kriegswesen leitete, allein ein durchaus achtbarer Mann. Zwei Andere, Letourneur und La Reveillère-Lepeaux, waren und blieben ohne alle Bedeutung, und der Letztere hatte sich noch dazu durch seinen Haß gegen das Christenthum und durch seinen Eifer, eine neue Religion, Theophilanthropismus genannt, zu stiften, schon längst lächerlich gemacht. Von den beiden übrigen Directoren war der eine, Barras, ein Mann voll aristokratischen Stolzes und ein prunkender Schwelger nach der alten Manier, welcher seine Sittenlosigkeit und Üppigkeit öffentlich zur Schau trug, und sich schon 1797 insgeheim den Bourbons verkaufte. Der andere, Reubel, welcher den auswärtigen Angelegenheiten vorstand, war zwar ein sehr thätiger und zu bürgerlichen Geschäften tüchtiger Mann; er benutzte aber

seine Stellung, um sich zu bereichern, und machte gemeine Sache mit Geld-Speculanten und mit räuberischen Lieferanten und Commissären. Eine aus solchen Männern zusammengesetzte Regierung ist zwar in allen Staaten und nach dem Herkommen gewöhnlich und vortrefflich; sie konnte aber einen neuen Staat nicht gründen, da sie weder kräftig, noch gerecht und weise war. Sie schwankte, um sich halten zu können, zwischen den beiden Parteien der ruhigen Bürger und der wilden Anhänger des Jakobinismus hin und her, nahm zu den elendesten Mitteln ihre Zuflucht, brachte die Staats-Maschine ins Stocken, und machte sich bald allgemein verhaßt. Am meisten ward in ganz Frankreich über die Unordnung in den Finanzen geklagt. Diese war eine natürliche Folge des Misbrauches, den man mit dem Papiergelde getrieben hatte, und ward durch das Raub-System der Directoren und durch die von ihnen angewandten Mittel, welche stets nur für das Bedürfniß des Augenblickes berechnet waren, noch mehr gesteigert. Man hatte schon früher durch die leichtsinnige Vermehrung der Assignaten (s. S. 202 f.) diesen ihren Werth geraubt, und auf solche Weise nicht nur die Finanzen des Staates in Verlegenheit gebracht, sondern auch das Vermögen sämmtlicher Bürger zerrüttet. Die Assignaten standen im Oktober 1795 schon so tief, daß man für dreitausend Francs Assignaten nur fünf Thaler baares Geld erhielt. Dieses Sinken dauerte selbst dann noch fort, als man im Januar 1796 die weitere Vermehrung des Papiergeldes dadurch unmöglich gemacht hatte, daß die zu seiner Verfertigung bestehenden Einrichtungen vernichtet wurden. Die Regierung sah sich genöthigt, zu einem versteckten Bankerott ihre Zuflucht zu nehmen. Durch ein Gesetz vom 18. März 1796 wurde nämlich unter dem Namen der Mandaten ein neues Papiergeld mit Zwang-Cours geschaffen, welches aus Anweisungen auf bestimmte National-Güter bestand, und mit dem man einen ganz kleinen Theil der Assignaten einlösen wollte, um dann die übrigen für werthlos erklären zu können. Diese Mandaten hatten jedoch das Schicksal der Assignaten; schon am 9. August mußte der Staat erklären, daß er selbst sie nur zu dem Börsen-Course annehme. Man glaubte zwar diesen Cours durch Strafbefehle feststellen zu können, sah aber bald die Unausführbarkeit einer solchen Maßregel ein, und machte daher am 4. Februar 1797 ein neues Gesetz, durch welches der gezwungene

Cours der Mandaten aufgehoben und also auch das neue Papiergeld seinem Schicksale überlassen wurde.

Die Zerrüttung der Finanzen und die Streitigkeiten, welche darüber zwischen dem Directorium und den beiden gesetzgebenden Räthen entstanden, machten einerseits den General Bonaparte, der durch erpreßte Millionen den Directoren zuweilen aus der Noth half, zu einem unentbehrlichen Manne, welcher deshalb auch mit seiner Regierungsbehörde in rücksichtslosem und gebietendem Tone reden durfte. Andererseits erzeugte dieser Zustand der Dinge aber auch eine allgemeine Unzufriedenheit im Reiche, die sogar einen Haß gegen die Gesetze und Anordnungen der Revolution hervorrief. Man war besonders über die Aufrechterhaltung des Gesetzes vom 3. Brümaire (s. S. 383.) erbittert, durch welches gerade derjenige Theil des Volkes, der das Zutrauen desselben besaß, von allen Stellen ausgeschlossen worden war. Übrigens faßte man die Gegner des Directoriums und der Convents-Verfassung unter dem Namen Royalisten zusammen, obgleich sehr viele von ihnen nicht die Monarchie wieder hergestellt, sondern nur der Anarchie und dem immer noch fortlebenden Jakobinismus ein Ende gemacht haben wollten. Sogar einer der Directoren, Carnot, hatte sich an diese Partei angeschlossen, weil er überzeugt war, daß eine Restauration des alten Bourbonischen Unfuges ganz unmöglich sei, und daß selbst die Herrschaft einer Partei, welche diese herbeizuführen wünschte, dem Vaterlande weniger verderblich sein werde, als eine Regierung ohne Würde und Ansehen.

Nicht einmal die communistischen und socialistischen Schwärmer der Jahre 1793 und 1794 waren mit den speculirenden, wuchernden und gewaltthätigen Directoren zufrieden. Die Reste der Schreckenszeit hatten sich damals um den wüthenden Demokraten Drouet geschaart, welcher zwei Jahre lang in den öſtreichischen Kerkern umhergeschleppt und Ende 1795 ausgeliefert worden war (s. S. 392.) Neben ihm galt der noch ganz junge Babeuf, welcher nach der Sitte der Schreckenszeit den Vornamen Cajus Gracchus angenommen hatte, für ein Haupt der Jakobiner-Partei. Dieser bis zum Unsinn fanatische Mann schrieb ein Journal, „der Volks-Tribun,“ und suchte Marat's Rolle zu spielen. Er war jedoch, nicht wie Marat, ein Wüthender, sondern ein Verrückter, und führte nicht, wie dieser, eine aufregende, dreiste und entschiedene Sprache, sondern sein

Journal war vielmehr in einem unsicheren und sogar fast langweiligen Tone abgefaßt. Gefährlich konnten Leute wie Drouet und Babeuf nicht werden; allein hinter die tollen Schwärmer versteckte sich, um nach der Auflösung des Bestehenden im Trüben zu fischen, der Rest der Anhänger Danton's und Robespierre's, ein Fouché, ein Tallien, ein Amar, ein Vadier und Andere, unter welchen auch sechszig Mitglieder der Gesetzgebung waren. Auch nahmen sich die beiden Directoren Reubel und Barras eine Zeitlang der wilden Schwärmer an, weil sie bei ihrem Schaukel-System des Jakobinismus gegen die Royalisten bedurften. Sie ließen sogar noch im Februar 1796 dem Haupte derselben, Babeuf, das Finanz-Ministerium anbieten. Als ihnen aber vor dem Ungestümme der Jakobiner bange war, machten sie sich dadurch verächtlich, daß sie mit dem wahnsinnigen Haupte derselben wie mit einer ihnen gleichstehenden Macht über eine Aussöhnung unterhandelten. Eine Verständigung war jedoch unmöglich. Das Directorium beschloß daher, auch einmal gegen seine Freunde, die Jakobiner, einen Staatsstreich auszuführen.

Die Directoren ließen sich am 10. Mai 1796 durch die Gesetzgebung zur Ausweisung aller Verdächtigen aus Paris bevollmächtigen. Dann wurden Drouet's Papiere in Beschlag genommen, er selbst nebst Babeuf und anderen Demokraten verhaftet und ein besonderer Gerichtshof, dessen Sitzungsort Vendome sein sollte, zur Aburtheilung der Sache bestellt. Da jedoch die Anarchisten als Verbündete gegen die Royalisten unentbehrlich schienen, so ließ man Drouet wieder entwischen, und zog den Proceß in die Länge. Dadurch wurden natürlich die Unruhen erhalten. Als diese zu arg wurden, entschloß man sich, die Anarchisten durch die Hinrichtung einiger ihrer Anhänger niederen Ranges zu schrecken, ohne ihre Partei selbst zu vernichten. Zu diesem Zwecke bewirkte man, daß die Freunde der verhafteten Communisten den Versuch machten, die zum Theil demokratisch gesinnten Soldaten, welche in mehrere Lager um Paris vertheilt waren, zum Abfalle zu bewegen, um dann mit ihrer Hülfe die Gefangenen zu befreien. Der Versuch mislang, wie vorauszusehen gewesen war; und nun ward ein Kriegsgericht eingesetzt, welches diejenigen, die man vernichten wollte, zum Tode verurtheilte.

Babeuf's Proceß zog sich bis zum Frühling 1797 hinaus. Als er endlich im März und April 1797 zum Schlusse gebracht wurde, machten ihn nicht nur die Jakobiner, welche schaarenweise nach Vendome geströmt waren, sondern sogar die Richter selbst zu einer wahren Satyre auf Justiz und Recht. Die Ersteren erneuerten das Schauspiel der Sitzungen des Jakobiner-Klubbs zur Schreckenszeit. Man klatschte, jubelte und sang revolutionäre Lieder; sogar die Wache-haltenden Soldaten nahmen an dem Lärm Theil. Auch die Angeklagten, besonders Babeuf, verhöhnten das Gericht auf jede Weise, indem sie zugleich das schändliche Treiben der Machthaber ans Licht brachten. Der Gerichtshof aber erließ, um Amar, Rossignol, Vadier und andere Schreckensmänner, deren man gerade damals gegen die Royalisten zu bedürfen glaubte, freisprechen zu können, die Erklärung, daß keine Verschwörung vorhanden gewesen sei. In Folge davon blieben die meisten Angeklagten entweder ganz unbestraft, oder wurden vor die ordentlichen Gerichte gewiesen; von den übrigen verurtheilte der Gerichtshof einige zur Deportation und nur zwei, Babeuf und d'Arthé, zum Tode. Die beiden Letzteren stießen sich vor den Augen der Richter selbst den Dolch in die Brust; die zur Deportation Verurtheilten aber wurden bald nachher freigelassen.

Viel gefährlicher, als die so lächerlich beendigte Verschwörung Babeuf's, war für das Directorium die Unzufriedenheit aller rechtlichen Leute. Die Erbitterung über die fortdauernde Herrschaft der Convents-Deputirten war so groß, daß nicht wenige Franzosen sogar die Wiederherstellung des Königthums wünschten. Zu diesen wirklichen Royalisten gehörten auch zwei bedeutende Generale, Pichegrü und Willot, von denen der Letztere in der Vendée sich ausgezeichnet hatte. In Folge der im Reiche herrschenden Unzufriedenheit fielen die Wahlen, welche im Mai 1797 zur Ergänzung der beiden gesetzgebenden Räthe vorgenommen wurden, ganz feindlich gegen das Directorium aus, so daß fortan die Mehrzahl der Deputirten aus Royalisten und Gegnern des Jakobinismus bestand. Unter den Gewählten befanden sich auch Pichegrü und Willot. Gleich nach der Erneuerung der beiden Räthe wurde nicht nur Pichegrü mit großer Majorität zum Präsidenten der Fünfhundert ernannt, sondern man ersetzte auch den ausgelooften Director Letourneur

durch den bisherigen Gesandten in der Schweiz, Barthelemy, welcher als ehemaliger Marquis für einen Gegner der bestehenden Ordnung galt, und nun mit Carnot eine opponirende Minorität im Directorium bildete. Zugleich wurden sowohl der am 10. Mai 1796 erlassene Verbannungs-Beschluß (s. S. 419), als auch das verhaßte Decret vom 3. Brümaire 1795 (s. S. 383) aufgehoben.

Die gesetzgebende Gewalt begann auf diese Weise einen offenen Krieg mit der aus drei Mitgliedern bestehenden Majorität der Regierung, und auf ihrer Seite standen dabei die beiden übrigen Mitglieder der Letzteren. Beide Theile errichteten ihre besonderen Klubbs. Die Majorität der Räthe und ihre Anhänger, die sogenannten Royalisten, machten den Klubb von Clichy zu ihrem Vereinigungspunkt; die Partei des Directoriums aber suchte den alten Jakobinismus neu zu organisiren, und eröffnete einen Klubb, welcher den Namen des constitutionellen Cirkels erhielt. Die drei Directoren setzten ihre Hoffnung hauptsächlich auf die Generale Hoche und Bonaparte, von welchen der Erstere damals die Sambre- und Maas-Armee befehligte, der Letztere aber kurz vorher den Krieg mit Östreich beendigt hatte und in Italien als Dictator schaltete. Diese beiden Männer hatten ihrerseits einen persönlichen Grund, sich der drei Directoren gegen die beiden Räthe anzunehmen; denn sie waren von den Letzteren wegen ihrer willkürlichen Verwendung der Staatsgelder aufs heftigste angegriffen und dadurch bitter gekränkt worden. Die drei Directoren wandten sich zuerst an Hoche, dessen Heer ihnen am nächsten stand. Sie boten ihm zu derselben Zeit, als sie auch den nach Frankreich zurückgekehrten Talleyrand zum Minister des Auswärtigen ernannten, das Kriegs-Ministerium an. Hoche ging auf ihren Antrag ein, und war als hitziger junger Mann entschlossen, die Majorität der Räthe ohne Weiteres durch offene Gewalt niederzuschmettern. Er ließ sogleich Truppen gegen Paris heranrücken, ohne auf einen Artikel der Verfassung Rücksicht zu nehmen, nach welchem die Truppen sich der Hauptstadt nur bis auf zwölf Stunden nähern sollten. Hoche sah sich jedoch bald betrogen, weil er es mit drei Männern zu thun hatte, welche nicht wie er offen und entschieden handelten, sondern als schleichende Intriguanten verfuhren. Diese bedachten sich nicht, die Schuld auf ihn zu schieben, als gegen

seinen Marsch Geschrei erhoben ward. Sie verläugneten außerdem den General, als er wegen seines Verfahrens mit den Staatsgeldern öffentlich angegriffen wurde, obgleich er auch hierin nur nach ihren Befehlen gehandelt hatte. Hoche war über diese Niederträchtigkeit so erbittert, daß er sogleich mit den drei Directoren brach, ihnen mit einer öffentlichen Erklärung über ihre Lügen und Betrügereien drohte, und voll Haß zum Heere nach Deutschland abreiste. Dort starb er schon am 18. September, und man schrieb, was wir jedoch für unbegründet halten, seinen plötzlichen Tod einer Vergiftung zu.

Bonaparte, an den sich die drei Directoren ebenfalls wandten, verfuhr mit weit mehr Vorsicht und Schlauheit, als der hitzige Hoche. Er hielt sich in kalter Entfernung von den drei Frevlern, um nicht öffentlich als Werkzeug derselben zu erscheinen, lieh ihnen aber seine Generale und Officiere, und ließ das, was zu thun war, auf verdeckten Wegen vollbringen. Er veranstaltete im Juli 1797 zu derselben Zeit, als eine Creatur Reubel's, der General Scherer, zum Kriegs-Minister ernannt wurde, in seinem Heere Versammlungen nach Art der Klubbs, und ließ durch dieselben Adressen beschließen, welche gegen die auch ihm feindlichen Royalisten gerichtet waren, und die denen der Sanscülotten von 1793 so ähnlich sahen, wie ein Ei dem anderen. Zugleich entließ er viele Officiere und Soldaten seines Heeres auf Urlaub nach Paris, und schickte den General Augereau ebendahin, um dieselben unter seine Befehle zu vereinigen. Er hatte absichtlich diesen General, einen geborenen Pariser, gewählt, weil Augereau als brutaler Mann und guter Haudegen für die ihm zugedachte Rolle vollkommen geeignet war, und doch damit nicht zugleich eine politische Bedeutung erlangen konnte. Auch Berthier, welcher früher für Amerika und für die englische Constitution geschwärmt hatte, später aber dem Bonapartischen Despotismus huldigte und dafür ein Fürstenthum erhielt, sowie die Demokraten Kleber und Bernadotte wurden nach Paris geschickt.

Hier hatten die drei Directoren mit Talleyrand, Sièyes und Anderen bereits ihren Plan entworfen, und Alles zur Ausführung eines Staatsstreiches vorbereitet. Auch die Frau von Staël, welche damals auf der jakobinischen Seite stand, war für die drei

Männer thätig gewesen, und hatte ihnen neue Anhänger unter den Deputirten zu werben gesucht. Der gegen die beiden gesetzgebenden Körper beschlossene Gewaltstreich bestand darin, daß Augereau, den man schon am 8. August zum Commandanten von Paris ernannt hatte, mit seinen Soldaten ganz unerwartet das Sitzungs-Lokal der beiden Räthe sperren, und eine Anzahl Deputirte nebst den Directoren Carnot und Barthelemy verhaften sollte. Sobald dies geschehen sei, sollten dann alle sogenannten Royalisten durch Deportation für immer unschädlich gemacht werden. Der Rath der Fünfhundert suchte sich, als er den Sturm heranziehen sah, durch ohnmächtige Beschwerden beim Kriegs-Minister, sowie durch ebenso nutzlose Beschlüsse über Beschränkungen der Preßfreiheit u. drgl. m. zu helfen. Er konnte aber nicht einmal die von ihm beschlossene Herstellung der Pariser Nationalgarde zu Stande bringen, und ward sogar von der zu seiner eigenen Bewachung gebildeten Garde verhöhnt. Es war daher auch nicht im geringsten zu bezweifeln, daß er bei dem bevorstehenden Kampfe unterliegen werde.

Am 18. Fructidor (4. September) 1797 führte Augereau, der sich damals sogar mit einem Santerre, Rossignol und ähnlichen Leuten eingelassen hatte, das ihm übertragene brutale Geschäft ohne die mindeste Schwierigkeit aus. Er besetzte am Morgen dieses Tages die Zugänge zu dem Versammlungs-Lokal der beiden Räthe, nahm mit eigener Hand den Präsidenten der Fünfhundert, Pichegrü, sowie den Befehlshaber der Garde des gesetzgebenden Körpers, Ramel, gefangen, und ließ Barthelemy nebst der Mehrzahl der Deputirten verhaften. Carnot wußte sich der Gefangennehmung zu entziehen und entkam glücklich über die Grenze. Während die Verhaftungen vorgenommen wurden, trat die Minderzahl der Deputirten zusammen, um der verübten Gewaltthat den Schein des Rechtes zu verleihen. Dies geschah vermittelst einer Anzahl längst fertiger Beschlüsse. Durch dieselben wurden unter Andern die Wahlen der meisten Departements für ungültig erklärt, die Hauptbestimmungen des aufgehobenen Gesetzes vom 3. Brümaire wieder in Kraft gesetzt, ein neuer Eid, welcher nicht blos zur Treue gegen die Republik, sondern sogar auch zum Hasse des Königthums verpflichtete, eingeführt, die Verbannung vieler zurückgekehrten Emigranten ausgesprochen, und endlich Carnot, Barthelemy

und eine große Zahl von Deputirten ohne Weiteres zur Deportation nach dem unwirthlichen Guayana verurtheilt. Auch über die Eigenthümer, Unternehmer, Directoren, Redactoren und Mitarbeiter von einundvierzig Journalen wurde die Strafe der Deportation verhängt. Außerdem stellte man nicht nur alle periodischen Blätter und alle Druckereien für die Dauer eines Jahres unter die Aufsicht der Polizei, sondern es wurden auch die zwölf Maires von Paris durch Männer, wie man sie brauchte, ersetzt und überall sogenannte Central-Büreaus der Polizei errichtet. An die Stelle der beiden ausgestoßenen Directoren wurden Merlin von Douay und Neufchateau gewählt, von welchen der Erstere als größter Jurist von Frankreich glänzte, der Letztere ein sogenannter guter Mann war, aber weder großen Verstand, noch Geschäftserfahrung besaß.

Die zur Deportation Verurtheilten wurden auf dem Transport ans Meer und während der Überfahrt nach Guayana grausamer und roher behandelt, als man die gemeinsten Verbrecher zu behandeln pflegt. Einige, wie Pichegrü, Barthelemy, Ramel und Willot, waren so glücklich, dem langsamen Tode, welcher vermittelst des mörderischen Klimas von Guayana über sie verhängt werden sollte, durch die Flucht zu entgehen. Fragt man nach der Schuld dieser Männer, so beweisen selbst die von Moreau eingeschickten Actenstücke (s. S. 416) nichts Anderes, als daß Pichegrü von den Engländern Geld angenommen hatte, und durch den Prinzen Condé, den Diplomaten Wickham und andere Leute, welche zum Theil Doppelt-Spione waren, in elende Intriguen verwickelt worden war.

13. Der Frieden von Campo Formio.

Die im Vertrage von Leoben ausgemachten Friedens-Unterhandlungen waren hinausgeschoben worden, weil man auf beiden Seiten Vortheile von dem Staatsstreiche in Paris erwartete, welcher längst vorhergesehen worden war. Im August suchte endlich Bonaparte in der Überzeugung, daß dieser Staatsstreich in seinem Sinne gelingen werde, das östreichische Kabinet durch Drohungen und Kriegs-Anstalten zu schrecken; und schon am 1. September,

also drei Tage vor dem 18. Fructidor, begab er sich nach dem unweit Udine gelegenen Schlosse Passeriano, wo die Verhandlungen zum Schlusse gebracht werden sollten. Dorthin schickte dann auch Östreich seinen Gesandten; doch kam dieser erst drei Wochen nach dem 18. Fructidor an, dessen Ausgang ein ganz anderer gewesen war, als die Höfe erwartet hatten. Östreichischer Bevollmächtigter war dem Namen nach der Graf Ludwig von Cobenzl, in Wirklichkeit aber der neapolitanische Marquis de Gallo; und dieser handelte im Auftrag eines Mannes wie Thugut, dessen Seele nie ein großer Gedanke und noch weniger ein patriotisches Gefühl erwärmt hatte. Auf Seiten der Franzosen leitete Bonaparte die Unterhandlungen nicht nur allein, sondern auch ganz unbeschränkt, da Clarke, welchen Carnot früher zu seiner Beobachtung ihm beigeordnet hatte, beim Sturze desselben abgerufen worden war. Man wird daher auch nicht darüber befremdet sein, daß der Friedens-Vertrag, welcher endlich am 17. Oktober zu Campo Formio, einem Dorfe bei Udine, unterzeichnet wurde, ganz anders beschaffen war, als man nach den Präliminarien von Leoben und sogar nach den öffentlichen Erklärungen, welche Kaiser Franz noch im Juli erlassen hatte, hätte erwarten sollen.

Durch den Frieden von Campo Formio wurden die östreichischen Besitzungen in Italien an die cisalpinische Republik und Belgien an Frankreich abgetreten, Venedig aber mit seinem ganzen Gebiete zwischen Frankreich, Östreich und der cisalpinischen Republik getheilt. Dem Herzoge von Modena, dessen Land Bonaparte mit der cisalpinischen Republik vereinigt hatte, wurde dafür der Besitz des Breisgaus oder mit anderen Worten eine auf Kosten des deutschen Reiches zu gewährende Entschädigung zugesagt. In Betreff des deutschen Reiches selbst wurde ausgemacht, daß mit demselben alsbald ein besonderer Frieden geschlossen, und zu diesem Zwecke in Rastadt ein Kongreß gehalten werden solle. Man hatte aber in vierzehn geheimen Artikeln des Friedensvertrages bereits Alles im Voraus verabredet, und der Kongreß sollte nur dazu dienen, dieselben in Ausführung bringen zu helfen. In diesen geheimen Artikeln erkannte der Kaiser von Deutschland den Franzosen nicht blos den bleibenden Besitz des linken Rhein-Ufers zu, sondern er versprach auch, zwanzig Tage nach der Ratification des Ver-

trages seine Truppen aus Mainz, Mannheim und den übrigen Grenzfestungen herauszuziehen, oder mit anderen Worten, er verpflichtete sich, das deutsche Reich ganz wehrlos seinem Erbfeinde preiszugeben, noch ehe es sich mit demselben verständigt hatte. Die anderen geheimen Artikel übergehen wir, weil sie zum Theil ganz unausführbar und also, gleich den Präliminarien von Leoben, eitel Trug waren.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens von Campo Formio wurde der Schweiz das Zeichen gegeben, daß auch ihr eine von Frankreich unterstützte Revolution bevorstehe. Den Anlaß dazu gewährte die Unzufriedenheit der Bewohner des Veltlin, welches die Graubündtner drei Jahrhunderte früher vom Herzogthum Mailand abgerissen (s. Th. XI., S. 255) und nachher stets als eroberte Provinz behandelt hatten. Durch das Vordringen der Franzosen bis nach Tyrol ermuthigt, hatten sich die Veltliner im Juni 1797 empört und Bonaparte um seine Vermittelung ersucht. Bonaparte war auf ihr Begehren eingegangen, und hatte im Juli die Graubündtner zu Unterhandlungen aufgefordert, denen die Absicht zu Grunde liegen sollte, ihrer aus drei Bünden bestehenden Föderativ-Republik das Veltlin als einen vierten Bund mit gleichen Rechten beizufügen. Allein die in Graubündten herrschenden vornehmen Familien, welche seither das Veltlin als ein zur Versorgung und Bereicherung ihrer Anhänger dienendes Land angesehen hatten, wollten diesen Vortheil nicht aufgeben. Sie zogen daher die Verhandlungen in die Länge, bis es zu spät war. Als nämlich Bonaparte nach dem Abschlusse des Friedens von Campo Formio keinen Grund mehr hatte, die Graubündtner zu schonen, brach er die Unterhandlungen mit ihnen ab, und zog das Veltlin ohne Weiteres zur cisalpinischen Republik, obgleich im Vertrage von Campo Formio, welcher alle Bestandtheile dieser Republik einzeln aufzählte, das Veltlin gar nicht erwähnt war.

Gegen das Ende des Jahres 1797 kehrte Bonaparte nach Paris zurück. Er ward dort von den fünf Jakobinern, welche seit dem 18. Fructidor Frankreich beherrschten, feierlich empfangen, ließ sich aber mit denselben nicht näher ein. Bei seinem Empfange hielt Talleyrand eine ziemlich lächerlich klingende Rede. Bonaparte dagegen sagte in seiner Anrede dem Directorium harte Wahrheiten;

er erklärte demselben unter Andern geradezu, daß das Glück des französischen Volkes auf bessere Gesetze gegründet werden müsse. Barras antwortete ihm mit abgeschmackten Redensarten, wie z. B. die Natur habe alle ihre Schätze erschöpft, um Bonaparte zu schaffen. Dieser verlachte damals wie immer alle Phrasen. Er ging ruhig und besonnen seinen Weg, und zeigte sich gegenüber der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit aller Anderen allein als einen großen Mann.

XVIII. Gang der Ereignisse vom 18. Fructidor 1797 an bis zur Errichtung des Consulats in Frankreich.

1. Räubereien und Gewaltthätigkeiten des Directoriums von Frankreich gegen schwächere Staaten.

Seit dem 18. Fructidor stand der französische Staat, in welchem bisher der Pöbel und die Jakobiner den Ausschlag gegeben hatten, unter den Bajonetten. Habgierige Verschwender führten unter dem Namen Directoren das Regiment. Die Geschichte Frankreich's zeigt uns daher in den nächsten Jahren brutale Generale und räuberische Regenten, welche auf der einen Seite der Anarchie und Unordnung im Innern nicht steuern konnten und wollten, auf der anderen aber fremden Völkern das Gesetz dictirten und mit den Schätzen derselben ihrem eigenen erschöpften Lande aufhalfen. Daß dies geschehen konnte, erklärt sich leicht aus dem morschen Zustande und der verkehrten Leitung der übrigen europäischen Staaten. Außer der englischen Aristokratie gab es in ganz Europa keine einzige Regierung, welche physische und moralische Kraft, sowie Eifer für die Ehre und das Wohl ihres Volkes besaß. Dagegen hatten die Franzosen nicht nur in allen anderen Staaten Freunde, die ihnen die Hand boten, sondern sie wurden in ihren Unternehmungen auch noch dadurch gefördert, daß die Regierungen selbst, anstatt ihre Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen, nur daran dachten, wie sie einander übervortheilen könnten.

In Preußen leiteten Haugwitz, Lucchesini, Lombard und andere Intriguanten den physisch und moralisch abgeschwächten, persönlich muthigen, in der Politik aber furchtsamen, von elenden

Frömmlern misbrauchten König auf krummen Wegen; und er selbst erleichterte ihnen dies, da er sich und seine Verwandten zu vergrößern suchte, ohne etwas zu wagen. Diese Leute hatten den König zu dem unseligen Neutralitäts-System des Baseler Friedens und zu dem ebenso unseligen Vertrage von 1796 bewogen (s. S. 390 f. und S. 398 f.). In Östreich hatten Männer, welche ohne alle Moralität und sogar jedes Verbrechens fähig waren, ein Thugut, ein Lehrbach und Andere, dieselbe egoistische Politik zur Geltung gebracht. In Spanien waltete ein Mann ohne Ehre, Bildung, Kenntnisse und Erfahrung, der für Jedermann ein Gegenstand der Verachtung war (s. S. 391). Dieser Mann hatte es wagen dürfen, blos um seiner selbst willen den Frieden von Basel zu schließen, obgleich gerade in Spanien der Krieg mit Frankreich als ein Kampf mit den Feinden Gottes und der Monarchen populär war. Godoy schloß sogar, um sich in seiner Stellung zu behaupten, ein Jahr später mit Frankreich einen Offensiv- und Defensiv-Vertrag, welcher ausdrücklich gegen England gerichtet war, und deshalb die Vernichtung der spanischen See- und Landmacht zur Folge haben mußte. Dieser am 19. August 1796 zu Ildefonso unterzeichnete Vertrag nöthigte Spanien zu einer Kriegserklärung gegen England, welche am 8. Oktober erlassen wurde, und nahm alle Hülfsquellen des Landes für Frankreich's Plane gegen England in Anspruch.

Da die Verbindung zwischen Spanien und Frankreich bei dem portugiesischen Könige Besorgnisse erregte, so suchte gleich nachher auch dieser den Frieden mit Frankreich einzuleiten. Beherscher von Portugal war damals Johann VI., welcher zuerst im Namen seiner Mutter Maria (s. Th. XVI., S. 375) und, nachdem diese schon 1792 wahnsinnig geworden war, vom Jahre 1799 an als eigentlicher Regent herrschte. Er hatte in Folge seiner ganz mönchischen Erziehung nur für mechanische Religions-Übungen und Cermonien Sinn, und ward ebenso von seinen Beichtvätern geleitet, wie andere Fürsten von Mätressen und Günstlingen. Als er den Versuch machte, mit der revolutionären Regierung in Paris Frieden zu schließen, wurde er von dieser um vieles Geld geprellt, ohne seinen Zweck zu erreichen. Sein Bevollmächtigter, Aranjo de Azevedo, brachte nämlich zwar im August 1797 mit Barras und Talleyrand einen sehr vortheilhaften Vertrag zu Stande, der auch von Frank-

reich bestätigt wurde; allein er verstand sich zugleich zur augenblicklichen Bezahlung von sechs Millionen. Die Engländer, von welchen Portugal seit der Thronbesteigung des Hauses Braganza abhängig war, bewirkten nachher, daß in Lissabon die Ratification über die ausbedungene Zeit hinaus verzögert wurde; und nun nahmen auch die Franzosen mit Freuden die ihrige zurück, ohne das empfangene Geld zurückzugeben.

Eine ähnliche Prellerei versuchte das Directorium mit den Nordamerikanern. Diese hatten 1794, um während des Krieges zwischen England und Frankreich die englischen Waaren auf ihren Schiffen nach Frankreich bringen zu können, den Engländern dieselben Handelsvortheile eingeräumt, welche 1778 den Franzosen als einzige Erkenntlichkeit für ihre Hülfe im Befreiungskriege gewährt worden waren. Der zwischen beiden Staaten geschlossene Vertrag war jedoch, weil er einen gegen Frankreich zu übenden Betrug beabsichtigte, sehr geheim gehalten worden. Als er 1796 den Franzosen bekannt wurde, brachen diese allen Verkehr mit Nordamerika ab. Ein Jahr später wurden zwar neue Unterhandlungen angeknüpft; diese führten aber zu keinem Ziele, weil Barras und Talleyrand, welche ihrer grenzenlosen Verschwendung und ihres hohen Spieles wegen stets in Geldverlegenheit waren, den Zwist mit Nordamerika hatten benutzen wollen, um sich selbst aufzuhelfen. Als die Unterhandlungen wieder abgebrochen worden waren, deckten die Nordamerikaner dadurch, daß sie den Bericht ihrer Gesandten veröffentlichten, die Schande der französischen Regierung vor den Augen der Welt auf. Es ging nämlich aus jenem Berichte hervor, daß Barras und Talleyrand, wiewohl freilich nicht persönlich, sondern vermittelst ihrer Creaturen, von den nordamerikanischen Bevollmächtigten ein Anlehen von zweiunddreißig Millionen für die französische Republik, und zugleich ein Geschenk von zwölfmalhunderttausend Francs für sich selbst verlangt hatten. Übrigens faßten die Nordamerikaner nachher mehrere feindselige Beschlüsse, so daß es 1798 beinahe zu einem Kriege zwischen beiden Republiken gekommen wäre.

Auch die Hanse-Städte, die sich während des Krieges sehr bereichert hatten, suchte das Directorium auszubeuten. Man forderte von ihnen unter der Form eines Anlehens eine Brandschatzung.

Sie wußten sich dieser zwar zu entziehen; dagegen nahm aber Bonaparte 1799 den Umstand, daß Hamburg irländische Flüchtlinge an England ausgeliefert hatte, zum Anlasse, um den Hamburgern fünfthalb Millionen abzunöthigen.

Auf dem Kongresse zu Rastadt, welcher am 6. December 1797 förmlich eröffnet ward, führten die drei Bevollmächtigten des Directoriums die brutalste Sprache. Dies kann uns freilich nicht befremden, da die deutschen Großmächte selbst das Vaterland preisgaben. Östreich und Preußen führten in Rastadt eine doppelte Sprache, eine geheime und eine öffentliche, und die drei Gesandten Östreich's gaben sogar öffentlich ganz verschiedene Abstimmungen. Preußen gestattete, daß die Franzosen während der Rastädter Unterhandlungen das auf dem rechten Rhein-Ufer gelegene Ehrenbreitstein enge eingeschlossen hielten, bis dessen Besatzung im Januar 1799 zur Capitulation gezwungen war. Östreich zauderte anfangs, seinem Versprechen gemäß die Reichsfestung Mainz zu räumen; als aber Bonaparte in Rastadt erschien und die sofortige Übergabe von Mainz trotzig forderte, verstand sich Östreich nicht nur hierzu, sondern es schloß auch eine geheime Übereinkunft, nach welcher die kaiserlichen Truppen sich hinter den Lech und Inn zurückziehen sollten. In die förmliche Abtretung des linken Rhein-Ufers, welche Preußen und Östreich schon früher insgeheim zugegeben hatten, willigten die übrigen deutschen Staaten erst im April 1798. Sie gaben zugleich zu, daß die weltlichen Fürsten des linken Rhein-Ufers durch Säcularisation der geistlichen Stifter im übrigen Deutschland entschädigt werden sollten. Jetzt forderten aber die französischen Gesandten noch weit mehr. Ehrenbreitstein und alle Brückenköpfe am rechten Rhein-Ufer sollten geschleift, und Kastel an Frankreich übergeben, die Rheinschifffahrt von allen Zöllen befreit und alle Rhein-Inseln den Franzosen überlassen werden. Diese Forderungen nahm dann Östreich, welches damals die vollständige Erfüllung der Friedensbedingungen von Campo Formio zu verzögern suchte, zum Vorwande, um seine Truppen in Baiern stehen zu lassen, und Ulm, Ingolstadt und Philippsburg auch fernerhin besetzt zu halten.

Zu derselben Zeit griff das französische Directorium den Malteser-Orden, die Mamlukken in Egypten und die Schweiz ganz ungereizt an. Der Gedanken eines Raubzuges gegen Malta und

Egypten ging von einem großen Manne aus, welchem Alles möglich schien, weil ihm vieles unmöglich Scheinende gelungen war. Bonaparte hatte ihn schon 1796 gefaßt, und damit zugleich den Plan verbunden, von Egypten aus die Engländer in Indien zu bekriegen. Die fünf Directoren willigten gern in das Abenteuer ein, weil dasselbe ihnen die erwünschte Gelegenheit darbot, einen ihnen gefährlichen Mann in einen anderen Welttheil schicken zu können. Sie boten daher auch alle Kräfte des Reiches für das beabsichtigte Unternehmen auf. Es ward eine Flotte in Toulon ausgerüstet, ein starkes Heer gesammelt und Bonaparte mit unumschränkter Vollmacht zum Anführer des Letzteren ernannt. Die Sache war und blieb ein Geheimniß Bonaparte's, Talleyrand's und der Directoren. Sogar der Kriegs-Minister Scherer und der Admiral Brüeys, welcher die Flotte befehligen sollte, erfuhren den eigentlichen Zweck der Rüstungen erst ganz spät. Öffentlich hieß es, man beabsichtige eine Landung in England. Die Engländer ließen sich täuschen, weil sie es für unmöglich hielten, daß ein so praktischer Mann wie Bonaparte ein so abenteuerliches Unternehmen wagen könne. Sie verstärkten daher zwar ihre Flotte bei Gibraltar, um die der Franzosen, wenn sie von Toulon in den atlantischen Ocean segele, anzugreifen, ließen aber nur drei Kriegsschiffe unter Nelson in den Gewässern von Toulon kreuzen. Als Nelson durch Havarie genöthigt ward, sich auf kurze Zeit zu entfernen, benutzte Bonaparte dies zum Auslaufen (19. Mai 1798). Die französische Flotte erreichte glücklich die Insel Malta, auf welcher am 9. Juni die Truppen ans Land gesetzt wurden.

Diese Insel hätte sich trotz der Verrätherei, welche französische Ordensritter schon 1797 mit Bonaparte angesponnen hatten, bis zur Ankunft der englischen Flotte halten können, wenn nicht der damalige Großmeister des Ordens, ein Herr von Hompesch, sich auf Malta ebenso benommen hätte, wie 1795 ein anderer Hompesch in Düsseldorf (s. S. 396). Dieser fügte sich nämlich sogleich dem Begehren der Verräther, und willigte, ohne die mindeste Gegenwehr, in eine Capitulation, vermöge deren eine gut befestigte Insel, welche einst der Macht des großen Suleiman glücklich getrotzt hatte (s. Th. XIII., S. 4—7), ohne Schwertstreich übergeben wurde. Hompesch ließ sich dabei durch das Versprechen eines deutschen

Fürstenthums von den Franzosen in die Falle locken, ward aber von ihnen nachher, wie er es verdiente, betrogen und verlacht. Er erhielt weder das Fürstenthum, noch auch die Pension, welche Bonaparte ihm, wie früher Potemkin dem Tataren-Khan (s. S. 224), versprochen hatte, sondern mußte sich mit fünfzehntausend Francs begnügen. Bonaparte bemächtigte sich aller Schätze, Schiffe, Vorräthe und Kanonen des Ordens, und segelte am 19. Juni nach Egypten ab, nachdem er den General Vaubois mit viertausend Mann als militärischen Befehlshaber, sowie den Commissär des Directoriums, Regnault de St. Jean d'Angely, und einen der Hauptverräther unter den Rittern als Civil-Gouverneure zurückgelassen hatte. Er wurde auf der Fahrt nach Egypten von dem glücklichen Sterne geleitet, der ihn bis auf seinen Zug nach Rußland niemals verlassen hat. Wir werden jedoch der ferneren Geschichte der egyptischen Expedition erst weiter unten gedenken. Dagegen muß hier zunächst noch angegeben werden, wie gewaltthätig die französischen Directoren sogar mit den von ihnen selbst gestifteten Bundes-Republiken, der batavischen, der cisalpinischen, der helvetischen und der römischen, umgingen.

In der batavischen Republik hatten die Franzosen, nachdem sie sich das Recht der Erpressung ausbedungen hatten (s. S. 394), anfangs nur die Personen der Regierung geändert. Erst 1796 ließen sie eine constituirende National-Versammlung einberufen, um eine neue Verfassung zu machen. Nun begann in Holland ein heftiger Kampf der Jakobiner mit den Gemäßigten, in welchem der Befehlshaber der batavischen Armee, Daendels, und drei Franzosen, der General Joubert, der Gesandte Delacroix und sein Secretär Dücange, die Hauptrolle spielten. Die von der National-Versammlung gemachte Verfassung wurde, weil sie zu wenig demokratisch war, verworfen, und der provisorische Zustand dauerte bis nach dem 18. Fructidor 1797 fort. Dann machten die französischen Jakobiner auch in Holland einen Staatsstreich, um ihre dortigen Freunde ans Ruder zu bringen. Die der Gegen-Partei angehörenden Deputirten wurden eingekerkert, die übrigen aber zur Entwerfung einer der französischen nachgemodelten Verfassung gezwungen. Diese drang man im April 1798 nicht nur dem Volke gewaltsam auf, sondern dieselben Deputirten, welche die neue Verfassung ge-

macht hatten, erwählten auch eigenmächtig die neuen Volksvertreter, sowie die aus fünf Directoren zusammengesetzte Regierung. Die Letztere gerieth alsbald mit dem General Daendels und den oben genannten drei Franzosen in Zwist. Endlich begab sich Daendels nach Paris. Dort gewann er die französischen Directoren für sich, und kehrte dann nach Holland zurück, um das dortige Directorium zu stürzen. Dies gelang ihm am 12. Juni 1798. Die Directoren wurden verdrängt, ihre bisherigen Minister, welche mit Daendels insgeheim verbunden gewesen waren, an ihre Stelle gesetzt und, was die Gewalthaber in Frankreich recht charakterisirt, den aus Paris mitgebrachten Befehlen gemäß der französische Gesandte durch die Truppen seiner eigenen Nation aus dem Lande getrieben. Jetzt endlich traten auch gesetzlich gewählte Volks-Repräsentanten an die Stelle der den Holländern aufgezwungenen.

Ähnliche Schicksale, wie die batavische Republik hatte, die cisalpinische von dem Pariser Directorium zu erdulden, als Bonaparte, der es damals gut mit den Italiänern meinte, seine schützende Hand nicht mehr über sie halten konnte. Talleyrand und die Directoren wollten im Februar 1798 der cisalpinischen Republik einen Handels- und Bundesvertrag aufdringen, nach welchem dieselbe fünfundzwanzigtausend Franzosen aufnehmen und für deren Verpflegung jährlich achtzehn Millionen Francs zahlen sollte. Als der cisalpinische Rath der Alten die Bestätigung dieses Vertrages verweigerte, wurden auf Befehl des Pariser Directoriums einundzwanzig Mitglieder desselben verhaftet, drei Directoren abgesetzt und eine Contribution erhoben. Gleich darauf erzwang der französische Gesandte in Mailand, Trouvé, um dem Toben der dortigen Demokraten ein Ende zu machen, mit Hülfe französischer Truppen die Einführung einer neuen Constitution, nachdem er den Befehlshaber dieser Truppen, den wilden Demokraten Brüne, hatte abrufen lassen. Er ernannte zugleich eigenmächtig die neuen Directoren und gesetzgebenden Räthe. Er wurde jedoch gleich nachher auf Brüne's Betreiben nach Paris zurückgerufen, und man schickte dann Brüne als General und Fouché als Gesandten nach Mailand. Diese Beiden verfuhren ebenso willkürlich, und wurden deshalb bald durch den General Joubert und durch Rivaud ersetzt. Der Erstere verhielt sich in Mailand leidend; der Letztere aber machte es wie

seine Vorgänger, und zum vierten Male wurden in einem und demselben Jahre die Deputirten und Directoren der cisalpinischen Republik gewaltsam gewechselt. Es schien also, als wenn die Pariser Directoren absichtlich alle Ordnung vernichten wollten, damit ihre Creaturen Gelegenheit erhielten, im Trüben zu fischen. Die Geschichte der helvetischen und der römischen Republik führt zu demselben Resultat.

Die dreizehn Kantone der Eidgenossenschaft hatten trotz der wiederholten Mahnungen an die Forderungen der Zeit ihre mittelalterlichen Verfassungen beibehalten. Es bestand in ihnen namentlich das unnatürliche Verhältniß, daß die Bewohner ganzer Provinzen, wie z. B. die der Waadt und des Thurgau, als bloße Unterthanen angesehen und behandelt wurden. In allen Kantonen, selbst in den demokratisch eingerichteten, war die Regierung im Besitze gewisser Familien oder doch einer nur kleinen Zahl von Staatsbürgern. Es herrschte daher überall in der Schweiz Unzufriedenheit, und viele angesehene Männer, besonders aus der Waadt, waren verbannt oder landesflüchtig. Diese hatten sich größtentheils nach Paris begeben, und suchten von dort aus ihr Vaterland zu revolutioniren. Der bedeutendste unter ihnen war der Waadtländer Laharpe, welcher die Erziehung des russischen Großfürsten Alexander geleitet hatte und, als er 1794 von Petersburg zurückkehrte, in seine Heimath nicht wieder zugelassen worden war. Seit dem Jahre 1797 nahm das Directorium in Paris eine feindliche Stellung gegen die Eidgenossenschaft an, weil es sich für den egyptischen Kriegszug der bedeutenden Schätze zu bemächtigen wünschte, welche in Bern und anderen aristokratischen Orten aufgespeichert waren. Zu diesem Zwecke dienten ihm zwei angesehene Schweizer, ohne es zu wissen und zu wollen, als Werkzeuge. Der Eine war der so eben genannte Flüchtling Laharpe, der Andere aber einer der regierenden Herren von Basel, der Ober-Zunftmeister Peter Ochs. Der Letztere hatte, weil er einsah, daß das alte System unhaltbar sei, in Basel eine Partei des Fortschrittes gebildet, und den Plan entworfen, eine vollständige Einheit der ganzen Schweiz herzustellen. Er begab sich unter dem Vorwande, eine alte Schuldforderung Basel's einzutreiben, nach Paris. Dort arbeitete er eine Constitution für die eine und untheilbare Republik aus, welche Reubel und Barras aus der Schweiz zu bilden beschlossen hatten.

Im December 1797 beging das Directorium eine förmliche Gewaltthat gegen die Eidgenossenschaft, indem es das zur Schweiz gehörende Münster- und Erguel-Thal ohne Weiteres besetzen ließ. Im Januar 1798 rissen die Franzosen auch noch die Stadt Mühlhausen, im Februar die Stadt Biel von der Schweiz ab, und schlugen Beide zu ihrem Reiche. Im Januar hatte man bereits auch ein französisches Heer unter Menard nach der Schweizer Grenze geschickt und am Genfer See aufgestellt. Alle diese feindseligen Maßregeln wurden von den dem Kanton Bern unterworfenen Waadtländern und den Landbewohnern des Kantons Basel benutzt, um sich zu erheben und gleiche Rechte zu erzwingen. Die Baseler Bürger waren so klug, den billigen Forderungen der Landleute nachzugeben. Die Berner dagegen versuchten, dem Sturme Trotz zu bieten. Sie schickten ein Heer unter dem Oberst Weiß in das Waadt-Land. Die Franzosen erklärten jedoch nicht nur, daß sie den Waadtländern Hülfe leisten würden, sondern Menard marschirte auch schon am 21. Januar über die Grenze, und ließ die Unabhängigkeit der Waadt ausrufen. Jetzt erhob sich auch in anderen Kantonen das Volk, und die Verfassungen wurden fast überall theils mit dem Willen, theils gegen den Willen der Regierungen umgestaltet.

Im Februar kam es zum förmlichen Kriege zwischen den Franzosen und den Bernern. General Menard war damals durch Brüne ersetzt worden, und man hatte noch ein zweites französisches Heer unter Schauenburg geschickt, welches von Nordosten her gegen Bern zog. Die Berner erhielten zwar von den meisten Kantonen Hülfe; sie mußten sich aber nach zwei Seiten hin wehren und deshalb ihre Macht theilen. In zwei Gefechten, welche fast zu gleicher Zeit geliefert wurden, errang der eine Theil ihres Heeres Vortheile, der andere wurde aber geschlagen; und unmittelbar darauf rückten die Franzosen in Bern ein.

Von diesem Augenblicke an wurden die Schweizer Kantone auf die schamloseste Weise ausgeplündert, und das Rauben hörte selbst dann nicht auf, als die Franzosen am 12. April 1798 die Schweiz in eine sogenannte helvetische Republik umgewandelt hatten. In Bern, wo Brüne gleich nach seinem Einmarsch zweiundvierzig Millionen Francs weggenommen hatte, bemächtigten sich die Franzosen aller öffentlichen Kassen und der wohlversehenen Magazine und

Arsenale, sowie des ganzen Staatsschatzes, welcher nach der wahrscheinlichsten Angabe aus zwölf Millionen Francs bestand. Sogar die Gelder der Familien-Stiftungen blieben nicht vom Raube verschont. Ebenso wurden Freiburg, Solothurn, Zürich, Luzern und andere Kantone ausgeplündert und gebrandschatzt. Da Brüne und der ihm beigegebene Civil-Commissär noch etwas Mäßigung bewiesen, so rief man Beide zurück, und ersetzte sie durch Schauenburg, Roubière und Reubel's Schwager Rapinat, welche dann in Verbindung mit einer ganzen Schaar französischer Abenteurer die maßlosesten Plünderungen und Erpressungen übten, ohne bei der von Frankreich selbst eingesetzten neuen Regierung auch nur anzufragen. Die Verfassung, welche das französische Directorium der helvetischen Republik gegeben hatte, löste die alten Kantone auf, und setzte an ihre Stelle einen einzigen, untheilbaren Staat mit einer Central-Regierung, welche nach französischem Muster aus zwei gesetzgebenden Räthen und aus einem Directorium von fünf Männern bestand. Doch ward Genf von der helvetischen Republik ausgeschlossen und als Departement Leman mit Frankreich vereinigt. Die kleinen Kantone widersetzten sich anfangs mit bewaffneter Hand der Auflösung ihrer uralten Verhältnisse; sie wurden aber durch französische Truppen bald gezwungen, sich der Übermacht zu fügen.

Rapinat wüthete in der Schweiz wie der ärgste Tyrann. Er erklärte Alles, was er oder sein Directorium gebrauchen konnte, für französisches Eigenthum; er hob, so oft es ihm gefiel, Geißeln aus; er ließ die angesehensten Personen verhaften und aus dem Lande bringen; er unterwarf die Zeitungen der Censur; er verbot dem Volke den Gehorsam gegen seine eigenen Behörden, wenn die Verordnungen derselben ihm nicht genehm waren; er entfernte ohne Weiteres zwei Männer aus dem Directorium, und setzte eigenmächtig andere an ihre Stelle. Das Letztere war doch selbst den in Paris herrschenden fünf Jakobinern zu arg. Sie befahlen dem General Schauenburg, die erledigten Director-Stellen durch die gesetzgebenden Räthe der helvetischen Republik besetzen zu lassen. Diese wählten die beiden Urheber ihrer Revolution, Laharpe und Ochs, von denen aber der Letztere sehr bald, der Erstere erst etwas später erkannte, daß die Franzosen es nur auf die Vernichtung der Selbstständigkeit der Schweiz abgesehen hätten. Im August schlossen die

Franzosen endlich mit der helvetischen Republik einen Vertrag, in welchem sie das Land zu räumen versprachen, sobald alle Kantone einen neuen Eid auf die Verfassung geleistet hätten. Alle thaten dies, nur Unterwalden nicht. Die Bewohner dieses Kantons wagten es, sich zweitausend Mann stark einem französischen Heere von mehr als zwölftausend Mann bei Stanz entgegenzustellen (8. September). Sie erlagen trotz ihrer verzweifelten Tapferkeit, und die Franzosen rächten dann den schweren Verlust, den sie dabei erlitten hatten, durch furchtbares Morden, Brennen und Plündern.

Dieselben Gewaltthätigkeiten und Räubereien, welche die Franzosen in der Schweiz übten, waren kurz vorher auch in Rom geübt worden. Auch dort, wo das im Pfaffenthum aufgewachsene Volk von Neuerungen nichts wissen wollte, gab es eine revolutionäre Partei, welche den großen Haufen ärgerte und durch Lombarden, Franzosen und andere Fremden verstärkt wurde. Der Pabst, Pius VI., war schon im Jahre 1793, als der Pöbel das Hotel des französischen Geschäftsträgers Basseville erstürmt und diesen selbst ermordet hatte, mit der französischen Republik in Feindschaft gerathen, und man ließ ihn noch mehrere Jahre nachher, als er nothgedrungen sich mit derselben verständigen mußte, für jenen Vorfall schwer büßen. Dies war in dem 1796 mit Bonaparte abgeschlossenen Waffenstillstande und im Frieden von Tolentino geschehen (s. S. 405 und S. 409). Die schweren Contributionen, welche Bonaparte bei Gelegenheit des Letzteren erhob, hatten die Kirchen Rom's, sowie die Paläste des Pabstes und der Großen aller ihrer Schätze beraubt. Dies genügte aber dem räuberischen Directorium nicht. Joseph Bonaparte, den sein Bruder als Gesandten nach Rom geschickt hatte, mußte daher wider seinen Willen den Pabst unaufhörlich kränken lassen, während zugleich Jakobiner und revolutionäre französische Generale Rom und die anderen Städte des Kirchenstaates in Gährung zu bringen suchten, was bekanntlich in Italien nicht schwer ist. In Rom selbst war das französische Gesandtschafts-Hotel der Mittelpunkt der Bewegung. Dort kam es am 28. December 1797 zu einem blutigen Ausbruche der Volkswuth, welcher dem Directorium für seine Zwecke sehr erwünscht war. An diesem Tage verfolgte nämlich der Pöbel, welchem der Pabst die Polizei-Maßregeln gegen die Republikaner überlassen hatte, dreihundert römische Re-

volutionäre bis in das Hotel des französischen Gesandten, und bedrängte die den Franzosen feindlichen päbstlichen Soldaten, die sich vor demselben aufgestellt hatten, so sehr, daß Joseph Bonaparte selbst und der französische General Düphot herauskamen, um Frieden zu stiften, oder, wie ihre Gegner sagen, um den Römern Trotz zu bieten. Düphot hatte den Säbel in der Hand, und war von den republikanischen Flüchtlingen umgeben. Die päbstlichen Soldaten gaben Feuer, und Düphot ward von einer ihrer Kugeln getödtet. Dieser unglückliche Schuß wurde für absichtlich erklärt, und hatte die augenblickliche Folge, daß Joseph Bonaparte Rom verließ.

Hierauf mußte Berthier, welchem Bonaparte den Oberbefehl des französischen Heeres in Mailand übertragen hatte, mit Truppen nach Rom ziehen und diese Stadt besetzen (Februar 1798). Er behandelte den Pabst schonend, und es zeigte sich anfangs keine revolutionäre Bewegung in der Stadt. Allein zugleich mit ihm waren zwei Commissäre des Directoriums erschienen, und diese gingen mit dem Pabste nicht nur wie mit einem Gefangenen um, sondern sie erklärten auch am 15. Februar die weltliche Herrschaft desselben für aufgehoben, und ließen durch eine sogenannte Volksversammlung die römische Republik proklamiren. Da der Pabst seinem Rechte nicht entsagen wollte, so wurde er am 20. Februar nach Toscana abgeführt. Man ließ dort den achtzigjährigen kranken Mann nicht ruhig sterben, sondern schleppte ihn 1799 nach Frankreich, wo er gleich nachher sein Leben endete.

Auch die römische Republik erhielt eine der französischen Constitution nachgebildete Verfassung, nur daß man die altrömischen Benennungen Consuln, Senat und Tribunat an die Stelle der in Frankreich gebräuchlichen setzte. Mit der neuen Einrichtung des Kirchenstaates hörte alle Ordnung auf, besonders seitdem Berthier abberufen und durch Massena ersetzt worden war. Dieser richtete mit den Commissären des Directoriums ein förmliches Raub-System in Rom ein, und seine Ober-Officiere folgten dem von ihm gegebenen Beispiele. Dies ging so weit, daß sogar die Subaltern-Officiere erbittert wurden, weil es der französischen Nation Schande machte. Zu gleicher Zeit ließ man die Soldaten, während die Generale und Lieferanten schwelgten, bitteren Mangel leiden. Diese

Verwahrlosung der Soldaten hatte schon in Mantua einen Aufstand derselben hervorgerufen. In Rom hielten die Officiere am 24. Februar, kurz vor Berthier's Abreise, eine Versammlung, und faßten eine Beschwerdeschrift gegen die Generale und Commissäre ab. Als Massena mit militärischer Strenge einschreiten wollte, verlachte man ihn und verweigerte ihm den Gehorsam. Er verließ hierauf Rom, und General Dallemagne übernahm einstweilen den Oberbefehl (27. Februar).

Auch die Römer erhoben sich damals gegen ihre Bedrücker. Sie vermochten aber nichts gegen disciplinirte Truppen auszurichten, und mußten ihren Aufstand schwer büßen. Auf die grausigen Scenen des Mordens und Plünderns folgte dann ein republikanisches Lustspiel. Es wurde nämlich, nachdem man die Kardinäle aus dem Lande gejagt hatte, am 20. März die Gründung der neuen Republik und ihr Bund mit Frankreich durch pomphafte Reden, durch Singen, Spielen und Tanzen gefeiert. Der Aufstand der Armee endigte damit, daß das Directorium, welchem vier Officiere eine heftige Beschwerdeschrift überbracht hatten, nachgab und an Massena's Stelle den General Gouvion St. Cyr zum Oberbefehlshaber von Rom ernannte.

2. Die Staaten Rußland, England, Östreich, Preußen und Neapel und ihr Verhältniß zur französischen Republik.

Das russische Reich, in welchem seit Potemkin's Tode Plato Suboff dessen schmähliches Hofamt (s. S. 222) bekleidete und zugleich den Geschäften vorstand, hatte am Kriege mit Frankreich bisher keinen Theil genommen. Katharina II. hatte vielmehr diesen Krieg benutzt, um, während die übrigen Großmächte im Westen beschäftigt waren, freie Hand zur völligen Unterwerfung von Polen zu erhalten. Erst als sie ihre Absichten in Polen erreicht hatte, faßte sie den Entschluß, die ihr tödtlich verhaßte französische Revolution mit Waffengewalt zu bekämpfen. Sie schloß zu diesem Zwecke einen Vertrag mit England, Östreich und Preußen, starb aber am 17. November 1796, noch ehe derselbe bestätigt worden war.

Katharina's Sohn und Nachfolger, Paul I, verwarf nicht nur diesen Vertrag, sondern er schlug auch überhaupt einen Weg ein,

welcher dem seiner Mutter gerade entgegengesetzt war. Diese hatte ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die auswärtigen Angelegenheiten gerichtet; Paul dagegen wollte von Anfang an sich blos mit den inneren Angelegenheiten beschäftigen. Dabei war er eines Theiles gegen Alles, was seine Mutter gethan hatte, eingenommen und hatte anderes Theiles einen wahren Abscheu vor den Franzosen und ihrer Revolution. Von Charakter war Paul weder bösartig, noch für das Gute und Wahre unempfindlich; er gab vielmehr einzelne Beweise eines edeln Herzens und rührender Güte. Er entließ z. B. gleich anfangs Kosciusko und seine Waffenbrüder großmüthig aus der Gefangenschaft, und bewies den Polen überhaupt Theilnahme an ihrem Schicksale. Er war jedoch unglücklicher Weise im Kopfe verschroben, bis zur Tollheit autokratisch gesinnt und in so hohem Grade von seinem Launen abhängig, daß er oft sogar die Regeln der alltäglichen Klugheit bei Seite setzte. Seine tollen Einfälle, seine unzähligen Verordnungen, die sich oft widersprachen, die grausame Härte, mit der er jede Misachtung seiner Gebote bestrafte und jede ihm verhaßte Meinung verfolgte, erinnerten an die unglücklichen Zeiten des späteren römischen Kaiserthums. Ganz Rußland und sogar die kaiserliche Familie zitterte vor seiner Tyrannei. Dabei machte sich Paul, trotz mancher von ihm eingeführten Verbesserungen, noch dadurch verhaßt und zugleich lächerlich, daß er mit furchtbarer Strenge in Allem, sogar in der Kleidung, die alten Formen wiederherzustellen suchte. Eine solche Regierung konnte unmöglich lange bestehen bleiben, zumal nachdem unter Katharina der russische Hof einen ganz neuen Charakter angenommen hatte. Es handelt sich jedoch hier nicht um die innere Geschichte Rußland's, sondern um das Verhältniß der europäischen Angelegenheiten zur russischen Regierung und folglich nur um die politische Richtung des Kaisers Paul. Diese hing nicht blos mit den angedeuteten Zügen seines Wesens zusammen, sondern sie ward auch durch die rastlosen Bemühungen der Engländer bestimmt.

In England hatte Pitt mehrere Versuche gemacht, mit der französischen Republik Frieden zu schließen. Dies war aber nur geschehen, um das englische Volk zu täuschen, welches bei mehreren Gelegenheiten laut murrte. Die Unzufriedenheit der Engländer hatte

ihren Grund theils in der Stockung des Handels, welche der Krieg mit sich brachte, theils in dem Umstande, daß die Minister trotz der gedrückten Lage des Landes ungeheuere Summen als Subsidien und Bestechungsgelder fremder Kabinette, oder für Sinecuren und Pensionen ihrer Verwandten und Creaturen vergeudeten. Der Misbrauch, den man mit den Verwilligungen des Parlaments trieb, ging so weit, daß die Minister 1797 auf der einen Seite sogar den Credit der Bank erschütterten, und auf der anderen die tapferen Vertheidiger des Landes Noth leiden ließen. Das Letztere hatte eine Empörung der Matrosen auf der königlichen Flotte zur Folge. Im Februar 1797 verweigerten zuerst die Matrosen der Kanal-Flotte den Gehorsam. Vergebens suchte sich die Regierung durch die gewohnte Strenge zu helfen; die Empörer ließen sich nicht einschüchtern, und Pitt mußte ihnen eine Amnestie gewähren. Sie erhielten sogar, was gegen alle Regeln einer weisen Regierung war, eine Summe Geldes ausbezahlt. Dadurch wurden dann auch die Matrosen der Nordsee-Flotte zum Aufstande gereizt. Diese machten sogar noch größere Forderungen. Die Regierung nahm daher gegen sie zur Gewalt ihre Zuflucht. Es wurden den Aufrührern alle Häfen gesperrt und alle Zufuhren abgeschnitten, so daß sie endlich um Gnade flehen mußten. Man gewährte ihnen hierauf zwar Verzeihung, schloß aber die Haupträdelsführer davon aus. Diese wurden hingerichtet.

Die Empörungen auf der Flottte schwächten England's Macht nach außen eben so wenig, als der gleichzeitige Bürgerkrieg in Irland (s. S. 387 ff.). Gerade im Jahre 1797 zeigten die Engländer der Welt, daß ihnen zur See keiner ihrer Feinde gewachsen sei. Im Februar erfocht Admiral Jervis beim Kap St. Vincent mit nur fünfzehn Schiffen einen glänzenden Sieg über die siebenundzwanzig Segel starke Flotte der Feinde. Im Oktober vernichteten die Engländer durch den bereits oben (S. 388) erwähnten Sieg des Lord Duncan alle Hoffnungen, welche Frankreich von dem Bürgerkriege in Irland gehegt hatte. Im folgenden Jahre machten sie diesem Kriege selbst ein Ende.

In demselben Jahre (1798) gelang es den Engländern, einen neuen Bund gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Dies ward ihnen durch die frevelhafte Art erleichtert, mit welcher die französischen Demokraten überall das bestehende Recht mit Füßen traten.

Das Directorium brachte dadurch sogar den Kaiser Paul, der doch einer Einmischung in ihre Angelegenheiten so sehr abgeneigt war, gegen sich auf. Die fünf Directoren fügten ihm nämlich eine persönliche Beleidigung zu, indem sie in Rastadt den russischen Bevollmächtigten abweisen ließen. Schon vorher hatten sie dadurch, daß sie im Frieden von Campo Formio die ionischen Inseln an sich gerissen hatten, Rußland in Gefahr gebracht, seinen Einfluß auf die Griechen und Türken zu verlieren. Unter diesen Umständen war es den Engländern nicht schwer, den Kaiser Paul, der ohnedies nur eine auf göttliche Rechte beruhende absolut monarchische Regierungsgewalt anerkannte, zum blinden Werkzeuge ihrer selbstsüchtigen Politik zu machen.

Auch in Östreich arbeiteten die Franzosen dem englischen Premier-Minister in die Hände. Das Directorium hatte im Februar 1798 den General Bernadotte als Gesandten nach Wien geschickt. Dieser sollte dort hauptsächlich den Minister Thugut, welcher wieder mit den Engländern angeknüpft hatte, von seinem Posten zu verdrängen suchen, was nicht schwer zu sein schien, weil Bernadotte dem Kaiser urkundliche Beweise vorlegen konnte, daß Thugut früher eine unerlaubte Gemeinschaft mit den Franzosen gehabt habe. Verschiedene Umstände verzögerten aber Bernadotte's Antritts-Audienz bei dem Kaiser bis in den April hinein. Dies gab den Bonapartisten, denen Bernadotte verhaßt war, Gelegenheit, ihn in den Pariser Journalen zu schmähen und verdächtig zu machen. Bernadotte suchte hierauf den Tadel seiner Feinde durch ein recht barsches Benehmen in Wien zu beseitigen. Er verlangte das Verbot eines Festes, welches die Wiener Jugend am Jahrestage des Auszuges ihrer Freiwilligen gegen die Franzosen feiern wollte. Als die Regierung seinem Begehren nicht entsprach, ließ er an jenem Festtage (11. April) die französische Fahne mit der Aufschrift: Freiheit und Gleichheit! auf dem Balkon seines Hotels aufstecken. Er reizte dadurch das Wiener Volk so sehr, daß der Pöbel sich tobend vor dem Hotel sammelte und die Fenster desselben einwarf. Die Polizei sah ruhig mit zu; und militärische Hülfe wurde, trotz mehrmaliger Aufforderungen Bernadotte's, erst dann geschickt, als der Pöbel das Haus erstürmt, die in demselben befindlichen Möbel zertrümmert, die französische Fahne heruntergerissen und auf dem Markt-

platze verbrannt hatte. Bernadotte verlangte sogleich seine Pässe, und ließ sich durch keine Anerbietungen und Vorstellungen von der Abreise zurückhalten. Indessen ward sein Benehmen weder vom Directorium noch von Bonaparte gebilligt.

England hatte damals bereits die Fäden einer neuen Coalition zu spinnen begonnen, und bot zu gleicher Zeit in Wien, Neapel, Petersburg und Berlin Alles auf, um seine Absichten durchzusetzen. Dies gelang ihm durch die Königin von Neapel und den Kaiser von Rußland eher, als man hätte erwarten sollen. In Neapel war die Regierung ganz in den Händen der intriguanten Königin Marie Karoline. Diese war zwar den Franzosen bei den Verträgen von Leoben und von Campo Formio sehr nützlich gewesen; sie hatte aber das Reich dem englischen Einflusse preisgegeben, und war deshalb von den Pariser Zeitungen, sogar den officiellen, hart mitgenommen worden, wozu freilich ihr skandalöses Privatleben Stoff genug darbot. In Neapel selbst war nicht nur einer der einflußreichsten Minister, Acton, ganz englisch gesinnt, sondern Marie Karoline ließ sich auch von der Gemahlin des englischen Gesandten Lord Hamilton, einer früheren Schauspielerin, welche nachher nebenbei Nelson's Mätresse war, unbedingt leiten. Die Königin war daher leicht für den Bund gegen Frankreich gewonnen. Dies bewog dann den französischen General Berthier, gleich nach der Besetzung von Rom die Entlassung Acton's, sowie die Vertreibung des englischen Gesandten zu verlangen und noch andere harte Forderungen zu machen. Marie Karoline wandte sich in ihrer Noth an Östreich um Hülfe, und Thugut schloß im Mai 1798 mit ihr einen geheimen Vertrag, in welchem Östreich und Neapel sich zur gemeinschaftlichen Abwehr eines jeden Angriffes enge mit einander verbannten. Unmittelbar nachher führten Marie Karoline und ihre Werkzeuge in Neapel ein System des ärgsten Terrorismus ein. Jede freie Äußerung wurde mit unerhörter Wuth verfolgt, jeder gebildete Mann als verdächtig, jede Art von französischer Tracht und Manier als Zeichen einer revolutionären Gesinnung angesehen. Alle Kerker füllten sich mit Gefangenen, und Qualen jeder Art wurden angewandt, um von diesen Geständnisse zu erpressen.

Im Sommer erschien Nelson zweimal mit seiner Flotte in Neapel, und trieb durch Lady Hamilton den dortigen Hof zu Unvor=

sichtigkeiten, durch welche die Franzosen vollends erbittert wurden. Nelson hatte die Flotte, welche Bonaparte von Egypten brachte, eine Zeitlang vergebens überall gesucht, und diese hatte unterdessen die Rhede von Abukir glücklich erreicht. Dort traf er sie, als er von der syrischen Küste an den Nil zurückkam. Sie war, nachdem Bonaparte sich mit seinem Heere am 1. Juli ausgeschifft hatte, gegen dessen Befehl auf der offenen Rhede von Abukir vor Anker liegen geblieben, weil ihr Admiral, Brüeys, zum Schutze der französischen Armee so lange an der egyptischen Küste verweilen zu zu müssen glaubte, bis er vom glücklichen Fortgange des Unternehmens Nachricht empfangen habe. Auch hielt Brüneys seine Flotte im Hafen bei Abukir wenigstens nur von einer Seite her für angreifbar. Nelson war jedoch kaum angekommen, als er erkannte, daß er einen Theil seiner Schiffe zwischen der Küste und der französischen Flotte einschieben und so diese zwischen zwei Feuer bringen könne. Er that dies und bereitete am 1. August in der Schlacht bei Abukir den Franzosen eine furchtbare Niederlage. Alle ihre Kriegsschiffe wurden bis auf vier, mit denen Admiral Villeneuve sich nach Malta rettete, vernichtet oder erobert, der Admiral Brüeyes selbst getödtet. Bonaparte gab dieses Unglück dem Admiral Villeneuve schuld, welcher, wie es hieß, mit seiner Division keinen Schuß gethan hatte. Übrigens hatte auch die englische Flotte in der Schlacht sehr gelitten. Nelson mußte vierzehn Tage lang bei Abukir verweilen, um seine Flotte so weit auszubessern, daß er die gemachte Beute nach Neapel bringen konnte. Als er hier ankam, beging Marie Karoline die Unvorsichtigkeit, ihm den glänzendsten Triumph zu bereiten. Dieses Benehmen war doppelt unvorsichtig, weil der Königin Alles daran hätte liegen müssen, den Frieden mit Frankreich so lange zu erhalten, bis ihre Verbündeten schlagfertig wären.

Was den Engländern in Neapel, Rußland und Östreich gelungen war, suchten sie vergebens auch in Preußen zu erreichen. Dort herrschte seit dem Tode Friedrich Wilhelm's II. (16. November 1797) dessen Sohn Friedrich Wilhelm III. Der neue König war sittlich rein, allem Prunke abgeneigt und gleich einem guten Hausvater auf Zucht und Ordnung bedacht; er war aber dabei auch ängstlich und bedachtsam, vermied jeden entscheidenden Schritt, und strebte in den erschütternden Kämpfen einer tief bewegten Zeit

seinen Staat neutral zu erhalten. Er selbst war wie seine Umgebung mittelmäßig, scheute jedes überlegene Talent, und ließ sich von Männern leiten, die seiner unwürdig waren. Nichtsdestoweniger ward durch seine Thronbesteigung wenigstens am Hofe und im Privatleben der königlichen Familie eine wohlthätige Veränderung herbeigeführt. Gleich anfangs mußten Bischofswerder und die Gräfin Lichtenau mit dem liederlichen oder heuchlerisch frommen Troß ihrer Creaturen Berlin verlassen; im Februar 1798 wurde auch Wöllner verbannt. Dagegen blieben aber gerade die verderblichsten Leute aus der Umgebung des vorigen Königs, Lucchesini, Haugwitz und Lombard, zurück, und zu ihnen gesellte sich noch als würdiger Genosse Lecoq. Während daher in der Verwaltung, den Finanzen, den kirchlichen Angelegenheiten und dem Unterrichtswesen Alles besser ward, blieb die auswärtige Politik in den Händen derselbeu Intriguanten, welche den vorigen König irre geleitet hatten. Auch das Heerwesen wurde, trotz der im Kriege gemachten Erfahrungen, in seinem alten Zustande gelassen. Von den Männern, welche erst mit dem Regierungsantritte des neuen Königs Einfluß erhielten, waren Köckeritz, Menken und Schulenburg die achtbarsten. Der Erstere war General-Adjutant und Freund des Königs, und glich diesem sehr, war aber doch noch viel indolenter. Menken ward durch seine Hinneigung zu den Grundsätzen der ersten französischen National-Versammlung dem preußischen Staate sehr nützlich; denn ihm ist eine Reihe von neuen Verordnungen zuzuschreiben, welche dem Geiste der Zeit entsprachen und den König populär machten. Schulenburg erwarb sich das Verdienst, daß er Ordnung in das zerrüttete Finanz-Wesen brachte, und an die Stelle der bisherigen Vielherrschaft der Beamten die alte Einheit der Verwaltung setzte.

In Betreff der auswärtigen Politik ließ sich der König, trotz aller Bemühungen England's, nicht von seiner Neutralität abbringen. Dagegen setzten Haugwitz und seine Genossen, wiewohl meist ohne Wissen des Königs, ihr intriguantes Spiel fort. Östreich und Preußen arbeiteten nach wie vor einander entgegen. In Rastadt mußte der preußische Bevollmächtigte ebenso die treulosen Artikel des Baseler Friedens verfechten, wie die östreichischen die gegen Preußen gerichteten geheimen Artikel des Friedens von Campo

Formio. Zugleich war der Erstere angewiesen, sich nicht nur des Kurfürsten Karl Theodor von Baiern und seines Erben, des Herzogs von Zweibrücken, anzunehmen, von dessen Land sich Östreich im Frieden von Campo Formio einen Theil hatte versprechen lassen, sondern auch dafür zu sorgen, daß trotz des Widerspruches der Östreicher der vertriebene Erbstatthalter von Holland in Deutschland entschädigt werde.

Unterdessen hatte der englische Gesandte in Petersburg den russischen Kaiser bereits für den Krieg mit Frankreich gewonnen. Dies war durch einen schon im März 1797 genehmigten Handelsvertrag mit England eingeleitet worden. Hierauf hatte derselbe Gesandte Paul's Verwendung für die im Teschener Frieden (s. Th. XVI, S. 436) verbürgte Integrität von Baiern in Anspruch genommen. Die Franzosen hatten nachher unvorsichtiger Weise den russischen Gesandten in Rastadt zurückgewiesen, und zugleich durch die Forderungen, welche sie dort an das deutsche Reich machten, einen Herrscher gereizt, der sich zur Beschützung der Schwachen gegen die Starken berufen glaubte. Als aber gar Bonaparte seinen Zug nach Egypten unternahm, ward der autokratische Sinn Paul's vollends empört. Jetzt war es nicht mehr schwer, den Kaiser auf die auswärtige Politik seiner Mutter zurückzuleiten. Sobald er diese Richtung eingeschlagen hatte, zog er auch die beiden Männer, deren seine Mutter sich bedient hatte, die aber bei ihm in Ungnade gefallen waren, auf Betreiben der Engländer wieder hervor. Der Eine, Suwarow, wurde wieder an die Spitze des Heeres gestellt; den Anderen, Repnin (s. Th. XVI., S. 451 und Th. XVII, S. 242), schickte Paul als Gesandten nach Berlin, um den preußischen König zum Bunde mit England, Östreich und Rußland zu bewegen. Dies war jedoch nicht zu Stande zu bringen. Repnin, der in Berlin mit dem größten Glanze auftrat, nahm zwar als einer der angesehensten russischen Großen den preußischen Hof und den hohen Adel für sich und seinen Zweck ein; der König selbst aber ließ sich durchaus nicht von seiner Neutralitäts-Idee ablenken. Übrigens arbeiteten auch die Leute, welche noch von des vorigen Königs Zeit her Einfluß hatten, dem Bunde mit England, Östreich und Rußland entgegen, weil dieser die Frucht des von ihnen zu Stande gebrachten Baseler Friedens vereitelt haben würde. Auf dieselbe

Weise, wie Repnin, scheiterte in Berlin der östreichische Gesandte, der in diplomatischen Künsten so sehr gewandte Ludwig Cobenzl. Dieser Halb-Franzose, der seine Bildung in Straßburg erhalten hatte und ebenso dachte und handelte, wie sein Universitäts-Freund Talleyrand, hatte unmittelbar vorher in Rastadt zu bewirken gewußt, daß die Unterhandlungen mit Frankreich ins Stocken geriethen. Er war dann von Thugut nach Petersburg geschickt worden, um dort für die beabsichtigte Coalition zu arbeiten, und bot auf der Durchreise durch Berlin vergebens alle seine Künste auf, um den König von Preußen umzustimmen. Auch die Franzosen hatten einen Gesandten nach Berlin geschickt, welcher den Engländern und Russen entgegenarbeiten und wo möglich den König auf die Seite Frankreich's herüberziehen sollte. Zu dieser Sendung war Sièyes ausersehen worden, weil er nicht blos für Leute wie Haugwitz und Lombard der geeignete Mann zu sein schien, sondern weil er auch mit dem wackeren Menken und anderen dem alten Preußenthum abgeneigten Männern in Verbindung stand. Sièyes konnte sich als Dialektiker und ehemaliger Freund Mirabeau's beim preußischen Könige und beim Berliner Adel keinen Einfluß verschaffen; er ward aber dagegen auf andere Weise seinem Lande nützlich. Er wußte nämlich durch die Schlauheit, mit der er dem Könige die geheimen Artikel von Campo Formio mittheilte, alle Bemühungen Rußland's und England's zu vereiteln, und knüpfte mit Repnin's Secretär, Aubert, einem geborenen Franzosen, eine Verbindung an, in Folge deren er alle geheimen Papiere des russischen Gesandten erhielt.

Während auf solche Weise die Diplomaten ihr Spiel trieben, hatten die Franzosen durch die Besetzung von Malta dem Kaiser Paul einen neuen Anlaß und einen scheinbaren Rechtsgrund zum Kriege gegeben, und zugleich durch ihren Angriff auf Egypten den türkischen Sultan gezwungen, sich in die Arme seiner Erbfeinde, der Russen, zu werfen. Paul stand mit dem Malteser Orden, für den er schon als Großfürst ein lebhaftes Interesse gezeigt hatte, in einer besonderen persönlichen Beziehung. Er hatte nämlich nach seiner Thronbesteigung, um einen russischen Zweig des Ordens herzustellen, das Groß-Priorat desselben in Polen wieder aufrichten lassen, die Einkünfte des Ordens in Rußland bedeutend vermehrt und im

November 1797 sich zu dessen Protector erklärt. Nach der Besetzung Malta's durch die Franzosen riefen die in Rußland wohnenden Ritter den Schutz des Kaisers an, und dieser gewährte ihnen denselben nicht nur, sondern er ließ sich auch im Oktober 1798 zum Großmeister des Ordens erwählen. Der türkische Sultan, Selim III., war gegen die Franzosen schon aus dem doppelten Grunde eingenommen, weil sie die venetianischen Inseln an den Küsten seines Reiches besetzt hatten, und weil Bonaparte, um während seines egyptischen Zuges die Türken in ihrem eigenen Reiche zu beschäftigen, mit dem rebellischen Pascha Ali von Janina eine Verbindung anzuknüpfen gesucht hatte. Bonaparte's Landung in Egypten aber war eine offenbar feindselige Handlung gegen den Sultan. Dieser erklärte daher am 5. September 1798 den Franzosen den Krieg, nachdem er sich schon vorher mit England und Rußland in Verbindung gesetzt hatte, und eine russische Flotte mit viertausend Mann Soldaten in den Hafen von Constantinopel eingelaufen war. Die förmlichen Bundesverträge der Pforte wurden erst später abgeschlossen, nämlich am 23. December mit Rußland und am zweiten Tage des folgenden Jahres mit England.

Zwischen Östreich und Rußland war schon vorher ein Bündniß zu Stande gekommen, in Folge dessen Kaiser Paul gegen das Ende des Jahres 1798 ein Heer von fünfundvierzigtausend Mann nach der Donau aufbrechen ließ, um die Östreicher in Italien zu verstärken. Mit Neapel verband sich Paul am 29. November, mit den Engländern erst am 29. December.

3. Der zweite Coalitions-Krieg bis zu Bonaparte's Rückkehr aus Egypten.

1. Der Krieg im Frühling des Jahres 1799 und die Entstehung und Vernichtung der parthenopeischen Republik.

Die blinde Wuth der Königin von Neapel und ihrer Umgebung brachte den Krieg früher zum Ausbruche, als die Verbündeten beabsichtigt hatten. Man hatte im Neapolitanischen während des September und Oktober 1798 Bauern gewaltsam ausgehoben und durch östreichische Officiere einüben lassen. Dieses Heer, an dessen Spitze der als Planmacher und Exercier-Meister berüchtigte Oberst Mack

(s. S. 311 u. 365.) gestelltwurde, war zu nichts weniger als zum Kampfe mit Franzosen geeignet. Marie Karoline und ihre Minister waren aber in einer solchen Selbsttäuschung befangen, daß sie auch ohne die Mitwirkung ihrer Verbündeten Eroberungen machen zu können glaubten. Am 25. November drangen daher die Neapolitaner an fünf Punkten unerwartet in das Gebiet der römischen Republik ein. Championnet, welcher dort das Commando des französischen Heeres hatte, räumte sogleich Rom und Ancona, um seine Truppen im Norden zu vereinigen. Als die Franzosen den Kirchenstaat aufzugeben schienen, zog König Ferdinand IV. an der Spitze von dreißigtausend Mann in Rom ein (29. November). Sobald jedoch Championnet sich wieder umwandte, zerstob das Heer der Neapolitaner mit seinem eingebildeten Oberfeldherrn und seinem feigen Könige in einem Nu. Der Letztere floh schon am 10. December in der größten Angst nach Neapel zurück. Sein Heer aber leistete fast nirgends Widerstand, und sogar die sehr feste Stellung, welche Mack zuletzt zwischen Capua und Neapel eingenommen hatte, wurde einige Wochen später verlassen, obgleich die Franzosen nicht einmal die zu einer Belagerung nöthigen Hülfsmittel bei sich hatten.

An der im Januar erfolgten schnellen Übergabe des festen Capua, welche die Einnahme von Neapel zur unmittelbaren Folge haben mußte, war das elende Benehmen des Königs Ferdinand schuld. Dieser schiffte sich in seiner Angst schon am 21. December nach Sicilien ein, und ernannte nicht nur eine der elendesten Creaturen seiner Gemahlin, den Prinzen Pignatelli, zum Vice-König, sondern er ließ auch die neapolitanische Flotte in Brand stecken, oder mit anderen Worten seine Unterthanen aller Mittel des Widerstandes zur See berauben. Dies erzeugte, verbunden mit einigen anderen Umständen, in der niederen, aber auch kräftigen Volksklasse der Stadt Neapel, den Lazzaroni, den Glauben, daß sie und ihr König von den republikanisch gesinnten vornehmen Klassen und von den Fremden im Heere verrathen würden. Sie entschlossen sich daher zu einem verzweifelten Kampfe mit den Franzosen, und drohten zugleich allen denen, die sie für Anhänger derselben hielten, Tod und Verderben. Ein Theil des Adels und der Generale dagegen faßte, um sich gegen die wüthende Menge zu schützen, den Entschluß, die Stadt

sogleich dem herannahenden Feinde zu übergeben. Als jedoch der Vice-König, ohne die Stadtverordneten zu fragen, mit Championnet Unterhandlungen anknüpfte, errichteten diese eine revolutionäre Regierungsbehörde, und bildeten aus Lazzaroni und Bürgern ein Insurrections-Heer.

Den höchsten Grad erreichte die Anarchie in Neapel, als Pignatelli und Mack am 10. Januar 1799 von den Franzosen einen Waffenstillstand erbettelt hatten, in Folge dessen Capua mit allen seinen Kriegsvorräthen, sowie mehrere andere Plätze den Franzosen eingeräumt wurden, und die Stadt Neapel eine Contribution von zehn Millionen Francs zahlen sollte. Auf die Kunde von diesem Vertrage erstürmten die Lazzaroni das Arsenal und mehrere Forts der Stadt, zogen raubend und mordend durch die Straßen, tödteten jeden, der nicht Lazzaroni oder Pfaff war, und setzten den Prinzen Pignatelli so sehr in Schrecken, daß er gleich seinem Könige Stadt und Reich ihrem Schicksale überließ und nach Sicilien entfloh. Der Oberbefehlshaber Mack, welcher von seinen eigenen Soldaten bedroht und verhöhnt worden war, hatte sich schon vorher in Championnet's Lager geflüchtet. Die Lazzaroni riefen vermittelst der Sturmglocke die Landleute zu Tausenden in die Stadt, und zogen dann mit diesen in blinder Wuth den anrückenden Franzosen entgegen. Dagegen griffen aber auch die Republikaner zu den Waffen, und entrissen dem Pöbel die erstürmten Forts wieder. Am 20. Januar drang Championnet in vier Colonnen, die sich in der Mitte der Stadt vereinigen sollten, in Neapel ein. Die Lazzaroni und die Landleute setzten ihm den verzweifeltsten Widerstand entgegen; sie erlagen aber der Taktik und den besseren Waffen der Franzosen, obgleich diese jeden Schritt vorwärts mit schweren Verlusten erkaufen mußten. Der Kampf dauerte auch während der Nacht fort. Am folgenden Tage suchte Championnet, um dem Gemetzel ein Ende zu machen, irgend eine Behörde, mit welcher er unterhandeln könne; aber alle Obrigkeiten waren verschwunden und die Stadtregierung aufgelöst. Das Morden begann daher am 23ten mit verdoppelter Wuth, bis endlich die Lazzaroni, welche ohne Führer und ohne Ordnung stritten und zugleich von ihren republikanischen Landsleuten aus den Forts beschossen wurden, an dem Siege verzweifelten und aus einander gingen.

Jetzt endlich ward Championnet Herr der Stadt. Die neapolitanischen Republikaner aber riefen die Republik aus. Wir halten uns bei der Verfassung und Einrichtung dieses neuen Freistaates, den man nach dem alten Namen der Stadt Neapel die parthenopeische Republik nannte, nicht auf, weil derselbe jeder Grundlage ermangelte und also auch keinen Bestand haben konnte. Es erging der parthenopeischen Republik vom ersten Augenblicke ihrer Gründung an ebenso, wie der batavischen und helvetischen. Ein Heer von Blutsaugern erschien aus Paris, um die gemachte Eroberung für sich und für die raubgierigen Directoren auszubeuten. Neben ihnen erlaubten sich die französischen Officiere und Soldaten alle möglichen Genüsse, und Neapel mußte nicht allein die Kosten ihrer Schwelgereien bestreiten, sondern auch noch dazu eine Contribution von fünfundsiebenzig Millionen entrichten. Championnet zeigte sich zwar persönlich uneigennütziger, als sonst die Generale der Revolutions-Zeit waren; er ließ sich aber von einem tollen Demokraten aus Paris leiten, und vernachlässigte die Zucht im Heere. Doch jagte er den von Paris gesandten Commissär Faypoult und die übrigen Creaturen des Directoriums fort. Er wurde dafür abgesetzt, von Rom aus gefesselt nach Mailand gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn jedoch freisprach. Den Oberbefehl in Neapel erhielt Macdonald.

Zu derselben Zeit, als Championnet in das neapolitanische Reich eingedrungen war, hatte das Directorium auch Piemont besetzen lassen, damit Kasrl Emanuel IV. von Sardinien für den bevorstehenden Krieg unschädlich gemacht werde. Den Anlaß und Vorwand dazu gaben mehrere Aufstandsversuche, welche die Demokraten in Piemont mit französischen, cisalpinischen und ligurischen Republikanern gemacht hatten. Diese Versuche waren gescheitert und mit blutiger Strenge bestraft worden. Nachher aber (Juni 1798) nahmen sich der französische Gesandte am sardinischen Hofe, Guinguenée, und der in der Lombardei commandirende General Brüne der Empörer an, und nöthigten Karl Emanuel, nicht nur eine Amnestie zu gewähren, sondern auch die Citadelle von Turin durch französische Truppen besetzen zu lassen. Seit dieser Zeit lebte der König in seiner eigenen Residenz wie ein Gefangener, und ward von Guinguenée und Brüne beständig gekränkt, von den Demo-

kraten verhöhnt. Als die Neapolitaner in den Kirchenstaat eingefallen waren, ließ Brüne's Nachfolger, Joubert, auch noch das piemontesische Heer entwaffnen. Nachher quälten drei Generale, welche später als eifrige Bonapartisten berühmt geworden sind, damals aber sich vom Directorium zu jeder Gewaltthat gebrauchen ließen Alix, Grouchy und Clausel, den furchtsamen König durch Mishandlungen und Drohungen so lange, bis er vermittelst einer von Clausel dictirten Entsagungsurkunde Piemont an Frankreich abtrat (9. December 1798). Karl Emanuel reiste hierauf mit seiner Familie sogleich nach Sardinien ab. Er gelangte glücklich dahin, noch ehe der Befehl des Directoriums, ihn als Gefangenen nach Frankreich zu bringen, angekommen war. Von Sardinien aus erließ er eine Protestation gegen die ihm aufgedrungene Abdankungs-Acte. Noch weniger Umstände, als mit ihm, machten die Franzosen mit Ferdinand III. von Toscana, einem Bruder des Kaisers Franz. Diesem wurde an demselben Tage, an welchem die Kriegserklärung gegen den Kaiser erfolgte (12. März 1799), der Krieg ebenfalls erklärt, weil er ein neapolitanisches Corps, welches im December in Livorno ausgeschifft worden war, freundlich aufgenommen habe, und weil man einen Bruder des Kaisers nicht im Rücken des französischen Heeres dulden könne.

Den Krieg selbst begannen die Franzosen am 1. März 1799, also noch vor der Kriegserklärung, wahrscheinlich weil sie durch die von Aubert (s. S. 448) erhaltenen Papiere den ganzen Operations-Plan der Feinde kennen gelernt hatten. Am 1. März ging Jourdan, dessen Heer vorbedeutend den Namen Donau-Armee erhalten hatte, bei Basel und Kehl über den Rhein. Zu gleicher Zeit besetzte der ihm untergeordnete Bernadotte Mannheim und Heidelberg, und schloß Philippsburg ein. Das Directorium hatte damals vermittelst der am 5. September 1798 eingeführten Conscription, nach welcher alle Franzosen vom zwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre kriegsdienstpflichtig waren, das Heer bedeutend vermehrt. Ein Theil von diesem war unter Jourdan's Oberbefehl auf dem linken Rhein-Ufer bis nach Düsseldorf hin, ein anderer Theil unter dessen Unterbefehlshaber Massena in der Schweiz aufgestellt worden. Die sogenannte italiänische Armee hatte den kurz vorher vom Kriegs-Ministerium entfernten Scherer zum Oberbefehlshaber er-

halten. Ein drittes Heer stand unter Brüne in der batavischen Republik, welche von den Engländern bedroht wurde. Ein viertes endlich befand sich unter Macdonald's Führung in Neapel. Auf Seiten der Coalition commandirte der Erzherzog Karl ein starkes Heer in Süddeutschland. Er führte dasselbe auf die Nachricht, daß Jourdan bis Offenburg vorgedrungen sei, über die Donau. Ein anderes östreichisches Heer war schon gegen das Ende des vorhergehenden Jahres, als Frankreich sich von der helvetischen Republik zwei Straßen für seine Armeen erzwungen hatte, in Graubündten eingerückt. Dieses hatte den General Hotze, einen geborenen Schweizer, zum Anführer. In Italien war an der Etsch ein drittes Heer aufgestellt. Der Oberbefehlshaber desselben war Melas; da dieser aber krank war und deshalb erst am 4. April eintreffen konnte, so führte Kray einstweilen das Commando. An der Spitze der Russen, welche sehr langsam von der Donau her über Kärnthen heranzogen und erst Mitte April in Verona erschienen, stand Suwarow. Diesem war auch das östreichische Heer in Italien untergeben worden. Er hatte den Oberbefehl nur unter der Bedingung übernommen, daß er seine Befehle nicht vom Hof-Kriegsrathe, welcher ganz in der Gewalt Thugut's und der neapolitanischen Königin war, sondern vom Kaiser selbst zu empfangen habe. Allein die Intriguanten in Wien vereitelten diese von ihm gebrauchte Vorsicht dadurch, daß sie dem Kaiser alle an Suwarow zu schickenden Befehle eingaben.

Noch ehe Erzherzog Karl gegen Jourdan aufgebrochen war, setzte sich die helvetische Armee nach Graubündten in Marsch, und drängte die Östreicher hinter Chur zurück. Dann suchte Massena durch das Vor-Arlbergische nach Schwaben zu dringen, um sich mit Jourdan zu vereinigen; er wurde aber am 22. März bei Feldkirch mit großem Verluste zurückgeschlagen. Auch Jourdan und der Erzherzog Karl hatten sich damals bereits bei Ostrach im Sigmaringischen ein Treffen geliefert, welches unentschieden geblieben war (21. März). Schon am 25. März kam es zwischen ihnen bei Stockach zu einer zweiten Schlacht. Auch in dieser war der Sieg zweifelhaft; die Östreicher hatten aber ihren Zweck erreicht, Jourdan den seinigen verfehlt, weil er sein Heer über den Rhein zurückführen mußte. Der Erzherzog verfolgte jedoch den errungenen Vortheil nicht, und blieb sogar bis Ende April unthätig. Daran waren, wie

er selbst versichert, Thugut und der Hof-Kriegsrath schuld, die ihm nicht nur, weil sie blos an Tyrol und Italien dachten, einen Theil seines Heeres entzogen, sondern auch durch ihre falsche Politik so großes Mistrauen bei den Schweizern erregten, daß diese keine Hülfe gewährten. Als daher Jourdan nach der Schlacht bei Stockach vom Commando entfernt und ein großer Theil seines Heeres mit der helvetischen Armee vereinigt worden war, erhielt Massena Zeit, sich durch herbeieilende frische Truppen zu verstärken und bei Zürich eine ungemein feste Stellung einzunehmen. Erst Ende April konnte der Erzherzog den Versuch machen, nach den Hochalpen vorzudringen und sich mit Suwarow zu vereinigen. Dies hatte im Mai, von Graubündten an bis nach Schaffhausen und nach dem Thurgau hin, eine Reihe von zum Theil mörderischen Gefechten zur Folge, während zu gleicher Zeit in den kleinen Kantonen ein Aufstand ausbrach, den jedoch Soult bald dämpfte. Anfang Juni gelang es dem Erzherzog zwar, Massena aus Zürich zu vertreiben; dieser nahm aber eine neue feste Stellung auf dem nahen Albis-Gebirge ein.

Um diese Zeit wurde in Rastadt ein politisches Verbrechen begangen, welches ganz Europa mit Schauder erfüllte. Am 13. April war der kaiserliche Gesandte von Rastadt abgereist, nachdem er den Kongreß für vertagt erklärt hatte. Die übrigen deutschen Gesandten wollten anfangs in Verbindung mit den französischen den Kongreß fortsetzen, hoben ihn aber schon zehn Tage nachher ebenfalls auf. Die französischen Gesandten, Bonnier, Roberjot und Jean Debry reisten hierauf am 28. April Abends von Rastadt ab, nachdem ihnen Barbaczy, welcher die in der Umgegend stehenden kaiserlichen Truppen befehligte, den längeren Aufenthalt untersagt hatte. Eine Viertelstunde von Rastadt wurden sie von Reitern, welche die Uniform der Szekler Husaren trugen, überfallen, aller ihrer Papiere beraubt, sie selbst aus dem Wagen gerissen und zwei von ihnen getödtet; der dritte, Jean Debry, rettete sich nur dadurch, daß er in einen Graben kroch. Die Frauen und Diener durften ihre Reise fortsetzen. Manche hielten diesen Gesandten-Mord für ein Werk der Directoren, welche dadurch den Volkshaß gegen Östreich hätten wecken wollen. Wir wissen jedoch jetzt zuverlässig, daß Thugut und der schlechteste und gewissenloseste aller Diplomaten jener Zeit, der Graf Lehrbach, unter Barbaczy's Mitwirkung die Gesandten

hatten überfallen lassen, nicht um sie zu tödten, sondern um sich gewisser Papiere zu bemächtigen, welche den urkundlichen Beweis ihrer eigenen Verrätherei liefern konnten.

In Italien war der Krieg am 26. März begonnen worden. Er hatte, noch ehe die Russen dort erschienen waren, eine für die Franzosen unglückliche Wendung genommen. Daran war die Unfähigkeit ihres Oberanführers, des nur durch Erpressungen und Unterschleife bekannten, dem Trunke ergebenen Scherer Schuld. Dieser griff vom 26. bis zum 30. März die Östreicher, deren Stützpunkt Verona war, auf ihrer ganzen Linie an, ohne etwas auszurichten; am 6. April aber erlitt er bei Magnano eine Niederlage, in Folge deren er sich hinter den Mincio zurückziehen und Brescia seinem Schicksale überlassen mußte. Am 4. April erschien Melas, um an Kray's Stelle den Oberbefehl über die Östreicher zu übernehmen; zehn Tage später kam auch Suwarow mit der ersten Abtheilung des russischen Heeres an. Am 21. April mußte sich Brescia dem tapferen Kray ergeben. Wenige Tage nachher wurde zwar Scherer abberufen und durch Moreau ersetzt; dieser hatte aber nur etwa achtzehntausend dienstfähige Soldaten den achtzigtausend Mann entgegenzustellen, mit welchen Suwarow gegen ihn heranrückte. Moreau mußte sich nach einem hartnäckigen Kampfe bei Cassano (27. April) nicht blos über die Adda zurückziehen, sondern auch das Mailändische räumen, um sich durch die Festungen Tortona und Alessandria zu decken. Suwarow zog hierauf in Mailand ein, und die cisalpinische Republik löste sich auf.

Nicht ganz zwei Monate später brach auch die parthenopeische Republik in sich selbst zusammen. Diese war ohne Heer und ohne Finanzen, und hatte keine andere Stütze, als das von Macdonald befehligte französische Heer. Schon seit den letzten Monaten des Jahres 1798 hatte sich das räuberische und fanatische Landvolk gegen die Städter zusammengerottet. Es ward von Leuten angeführt, welche unter dem Aushängeschild der Religion und des monarchischen Princips zu rauben und zu morden suchten. Zu diesen Führern gehörten nicht nur Räuber und Mörder von Profession, wie Michael Pazza, dem das seine Gräuelthaten bewundernde Volk den Namen Fra Diavolo (Bruder Teufel) gegeben hatte, sondern auch Geistliche, unter denen sich sogar ein Bischof und ein Kardinal befanden.

Der Letztere war Fabrizio Ruffo, welcher wegen Unterschleifes aus päbstlichen Diensten entfernt, nichts desto weniger aber bald nachher zum Kardinal ernannt worden war. Er hatte sich in Palermo vom neapolitanischen Hofe eine unbegrenzte Vollmacht verschafft, ging mit dieser nach Calabrien, und sammelte dort Schaaren von Räubern und Mördern nebst dem furchtbar grausamen und rohen calabresischen Landvolke um sich. Während unter der Führung solcher Menschen in den Abruzzen, in Apulien, in Campanien und in anderen Provinzen die gräßlichsten Scenen vorfielen, trieben die Freiheitsschwärmer und die Salons-Damen der Hauptstadt ein lächerliches Spiel mit Republik und Freiheit.

Gegen die Rebellen kämpfte Macdonald, besonders aber sein Unterbefehlshaber Dühesme mit Glück. Macdonald wurde jedoch durch den Gang des Krieges in Ober-Italien genöthigt, am 7. Juni mit einem Theile des Heeres dahin aufzubrechen; und nun drang Ruffo, unterstützt von gelandeten Engländern, Russen und Türken, mit seinen höllischen Schaaren bis in die nächste Nähe von Neapel vor. Am 13. Juni ließ er gegen diese Stadt Sturm laufen, und am 14ten rückte er unter furchtbarem Blutvergießen in Neapel ein. In der Stadt wurde dann noch bis zum 18ten gestritten, gemordet und geplündert, während die Republikaner von den Castellen herab und der greise Admiral Caracciolo, welcher den König nach Sicilien begleitet hatte und dann, um seinem Vaterlande zu dienen, nach Neapel zurückgekehrt war, von der Flotte her auf die eingedrungenen Banditen, Türken und Russen schossen. Am 19ten bot Ruffo einen Waffenstillstand an, weil er sich außer Stande fühlte, die Castelle zu erobern. Dieses Anerbieten ward angenommen und hierauf unter Vermittelung des französischen Generals Méjean, welcher mit den zurückgebliebenen Franzosen das Fort St. Elmo besetzt hielt und sich bei dieser Gelegenheit der Verrätherei verdächtig machte, ein Vertrag zwischen Ruffo und den Republikanern abgeschlossen. Die Letzteren trauten dabei mit Recht einem Manne wie Ruffo nicht, und schlossen die Capitulation nur unter der Bürgschaft eines englischen, russischen und türkischen Bevollmächtigten ab. Nach dieser Capitulation sollten die Republikaner weder persönlich, noch an ihren Gütern Schaden leiden, mit militärischen Ehren abziehen, und ebenso wie alle Kriegsgefangenen je nach ihrer Wahl entweder

unverfolgt im Reiche bleiben dürfen, oder zur See nach Toulon gebracht werden. Außerdem mußten auch Geißeln für die Erfüllung dieser Bedingungen an Méjean übergeben werden.

Die Letzteren wurden wirklich ins Fort St. Elmo gebracht und die Republikaner eingeschifft. Fast in demselben Augenblicke aber erschien Nelson mit seiner Flotte im Hafen von Neapel, und zugleich kam die von der Königin gesandte Furie Lady Hamilton, deren Sklave Nelson war, dort an; und nun ward Neapel der Schauplatz von ebenso grausenhaften Scenen, wie sie in Paris während der Jahre 1793 und 1794 an der Tagesordnung gewesen waren. Ruffo's Banden und die Lazzaroni wütheten wie Tiger gegen alle Wohlhabenden und Gebildeten, und erfüllten die Straßen mit Haufen von Leichen. Die eingeschifften Republikaner wurden, so viel ihrer noch nicht abgefahren waren, ohne Rücksicht auf den geschlossenen Vertrag festgehalten. Méjean, der doch die Geißeln in Händen hatte und mit seinen Kanonen die Stadt beherrschte, überließ nachher nicht allein die Eingekerkerten ihrem Schicksale, sondern er gab auch zu, daß man die bei ihm befindlichen Neapolitaner aus den Reihen seiner Soldaten herausriß. Der König, welcher mit Nelson nach Neapel gekommen war und gleich nachher auf einige Tage nach Palermo zurückkehrte, erklärte alle Rechte der Stadt für aufgehoben, und setzte ein politisches Blutgericht ein, welches gerade so verfuhr, wie das Revolutions-Tribunal der französischen Schreckenszeit. Gegen vierzigtausend Menschen wurden zum Tode, ebenso viele zur Verbannung verurtheilt; über viertausend sollen wirklich hingerichtet worden sein. Viele Andere wurden in den gräßlichsten Kerkern zu Tode gepeinigt. Diese Verfolgungen und Mishandlungen trafen in dem finsteren Lande gerade die edelsten, in der Literatur und Kunst ausgezeichnetsten Menschen. Wir führen von ihnen nur die neapolitanische Staël, Eleonora Fonseca Pimentel, den enthusiastischen Philosophen und Verfasser der parthenopeischen Constitution, Maria Pagano, und den edeln Arzt und Naturforscher Cirillo an, welche alle drei für ihre menschenfreundlichen Träume mit dem Leben büßen mußten. Auch der berühmte Componist Cimarosa hatte Unsägliches zu erdulden. Er wurde zwar durch russische Vermittelung vom Tode errettet, erlag aber bald nachher, gebrochen und im Inneren zerrüttet, seinen langen Leiden.

Schmählich und entehrend war die Rolle, welche die brutalen Engländer und der von ihnen wie ein Gott verehrte Nelson damals in Neapel spielten. Nelson gab die Segelstangen seiner Flotte zum Aufknüpfen der Verurtheilten her, und ließ auf seinem Admiral-Schiffe das Blutgericht über die verdientesten neapolitanischen See-Officiere halten. Er widersetzte sich ferner nicht nur den neapolitanischen Blutrichtern, als diese dem hochverdienten Admiral Caracciolo, der auch sein Freund gewesen war, einen Aufschub des Processes gewähren wollten, sondern er verwandelte sogar den auf lebensläng-längliche Haft lautenden Spruch derselben willkürlich in ein Todesurtheil, und ließ dasselbe auf einer neben seinem Schiffe liegenden neapolitanischen Fregatte vollziehen. Caracciolo's Hinrichtung gab Anlaß, daß die Vorsehung gleich nachher dem König Ferdinand eine schreckliche Lehre ertheilte, die jedoch an seine steinharte Seele verschwendet war. Die ins Meer geworfene Leiche des greisen Admirals schwamm nämlich auf dem Wasser, als der König von Palermo zurückkehrend in den Hafen von Neapel einlief. Eine Welle hob den oberen Theil des Leibes, und der König, welcher vornen auf dem Schiffe stand, erblickte das Angesicht des ihm einst befreundeten Admirals. Er rief laut: Caracciolo! und fragte gleich der Lady Macbeth bei Shakespeare: „Was will dieser Todte?“ Als hierauf ein Geistlicher ihm antwortete, er komme, um ein christliches Begräbniß zu erflehen, antwortete er: „O, daß er es hätte!“ und begab sich nachdenkend in sein Zimmer. Der Eindruck war jedoch ein vorübergehender; Ferdinand blieb, wie er von Kindesbeinen an gewesen war.

2. Krieg in Italien, Deutschland und der Schweiz.

In Ober-Italien hatte Moreau vor den siegenden Russen bis nach Tortona und Alessandria zurückweichen müssen. Er zog sich nachher, während Suwarow bis an die Grenze der Dauphiné vordrang, in das Genuesische, um dort die Verstärkungen zu erwarten, welche Macdonald aus Unter-Italien herbeiführte. Dieser war am 7. Juni von Neapel aufgebrochen, und machte einen allgemein bewunderten Marsch bis an das Gebirge, welches Genua vom östlichen Theile der Lombardei trennt. Anstatt jedoch von dort unmittelbar in die Riviera di Levante einzurücken, schlug er den Weg

ein, der in die Ebene des Po führt. Er hoffte nämlich dort das östreichische Heer plötzlich überfallen zu können. Dies würde ihm auch gelungen sein, wenn nicht Suwarow sogleich herbeigeeilt wäre und die Frucht der früheren Siege gerettet hätte. Am 17. Juni kam es zwischen Macdonald und Suwarow an der Trebbia zu einer blutigen Schlacht, welche drei Tage lang dauerte. Sie endigte mit einem vollständigen Siege der Russen, und Macdonald verlor auch noch auf seinem Rückzuge nach Genua mehrere tausend Mann.

Damals war Suwarow schon mit den Östreichern in Zwist gerathen, weil er sah, daß diese die Coalition blos für ihre selbstsüchtigen Zwecke benutzen wollten, und weil er sich beständig durch die Befehle gehemmt sah, welche die Intriguanten in Wien durch ihren Kaiser ihm zuschickten. Ließ man ja doch den östreichischen Generalen mitunter sogar das Gegentheil von dem befehlen, was ihr Oberfeldherr befohlen hatte! Suwarow wurde durch das Verfahren der Östreicher zugleich in eine schiefe Stellung zu seinem Kaiser gebracht; denn da er diesen wunderlichen Fürsten, der ihm persönlich nicht gewogen war, nicht reizen durfte, so mußte er die wirkliche Lage der Dinge vor ihm verbergen. Suwarow wünschte schon im Juli sein Commando niederlegen zu dürfen; er ließ sich aber nachher einen von England angegebenen Mittelweg gefallen. Es wurde nämlich ausgemacht, daß Suwarow in die Schweiz ziehen und dort vereint mit einem anderen russischen Heere, welches unter Korsakow stand und durch Schwaben heranzog, den Erzherzog ablösen, dieser aber sich gegen die Rhein-Armee wenden solle. Dadurch erhielt das östreichische Kabinet, welches nach dem Besitze von Ober- und Mittel-Italien strebte, freie Hand in diesen Ländern. Kaiser Paul wollte zwar in Italien durchaus den früheren Besitzstand wiederhergestellt haben; allein Cobenzl, der noch immer in Petersburg verweilte, wußte ihn durch seine diplomatischen Künste so zu bearbeiten, daß Paul sich täuschen ließ und seine Zustimmung zum Abzuge der Russen aus Italien ertheilte.

Suwarow schob seinen Marsch in die Schweiz noch einige Wochen auf, weil gerade in der letzten Zeit die Franzosen bedeutende Verstärkungen nach Italien geschickt hatten. Mit diesen zog Joubert, den das Directorium an Moreau's Stelle zum Oberbefehlshaber in Italien ernannt hatte, durch den Bocchetta-Paß

über die Apenninen, um die Festung Tortona zu retten, welche ebenso, wie kurz vorher Mantua, in die Hände der Östreicher zu fallen drohte. Suwarow eilte mit seiner gewohnten Heftigkeit ihm entgegen, und bei Novi kam es am 15. August zu einer entscheidenden Schlacht, der blutigsten des ganzen Revolutions-Krieges. Joubert selbst fiel gleich anfangs; und Moreau, welcher auf dessen Bitte noch für einige Zeit in Italien zurückgeblieben war, übernahm den Oberbefehl. Dieser konnte jedoch um so weniger einen seiner Anschauungsweise und Natur nicht entsprechenden Schlachtplan ausführen, da der eine Flügel des Heeres bereits von Melas umgangen worden war. Die Franzosen wurden also völlig geschlagen, und Moreau mußte sich, nachdem er sehr viele Leute und seine ganze Artillerie verloren hatte, mit den Trümmern seines Heeres nach Genua zurückziehen. Doch hatten auch die Russen schwere Verluste erlitten, da sie über ganze Haufen von getödteten Landsleuten den Sieg hatten erstürmen müssen.

Nach dieser Schlacht setzte sich Suwarow, welcher jetzt keine zwanzigtausend Mann mehr übrig hatte, nach der Schweiz in Marsch. Hier war ein Theil der Östreicher noch vor Korsakow's Ankunft nach dem Rhein aufgebrochen, obgleich Suwarow schon von Italien aus den Erzherzog Karl vor diesem schnellen Abzuge gewarnt und die Folgen eines solchen Schrittes vorausgesagt hatte. Auch hatte Massena, schon als Suwarow an den Fuß der Alpen kam, den zurückgebliebenen Rest des östreichischen Heeres überall mit Erfolg angegriffen und alle Thäler besetzt, durch welche Suwarow her ziehen mußte. Korsakow rückte freilich nachher in die vom Erzherzoge verlassenen Stellungen bei Zürich ein; sein Corps war aber blos vierundzwanzigtausend Mann stark, und die Truppen, welche der Erzherzog zurückgelassen hatte, beliefen sich auf nicht mehr als etwa zwanzigtausend Mann, während dagegen die Zahl der in der Schweiz stehenden Franzosen siebenzigtausend betrug. Zu diesem Misverhältnisse der Kräfte kam noch, daß Korsakow von Anfang an mit den Östreichern uneinig war.

Noch ehe Suwarow über die Alpen gelangt war, trat das von ihm vorausgesagte Unglück ein. Massena ließ am 24. September durch Soult, Lorges und andere Generale die Russen und Östreicher überall angreifen. Es gelang ihm, die Letzteren, von deren Ge-

neralen damals Hotze nebst drei anderen getödtet und nicht weniger als fünf gefangen genommen wurden, ganz von den Russen zu trennen. Dann drangen die Franzosen am 26. September stürmend in das von Korsakow besetzte Zürich ein, und nahmen bei dieser Gelegenheit den Russen hundert Kanonen. Korsakow, welcher überhaupt damals die gröbsten Fehler machte, hatte die Tollkühnheit, am nächsten Tage den Kampf zu erneuern. Er verlor auch noch den Rest seiner Artillerie, und mußte sich nach Schaffhausen zurückziehen. Die Franzosen, besonders die beiden von ihnen so hoch gepriesenen Generale Massena und Soult, benahmen sich damals gegen ihre Verbündeten, die Schweizer, auf eine schändliche Weise. Sie gaben die Stadt Zürich nicht nur der Willkür der Soldaten preis, sondern sie erhoben auch noch, obgleich schon alle Ober-Officiere für sich Geld erpreßt hatten, eine Contribution von achtmalhunderttausend Francs. Eine gleich große Summe mußte die Stadt Basel zahlen.

Unterdessen hatte Suwarow seinen Marsch über den Gotthard-Paß, zu welchem damals noch kein gebahnter Weg führte, unter den größten Schwierigkeiten vollbracht. Er würde noch zu rechter Zeit nach Zürich gelangt sein, wenn er nicht unterwegs durch die Schuld der Östreicher, welche die zugesagte Fürsorge für die Verpflegung seiner Truppen versäumt hatten, zu lange aufgehalten worden wäre. Am 25. September rückte er in Altorf ein. Von hier aus mußte er sich, da die Östreicher nach dem Unglücke bei Zürich ihre Stellungen nicht hatten behaupten können, durch das Schächen-, Muotta- und Linth-Thal einen Weg nach Graubündten bahnen. Er zog auf Wegen und über Höhen, die noch jetzt für ein Heer ungangbar scheinen, schlug auf diesem Marsche noch dazu die herandringenden Franzosen zurück, und gelangte glücklich über die Glarner Alpen nach Graubündten. Vom Südfuße der Alpen an bis nach Graubündten hatte er nicht weniger als ein Drittel seines Heeres verloren. Mit dem Reste marschirte er sogleich nach Lindau am Bodensee und von da weiter nach dem Lech, fest entschlossen, sich und seine Leute nicht ferner von dem jesuitischen Wiener Kabinet misbrauchen zu lassen. Auch Kaiser Paul, der es mit der Coalition aufrichtig gemeint hatte, war damals mit den Östreichern ganz zerfallen, weil er die eigentlichen Absichten derselben endlich

durchschaute. Er schickte daher an Suwarow den Befehl, mit dem ganzen Heere sogleich nach Rußland zurückzukehren. Dieser trat im Januar 1800 den Rückmarsch an. Er starb schon im Mai, wenige Wochen nach seiner Ankunft in Petersburg.

In Italien hatte unterdessen Melas den Krieg auf die alte pedantische Weise und nach den kleinlichen Rücksichten des östreichischen Kabinets fortgesetzt. Anstatt mit seiner ganzen Macht Championnet, welcher als Befehlshaber der Alpen-Armee am Var stand, anzugreifen und sich nach dessen Vernichtung gegen den in Genua stehenden Moreau zu wenden, zersplitterte Melas seine Kräfte, blos um sich schnell in den Besitz fremden Eigenthumes zu setzen. Eine seiner Hauptabtheilungen sollte unter Kray's Führung sich eines piemontesischen Fort im Aosta-Thal bemächtigen; mit einer anderen wurde Fröhlich zur Besetzung der Städte Ancona und Rom abgeschickt. Melas selbst suchte nach alter Weise eine Festung nach der anderen zu erobern. Dadurch erhielten Championnet und Moreau Zeit, sich bedeutend zu verstärken. Als nachher Moreau nach Deutschland abgerufen worden war, entschloß sich Championnet, welcher das Heer desselben mit dem seinigen vereinigt hatte, in die Ebene der Lombardei herabzukommen; und nun erst wagte Melas ein entscheidendes Treffen zu liefern. Dieses fand am 4. November bei Fossano und Savigliano Statt, und endigte mit einer Niederlage Championnet's, welcher in demselben die Hälfte seines Heeres verlor. Jetzt blieb den Franzosen von allen ihren Eroberungen nichts weiter übrig, als Genua, die Grafschaften Nizza und Tende und ein Theil der Provinz Mondovi.

Auch in Mittel-Italien waren ihnen damals alle ihre Eroberungen wieder entrissen worden. Dort hatten Ende September die Neapolitaner, unterstützt von den Engländern, Rom besetzt, und die kleine französische Besatzung dieser Stadt unter Garnier war auf englischen Schiffen nach ihrem Vaterlande gebracht worden. Im November mußte auch Ancona nach einer langen Belagerung sich dem östreichischen General Fröhlich ergeben, und mit dem Falle dieser Stadt schwand die letzte Spur einer französischen Herrschaft im Kirchenstaate. Dieser ward dagegen jetzt eine Beute der Östreicher und Neapolitaner. Die Ersteren betrachteten seit der Einnahme von Ancona die Marken als erobertes Besitzthum; die Letzteren

aber benahmen sich in Rom so, als wenn ihnen die Erbschaft des Pabstes Pius VI. zugefallen wäre, welcher am 29. August auf französischem Boden sein Leben geendet hatte, und erst sechs Monate später durch ein in Venedig gehaltenes Conclave einen Nachfolger erhielt. Die Neapolitaner richteten in Rom, ohne dabei auch nur des Pabstes zu erwähnen, eine neue Regierung und Verwaltung ein, und belasteten sogar die geistlichen Güter und den Klerus mit drückenden Steuern. Zugleich wütheten sie in Rom auf ächt neapolitanische Weise gegen alle Liberalen oder des Liberalismus Verdächtigen.

In Deutschland waren die Franzosen im Jahre 1799 mehrmals über den Rhein gegangen, aber durch die Östreicher stets wieder zurückgetrieben worden. Das deutsche Reich selbst spielte in diesem Kriege, der doch zum Theil auf seinem Boden geführt wurde, die traurigste Rolle. Der Kaiser beantragte im Juni 1799 beim Reichstage die Erneuerung des Krieges; man verschwendete aber zuerst viele Zeit zu Berathungen, und als endlich am 16. September die Mehrheit den Antrag annahm, blieb dieser Beschluß schon aus dem Grunde kraftlos, weil jene Mehrheit aus den kleineren Reichsständen bestand. Der ganze Norden des Reiches, sowie Baden und Hessen-Darmstadt im Süden verweigerten ihre Theilnahme am Kriege. Von allen norddeutschen Fürsten erklärte nur König Gustav IV. von Schweden als Herzog von Vor-Pommern sich bereit, sein Contingent zu stellen; sein Beispiel fand aber in der ganzen nördlichen Hälfte des Reiches nicht die geringste Nachahmung. Auch Baiern und Würtemberg verstanden sich zur Theilnahme am Kriege erst dann, als England ihnen Subsidien zahlte. Man traute mit Recht dem kaiserlichen Kabinet nicht, das nur die Vergrößerung seiner Macht im Auge hatte. Dem Kurfürsten von Baiern, welcher die auf die Beraubung seines Landes gerichteten geheimen Artikel von Campo Formio (s. S. 447) kannte, war es daher selbst dann, als er zu Felde zog, noch nicht Ernst mit dem Kriege. Er würde sogar ganz neutral geblieben sein, wenn er nicht des englischen Geldes bedurft hätte, und wenn nicht sein Land von den Östreichern besetzt gewesen wäre. Übrigens regierte in Baiern und der Kur-Pfalz damals nicht mehr Karl Theodor, welcher im Februar 1799 gestorben war, sondern sein Erbe, der bisherige Herzog von

Pfalz-Zweibrücken, Maximilian Joseph. Dieser mußte sich auch noch aus dem Grunde an die Östreicher anschließen, weil er früher in königlich französischen Diensten gewesen war, und deshalb von den in Frankreich herrschenden Jakobinern nichts Gutes zu erwarten hatte.

3. Englisch-russischer Kriegszug gegen die batavische Republik.

Zu derselben Zeit, als Kaiser Paul sich von den Östreichern trennte, löste er auch seinen Bund mit England auf, weil er mittlerweile ebenso über die selbstsüchtige brittische Aristokratie, wie über die jesuitischen Diplomaten in Wien enttäuscht worden war. Die egoistischen Britten misbrauchten nämlich im Herbste 1799 die redliche Absicht des mit ihnen verbündeten russischen Kaisers, um durch einen gemeinschaftlichen Kriegszug die Holländer des Restes ihrer Flotte zu berauben und die Franzosen von einer Landung in Irland oder England abzuhalten. Diese ihre Absicht verdeckten sie dadurch, daß sie vorgaben, es solle durch einen Zug nach Holland der vertriebene Erbstatthalter Wilhelm V. wieder eingesetzt und eine Diversion zu Gunsten des Krieges in Italien gemacht werden. Man rechnete bei dem zwischen England und Rußland verabredeten Unternehmen auf den Beistand der oranischen Partei in Holland; darin täuschten sich aber die Engländer und Russen sehr, weil von dem Volke, welches früher dem Hause Oranien angehangen hatte, ein großer Theil republikanisch und demokratisch geworden war, und auch die aristokratischen Feinde des Hauses Oranien oder die sogenannten Patrioten sich in der Noth an die demokratische Partei angeschlossen hatten. Außerdem hatten die batavischen Directoren damals nicht nur größeres Ansehen erhalten, sondern es war auch von den Franzosen, welche damals keine Truppen in Holland hatten, die Errichtung eines batavischen Heeres zugegeben worden. Endlich waren auch die batavischen Generale Daendels und Dümonceau und die beiden Führer der zehn- bis zwölftausend Franzosen, welche das Pariser Directorium geschickt hatte, Brüne und Vandamme, ebenso thätige und fähige Männer, als der Oberanführer der Engländer und Russen, der Herzog von York, saumselig und ungeschickt war.

Die Engländer verzögerten das Unternehmen, welches schon im Juni beschlossen worden war, unbegreiflicher Weise bis in den August hinein. Sie gewährten dadurch den Holländern und Franzosen Zeit, sich zu rüsten, und setzten zugleich ihre eigenen Truppen den Gefahren aus, welche mit der in Holland herrschenden Herbstwitterung verbunden zu sein pflegen. Außerdem schadeten sie dem Unternehmen noch dadurch, daß sie den Oberbefehl nicht ihrem trefflichen General Abercrombie übertrugen, sondern dem Herzoge von York, der seine Unfähigkeit früher genügend bewiesen hatte (s. S. 360 u. 365). Am 27. August landete die von Abercrombie befehligte erste Abtheilung des englischen Heeres auf dem äußersten Punkte von Nord-Holland, dem Helder. Die dort liegende holländische Besatzung wurde sogleich geschlagen und zum Abzuge genöthigt. Dieser glückliche Beginn des Krieges führte die beabsichtigte Vernichtung der holländischen Seemacht herbei. Sobald nämlich auf dem Helder die Oranien-Flagge wehte, empörten sich die Matrosen und Soldaten der in der Nähe liegenden holländischen Seemacht, und zwangen ihren Admiral, die aus elf Linienschiffen und dreizehn anderen Fahrzeugen bestehende Flotte den Engländern zu übergeben. Am 10. September schlug Abercrombie auch einen Angriff des Generals Brüne zurück. Nachdem jedoch am 15. die erste Abtheilung der Russen unter Herrmann gelandet war, kam auch der Herzog von York aus England, und von dem Tage an, wo dieser den Oberbefehl übernahm, ging Alles verkehrt.

Der Herzog machte am 19. September bei Bergen einen Angriff auf Brüne; während aber Abercrombie und Herrmann auf den beiden Flügeln siegreich stritten, leitete er selbst den Kampf im Mitteltreffen so schlecht, daß die Schlacht verloren ging und die Alliirten sich zurückziehen mußten. Nachher blieb der Herzog fast zwei Wochen lang unthätig in einer sumpfigen Gegend liegen, wo er dann durch die dort herrschenden Herbstfieber wieder viele Leute verlor. Zu gleicher Zeit litt das Heer Mangel an Lebensmitteln, weil man in dieser Hinsicht keine Vorkehrungen getroffen hatte. Nachher kämpften die Alliirten zwar in der sogenannten Schlacht bei Alkmaar (2. und 3. Oktober) mit Glück, und trieben ihre Gegner bis in die Nähe von Haarlem zurück; als aber Brüne, welcher unterdessen Verstärkungen erhalten hatte, am 6. bei Ca-

stricum den Kampf erneuerte, sah sich der Herzog genöthigt, bis hinter Alkmaar zurückzuweichen. Gleich nachher nahmen die Krankheiten und der Mangel im Heere der Alliirten so sehr überhand, daß der Herzog sich zur schimpflichsten Capitulation entschloß, die man außer der bei Saratoga (s. Th. XVI., S. 492) jemals einem englischen General anzubieten gewagt hat. Nach dieser am 19. Oktober abgeschlossenen Capitulation mußten die Engländer nicht allein die von ihnen errichteten Befestigungen dem Feinde in gutem Stande übergeben, sondern auch vor ihrer Einschiffung im November Alles, was sie an den alten Dämmen und Schanzen beschädigt hatten, wieder ausbessern. Außerdem verstand sich der Herzog zu dem mit dieser Expedition in gar keiner Beziehung stehenden Versprechen, daß achttausend französische und holländische Gefangene, die sich in England befanden, in Freiheit gesetzt werden sollten. Dagegen blieb aber freilich auch die holländische Flotte im Besitze der Engländer.

4. Bonaparte in Egypten und Syrien.

Der mit so großen Kosten ausgerüstete Zug Bonaparte's nach Egypten misglückte zwar zuletzt völlig; er ward aber dessenungeachtet für Bonaparte's Herrschaft und Ruhm, für die Wissenschaft und Bildung von Europa und für die großartige Kriegskunst der neueren Franzosen wichtiger, als irgend ein anderes Unternehmen. Dieser Zug erhöhte nämlich nicht nur den Ruhm der französischen Armee und ihres größten Feldherrn ganz ungemein, sondern es nahmen auch die vorzüglichsten Generale und die ersten Gelehrten und Künstler Frankreich's an demselben Theil, und die Letzteren machten in Egypten wichtige historische, antiquarische und naturwissenschaftliche Forschungen, welche nachher in einem glänzenden Werke (Déscription de l'Egypte) gesammelt wurden. Zu jenen Generalen gehörten Desaix und Kleber aus Moreau's Schule, Berthier, Reynier, Mürat, Lannes, Davoust, Jünot, Marmont und Andere aus Bonaparte's Schule. Von den Gelehrten und Künstlern nennen wir beispielsweise nur die Naturhistoriker Geoffroy und Delille, den Chemiker Berthollet, die Ärzte Desgenettes und Larrey, den Alterthumsforscher und Zeichner Denon und den Mathematiker und Physiker Monge,

welcher in der ersten Zeit der Republik Marine-Minister gewesen war (s. S. 292).

Egypten gehörte damals nur dem Namen nach zum türkischen Reiche. Es herrschten dort die Beys der Mamlukken oder der aus Kaukasien geholten und in Soldaten umgewandelten Sklaven, welche eine Art von Ritterschaft bildeten. Unter den vielen Mamlukken-Bey's war Murad der mächtigste, der bedeutendste nach ihm aber Ibrahim. Mit diesen Beiden hatten es also die Franzosen, als sie am 1. Juli 1798 in Egypten gelandet waren, vorzugsweise zu thun. Murad zog ihnen, sobald er ihre Ankunft erfahren hatte, von Kairo aus entgegen. Am 13. Juli traf er bei Chebreïs mit dem durch Hitze, Durst und Märsche erschöpften französischen Heere zusammen; und nun zeigte es sich sogleich, daß gegen die Strategie und Taktik der neueren Zeit auch die rüstigsten und tapfersten Streiter nichts vermögen. Murad wurde mit Verlust zurückgetrieben. Acht Tage später (21. Juli) lieferte er den Franzosen in der Gegend von Kairo ein zweites Treffen, welches die Schlacht bei den Pyramiden genannt zu werden pflegt, und besonders durch Bonaparte's bombastisches Wort an seine Soldaten, daß von den Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf sie herabsähen, berühmt geworden ist. Die Mamlukken wurden zum zweiten Male geschlagen, und der Besitz von Kairo war der Preis des von den Franzosen erfochtenen Sieges. Murad zog sich nach Ober-Egypten zurück, wohin Desaix ihm nachfolgte. Ibrahim, welcher aus Eifersucht auf Murad dem Treffen theilnahmlos zugesehen hatte, schlug die Richtung nach Suez ein; er ward von Bonaparte am 19. August bei Salahieh eingeholt und geschlagen. Da er bei dem Statthalter von St. Jean d'Acre, Djezzar Pascha, Zuflucht suchte und fand, und dieser sich zum Kriege rüstete, so eilte Bonaparte dem Angriffe des Letzteren auf Egypten zuvorzukommen, nachdem er schnell die nöthigen Einrichtungen in Egypten gemacht hatte.

Die Organisation, welche Bonaparte damals dem eroberten Lande gab, braucht von uns nicht beschrieben zu werden, da sie eine schnell vorübergehende Erscheinung war. Sie bewies indessen Bonaparte's großes Talent für die Civil-Verwaltung und seine große Fähigkeit, tüchtige Leute auszuwählen, was die erste Eigenschaft

eines Herrschers ist. Dies kann man eingestehen, ohne die bombastischen Phrasen der Franzosen nachzusprechen, welche aus ihrem Bonaparte einen Halbgott gemacht haben. Im Grunde war das, was Bonaparte that, nur eine Übertragung abendländischer Principien und Verwaltungsformen auf ein dazu nicht geeignetes orientalisches Land. Auch läßt sich der Werth der Sache schon aus dem einzigen Umstand beurtheilen, daß gerade diese gerühmte Organisation den Anlaß zu einem furchtbaren Aufstande in Kairo gab. Man führte in Egypten eine fremdartige Gerichtsordnung, sowie das Finanz-System, das Schreiber-Regiment und das Registrirungs-Wesen Europa's ein, und wiederholte dort sogar das Gaukelspiel einer scheinbaren Theilnahme des Volkes an der Regierung durch Berufung einer Versammlung sogenannter Notablen. Die Egypter wurden durch die systematischen Quälereien und Erpressungen, die man ihnen als Wohlthaten aufdrang, zur Verzweiflung gebracht; und dies hatte dann am 21. Oktober den Ausbruch einer Empörung in Kairo zur Folge, bei welcher allerdings der religiöse Fanatismus und die Aufhetzungen der Türken und Mamlukken als Nebenursachen mitwirkten. Da das Geheimniß der Sache bis zum letzten Augenblicke bewahrt blieb, so wurden die Franzosen unerwartet überfallen und viele von ihnen getödtet. Bonaparte traf aber sogleich die furchtbarsten Gegenanstalten. Seine Kanonen verwandelten die Moscheeen, welche den Rebellen als Stützpunkte dienten, in Trümmer; die Stadt selbst ward in Brand gesteckt; und die französische Infanterie, welche mit dem Bajonnet auf die schlecht bewaffnete oder ganz wehrlose Volksmasse eindrang, eroberte in blutigem Kampfe eine Straße nach der anderen. Zwei Tage lang ließ Bonaparte das Zusammenschießen der Gebäude und das Morden fortsetzen. Als es endlich aufhörte, bedeckten Tausende von Leichen die Straßen. Der Aufstand gewährte übrigens dem französischen Ober-General den Vortheil, daß er jetzt mit rücksichtsloser Härte verfahren und dadurch dem großen Geldmangel, in dem er sich befand, abhelfen konnte. Dagegen waren aber die politischen Folgen des Aufstandes für Bonaparte und sein Volk sehr verderblich. Das schreckliche Blutbad, das die Franzosen in Kairo angerichtet hatten, machte nämlich im ganzen Orient einen furchtbaren Eindruck, und drückte der Regierung Bonaparte's den Charakter einer Gewaltherrschaft auf.

Bald nach diesem Aufstande unterwarf Desaix durch mehrere Siege, die er über Murad Bey erfocht, ganz Ober-Egypten. Zu gleicher Zeit unternahm Bonaparte mit dreizehntausend Mann einen Eroberungszug nach Syrien. Dieser Zug war durchaus nöthig, weil Bonaparte sich der Küsten und Häfen Syrien's versichern mußte, wenn er nicht zugleich von Djezzar Pascha, von den Türken und von den Engländern in Egypten selbst angegriffen sein wollte. Eine russische Flotte war ausgelaufen, um die ionischen Inseln zu besetzen; die Türken bereiteten sich zu einer Landung in Egypten vor; die Engländer hatten die Unterstützung derselben und die Bewachung der egyptischen und syrischen Küste übernommen; Djezzar Pascha endlich, den die Engländer mit Waffen und Munition versahen, wurde vom Sultan zum Seraskier der heranziehenden türkischen und arabischen Horden und sogar im Voraus zum Pascha von Egypten ernannt.

Auf dem syrischen Zuge Bonaparte's wiederholte sich das, was einst wenigen tausend Griechen unter einem Militiades, Themistokles und Cimon gegen die zahllosen Heere der Perser gelungen war. In beiden Fällen ersetzte die Tüchtigkeit der Führer und der Geist der Soldaten das, was ihnen an Zahl und an physischer Kraft abging. Bonaparte wußte aber außerdem auch noch durch Worte und Proclamationen den Nationalstolz und des militärische Selbstgefühl seiner Franzosen aufs höchste zu steigern, und rief sogar gerade durch die Übertreibungen und Lügen seiner Schlachtberichte bewunderungswürdige Thaten hervor. Im Januar 1799 brachen die Franzosen von Kairo nach Syrien auf. Sie griffen zunächst unter Reynier's Führung das Grenz-Fort El Arisch an, schlugen am 13. Februar die zum Entsatze desselben herbeieilenden Mamlukken, und erzwangen gleich nachher die Übergabe des Forts. Die Arnauten, welche die Besatzung von El Arisch gebildet hatten, erhielten unter der Bedingung, nicht mehr gegen die Franzosen zu fechten, freien Abzug. Sie wurden jedoch sogleich wortbrüchig, indem sie nach Jaffa zogen. Dort stritten sie mit solchem Muthe, daß die Franzosen diese schlecht befestigte Stadt am 6. März nur mit großem Verluste erstürmen konnten. Bonaparte bestätigte deshalb auch die den tapferen Vertheidigern gewährte Capitulation nicht, und ließ nahe an zweitausend Mann, welche von der Besatzung noch am Leben waren, ohne Weiteres zusammenschießen. Am 18. März

langte das französische Heer vor der Stadt St. Jean d'Acre (Akkon) an, welche noch auf die im Mittelalter gebräuchliche Weise befestigt war, und also sehr dicke Mauern hatte. Diese konnten nur durch Kanonen vom schwersten Kaliber zerstört werden; der englische Commodore Sidney Smith hatte aber kurz vorher die mit dem schweren Geschütze beladenen Schiffe der Franzosen weggenommen. Außerdem war die Stadt von Sidney Smith mit dem nöthigen Kriegsbedarf und mit englischen und französischen Ingenieurs versehen worden. Unter den Letzteren, welche aus Emigranten bestanden, war Phélippeaux der ausgezeichnetste. Die Franzosen machten daher bei der Belagerung eines Platzes, welcher unter anderen Umständen sie keine zwei Tage aufgehalten haben würde, durchaus keine Fortschritte. Sie litten außerdem nicht nur durch Krankheiten und durch Mangel an Lebensmitteln, sondern es war auch jeden Augenblick zu erwarten, daß die in Acre wüthende Pest in ihr Lager eindringen werde. Selbst als Bonaparte die zum Entsatze heranziehenden türkischen und arabischen Milizen in der Schlacht am Tabor auseinander gesprengt hatte (16. April), ging es den Franzosen vor Acre nicht besser, als vorher, obgleich sie vom 7. bis zum 12. Mai mehrere Stürme nacheinander wagten, und einmal sogar in die Stadt selbst eindrangen. Bonaparte mußte sich daher, nachdem er eine große Zahl der besten Soldaten und Officiere verloren hatte, dazu entschließen, die Belagerung aufzuheben und Syrien wieder zu räumen. Die ganze Expedition war also gescheitert; sie gereichte aber dessen ungeachtet den Franzosen und ihrem Führer zum größten Ruhme; denn obgleich zuletzt die Pest in ihrem Heere ausgebrochen war, und sie nachher hundert und einige zwanzig Stunden weit durch die Wüste ziehen mußten, so belief sich doch der ganze Menschenverlust, den die Expedition nach Syrien kostete, nur auf zweitausend Mann.

Am 20. Mai traten die Franzosen den Rückzug an. Schon am 14. Juni war Bonaparte wieder in Kairo. Von dort mußte er sogleich nicht nur gegen Murad Bey, welcher von Desaix verfolgt nach Mittel-Egypten geflohen war, sondern auch gegen elf- bis fünfzehntausend Türken, welche bei Abukir gelandet waren und sich dieses Forts bemächtigt hatten, zu Felde ziehen. Murad und die Seinen entkamen den Franzosen; die Türken aber erlagen dem

Feldherrn-Talente Bonaparte's und der Sicherheit und Pünktlichkeit, mit welcher in seinem Heere Alles ausgeführt wurde. Es gelang ihm zuerst, tausend Türken und dann noch einmal dreitausend abzuschneiden. Hierauf erlitt er selbst zwar eine Niederlage; die Türken gewährten ihm aber, da sie nach der rohen Sitte des Orients sich sogleich über das Schlachtfeld hin zerstreuten, um Köpfe abzuschneiden, unmittelbar nachher die Gelegenheit, einen vollständigen Sieg über sie zu erfechten (25. Juli). Sie wurden theils niedergehauen, theils ins Meer getrieben, theils gefangen genommen; der Rest rettete sich in das Fort Abukir, welches schon am folgenden Tage von den Franzosen erstürmt wurde.

Gleich nachher schickte Sidney Smith, um Bonaparte zur Räumung Egypten's zu bewegen, ihm einen Pack europäischer Zeitungen zu. Die Nachrichten, welche Bonaparte in diesen fand, überzeugten ihn, daß in Europa mehr für ihn zu thun sei, als in Egypten; er beschloß deshalb, zwar nicht die egyptische Expedition aufzugeben, wohl aber selbst nach Frankreich zurückzukehren. Nachdem er das Commando dem ältesten seiner Generale, Kleber, übertragen hatte, schiffte er sich am 22. August, in Begleituug von Lannes, Marmont, Mürat, Andreossy, Berthier, Bessières, Monge, Berthollet und Anderen, nach Europa ein. Das Glück, das ihn auf der Fahrt nach Egyten begleitet hatte, beschützte ihn auch bei der Rückkehr gegen die zahlreichen englischen Kriegsschiffe, welche damals im mittelländischen Meere kreuzten. Am 9. Oktober landete er im Hafen von Fréjüs.

5. Innere Angelegenheiten Frankreich's vom Staatsstreiche des 18ten Fructidor 1797 an bis zum Untergange der Directorial-Verfassung am 18ten und 19ten Brümiaire 1799.

Als Bonaparte aus Egypten zurückkehrte, befand sich Frankreich in einem solchen Zustande, daß eine neue Umwälzung unvermeidlich war. Das Directorium hatte sich nicht nur die schändlichsten Gewaltthaten gegen die Bundesgenossen erlaubt, sondern es behandelte auch die Franzosen selbst ohne alle Rücksicht auf das Recht oder auch nur auf die gewöhnliche Moral. Als z. B. im Frühjahr 1798 die Wah-

len für die gesetzgebenden Räthe nicht nach dem Wunsche der Directoren ausgefallen waren, bedachten sich diese keinen Augenblick, durch einen Gewaltstreich einen Theil derselben zu cassiren. Nur nahmen sie diesmal die Gesetzgebung zu Hülfe. Durch ein Gesetz vom 11. Mai (22. Floreal) 1798 wurden ohne Weiteres etwa sechszig Wahlen für ungültig erklärt, weil aus ihnen, wie man sich ausdrückte, Anarchisten als Deputirte hervorgegangen seien. Eben so gewaltsam ließen sich die Directoren im Juli 1798 bevollmächtigen, Haussuchungen anzustellen und willkürliche Verhaftungen vorzunehmen. Um den im Namen der Freiheit geübten Despotismus zu behaupten, nahm das Directorium seine Zuflucht zu den Mitteln der Schreckenszeit. Nur wurde diesen eine andere Gestalt verliehen. Statt des Revolutions-Tribunals bediente man sich der Militär-Commissionen oder Kriegsgerichte, statt der Guillotine des Erschießens. Das Letztere wurde in so großer Ausdehnung angewandt, daß endlich die Soldaten sich weigerten, ferner als Henkersknechte Dienste zu leisten.

Ungeachtet der Gewaltthat vom 11. Mai war die Opposition in beiden Räthen durch das am 20. Mai 1798 eingetretene neue Drittel der Deputirten sehr verstärkt worden. Ebenso ging es bei den Ergänzungswahlen, welche im März 1799 Statt fanden. Dies veranlaßte dann die heftigsten Angriffe auf das Directorium. Im Mai wählten die beiden Räthe an Reubel's Stelle, welcher damals aus dem Directorium austreten mußte, Sièyes. Man setzte also einen schlauen und spitzfindigen Egoisten, den das Directorium selbst durch seine Sendung nach Berlin zu einer wichtigen Person gemacht hatte (s. S. 448.), den Advokaten zur Seite, welche bis dahin die Regierung geführt hatten. Da Sièyes diesmal eine Wahl annahm, die er früher (bei der Einsetzung der Directorial-Regierung) abgelehnt hatte, so folgt schon daraus, daß er in die Kabalen eingeweiht war, welche von jener Zeit an angesponnen wurden, um Bonaparte an die Spitze des Staates zu bringen.

Sobald Sièyes seinen Sitz im Directorium eingenommen hatte, verband er sich mit der Mehrheit der Räthe und mit seinem Collegen Baras gegen die übrigen Directoren, Merlin von Douay, La Revellière-Lepeaux und Treilhard, welcher Letztere am 15. Mai 1798 statt des ausgeloosten François de Neufchateau eingetreten war. Diese drei wurden bald nachher zum Austritte aus

der Regierung genöthigt. Treilhard ward am 17. Juni 1799 dadurch entfernt, daß man gegen ihn einen Artikel der Verfassung in Anwendung brachte, nach welchem ein Deputirter erst ein Jahr nach seinem Austritte aus der Gesetzgebung in das Directorium gewählt werden durfte. Dagegen war die Verdrängung Merlin's und Lareveillère's nur auf revolutionäre Weise zu bewerkstelligen. Dies geschah durch die sogenannte Revolution vom 30. Prairial des Jahres 7. Die Räthe verlangten nämlich vom Directorium einen Bericht über die Lage der Republik, und als dieser nach elf Tagen noch nicht erstattet worden war, erklärte sich der Rath der Fünfhundert am 16. Juni (28. Prairial) für permanent. Am Tage darauf spät Abends erstatteten endlich die Directoren ihren Bericht. Dieser ward am 18. Juni (30. Prairial) zu den heftigsten Angriffen auf die bisherige Regierung benutzt. Man schritt sogar zur Einsetzung einer Commission, welche unter dem Vorsitze von Bonaparte's zweitem Bruder, Lucian, die Ausstoßung von Merlin und Lareveillère's vorschlagen sollte. Dadurch sahen sich die beiden Letzteren genöthigt, freiwillig abzutreten. An die Stelle der verdrängten drei Directoren wußten die Leiter der bonapartistischen Partei, besonders Siéyes und Lucian Bonaparte, Männer ohne Einfluß und Anhang zu bringen. Es wurden nämlich die beiden früheren Advokaten Gohier und Roger Dücos und der General Moulins gewählt, von welchen der Erstere zwar als Advokat Ansehen hatte, aber zu nichts weniger als zu einem Regenten paßte, der Zweite sogar schon als Advokat unbedeutend gewesen war, und der Dritte sich weder im Felde, noch bei der Armee überhaupt bemerklich gemacht hatte. Barras und Siéyes waren also jetzt die alleinigen Regenten von Frankreich. Der Erstere hatte sich als ein Mann, welchem Genuß und Glanz das einzige Lebensziel waren, allgemein verhaßt gemacht; die ganze Bedeutung des Zweiten aber beruhte mehr auf einer überlieferten Meinung von seinen Fähigkeiten, als auf Erfahrung, auf praktischer Gewandtheit und auf Geschäftskenntniß.

Mit der Revolution vom 30. Prairial schienen die Zeiten von 1793 wiederzukehren. Am 6. Juli 1799 wurde sogar ein neuer Jakobiner-Klubb eröffnet, und in diesem ertönte wieder die Sprache der Schreckenszeit. Auch die neuen Minister waren, gleich den Directoren und gleich der Mehrzahl der Räthe, wirkliche oder schein-

bare Jakobiner. Talleyrand, welcher als Mitschuldiger der gestürzten Directoren mit diesen hatte abtreten müssen, erhielt seinen Freund, den Girondisten Reinhard, einen Würtemberger von vielem Talent und großen Kenntnissen, zum Nachfolger. Zum Finanz-Minister machte man Lindet, einen Mann der Schreckenszeit. Die Leitung der Justiz erhielt Cambacérès und die des Kriegswesens der General Bernadotte, welcher damals gleich Augereau den heftigen und radikalen Demokraten spielte. Polizei-Minister endlich ward Fouché, der bekanntlich in alle Sättel paßte und einem jeden diente, von dem er glaubte, daß er die Oberhand behalten werde. Den Letzteren hatte Sièyes herbeigezogen, als der Jakobiner-Klubb, der ihn selbst als einen Anhänger der Faction Orleans verdächtigte, dem Directorium gefährlich zu werden drohte. Fouché wußte mit seinen alten Mitteln zu helfen, obgleich der Rath der Fünfhundert die Jakobiner in Schutz nahm. Er ließ nämlich zuerst das Treiben der Demagogen recht arg werden, damit auch die Freunde der Freiheit die Nothwendigkeit, Gewalt gegen sie zu gebrauchen, einsähen. Dann ließ er durch seine Spione und Agenten Spaltungen unter den Jakobinern und sogar Straßen-Skandale hervorrufen. Nachdem auf solche Weise Alles zur Anwendung der Gewalt gehörig vorbereitet war, ließ er am 13. August den Klubb schließen. Er unterdrückte jedoch die Jakobiner nicht gänzlich, weil man derselben gegen die Anhänger der alten Monarchie bedurfte. Dagegen wurden die Letzteren, als sie in verschiedenen Städten und Departemeuts die royalistischen Volksbewegungen erneuerten, auf empörende Weise verfolgt. Dies geschah durch die am 12. Juli erlassenen Geißel-Gesetze. Es wurde nämlich verordnet, daß, wenn irgendwo Unruhen ausbrächen, alle Adeligen und alle Verwandten von Emigrirten ohne Weiteres als Geißeln verhaftet und bei jedem Morde, der an einem Beamten, einem Domänen-Käufer oder einem früheren Soldaten der Republik begangen werde, insgesammt mit einer bedeutenden Geldstrafe belegt, vier von ihnen aber deportirt werden sollten. Schon im Juni hatte man sich, weil die Staatsgelder auf schändliche Weise verschleudert worden waren, durch eine andere Maßregel geholfen, welche an die Zeit des Wohlfahrts-Ausschusses erinnerte. Es war nämlich durch ein Gesetz vom 28. Juni ein gezwungenes Anlehen beschlossen worden, welches blos von den

Reichen erhoben werden sollte, ohne daß der Begriff dieses Wortes näher bestimmt worden war. Im September ließen die Directoren, auf Lucian Bonaparte und die Mehrheit des Rathes der Alten gestützt, nicht nur eine große Zahl von Journalen unterdrücken und etliche sechszig Redactoren derselben verhaften, sondern sie forderten auch, daß man die Letzteren zur Deportation verurtheile. Dies rief in den beiden Räthen ähnliche Scenen hervor, wie sie 1793 bis 1795 im Convent an der Tagesordnung gewesen waren. Jourdan, welcher dabei als Demokrat aus Überzeugung die Hauptrolle spielte, verlangte sogar, daß man das Vaterland in Gefahr erkläre. Sein Antrag wurde freilich verworfen; aber die Directoren sahen sich genöthigt, mehr Truppen nach Paris kommen zu lassen und Bernadotte, der sich an die Demokraten angeschlossen hatte, vom Kriegs-Ministerium zu entfernen.

Alles dies unterhielt und vermehrte nicht nur die im Reiche herrschende Verwirrung, sondern es hatte auch die Wirkung, daß das Volk allgemein eine Veränderung wünschte, und daß fast jedermann Bonaparte's Rückkehr als eine Schickung der Vorsehung ansah, um Frankreich aus der Anarchie zu retten. Wer könnte es daher einem Manne wie Bonaparte verargen, daß er dem allgemeinen Wunsche entsprach und den Willen des Volkes sogar mit Gewalt der Waffen durchsetzte? Bonaparte's Rückkehr hing mit der Revolution vom 30. Prairial zusammen, obgleich die Briefe, durch welche das Directorium ihn um jene Zeit zur Rückkehr auffordern ließ, erst nach seiner Ankunft in Frankreich an ihn gelangten. Wir wissen nämlich, daß er die Lage der Dinge in Europa nicht blos aus den ihm von Sidney Smith zugeschickten Zeitungen kennen lernte, sondern daß ihm auch vor Acre ein Schreiben seines älteren Bruders Joseph zukam, welches den Zustand Frankreich's schilderte. Er selbst soll übrigens auf St. Helena behauptet haben, daß er vom Directorium bevollmächtigt gewesen sei, jeden Augenblick zurückzukehren. Jedenfalls war seine Rückkehr nicht das Ergebniß einer langen und kalten Berechnung, sondern eines raschen Entschlusses, den er im Vertrauen auf sich selbst und auf sein Glück gefaßt hatte.

Bonaparte wurde in Frankreich überall mit einem Jubel empfangen, welcher Ehrfurcht, Bewunderung, Dankbarkeit und frohe Hoffnung verrieth. In Paris selbst strömten nicht blos die Soldaten,

Officiere und Generale, sondern auch die Anführer der National-Garde huldigend zu ihm. Alle forderten ihn auf, der Retter eines Staates zu werden, welchen einerseits Barras den Bourbons verkaufen, und andererseits Jourdan den Schreckensmännern von 1793 preisgeben wollte. Sogar Moreau bot ihm für eine Staatsveränderung seine Dienste an. Dagegen verhielt sich Bernadotte passiv; er wollte nicht ein Werkzeug in fremder Hand sein, und hatte doch auch zu wenig Ansehen und Einfluß, um sich mit Erfolg widersetzen zu können. Auch Jourdan wagte nicht, als offener Feind Bonaparte's aufzutreten. Augereau hatte zwar, um im Trüben zu fischen, schon längst die Maske eines Jakobiners angenommen; Bonaparte kannte aber ihn und Fouché zu gut, um nicht zu wissen, daß Beide bei ihrer niedrigen Gesinnung auf seine Seite treten würden, sobald das Glück ihn begünstige. Auch die Leute der Salons und die Geldmänner wünschten eine gewaltsame Änderung durch Bonaparte. Sie selbst hielten sich jedoch hinter den Coulissen, bis die ganze Sache glücklich zu Ende gebracht war. Die Geldmänner wurden von Bonaparte damals ebenso gebraucht, wie er sich ihrer 1796 in Italien bedient hatte. Er lieh von ihnen die in Paris bei jeder Revolution unentbehrlichen Summen, warf sie selbst aber nachher gleich ausgedrückten Saugschwämmen wieder zur Seite. Von den Directoren war Barras Bonaparte's Gegner; er hatte jedoch seine politische Bedeutung verloren und besaß nur noch in Paris Einfluß. Dagegen hatte Siéyes sich schon früher in die von den Bonapartisten angesponnene Kabale eingelassen; von den eigentlichen Absichten Bonaparte's erhielt er jedoch keine Kenntniß. Roger Dücos folgte blindlings Siéyes Rathe. Gohier und Moulins, welche zu den Republikanern gehörten, hatten nur wenig Ruf, Bedeutung und Anhang.

Einer geheimen Verschwörung zu Bonaparte's Gunsten bedurfte es gar nicht; die Sache ward vielmehr ganz offen verhandelt, und schon am 4. Brümaire (26. Oktober) war es kein Geheimniß mehr, daß eine Staatsveränderung im Werke sei. Diese konnte, bei dem damaligen Zustande der Dinge, kein bloßer Gewaltstreich wie der des 18. Fructidor sein; es war vielmehr ein allgemein gefühltes Bedürfniß, daß die Verfassung selbst umgestaltet werde. Dazu bedurfte man durchaus eines Dictators, und dieser konnte nur Bo-

naparte sein. Man wollte aber bei seiner Erhebung zur Dictatur den Schein und die Form des Rechtes wahren, und der Militair-Macht sich blos zu drohenden Demonstrationen bedienen, vermittelst deren die beiden Räthe, von denen nur der eine, der der Alten, der Mehrzahl nach nicht republikanisch gesinnt war, zur Erlassung der dazu nöthigen Decrete gezwungen werden sollten. Zu diesem Behufe wurden am 18. Brümaire plötzlich militärische Anordnungen getroffen, ohne daß man dem Directorium auch nur eine Mittheilung darüber machte. Zugleich versammelte sich am frühen Morgen ein Ausschuß des Rathes der Alten, die sogenannten Saal-Inspectoren, nebst hundertsiebenundvierzig anderen Deputirten, von denen man keinen Widerstand befürchtete. Diese Versammlung faßte, gestützt auf einen Artikel der Verfassung, nach welchem der Rath der Alten den Sitz der Gesetzgebung an irgend einen anderen Ort verlegen durfte, im Namen des ganzen Rathes den Beschluß, daß die Sitzungen beider Räthe schon vom nächsten Morgen an in St. Cloud gehalten werden sollten. Zugleich wurde Bonaparte mit der Sorge für die Vollziehung dieses Beschlusses beauftragt und deshalb zum Oberbefehlshaber der ganzen bewaffneten Macht in und um Paris ernannt. Bonaparte nahm die ihm übertragene Gewalt an, und begab sich sogleich in den Rath der Alten, um den verlangten Eid zu leisten, ließ aber vor allen Dingen die weiteren militärischen Anordnungen machen. Im Rathe der Fünfhündert fanden die gefaßten Beschlüsse, obgleich man nur eine gewisse Zahl von Mitgliedern einberufen hatte, zwar Widerspruch; Lucian Bonaparte aber, welcher während des Brümaire Präsident desselben war, konnte diesen Widerspruch leicht niederschlagen, weil die constitutionelle Form gewahrt worden war. Beide Räthe gingen daher ruhig auseinander, um sich am folgenden Tage in St. Cloud wieder zu versammeln. Von den drei feindlich gesinnten Directoren bequemte sich der Eine, Barras, ohne Weiteres zur freiwilligen Abdankung, da man ihm seine Reichthümer und also auch die Mittel zum Schwelgen ließ. Die beiden Anderen aber, Gohier und Moulins, wurden bis zur Vollendung des Gewaltstreiches festgenommen; sie sanken nachher unbeachtet in das Dunkel zurück, aus dem sie hervorgegangen waren. In einer Berathung, welche Bonaparte am Abend des 18. Brümaire mit seinen Freunden hielt, ward eine freiwillige Vertagung der beiden Räthe und

die Einsetzung einer Interims-Regierung während der Dauer derselben beschlossen; zugleich wurden Instructionen für Lucian Bonaparte und andere bonapartistische Deputirte entworfen. Außerdem wurden überall Wachen ausgestellt und, ohne daß man gerade Gewalt gebrauchte, ein Theil der liberalen Deputirten abgehalten, am nächsten Tage in St. Cloud zu erscheinen. Den Oberbefehl über alle nach St. Cloud geschickten Truppen erhielt Mürat.

Am Morgen des 19. Brümaire waren in St. Cloud überall Soldaten aufgestellt worden. Bonaparte selbst befand sich mit den Saal-Inspectoren in einem Zimmer, von welchem aus Alles geleitet wurde. Die beiden Räthe hatten zwar schon um zwölf Uhr sich versammeln sollen; die Eröffnung ihrer Sitzung zog sich aber bis um zwei Uhr hinaus. Im Rathe der Alten äußerte sich großer Unwillen darüber, daß man am Tage vorher nur hundertsiebenundvierzig Mitglieder zur Sitzung eingeladen habe. Bei den Fünfhundert war der Lärm noch ärger. Der Präsident desselben, Lucian Bonaparte, konnte nicht verhindern, daß beschlossen wurde, von jedem Deputirten einen neuen Eid auf die Verfassung ablegen zu lassen. Diese Eidesleistung nahm zwei volle Stunden in Anspruch. Auf Seiten der Bonapartisten gerieth man darüber in Verlegenheit; denn es war klar, daß sich der beabsichtigte Zweck nicht, wie man vorausgesetzt hatte, durch Advokaten-Taktik erreichen lasse, sondern daß man Gewalt gebrauchen müsse. Dies ward zuerst im Rathe der Alten versucht. Bonaparte begab sich, von Grenadieren begleitet, in denselben. Er redete, während diese an der Thür stehen blieben, die Versammlung an, wurde aber oft unterbrochen und stockte einige Male. Als er endlich gar sich damit zu helfen suchte, daß er von einer angeblichen Verschwörung redete, an deren Spitze Barras und Moulins ihn hätten stellen wollen, brach der wildeste Lärm los. Man rief ihm zu, er allein sei der wahre Conspirant. Andere schrieen: „Erklärt ihn in die Acht!" Bonaparte suchte den Sturm dadurch zu beschwören, daß er mit den Soldaten drohte, deren Mützen er, wie er sich ausdrückte, im Saale und deren Bajonette er in der Ferne erblicke. Diese Drohworte wirkten, und Bonaparte verließ hierauf den Saal, um der Versammlung Zeit zum Berathschlagen zu lassen. Er kehrte jedoch nicht wieder zurück, sondern begab sich sogleich zu dem gegen ihn feindlich gesinnten Rath der

Fünfhundert, fest entschlossen, bei diesem nicht Worte, sondern Gewalt zu gebrauchen. Er forderte deshalb die im Hofe befindlichen Grenadiere auf, ihm zu folgen. Sie thaten es mit dem Rufe: „Es lebe Bonaparte!"

Als er in Begleitung von vier Grenadieren und einer Anzahl Generale in den Sitzungssaal der Fünfhundert eintrat, war man dort gerade im Begriffe, einen förmlichen Beschluß gegen ihn zu fassen. Der Anblick der Uniformen und Bajonette steigerte die Erbitterung. Alle Deputirte sprangen von ihren Sitzen auf, man protestirte laut gegen Waffen und Gewalt, und es erscholl von allen Seiten her der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen! In die Acht, in die Acht!" Daß auch Dolche gezückt worden seien, und daß einer der Grenadiere, als er Bonaparte zu schützen suchte, einen Stich erhalten habe, ist eine nachgewiesene Erdichtung, obgleich Bonaparte selbst und seine Gemahlin nachher einen Grenadier, der sich unvorsichtiger Weise verwundet hatte, als seinen angeblichen Retter mit Ehren und Geschenken überhäuften. Das Toben der Deputirten machte den General, welcher auf dem Schlachtfelde, nicht aber unter lärmenden Rednern zu Hause war, ganz verwirrt. Lefebvre und die Grenadiere rissen ihn daher aus dem Gedränge und führten ihn hinaus. Jetzt übernahm Lucian Bonaparte die Rolle, welche sein Bruder hatte spielen sollen. Er wollte zunächst die Versammlung von der beabsichtigten Achtserklärung gegen Bonaparte abmahnen; man ließ ihn aber nicht zu Worte kommen. Er warf deshalb seinen Präsidenten-Anzug ab, und verließ unter dem Schutze von Grenadieren, welche Lefebvre zu seiner Rettung geschickt hatte, den Saal. Draußen bestieg er ein Pferd, und ritt dann mit seinem Bruder vor den dort aufgestellten Soldaten her, welche dieser bereits angeredet hatte. Er rief seinem Bruder laut zu: er, der Präsident des Rathes, sei vom Gesindel (brigands), von Leuten, welche auch früher alle Unruhen angestiftet hätten, mit Dolchen bedroht worden; er fordere also im Namen des Gesetzes den Oberbefehlshaber zur Verjagung der Partei-Männer auf, und erkläre den Rath der Fünfhundert für aufgelöst. Bonaparte antwortete: „Ja, Präsident, was Sie verlangen, soll geschehen." Zugleich ertheilte er an Mürat den von diesem längst erwarteten Befehl. Mürat schickte einen Brigade-Chef mit Soldaten in den Saal, und dieser

ließ dann, wie ein Janitscharen-Aga, die Repräsentanten eines Landes, zu dessen freien Bürgern er selbst gehörte, mit Bajonetten durch die bis zur Erde herabgehenden Fenster hinaustreiben.

Dieser Gewaltstreich war um halb sechs Uhr Abends vollbracht worden. Mit ihm war die alte Verfassung vernichtet. Es mußte also eine neue gemacht und bis zu ihrer Annahme eine provisorische Regierung bestellt werden. Für Beides bedurfte man wieder des Scheines der Gesetzmäßigkeit. Es wurde deshalb noch an demselben Abend der Rath der Alten versammelt und auch eine freilich sehr kleine Zahl der Fünfhundert bewogen, als gesetzgebende Behörde zusammenzutreten. Beiden Versammlungen legte man das, was am Abend vorher ausgemacht worden war, zur Berathung und Beschlußnahme vor. Lucian Bonaparte hielt bei dieser Gelegenheit eine längst niedergeschriebene Rede, nicht um, was überflüssig gewesen sein würde, auf die Berathung einzuwirken, sondern um ein Manifest zu haben, welches als Vertheidigungsschrift für das Geschehene in den Zeitungen abgedruckt werden könne. Der Form wegen ward auch eine Commission zur Prüfung des Antrages gewählt. Diese machte noch in derselben Nacht ihren Bericht, und die beiden Räthe nahmen dann nach einander den ihnen vorgelegten Antrag an. Auf solche Weise wurde am frühen Morgen des 20ten Brümaire eine Interims-Regierung für Frankreich und ein Ausschuß zur Entwerfung einer neuen Verfassung eingesetzt.

Der gefaßte Beschluß lautete im Wesentlichen folgendermaßen: „Das Directorium ist aufgelöst und sechszig Deputirte beider Räthe sind ausgestoßen. Die Regierung wird provisorisch von drei Männern geführt, welche den Titel Consuln haben. Diese drei Männer sind Bonaparte, Siéyes und Roger Dücos. Der gesetzgebende Körper ist bis zum 1. Ventose (20. Februar 1800) vertagt. Jeder der beiden Räthe ernennt aber vor seinem Auseinandergehen fünfundzwanzig Mitglieder, welche zusammen einen Ausschuß bilden sollen, um nicht nur eine neue Verfassung zu entwerfen, sondern auch ein neues Gesetzbuch vorzubereiten." Nachdem dieser Beschluß gefaßt, die neue dictatorische Regierungsbehörde beeidigt und eine Proclamation an das französische Volk niedergeschrieben worden war, kehrten die Consuln und die Räthe am 20. Brümaire Mor-

gens vier Uhr nach Paris zurück. Von diesem Augenblicke an war der französische Staat in eine militärische Monarchie umgewandelt, welche aber unter bürgerliche Formen versteckt wurde. Diese Umwandlung würde zum Vortheile von Frankreich und von ganz Europa gediehen sein, wenn der große Geist, der die neue Ordnung erschuf, auf seinem bisherigen plebejischen Wege beharrt wäre, und nicht das alte Ritterthum und den byzantinischen Thron wiederhergestellt hätte.

6. Bonaparte als Beherrscher Frankreich's zur Zeit der Errichtung des Consulats.

Bonaparte war seit dem 19. Brümaire Beherrscher von Frankreich. Der niedergesetzte Ausschuß von fünfzig Deputirten war eine leere Form, die Theilung der ausübenden Gewalt unter drei Männer ein bloßer Schein. Die Mitglieder jenes Ausschusses und der Metaphysiker Sieyes, welcher auch diesmal wieder die Constitution verfertigen half, mochten in ihrer theoretischen und doctrinären Weisheit festsetzen, was sie wollten; Bonaparte zwang sie, alles dasjenige zu ändern, was seinen Zwecken hinderlich sein konnte. Von seinen beiden Collegen aber, bei denen er gleich in der ersten Sitzung eigenmächtig den Vorsitz eingenommen hatte, gab Sièyes schon im ersten Augenblicke alle Hoffnung auf, eine Hauptrolle zu spielen; er verhielt sich daher wieder, wie einst im Convent, schweigend, und ließ den Dingen ihren Lauf. Man legt ihm sogar den allerdings bezeichnenden Ausspruch in den Mund: „Wir haben einen Herrn. Bonaparte will Alles thun, er kann Alles thun und versteht Alles zu thun. In der traurigen Lage, in der wir uns befinden, ist es besser, sich zu unterwerfen, als Spaltungen herbeizuführen, welche ganz gewiß zum Verderben ausschlagen würden." Sobald Sièyes sich gefügt hatte, konnte natürlich Roger Dücos sich gar nicht einfallen lassen, etwas gelten zu wollen. Beide Männer ließen sich übrigens gleich nachher durch Geld und Güter für das verlorene Ansehen entschädigen, und sanken deshalb bald in Verachtung und Vergessenheit.

Bonaparte umgab sich, noch ehe der Entwurf einer neuen Verfassung fertig war, mit den ausgezeichnetsten Geschäftsmännern

Frankreich's. Er setzte sich dabei, weil er nur auf Brauchbarkeit Rücksicht nahm, über die frühere Partei-Stellung der zu wählenden Leute ganz hinweg, ließ aber dagegen nur solche Männer bei sich zu, welche, auf persönlichen Vortheil und Genuß bedacht und deshalb bereit waren, ihm unbedingt zu dienen. Leute dieser Art konnte er nur in derjenigen Klasse von Menschen finden, welche die Bildung und die Kenntnisse der monarchischen Zeit mit der Geschäftserfahrung der Revolution verbanden. Bonaparte ernannte den sehr gelehrten und mit eisernem Fleiße arbeitenden Maret zum General-Secretär des provisorischen Consulats. Berthier, der als Heerführer wenig bedeutend, als Chef des Generalstabes aber unersetzlich war, erhielt das Kriegs-Ministerium. Die Finanzen, auf die sich Bonaparte selbst vortrefflich verstand, wurden einem Manne anvertraut, der nicht besser hätte gewählt werden können, und deshalb auch unter den schwierigsten Umständen bis 1814 beibehalten wurde. Dieser Mann war der später zum Herzog von Gaëta ernannte Gaudin. Minister des Auswärtigen ward Talleyrand, welcher neben Gaudin und Berthier als eine Hauptstütze von Bonaparte's entstehendem Reiche zu betrachten ist. Doch traute ihm Bonaparte während seines ganzen Lebens ebenso wenig, als dem gleich gewissenlosen Polizei-Minister des Directoriums, Fouché, den er im Amte ließ. Beide Männer wurden von ihm nachher immer wieder gebraucht, der Eine, weil sein diplomatisches Talent unentbehrlich schien, der Andere, weil Bonaparte eine allzuhohe Meinung von seiner Schlauheit und von seinen Verbindungen mit Leuten aller Parteien hatte. Auch der bisherige Justiz-Minister Cambacérès wurde beibehalten. Nicht gut gewählt waren nur der See-Minister, Forfait, und der Minister des Inneren, der Mathematiker und Astronom La Place; sie wurden daher auch bald durch Andere ersetzt.

Obgleich die tüchtigsten Werkzeuge Bonaparte's großentheils Männer der Schreckenszeit waren, so fürchtete er doch mehr die fanatischen Demokraten, als die Terroristen oder die Royalisten. Er näherte sich sogar anfangs den Royalisten, und bewies ihnen große Milde, während er zu gleicher Zeit eine sehr harte Maßregel gegen die demokratischen Fanatiker ergriff. Schon am 13. November (22. Brümaire) wurde nämlich das Geißel-Gesetz (s. S. 475), einige Tage

später das gezwungene Anlehen (s. S. 475 f.) aufgehoben. Bald nachher ließ Bonaparte verhaftete Priester und Emigranten in Freiheit setzen. Dagegen wurde schon am 11. November ein Ächtungs-Decret gegen siebenunddreißig als unverbesserlich bezeichnete Schwärmer der Revolution erlassen, unter denen sich Maignet (s. S. 337), Fournier (s. S. 295) und ähnliche Leute, aber auch der General Jourdan befanden. Diese sollten alle in das ungesunde Guyana deportirt werden. Schon nach wenigen Tagen ward jedoch Jourdan wieder aus der Liste gestrichen, und unmittelbar nachher ernannte ihn Bonaparte sogar zum General-Gouverneur von Piemont. Bald darauf wurde die ganze Maßregel zurückgenommen, und die Geächteten blos unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Selbst dies ward gleich nachher wieder aufgehoben.

Die neue Verfassung wurde mit großer Eile gemacht. Schon am 22. Frimaire (13. December) ward sie von den Consuln unterzeichnet; und bereits elf Tage nachher (24. December), noch ehe die Erklärung des Volkes über Annahme oder Verwerfung derselben eingeholt worden war, erklärte ein besonderes Gesetz, daß sie in Kraft trete. Diese Verfassung ließ den Namen und den Schein der Republik oder, wie Sièyes sich ausdrückte, die blos ideelle Volks-Souverainität bestehen, führte aber in Wirklichkeit die Monarchie ein, welche nur dadurch verdeckt war, daß man die Regierung nicht Einem, sondern drei Männern übertrug. Man gab diesen den Namen Consuln, und ernannte sie auf zehn Jahre, zeichnete aber blos einen von ihnen, der den Titel des ersten Consuls erhielt, als den eigentlichen Regenten aus. Die beiden Anderen erhielten nämlich blos eine berathende Stimme, der erste Consul dagegen hatte die Besetzung der Ämter und die Entscheidnng über Krieg und Frieden. Ihm zur Seite stand ein Staatsrath, dessen Mitglieder von ihm selbst ernannt wurden. Diesen Staatsrath benutzte Bonaparte mit großer Klugheit, um die tüchtigsten Kräfte in jedem Fache für sich selbst zu gebrauchen und das Resultat der in der Revolution entwickelten Intelligenz von ganz Frankreich als seine eigene Weisheit geltend zu machen. Die monarchische Gewalt des ersten Consuls wurde dadurch einigermaßen versteckt, daß man einen Theil der Ämterbesetzung ihm entzog und an eine eigens dafür geschaffene Behörde übertrug. Diese Behörde war der aus achtzig

lebenslänglichen Mitgliedern bestehende Senat, der sich selbst ergänzte, bei jeder Wahl aber auf drei vom ersten Consul vorgeschlagene Männer beschränkt war. Der Senat hatte die Consuln, die Volks-Repräsentanten die Cassations-Richter und die obersten Rechnungsbeamten aus den sogenannten National-Listen zu erwählen. Diese Listen wurden auf folgende Weise gebildet. Das Volk erwählte für ganz Frankreich fünfmalhunderttausend Bürger, welche zu den Gemeindeämtern berechtigt waren. Aus ihnen wurden fünfzigtausend Bürger für die Departemental-Ämter erwählt, sowie aus diesen wieder fünftausend Bürger, welche allein zur National-Repräsentation und zu den höheren Ämtern berechtigt waren. Die Sitzungen des Senats waren nicht öffentlich. Seine Geschäfte waren sehr wenige, und da überdies seine Mitglieder jährlich fünfundzwanzigtausend Francs erhielten, so ward der Senat gleich anfangs zu einer Versammlung von Hofleuten und Pfründnern, später aber zum Werkzeuge jeglicher Despotie.

Die National-Repräsentation und Gesetzgebung bestand aus zwei Kammern, dem Tribunat und dem gesetzgebenden Körper. Beide Kammern, von denen die erste hundert, die zweite dreihundert Mitglieder zählte, wurden jährlich um ein Fünftel erneuert. Keine von Beiden hatte das Recht der Initiative, sondern alle Gesetzvorschläge gingen von der Regierung allein aus. Eine Discussion war nur in dem Tribunat, welches diese Vorschläge zu prüfen hatte, gestattet. Der gesetzgebende Körper hatte blos anzunehmen oder zu verwerfen. Die Öffentlichkeit der Sitzungen war auf zweihundert Zuhörer beschränkt.

In der Constitutions-Acte selbst waren Bonaparte, Cambacérès und Lebrün als Consuln der ersten zehn Jahre bezeichnet. Bonaparte hatte sich die beiden Letzteren zu Collegen auserkoren, weil sie sehr fähige und arbeitssame, aber auch jedes Adels der Seele ermangelnde Männer waren, welche weder nach der ersten Stelle trachten, noch ohne ihn sich auf der zweiten behaupten konnten. Beide waren übrigens Kinder und Anhänger der alten Zeit, obgleich der Eine (Cambacérès) in der Revolution den heftigsten Jakobiner gespielt hatte (s. S. 324 und S. 333), und der Andere (Lebrün) damals ebenso für die herrschenden Ideeen thätig gewesen war, wie er früher seine Feder für die Maßregeln des Kanzlers

Maupeou und des schrecklichen Finanz-Ministers dü Terray gebraucht hatte (s. Th. XVI., S. 407 — 410). Der erste Consul nahm seine Wohnung in den Tuilerieen als dem ehemaligen Königs-Palast. Dort begann er alsbald eine Hofhaltung einzurichten. Diese war freilich anfangs noch einfach; nicht lange nachher aber suchten Bonaparte und seine Gemahlin, die sich jetzt nicht mehr Bürgerin, sondern gnädige Frau (Madame) nannte, das Hofwesen und mit ihm den Ton und die Etikette der Königszeit wiederherzustellen. Dadurch entstand dann eine sonderbare Mischung des Alten und Neuen.

Von dem Grundsatze des Versöhnens und Vermischens der Parteien ausgehend, rief Bonaparte von den am 18. Fructidor Verbannten alle diejenigen zurück, denen er zutraute, daß sie dem Vaterlande nützlich, seinen eigenen Zwecken aber nicht hinderlich sein würden. Auch Carnot durfte zurückkehren. Dieser ward am 2. April 1800 sogar Kriegs-Minister an Berthier's Stelle, welcher damals beim Heere unentbehrlich war. Nur für Pichegrü und andere unverbesserliche Anhänger der Bourbons blieb Frankreich verschlossen. Auch die beiden Festtage, welche zur Feier der Vernichtung des Königthums eingeführt worden waren, der 10. August und der 21. Januar, wurden abgeschafft. Dagegen behielt Bonaparte zwei andere National-Feste, das des 14. Juli und das des 22. September, des Scheines wegen einstweilen bei. Die Presse wurde vermittelst eines Decretes in Fesseln gelegt. Es ward nämlich die Zahl der politischen Journale auf dreizehn beschränkt, und auch diese wurden für den Fall, daß sie sich feindlich zeigten, mit der Unterdrückung bedroht. Durch alles dies wurden freilich die so leicht erregbaren Franzosen getäuscht; dagegen war aber doch Bonaparte's Herrschaft in mehrfacher Hinsicht volksthümlich. Bonaparte versagte nämlich ebenso dem Beamten- und Kasten-Geiste, wie der bloßen Theorie jeden Einfluß auf die Verwaltung und Regierung. Er gab ferner dem Ganzen eine solche Einrichtung, daß jedes Talent seinen Wirkungskreis fand. Er suchte endlich das Volk durch materielle Vortheile im Inneren und durch politische und kriegerische Überlegenheit über das Ausland zu entschädigen.

In Hinsicht auf das Letztere nahm Bonaparte gleich nach dem Antritte des Consulats die Miene der Friedensliebe an, und that zwei Schritte, durch die er sich, gerade weil sie erfolglos waren,

den Beifall des nationalstolzen und kriegerischen französischen Volkes bei seinen Kriegsunternehmungen sicherte. Er bot dem König Georg III. von England in einem freundlich abgefaßten, blos auf die Franzosen berechneten Privat-Briefe den Frieden an, obgleich er recht gut wußte, daß in England nicht der Regent, sondern nur die Minister mit dem Auslande unterhandeln dürfen, und daß die Engländer sich mit einer eben erst entstandenen Regierung nicht einlassen könnten. Die kalte und in gewisser Hinsicht brutale Antwort, mit welcher der englische Minister Grenville Bonaparte's Brief beantwortete, mußte den Stolz der Franzosen kränken, ihren National-Haß neu wecken und folglich den bevorstehenden Krieg populär machen. Eben dieselbe Wirkung hatten die Friedensvorschläge, welche Bonaparte dem östreichischen Kabinet that. Diese hatten um so weniger angenommen werden können, da Bonaparte die Herausgabe aller 1799 gemachten Eroberungen verlangt hatte.

Unter den Royalisten wußte Bonaparte, welcher in Frankreich Ruhe haben wollte und der Truppen gegen das Ausland bedurfte, die Meinung zu verbreiten, als wenn durch ihn die alte Kirche und der alte Staat wiederhergestellt werden würden. Die royalistische Partei hatte sich schon zur Zeit des Directoriums in der Vendée und Bretagne wieder erhoben, und regte sich auch in anderen Gegenden. Bonaparte war deshalb genöthigt, in mehreren Departements die Verfassung zu suspendiren und ein Heer gegen die Rebellen zu schicken. Zu gleicher Zeit ließ er die royalistische Partei durch ein von ihm angeordnetes summarisches Gerichtsverfahren einschüchtern. Diese Maßregeln hatten die beabsichtigte Wirkung. Ein Theil der royalistischen Anführer, unter ihnen besonders der Pfarrer Bernier und der nachherige Marschall Bourmont, unterwarfen sich nicht nur, sondern sie bewogen auch den Adel und die Geistlichkeit der Vendée und der Bretagne zu dem gleichen Schritte. Selbst Leute wie der herkulische Georges Cadoudal und der unerschrockene Sol de Grisolles, welche von den ausgewanderten Prinzen unzertrennlich waren, sahen sich dadurch zur Aussöhnung mit dem Consulat genöthigt (Januar und Februar 1800). Hierauf ward eine Amnestie verkündigt und die Suspension der Verfassung wieder aufgehoben.

Bonaparte gerieth gegenüber den Royalisten in eine sonderbare Stellung. Diese haßten ihn, schmiedeten Kabalen und Intriguen, und nahmen endlich gar zu Mordanschlägen ihre Zuflucht, weil Bonaparte nicht so thöricht war, die Bourbons und mit ihnen das alte System wiederherzustellen. Andererseits fühlten sich Bonaparte's Gemahlin, sein Bruder Joseph und seine tüchtigsten Diener unwiderstehlich zu den alten Sitten, Moden und Unterhaltungen hingezogen. Bonaparte selbst blieb zwar am längsten einfach, natürlich und gerade; aber auch er ließ sich von einem Geschlechte, das sich immer wieder den abgestorbenen leeren Formen zuwandte, nach und nach zu denselben hinleiten. Sobald er diese Richtung nahm, oder mit anderen Worten sobald er sich dem Streben hingab, nicht eine dem Geiste der Zeit entsprechende neue Ordnung der Dinge zu schaffen, sondern das Alte wiederherzustellen und mit dem Neuen zu verschmelzen, mußte er auch die Menschen der alten Zeit wieder hervorziehen. Die Emigranten wurden also größtentheils von der Verbannungsliste ausgestrichen, und diese selbst für geschlossen erklärt. Die Zurückgekehrten erhielten nicht nur die noch unverkauften Güter zurück, sondern sie wurden auch an dem neuen Hofe gern gesehen. Sie fühlten sich jedoch in der gemischten oder auch ganz bürgerlichen Gesellschaft unbehaglich, spotteten über den sich bildenden neuen Hof und seine Etikette, und stifteten mit dem Gelde, welches Pitt und die Tories hergaben, eine Verschwörung nach der anderen an.

In der Verwaltung, den Finanzen und dem Gerichtswesen ward unter Bonaparte's eigener Aufsicht vom ersten Anfange an Alles vortrefflich geordnet. Er hatte dabei den doppelten Vortheil, daß ihm die tüchtigsten Geschäftsmänner zu Gebote standen, und daß die Revolution eine ganze Masse der weisesten Gesetze und Anordnungen erzeugt hatte, aus denen man nur das Beste auszuwählen brauchte. In der Verwaltung ward schon damals im Stillen der Grund gelegt, auf welchen Bonaparte nachher seine Despotie gründete. Dies geschah am 17. Februar 1800 durch die Einführung der Präfecturen und durch den an sie geknüpften Mechanismus der Verwaltung. Die ganze Administration wurde nämlich gleich anfangs so eingerichtet, daß alle Fäden des bürgerlichen Lebens in Hände gebracht wurden, welche sich oben in einer einzigen Hand

vereinigten und jeden Bürger zu einem Werkzeuge des Despotismus machten. Auf diese Weise kam Frankreich wieder unter die alten Intendanten; nur hatten Bonaparte's Intendanten andere Titel, als die königlichen, sonst waren sie, wie diese, bloße Creaturen der Regierung. Jedem Departement ward ein Präfect, ein Präfectur-Rath und ein großer Rath, jedem District oder Arrondissement (s. S. 197) ein Unter-Präfect mit einem Rathe vorgesetzt. Die Präfecten, die Mitglieder der verschiedenen Räthe und die Maires aller Städte von mehr als fünftausend Einwohnern wurden fortan ebenso, wie die Polizei-Commissäre, vom ersten Consul, die Maires und Municipalitäts-Mitglieder kleinerer Städte aber von den Präfecten ernannt.

7. Das Ende des zweiten Coalitions-Krieges und der Frieden von Lüneville.

Für den Krieg traf Bonaparte, sobald er eine neue Ordnung in Frankreich begründet hatte, alle nöthigen Anordnungen. Er verstärkte das Heer vermittelst der 1798 eingeführten Conscription. Er vereinigte eine große Zahl von Soldaten und Officieren, die er auf seinen Feldzügen erprobt hatte, zu der sogenannten Consulargarde. Diese bildete den Kern und die Reserve des Heeres, und wurde später immer wieder durch neue Bataillons von Tapferen verstärkt. Bonaparte bewog ferner durch Mittel verschiedener Art die ausgetretenen Militär-Personen, wieder Dienste zu nehmen. Sogar Jourdan und Bernadotte thaten dies, und redeten nicht mehr von Republik. Auch viele Civil-Personen traten als Freiwillige in das Heer ein, um den Ruhm und die Vortheile der Siege zu theilen, die man von Bonaparte mit Sicherheit erwartete. Bonaparte's Plan war, an der Spitze eines Heeres plötzlich in Italien einzubrechen und dort den Hauptstreich zu führen, während zugleich die Rhein-Armee unter Moreau in Deutschland vordringe. Diesen Plan hielt er sorgfältig verborgen. Die Feinde konnten denselben um so weniger errathen, da die Constitution, um die sich freilich Bonaparte wenig bekümmerte, dem ersten Consul ausdrücklich verbot, über die Grenze zu gehen. Auch ward Europa durch die Art, wie Bonaparte die Truppen in Frankreich aufstellte, und durch den

Lärm, den man von der sogenannten Reserve-Armee bei Dijon machte, absichtlich getäuscht. Diese Armee, welche allgemein für das Hauptheer gehalten wurde, bestand nur aus dem kleinsten und schlechtesten Theile der nach Italien bestimmten Truppen; das Hauptheer lag am Genfer See und an der Rhone. Außerdem waren die Truppen so vertheilt, daß man nicht entscheiden konnte, welcher Theil nach Deutschland, welcher nach Italien bestimmt sei. Den Oberbefehl führte dem Namen nach Berthier; Bonaparte selbst aber übernahm das Commando, sobald die Truppen im Mai sich in Bewegung setzten. Außer diesem Heere stand noch ein zweites unter Süchet an dem Var, sowie ein Drittes unter Massena in und um Genua.

Auf Seiten der Östreicher ging es, gegenüber den Anstalten Bonaparte's, wieder ebenso, wie früher. Der Erzherzog Karl und sogar die Kaiserin erhoben sich zwar gegen Thugut und seinen Hofkriegsrath, weil sie endlich einsahen, daß alle Anstrengungen im Felde fruchtlos wären, so lange Leute dieser Art das Heft in den Händen hätten. Allein Thugut behauptete sich mit Hülfe der Engländer, und der Erzherzog mußte sein Commando in Deutschland an Kray abgeben, der übrigens ein tapferer und erfahrener Führer war. In Italien behielt der alte Melas den Oberbefehl. Diesem drang man wider seinen Willen einen Feldzugs-Plan auf, welcher von den Bourbons nach dem Rathe des aus der Haft entflohenen Generals Willot entworfen und von Lord Keith, dem Admiral der vor Genua liegenden englischen Flotte, gebilligt worden war. Anstatt nämlich, wie Melas wollte, so schnell als möglich Genua zu erobern und dann im nördlichen Italien den Franzosen zuvorzukommen, sollte Melas in Verbindung mit Keith einen Aufstand in der Provence unterstützen, der nach Willot's Versicherung gewiß losbrechen werde. Melas durfte deshalb die Alpenpässe nur schwach besetzen, und mußte sein Heer in zwei Theile trennen. Mit dem einen begann Ott die Belagerung von Genua, die sich dann so lange hinzog, bis Bonaparte in Italien erschienen war. Mit der Haupt-Armee aber mußte Melas sich gegen den in der Provence stehenden Süchet wenden und noch dazu, damit Keith ihn unterstützen könne, dicht an der Meeresküste herziehen. Günstiger konnte für Bonaparte nichts sein, als daß, gerade als er vom Genfer-See aus über die Alpen zog, das Haupt-

heer der Östreicher sich im äußersten Süden von Ober-Italien befand.

In Deutschland hatten die Franzosen noch die meisten festen Punkte des rechten Rhein-Ufers besetzt. Auch die Schweiz war in ihrer Gewalt mit alleiniger Ausnahme von Graubündten, welches die Östreicher noch inne hatten. Ende April setzte Moreau zwischen Basel und Kehl über den Rhein, und täuschte dann durch eine plötzliche Wendung den östreichischen Oberfeldherrn. Dieser mußte am 3. Mai bei Engen unter ungünstigen Umständen ein Treffen liefern, und ward ungeachtet der Tapferkeit seiner Truppen mit schwerem Verluste zurückgedrängt. Schon zwei Tage nachher wurde er bei Möskirch wieder zu einem Treffen gezwungen, und mußte, obgleich er keinen bedeutenden Verlust erlitt, das Schlachtfeld räumen. Er zog sich in ein befestigtes Lager bei Ulm zurück, verlor aber unterwegs noch viele Leute. Bei Ulm wurde nachher zwischen Moreau und Kray bis Mitte Juni kunstmäßig gestritten, ohne daß der Letztere sich zu einem Treffen oder zum Rückzuge bewegen ließ. Endlich gelang es den Franzosen, unterhalb Ulm über die Donau zu setzen; und dies führte unweit Höchstädt in derselben Gegend, in welcher einst Eugen und Marlbourough glänzend gesiegt hatten (s. Th. XVI., S. 16), ein entschiedenes Treffen herbei. Kray wurde, nachdem er drei Tage hinter einander (17. bis 19. Juni) den Kampf erneut hatte, geschlagen, und erlitt nicht allein einen beträchtlichen Verlust, sondern er mußte auch, was noch wichtiger war, seine Stellung an der Donau verlassen und die dort befindlichen Magazine preisgeben. Anstatt, wie jedermann erwartete, noch einmal eine entscheidende Schlacht zu liefern, wich er hinter die Isar zurück, und wurde dann von Moreau noch bis über den Inn hinaus gedrängt. Dadurch erlangte Moreau die Möglichkeit, sich über Vor-Arlberg mit der italiänischen Armee in Verbindung zu setzen; denn die Östreicher mußten jetzt auch ihr befestigtes Lager bei Feldkirch, das sie lange tapfer vertheidigt hatten, nebst ganz Graubündten räumen. Erst dann verstand sich Moreau zu einem Waffenstillstande. Dieser wurde am 15. Juli zu Parsdorf bei München zwischen ihm und den östreichischen Bevollmächtigten Dietrichstein und Lahori geschlossen.

In Italien war unterdessen der Ausgang des ganzen Krieges und mit ihm das Schicksal von Mittel-Europa entschieden worden.

Bonaparte war am 6. Mai, nachdem er noch kurz vorher die sämmtlichen Präfecten und zugleich das ganze übrige Personal der von der Regierung abhängigen Beamten ernannt hatte, zu den Truppen am Genfer See abgereist, um mit ihnen über den großen St. Bernhard in Italien einzubrechen. Die von ihm über diesen Paß geführten Truppen bestanden nur aus einem kleinen Theile des für den italiänischen Feldzug bestimmten Heeres. Die Hauptmasse zog gleichzeitig unter Moncey und anderen Generalen über den St. Gotthard, den Simplon, den kleinen St. Bernhard, den Mont Cenis und den Mont Genevre. Schon aus diesem Grunde sind die unmäßigen Lobpreisungen lächerlich, mit welchen die Franzosen ihren Götzen Bonaparte wegen seines Marsches über den großen St. Bernhard überschüttet haben. Sogar dem Zuge Hannibal's durch das von wilden Galliern bewohnte Alpen-Gebirge (s. Th. III., S. 374) hat man die Schwierigkeiten, welche Bonaparte's Heer während dreier Tage an und auf dem St. Bernhard zu überwinden hatte, an die Seite gesetzt, ohne zu bedenken, daß Bonaparte über alle Hülfsmittel Frankreich's und der Schweiz gebot, daß ganze Schaaren enthusiastischer Walliser und Italiäner ihm den Weg bahnen halfen, und daß schon lange vorher die Mönche des Bernhard-Hospizes Geld zur Anschaffung von Vorräthen erhalten hatten. Bonaparte's Alpen-Übergang läßt sich nicht einmal mit Suwarow's Marsch durch den östlichen Theil der Schweizer Alpen vergleichen, zumal da Bonaparte dabei nicht, wie Suwarow, einen nahen Feind zu fürchten hatte. Auch ist der schnelle und glänzende Erfolg von Bonaparte's Zug hauptsächlich den Fehlern der östreichischen Heerführer zuzuschreiben. Nichtsdestoweniger bleibt der Marsch der Franzosen über den Bernhard-Paß, das Ersteigen des mit Schnee und Eis bedeckten Berges und das Hinabsteigen in das Thal von Aosta bewunderungswürdig. Übrigens wurde der Übergang von Martigny an bis nach Aosta in der Zeit vom 17. bis zum 21. Mai gemacht. Der schwierigste Theil des ganzen Zuges war der Marsch durch das Ende des Thales von Aosta, weil dieses durch das Fort Bard gesperrt war, dessen Kanonen den Ausgang beherrschten. Schon Lannes, welcher vorausgezogen war, hatte dort mit großem Verluste zurückweichen müssen. Bonaparte gerieth in Gefahr, in einem Thale zurückgehalten zu werden, in welchem seine Truppen keinen

Unterhalt gefunden haben würden. Er half sich damit, daß er durch seine Soldaten einen Weg über den Berg Albaredo bahnen ließ und auf diesem das Fort umging. Nur das Gepäck und die Artillerie mußten auf der gewöhnlichen Straße fortgeschafft werden. Dies geschah, nicht ohne Verlust, in der Stille der Nacht.

Ehe Bonaparte auf dem Boden Italien's angelangt war, hatte Melas Nizza besetzt, Süchet und Massena von einander getrennt und durch Ott die Belagerung von Genua beginnen lassen. Auf die Nachricht von dem Aufbruche des französischen Heeres war er am 24. Mai nach Turin marschirt. Anstatt aber mit seiner ganzen Macht aufzubrechen, hatte er nur die Hälfte derselben mitgenommen. Die andere Hälfte rief er erst dann herbei, als er erfuhr, daß Bonaparte selbst in Italien eingerückt sei. Ob Melas, wie man behauptet, nichts von den ungeheueren Anstalten wußte, welche die Franzosen seit Monaten zum Übergange über die Alpen gemacht hatten, wollen wir nicht untersuchen; daß er sich viel zu spät in Bewegung setzte, ist ausgemacht. Als Ott von ihm den Befehl erhielt, die Belagerung von Genua aufzuheben und zu seiner Verstärkung herbeizueilen, war die Besatzung jener Stadt gerade im Begriffe, zu capituliren. Dadurch ward Ott noch länger aufgehalten und sein Marsch nach Piemont verzögert. Massena und Soult hatten Genua mit einer Hartnäckigkeit vertheidigt, wegen deren sie von ihren Landsleuten als große Feldherren gepriesen werden; sie hatten aber, unmenschlich wie sie waren, viele Tausende ihrer Soldaten und der Einwohner den Hungertod sterben lassen, blos um Genua einige Tage länger zu behaupten. Als sie am 4. Juni capitulirten, waren von ihrem Heere nur noch achttausend Mann übrig, und diese glichen ebenso vielen Knochengerippen; von den Einwohnern sollen sogar, was übertrieben sein mag, zwanzigtausend dem Hunger erlegen sein.

Die Franzosen rückten vom Fuße der Alpen her rasch voran. Schon am 2. Juni traf Bonaparte in Mailand ein, wo er mit unbegrenztem Jubel empfangen wurde, und zwar die Wiederherstellung der cisalpinischen Republik verkündigte, aber doch eine blos provisorische Verwaltung einsetzte. Schon nach wenigen Tagen brach er wieder auf, um Melas aufzusuchen, welcher in die Gegend von Alessandria herabgezogen war und dort den General Ott erwartete. Der Letztere marschirte mit einer solchen Eile heran, daß er einen vier-

tägigen Weg in zwei Tagen zurücklegte; er beging aber, als er in der Gegend von Montebello auf das von Lannes commandirte Corps stieß, den großen Fehler, daß er dort am 9. Juni ein Treffen annahm, ohne zu wissen, ob Melas ihm ebenso zu Hülfe kommen werde, wie Lannes von Bonaparte während des ganzen Kampfes mit frischen Truppen verstärkt ward. Er wurde daher zurück getrieben, nicht aber, wie die französischen Rhetoren sagen, total geschlagen. Auch verloren die Franzosen eben so viele Leute, wie er. Bonaparte wurde gleich darauf in noch weit größerem Maße vom Glücke begünstigt. Als nämlich Melas am 14. Juni mit Bonaparte bei Marengo zusamentraf, war gerade zwei Tage vorher General Desaix aus Egypten angekommen, dessen Gegenwart sehr viel zum Siege beitrug. In der Schlacht bei Marengo siegten anfangs die Östreicher auf allen Punkten; als aber der fast achtzigjährige Melas, von der Anstrengung erschöpft und des Sieges gewiß, das Schlachtfeld verlassen hatte, übersah sein Stellvertreter Zach, daß Marmont's Artillerie in den östreichischen Grenadier-Regimentern Lücken machte, in die sich gleich nachher Desaix mit der Infanterie stürzte. Außerdem ward Zach von seinem wilden Pferde fortgerissen, dadurch von den Seinigen getrennt, und dann sogar gefangen genommen. Die glückliche Wendung, welche Desaix dem Kampfe gab, wurde gleich darauf von Kellermann, dem Sohne des sogenannten Siegers von Valmy, durch einen aus eigenem Antriebe unternommenen Cavallerie-Angriff mit so großem Erfolge unterstützt, daß die Östreicher eine völlige Niederlage erlitten. Sie mußten, nachdem der dritte Theil von ihnen gefallen war, in Unordnung das Schlachtfeld räumen. Doch hatte auch Bonaparte den vierten Theil seines Heeres verloren, und unter den auf seiner Seite Gebliebenen befand sich Desaix, einer der wenigen edeln Männer unter Bonaparte's Generalen und Freunden.

Ebenso glücklich, als auf dem Schlachtfelde, war Bonaparte unmittelbar darauf im Kabinet; denn er erfocht durch seine und seiner Leute Gewandtheit und durch die Unfähigkeit und Rathlosigkeit der östreichischen Generale einen noch weit vortheilhafteren diplomatischen Sieg. Obgleich nämlich Melas sich nach der Schlacht in einer bedenklichen Lage befand, so war diese doch keineswegs verzweifelt, zumal da Bonaparte bei Marengo ebenfalls viele Leute verloren

hatte, und keine einzige befestigte Stadt, nicht einmal die Citadelle von Mailand, in seiner Gewalt war. Der östreichische Feldherr und seine Rathgeber verloren aber so sehr alle Besinnung, daß sie, anstatt einen kühnen Entschluß zu fassen, schon am Tage nach der Schlacht um einen Waffenstillstand baten. Diese Muthlosigkeit benutzte Bonaparte, um sich von Melas und seinem diplomatischen Beistande, dem Grafen St. Jülien, Forderungen zugestehen zu lassen, durch welche Östreich außer Stand gesetzt wurde, den Krieg mit Erfolg wieder zu beginnen. Er bediente sich dazu des gefangenen Generals Zach, den er an Melas schickte, nachdem er ihn vorher mit seiner gewohnten Kunst für sich und seine Ansichten zu gewinnen gewußt hatte. Auf diese Weise ward der alte Melas am 16. Juni dazu gebracht, den fast unbegreiflichen Waffenstillstands-Vertrag von Alessandria abzuschließen. Die Östreicher mußten sich in Folge desselben bis an den Mincio zurückziehen, und den Franzosen nicht nur Tortona, Alessandria, die Citadellen von Mailand und Turin, Piacenza, Genua und andere Festungen sogleich einräumen, sondern auch zweitausend Kanonen und zwanzigtausend Centner Pulver überliefern.

Nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes überbrachte St. Jülien die von Bonaparte angebotenen Friedensbedingungen nach Wien. Hier wurde, gerade als er ankam, ein neuer Vertrag mit England unterzeichnet, welcher dem Kaiser gegen eine Subsidie von vierundzwanzig Millionen Gulden die Verpflichtung auferlegte, sich ohne England's Theilnahme in keine Friedensverhandlungen einzulassen. Dessenungeachtet nahm Thugut, um Zeit zu gewinnen, die Miene an, als wenn er mit Frankreich Frieden schließen wolle, und schickte die Grafen St. Jülien und Neipperg als Unterhändler nach Paris. Er hatte gerade diese Männer gewählt, weil er Unterhändler brauchte, die sich später gefallen ließen, daß man sie der Überschreitung ihrer Vollmachten beschuldigte. St. Jülien und Neipperg brachten im Juli einen Präliminar-Vertrag zu Stande; dieser wurde aber unter dem Vorwande, daß die Unterhändler gegen ihre Vollmacht gehandelt hätten, verworfen und die beiden Grafen zum Scheine bestraft. Bonaparte kündigte, als das Wiener Kabinet die Präliminarien verworfen und sogar den von ihm nach Wien gesandten Unterhändler (Düroc) an der Grenze zurückgewiesen hatte,

nicht sogleich den Waffenstillstand auf. Es lag ihm nämlich Alles daran, das von den Engländern belagerte Malta, welches bald nachher (5. September) fiel, zu retten und Verstärkungen nach Egypten zu schicken; Beides erforderte aber die Einstellung der Feindseligkeiten zur See und folglich die Abschließung eines Waffenstillstandes oder Friedens mit England. Er wartete daher, bis die Engländer erklärt hätten, ob sie gemeinschaftlich mit Östreich Unterhandlungen anknüpfen wollten. Die englischen Minister gingen anfangs auf die Sache ein; sie wollten aber in dem zu schließenden Waffenstillstande gerade Malta und Egypten ausgenommen haben, und zogen sich bald nachher ganz zurück.

Mittlerweile hatte Kaiser Franz, um Bonaparte zu besänftigen, an Thugut's Stelle den Halb-Franzosen Ludwig Cobenzl und, als dieser gleich nachher zu neuen Unterhandlungen mit Frankreich nach Lüneville abgeschickt wurde, einen zweiten Thugut, den Grafen Lehrbach, gesetzt. Die Dinge gingen in Wien ihren alten Gang, zumal da nicht nur Thugut seinen ganzen Einfluß behielt, sondern auch die neapolitanische Königin, von Nelson und der Lady Hamilton begleitet, dahin kam. Die Planmacher des Hof-Kriegsrathes brachten das Heerwesen in einen solchen Zustand, daß Muthlosigkeit und Unzufriedenheit sich der Truppen bemächtigten. Man verstärkte das Heer nur mit Rekruten, und entließ den wackeren Kray nebst dreißig anderen Ober-Officieren. Ferner wollten Thugut und seine Genossen zwar den Erzherzog Karl an die Spitze des Heeres stellen; dieser lehnte es aber ab, weil man ihm zumuthete, sich den Einfällen des Hof-Kriegsrathes zu fügen. Endlich übertrug man das Commando gar einem ganz jungen Prinzen, dem neunzehnjährigen Erzherzog Johann, dem der Feldzeugmeister Lauer als Mentor zur Seite gesetzt wurde. Dies Alles geschah zu derselben Zeit, als Bonaparte den Waffenstillstand benutzte, um nicht nur Moreau's Heer zu verstärken, sondern auch eine zweite Armee unter Augereau in Deutschland aufzustellen. Als daher im September der Waffenstillstand aufgekündigt wurde, mußte man östreichischer Seits um eine Verlängerung desselben bitten, und diese damit erkaufen, daß die Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt sammt ihren reichen Vorräthen den Franzosen überliefert wurden, welche dann dieselben schleiften.

Sobald der neue Termin der Waffenruhe abgelaufen war, begann der Krieg wieder. Der Hauptschlag sollte diesmal in Deutschland geschehen, die italiänische Armee aber, deren Führer Massena war, nur eine Nebenrolle spielen. Moreau hatte deshalb nicht blos bedeutende Verstärkungen, sondern auch Generale von großem Rufe und Ansehen, wie Lecourbe, Grouchy, Ney, Richepanse und Souham, als Unterbefehlshaber erhalten. Außerdem war, als der Krieg begann, bereits Augereau mit einem französisch-holländischen Heere in der Gegend von Mainz angekommen. Die Verbindung mit Italien aber unterhielt der in Graubündten stehende Macdonald. Augereau eröffnete am 24. November den Feldzug damit, daß er über Aschaffenburg gegen Franken hin vordrang. Einige Tage später setzte sich auch Moreau nach dem Inn zu in Bewegung. Die Östreicher selbst verhalfen ihren Feinden gleich anfangs zum Siege; denn der Hof-Kriegsrath hatte nicht nur gewohnter Weise den Feldzugs-Plan entworfen, sondern auch an die Spitze der Truppen Männer gestellt, welche nicht im Stande waren, diesen Plan den wechselnden Umständen gemäß abzuändern. Außerdem wurde von Wien der ausdrückliche Befehl gesandt, sobald als möglich eine Hauptschlacht zu liefern; und die Rathgeber des jungen Prinzen, welcher an der Spitze des Heeres stand, entschlossen sich um so leichter dazu, da sie durch einen bei Ampfing errungenen Vortheil dreist gemacht worden waren. Dies benutzte Moreau, um die Östreicher in die Ebene von Hohenlinden (bei München) zu locken und dort am 3. December vollständig zu schlagen. Wenige Kriegsthaten der Franzosen waren glänzender, als der von Moreau bei Hohenlinden erfochtene Sieg, zu welchem freilich auch die schlechten Anordnungen der feindlichen Heerführer das Ihrige beitrugen. Die Östreicher verloren bei Hohenlinden allein an Gefangenen elftausend Mann, und mußten nicht weniger als hundert Kanonen den Franzosen überlassen. Moreau benutzte seinen Sieg, indem er das geschlagene Heer, welches auf dem Rückzuge fortwährend neue Verluste erlitt, unaufhaltsam verfolgte, und bis vierundzwanzig Stunden von Wien vordrang.

Jetzt endlich wurden Thugut und Lehrbach von der Leitung der Geschäfte entfernt, und Erzherzog Karl übernahm das Commando. Dieser erklärte jedoch sogleich, daß der Hof-Kriegsrath

Östreich in eine Lage gebracht habe, aus welcher es nur durch Frieden, nicht durch Krieg gerettet werden könne. Er schloß daher schon am 25. December einen neuen Waffenstillstand ab. In diesem zu Steier unterzeichneten Waffenstillstands-Vertrage mußte Östreich Bedingungen eingehen, welche Bonaparte in den Stand setzten, alle Artikel des demnächst folgenden Friedens vorzuschreiben. Es wurden nämlich nicht nur Franken, Baiern und Ober-Östreich den Erpressungen der Franzosen preisgegeben, sondern diese erhielten auch Würzburg, Braunau, Kuffstein und andere feste Plätze, und man mußte ihnen außerdem alle Wege und Päſſe eröffnen, durch welche sie über Kärnthen und Steiermark die Verbindung mit der italiänischen Armee herstellen konnten.

In Italien war noch vor dem Wiederbeginne des Krieges Massena durch Brüne ersetzt worden. Bonaparte hatte den Ersteren abberufen, weil derselbe das Rauben und Tyrannisiren wieder so weit getrieben hatte, daß sich, wie früher in Rom (s. S. 439 f.), sogar die Disciplin des Heeres auflöste. Brüne hatte noch während des Waffenstillstandes Toscana besetzt, weil man in diesem Lande ein Aufgebot in Masse gemacht hatte, welches verbunden mit neapolitanischen und englischen Truppen, die zu Livorno landen sollten, im Rücken des französischen Heeres hätte gefährlich werden können. Als nachher der Waffenstillstand aufgekündigt wurde, stand Brüne an der Nordgrenze von Italien einem starken östreichischen Heere unter Bellegarde gegenüber, welches von dem in Tyrol commandirenden General Hiller fortwährend Verstärkungen erhielt. Brüne suchte vom Mincio aus in das Venetianische vorzudringen; und Macdonald und Moncey erhielten, um ihm dies möglich zu machen, den Befehl, der Eine von Graubündten, der Andere von Peschiera aus durch einen Theil der Alpen zu marschiren. Diese im December unternommenen Märsche, besonders Macdonald's Zug von Graubündten ins Val Camonica und von da über den Tonale an die Etsch, erhöhten allerdings den Ruhm des französischen Heeres, weil sie unter den schwierigsten Umständen in unwegsamen Gegenden gemacht werden mußten; sie würden aber trotz der vielen Opfer an Menschen, die sie kosteten, ganz nutzlos gewesen sein, wenn nicht mittlerweile Moreau in Deutschland gesiegt und die Verbindung mit Italien hergestellt hätte. Macdonald und Moncey erreichten übri-

gens Beide ihr Ziel, und Brüne drang im Januar 1801 bis nach Treviso vor. Hier nahm er den ihm gemachten Antrag auf einen Waffenstillstand an. Dieser wurde am 16. Januar zu Treviso abgeschlossen, und verschaffte den Franzosen den Besitz mehrerer bedeutenden Festungen. Da jedoch Mantua in den Händen der Östreicher blieb, so versagte Bonaparte diesem Waffenstillstande die Bestätigung. Er erlangte nachher in Lüneville, wo über einen Frieden unterhandelt wurde, neben anderen harten Zugeständnissen auch die sofortige Übergabe von Mantua.

In Lüneville war nämlich am 1. Januar 1801 ein Friedens-Kongreß eröffnet worden, auf welchem Joseph Bonaparte als französischer, Cobenzl als östreichischer Bevollmächtigter auftraten. Da Östreich sich von England getrennt hatte, und von Rußland und Preußen verlassen war, so mußte es die Bedingungen annehmen, welche Frankreich ihm vorschrieb. Schon am 9. Februar wurde daher einer der folgenreichsten Friedensschlüsse der neuesten Zeit unterzeichnet. In diesem Lüneviller Frieden, welchem der Vertrag von Campo Formio zu Grunde gelegt war, gab der Kaiser Italien und Deutschland den Franzosen völlig preis. Ja, er ging sogar für das deutsche Reich Bedingungen ein, zu denen er ohne Zustimmung des Reichstages gar nicht berechtigt war. Es sollte nämlich erstens nicht nur, wie schon in Campo Formio ausgemacht worden war, der Herzog von Modena, sondern auch der Großherzog von Toscana, dessen Land um Spanien's willen dem Herzoge von Parma bestimmt ward, in Deutschland entschädigt werden. Zweitens sollten die bisher auf dem linken Rhein-Ufer begüterten Fürsten und neben ihnen alle diejenigen, die man begünstigen wollte, mit der Habe derer entschädigt oder begünstigt werden, welche keinen Schützer unter den großen Mächten hatten. Dem Reichstage ward nur die Entschädigungsvertheilung vorbehalten; von ihm konnte diese aber wie man recht gut wußte, ohne einen Machtspruch von außen nicht zu Ende gebracht werden. Der Reichstag nahm übrigens die ihm aufgezwungenen Bedingungen schon am 7. März förmlich an.

Was Parma betrifft, dessen Schicksal der Frieden von Lüneville in Bonaparte's Hand legte, so wurde der Herzog dieses Landes als naher Verwandter des spanischen Königs bis zu seinem 1802 erfolgten Tode im Besitze desselben gelassen; dann wurde Parma mit

Frankreich vereinigt. Dagegen entschädigte Bonaparte den Erbprinzen Ludwig von Parma, der zugleich Vetter und Schwiegersohn des spanischen Königs war, dadurch, daß er ihn unter dem Namen eines Königs von Etrurien in Toscana einsetzte. Er benutzte aber zugleich diese Gelegenheit, um ihn nach Paris einzuladen, damit dort unter dem Scheine eines glänzenden Empfanges den Franzosen ein Bourbon als Schützling ihres ersten Consuls zur Schau vorgeführt werde.

Druckfehler:

Bd. XVI. S. 16. Z. 10. l. 1704 st. 1705.

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.

Schlosser, Friedrich Christoph,

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk

Bd.: 17

Frankfurt a. M. 1855